

**Peter Mosser**

**Helga Dill**

**Gerhard Hackenschmied**

**Florian Straus**

# **Heimkinder zwischen 1949 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung)**

## **Bericht der Evaluation**



**IPP-Arbeitspapiere Nr. 13. München: IPP. ISSN 1614-3159.**

Impressum:

Mosser, P., Dill, H., Hackenschmied, G. & Straus, F. (2018). Heimkindheiten zwischen 1949 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung). IPP-Arbeitspapiere Nr. 13. München: IPP. ISSN 1614-3159.

Die Arbeitspapiere werden herausgegeben vom Institut für Praxisforschung und Projektberatung IPP München, Ringseisstr.8, 80337 München. Sie erscheinen in unregelmäßigen Abständen und sind online abrufbar unter [www.ipp-muenchen.de](http://www.ipp-muenchen.de)

# **Heimkinder zwischen 1949 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung)**

**Dr. Peter Mosser – Helga Dill – Gerhard Hackenschmied – Dr. Florian Straus**

Unter Mitarbeit von Elisabeth Helming und Dr. Johanna Beyer

Auftraggeber der vorliegenden Studie ist das Zentrum Bayern Familie und Soziales – Bayerisches Landesjugendamt (ZBFS – BLJA).

Finanziert wurde die Studie aus Mitteln des Fonds Heimerziehung.

## Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung .....</b>	<b>7</b>
<b>2</b>	<b>Der Forschungskontext – forschungstheoretische und forschungspraktische Zugänge</b>	<b>10</b>
2.1	Auftragsvergabe und Ziele der Studie.....	10
2.2	Erkenntnisinteressen und Motivationslagen .....	11
2.3	Das Forschungsdesign, konzeptionelle und methodische Herangehensweise .....	13
2.4	Die quantitative Untersuchung.....	16
2.5	Die Qualitative Untersuchung.....	19
<b>3</b>	<b>Der Fonds Heimerziehung .....</b>	<b>23</b>
3.1	Der lange Weg bis zum Runden Tisch Heimerziehung (RTH) in den 50er und 60er Jahren .....	23
3.1.1	Kein Neustart der Heim- und Fürsorgeerziehung bei der Gründung der Bundesrepublik Deutschland .....	23
3.1.2	Der lange Kampf um Reformen in der Heim-/Fürsorgeerziehung.....	24
3.1.3	Vielfaches Unrecht in der Heimerziehung .....	26
3.1.4	Der Weg zu den Petitionen der ehemaligen Heimkinder .....	27
3.1.5	Von den Petitionen zum Runden Tisch Heimerziehung (RTH).....	29
3.1.6	Reduzierter RTH und Polarisierung der Szene der ehemaligen Heimkinder .....	33
3.2	Der Runde Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ (RTH) .....	34
3.3	Kritische Perspektiven auf den Runden Tisch Heimerziehung .....	37
3.4	Die Umsetzung des Fonds „Heimerziehung West“ .....	42
3.5	Die Regionale Anlauf- und Beratungsstell für ehemalige Heimkinder in Bayern ..	44
3.6	Der RTH in den Interviews mit den Nutzer*innen der bayerischen ABS.....	45
3.7	Der Fonds Heimerziehung West in den Interviews mit den Nutzer*innen der bayerischen ABS .....	48
<b>4</b>	<b>Die Arbeit der Anlauf- und Beratungsstelle .....</b>	<b>54</b>
4.1	Probleme des Zugangs zur ABS .....	54
4.2	Zeitliche Aspekte .....	57
4.3	Die Beratungsinhalte und die Unterstützungsleistungen der Anlauf- und Beratungsstelle aus der Sicht der Nutzer*innen .....	59
4.4	Akteneinsicht: Ein ambivalentes Thema .....	67
4.5	Zufriedenheit der Nutzer*innen mit der Anlauf- und Beratungsstelle .....	74
4.6	Der Kontakt zur ABS – korrigierende Erfahrung oder Reinszenierung von Erfahrungen aus dem Heimkontext? .....	78
4.7	Eine Anlauf- und Beratungsstelle auch in Zukunft?.....	83

<b>5</b>	<b>Die Arbeit der Anlauf und Beratungsstelle aus Sicht der Berater*innen .....</b>	<b>85</b>
5.1	Rahmenbedingungen für die Mitarbeiter*innen der ABS .....	85
5.2	Zentrale Erfahrungen der Berater*innen .....	91
5.2.1	Die Heterogenität der ehemaligen Heimkinder .....	91
5.2.2	Die Doppelfunktion als Berater*in und Verwaltungskraft.....	102
5.2.3	Arbeitsdynamik zwischen Bereicherung und Belastung .....	105
<b>6</b>	<b>Familiäre Kontexte und Gründe für die Unterbringung im Heim .....</b>	<b>109</b>
6.1	Zwischen Trauma und Verdrängung – Familien im Nachkriegsdeutschland.....	109
6.2	Familienkonstellationen.....	113
6.3	Sozioökonomische Verhältnisse.....	122
6.4	Formen von Gewalt.....	131
6.5	Jugendhilfe (k)eine Hilfe?.....	138
<b>7</b>	<b>Das Leben im Heim unter dem Fokus auf Gewalt.....</b>	<b>140</b>
7.1	Strukturelle Gewalt .....	140
7.2	Körperliche Gewalt.....	146
7.3	Sexualisierte Gewalt.....	153
7.4	Zeugenschaft von Gewalt.....	168
7.5	Vernachlässigung .....	170
7.6	Dynamiken zwischen Kindern im Heim.....	178
7.7	Das Jugendamt als Ort der (unsichtbaren) Fremdbestimmung.....	184
7.8	Die allgegenwärtige Gewalt – quantitative Vergleiche .....	188
7.9	Das Heim als Ort des Schutzes und der Versorgung.....	190
<b>8</b>	<b>Die Auswirkungen und Bewältigungen (früh)kindlicher Belastungen in den Familie und im Heim.....</b>	<b>196</b>
8.1	Quantitative Befunde zu den Auswirkungen im Überblick.....	197
8.1.1	Stärkere gesundheitliche Beeinträchtigungen.....	198
8.1.2	Reduzierung von Bildungschancen und des beruflichen Erfolgs .....	199
8.1.3	Kaum Unterstützung durch die Herkunftsfamilie .....	201
8.1.4	Soziale Probleme; Oft einsam und allein .....	202
8.2	Qualitative Auswertungen zu den Auswirkungen.....	204
8.2.1	Initiale Reaktionen .....	205
8.2.2	Folgen der Heimsozialisation im Lebensverlauf.....	228
8.2.2.1	Eingeschränkte Verwirklichungschancen in Ausbildung und Beruf .....	229
8.2.2.2	Soziale Probleme.....	239

8.2.2.3	Belastete Beziehungen, belastete Familien.....	248
8.2.2.4	Psychische Belastungen, posttraumatische Dynamiken .....	258
8.2.2.5	Körperliche Erkrankungen, psychosomatische Erkrankungen und Verletzungen.....	281
8.3	Formen der Bewältigung.....	288
8.3.1	Qualitative Auswertungen .....	289
8.3.1.1	Psychologische Dimension.....	289
8.3.1.2	Soziale Dimension .....	312
8.3.1.3	Leistungsdimension: Interessen und Berufe .....	328
8.3.2	Quantitative Auswertungen.....	336
8.3.2.1	Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit .....	337
8.3.2.2	Auswirkungen auf die Handlungsbefähigung.....	339
<b>9</b>	<b>Die Anerkennungs- und Aufarbeitungskultur – Erkenntnisse aus dem Fonds</b>	
	<b>Heimerziehung .....</b>	<b>348</b>
9.1	Anerkennung.....	349
9.2	Entschädigung .....	354
9.3	Wiedergutmachung .....	359
9.4	Lernen aus der Vergangenheit.....	363
9.5	Empfehlungen zur Aufarbeitung und Anerkennungskultur.....	367
<b>10</b>	<b>Fazit und Empfehlungen.....</b>	<b>371</b>
10.1	Evaluation der Anlauf- und Beratungsstelle .....	371
10.2	Lebensbedingungen in den Heimen .....	374
10.3	Folgen der Heimerziehung und Versuche der Bewältigung .....	375
10.4	Empfehlungen .....	377
<b>11</b>	<b>Literatur .....</b>	<b>379</b>

# 1 EINLEITUNG

Die zahlreichen Formen der Misshandlung und die mannigfaltigen Verletzungen der Menschenwürde, denen Heimkinder zwischen 1945 und 1975 ausgesetzt waren, fanden lange Zeit keine Resonanz in der Politik und in den Medien. Die Klagen und Beschwerden der betroffenen ehemaligen Heimkinder wurden entweder ignoriert oder nicht in ihrer individuellen Tragweite erkannt. Obwohl die massive Kritik der 1960er und 1970er Jahre an der rückständigen und skandalösen Praxis der Heim- und Fürsorgeerziehung im Rahmen der Heimkampagne zu vielen Veranstaltungen und Veröffentlichungen führte, blieb diese aus Sicht der Betroffenen auf einer System- bzw. Angebotsebene stehen. Es ging lange Zeit zu sehr um den Wechsel der Strategie (ambulant vor stationär) und darum, die Zahl der stationär untergebrachten Kinder und Jugendliche massiv zu senken und/oder darum, die vorhandenen stationären Jugendhilfeeinrichtungen/Heime konzeptionell und personell zu professionalisieren. Das individuelle Leid und Unrecht und die daraus folgenden Belastungen für das weitere Leben der Betroffenen wurden weitgehend ausgeblendet.

Erst 2006 wurden mehrere Petitionen von ehemaligen Heimkindern durch den Petitionsausschuss zu einer Sammelpetition gebündelt, in der die Situation der 700.000 bis 800.000 ehemaligen Heimkinder in den Jahren 1949 bis 1975 kritisiert wurde. Nach mehr als zweijähriger Beschäftigung mit der Thematik bedauerte der Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages das Unrecht und Leid der ehemaligen Heimkinder und kam zu folgenden Empfehlungen: Bereitstellung von Entschädigungsleistungen für die Betroffenen, Möglichkeit der Anhörung der Betroffenen im Deutschen Bundestag, Entschuldigung des Deutschen Bundestages bei den Betroffenen und wissenschaftliche Aufarbeitung der Themenstellung.

Ebenso empfahl der Petitionsausschuss die Einsetzung eines Runden Tisches zur umfassenden Aufarbeitung der Heimgeschichte. Dieser nahm am 17.02.2009 seine Arbeit auf und legte im Dezember 2010 einen Abschlussbericht vor. Darin empfahl er als rehabilitativen Akt für die gesamte Betroffenenengruppe die Einrichtung von regionalen Anlauf- und Beratungsstellen und finanzielle Maßnahmen zugunsten einzelner Betroffener. Dies einerseits wegen der Minderung von Rentenansprüchen aufgrund nicht gezahlter Sozialversicherungsbeiträge (Rentenersatzfonds) und andererseits wegen besonderer Hilfebedarfe aufgrund von Schädigungsfolgen aus der Heimerziehung (Fonds für Folgeschäden aus Heimerziehung).

Ein Jahr später nahmen der Fonds Heimerziehung und die Anlaufstellen in den einzelnen Bundesländern ihre Arbeit auf. In Bayern wurde unter der Regie des Bayerischen Staatsministeriums für Familie, Arbeit und Soziales die regionale Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern zum 1.1.2012 eingerichtet. Die Trägerschaft übernahm das

Zentrum Bayern Familie und Soziales (ZBFS) – Bayerisches Landesjugendamt.<sup>1</sup> Den Empfehlungen engagierter ehemaliger Heimkinder folgend, wurde die Anlaufstelle zentral in München mit der Möglichkeit aufsuchender Beratung (Hausbesuche, Beratung an neutralen Orten) eingerichtet. Der bayerische Landtag hat sich verschiedentlich mit dem Thema befasst. Im Ausschuss für Soziales, Familie und Arbeit wurde am 11.7.2013 eine wissenschaftliche Aufarbeitung beschlossen. In einer Anhörung des Landtags am 9.7.2015 hat Professor Dr. Heiner Keupp Anforderungen für eine solche Studie skizziert.<sup>2</sup> Die Idee zu einer wissenschaftlichen Begleitstudie führte zunächst zu einer Vorstudie 2016 (Hackenschmied, Busch, Straus 2016). Im Jahr 2017 wurde nach einer Ausschreibung dem Institut für Praxisforschung und Projektberatung (im Folgenden IPP) schließlich ein entsprechender Auftrag erteilt. In diesem wurden zwei Schwerpunkte formuliert:

- Eine Evaluation der Beratungs- und Unterstützungsarbeit der „Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern“,
- und eine wissenschaftliche Dokumentation und Analyse der Biografien der ehemaligen Heimkinder und der Auswirkungen des Heimaufenthaltes auf deren weiteren Lebensweg.

Beide Analysen können nicht getrennt voneinander gesehen werden. Die Leistungen der Anlaufstelle können nur in Relation zu dem erfahrenen Leid der ehemaligen Heimkinder bewertet werden. Die Kernfrage der Studie zielt folglich darauf, inwieweit das Vorgehen der Anlauf- und Beratungsstelle sowie die zugesprochenen Fondsleistungen aus Sicht der betroffenen ehemaligen Heimkinder ihrem Leid und ihrem Anliegen ‚gerecht‘ geworden sind. Die Ergebnisse zu diesen Fragen finden sich in den Kapiteln drei bis fünf.

Der Runde Tisch hatte in seinen Empfehlungen auch eine überindividuelle Aufarbeitung vorgeschlagen. Hierzu gehört vor allem die wissenschaftliche Analyse der Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren. Wie diese von den Heimbewohnern erlebt wurde, welches Unrecht und welche Formen an Gewalt sie erfahren haben und wie diese ihr weiteres Leben geprägt haben sind Fragen, die vor allem in den Kapitel 6 bis 9 aufgegriffen werden. Manche/r Leser\*in mag sich über die Ausführlichkeit wundern, mit der dies in diesem Bericht erfolgt. Aus unserer Sicht sind diese Beschreibungen und Analysen Teil einer notwendigen und überfälligen Erinnerungskultur. Sie betreffen ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte, das in den ersten Jahrzehnten der sich entwickelnden westdeutschen Demokratie im Schatten des Wirtschaftswunders stattfand. Es ist für das Verständnis des Unrechts und des Leids not-

---

<sup>1</sup> Das bayerische Landesjugendamt war schon längere Zeit mit ehemaligen Heimkindern in Kontakt und wurde Anfang 2010 von der Staatsregierung zum zentralen Ansprechpartner für ehemalige Heimkinder benannt (Rösler, 2012).

<sup>2</sup> Ausschuss für Arbeit und Soziales, Jugend, Familie und Integration. Anhörungsprotokoll vom 9.7.2015, S. 17ff.



wendig, die Hintergründe und die Erscheinungsformen von Gewalt auch konkret zu benennen und in ihren Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche (und spätere Erwachsene) transparent darzustellen. Wir bitten die Leser\*innen, dies bei der Lektüre zu bedenken, da hierdurch unter Umständen starke und schmerzliche Erinnerungen an eigene Gewalterfahrungen ausgelöst werden können.

Diese Studie wäre in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit überhaupt nicht möglich gewesen, wenn wir nicht von vielen Beteiligten von Beginn an intensiv unterstützt worden wären. Zu nennen sind vor allem die ehemaligen Heimkinder Sonja Djurovic, Peter Alfred Blickle und Dr. Heinz Jürgen Aubeck. Diese haben in einer Untergruppe des Beirats der Anlauf- und Beratungsstelle Bayern die wissenschaftliche Begleitung gemeinsam mit Prof. Dr. Heiner Keupp von Beginn an begleitet und intensiv unterstützt. Gleiches gilt auch für den langjährigen Leiter der Anlaufstelle Stefan Rösler und sein Team, die uns alle notwendigen Materialien schnellstmöglich zur Verfügung gestellt haben, stets für weitere Rückfragen zur Verfügung standen und auch an Interviews teilgenommen haben. Auch die umfangreiche quantitative Befragung nur drei Monate nach dem Start der Evaluation wäre ohne ihre Mitarbeit nicht möglich gewesen. Hier auch ein Dankeschön an das Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz (ISM) und insbesondere an Marion Moos, die uns an ihren Erfahrungen mit der Bundesbefragung teilhaben ließen. Ebenso danken möchten wir den Expert\*innen, die uns über ihre Erkenntnisse im Zusammenhang mit der Thematik wertvolle Informationen gegeben haben.

Unser ausdrücklicher Dank gilt den ehemaligen Heimkindern und Nutzer\*innen der Beratungsstelle, die uns einen hervorragenden Rücklauf bei der schriftlichen Befragung ermöglicht, sich in einer überwältigenden Anzahl auch für die qualitativen Interviews zur Verfügung gestellt haben, dabei bereit waren, sich den oftmals schweren Erinnerungen aus ihrer Vergangenheit zu stellen und uns dabei viel Vertrauen und Offenheit entgegenbracht haben.

Bedanken möchten wir uns auch bei den Kolleg\*innen sowie freien Mitarbeiterinnen im IPP, die uns bei den Interviews, der Transkription, der Datenauswertung und bei der Erstellung dieses Berichts unterstützt haben, allen voran Elisabeth Helming, Dr. Johanna Beyer sowie Ulrike Mraß, Bettina Busch, Linus Freymark, Heike Warth und Birgit Auld.

München im August 2018

Dr. Florian Straus

Dr. Peter Mosser

Gerhard Hackenschmied

Helga Dill

## 2 DER FORSCHUNGSKONTEXT – FORSCHUNGSTHEORETISCHE UND FORSCHUNGSPRAKTISCHE ZUGÄNGE

In diesem Kapitel beschreiben wir die zentralen Rahmenbedingungen des Evaluationsprojekts. Dies betrifft den Auftrag und die Ziele wie auch die konzeptionellen, erkenntnisbezogenen und methodischen Grundlagen, die die Umsetzung der Ziele bestimmt haben. Bei der Kennzeichnung der Ziele und Motive haben wir die Sicht der Nutzer\*innen der Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern, im Folgenden ABS, hinzugenommen. Auch sie sind aus unserer Sicht Mitauftraggeber dieser Studie.

### 2.1 AUFTRAGSVERGABE UND ZIELE DER STUDIE

Nachdem der Beirat der Regionale Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern (ABS) einer wissenschaftlichen Evaluation der Arbeit der ABS zugestimmt hatte, wurde das IPP am 25.11.2015 mit der Erstellung einer Expertise zu einer geplanten Forschungsstudie beauftragt. Die Expertise „Heimkinder zwischen 1945 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung). Eine Expertise zu einer geplanten Studie“ wurde vom IPP Ende April 2016 abgeschlossen (Hackenschmied et al. 2016). Die Expertise empfiehlt u.a. neben der Evaluation der Arbeit der bayerischen Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder auch eine Dokumentation der Lebensgeschichten der Nutzer\*innen der ABS durchzuführen und schlägt hierfür ein modulares Vorgehen sowie eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Forschungsmethoden vor.

Auf Grundlage der Expertise erfolgte am 09.05.2017 durch das Zentrum Bayern Familie und Soziales (ZBFS) – Zentrale Vergabestelle, die Ausschreibung „Durchführung einer Studie Ehemalige Heimkinder der Jahre 1949 bis 1975 in Bayern und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung)“ mit Meldefrist 08.06.2017.

Am 14.09.2017 erhielt das IPP den Zuschlag für die Durchführung der wissenschaftlichen Studie, für die eine angesichts des Umfangs des Auftrags kurze Bearbeitungsdauer bis zum 30.09.2018 vorgegeben war. Die Vertragsunterzeichnung erfolgte schließlich am 23.10.2017. Laut Vertrag waren die zentralen Forschungsaufgaben:

- eine Analyse der Biografien und heutigen Situation der ehemaligen Heimkinder,
- eine Evaluation und Dokumentation der Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlauf- und Beratungsstelle,

- eine Beschreibung der Erkenntnisse über etwaige besondere Hilfebedarfe der Betroffenen in Bayern über die Laufzeit des Fonds hinaus und
- eine Formulierung von Rückschlüssen für die heutige und zukünftige Praxis von Aufarbeitungsprozessen und – soweit möglich – der Heimerziehung.

Auftraggeber ist das Zentrum Bayern Familie und Soziales – Bayerisches Landesjugendamt (ZBFS – BLJA). Finanziert wurde die Studie aus Mitteln des Fonds Heimerziehung.

## 2.2 ERKENNTNISINTERESSEN UND MOTIVATIONSLAGEN

Der Runde Tisch Heimerziehung hatte in seinen Empfehlungen auch finanzielle Maßnahmen für die überindividuelle Aufarbeitung vorgeschlagen. Zu diesem Ziel gehören die wissenschaftliche Aufarbeitung der Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren, der Aufarbeitung dienende Ausstellungen und Dokumentationen sowie Symbole des Gedenkens.

Die beiden Fonds<sup>3</sup> haben eine bundesweite Evaluation in Auftrag gegeben und einige Länder haben diverse Teilprojekte finanziert. Bayern gehört zu den wenigen Bundesländern, das neben einigen Erinnerungsprojekten auch eine eigene Evaluation seiner Beratungsstelle in Auftrag gegeben hat.

**Die Mitarbeiter\*innen und die ABS** erhoffen sich zum einen eine Rückmeldung zu ihrer Beratungsarbeit. Ihnen geht es um Antworten auf die Fragen: Wie ernst genommen und in ihrem Anliegen verstanden erlebten sich die Betroffenen? Wie schätzen die Betroffenen die Kompetenz und Empathie der Berater\*innen ein? Welche Unterstützungsbedarfe haben die Betroffenen formuliert und inwieweit konnten die Berater\*innen darauf eingehen (z.B. Akteneinsicht)? Und welchen Stellenwert hat die Beratung und Unterstützung der Anlaufstelle für den individuellen Aufarbeitungsprozess bzw. das Gefühl der Rehabilitierung? Neben den vor allem die eigene Beratungsarbeit betreffenden Fragen interessiert sie aber auch, wie die Betroffenen die Verfahren und Abläufe der Leistungsvereinbarung und -gewährung bewertet haben. Und ob es durch die Inanspruchnahme der Beratung bzw. der Fondsleistungen bzw. o.g. Initiativen, Veränderungen im Leben der Betroffenen bzw. im persönlichen Umfeld (Aktivierung bzw. Befriedung in Familie, Freundeskreis, beruflichem Umfeld) eintraten und wenn ja, wie diese bewertet werden? Ein weiterer Komplex betrifft das Wissen zur Biographie der Heimkinder. Hier besteht das Interesse darin, mehr zu wissen über das familiäre Umfeld, in dem die Betroffenen aufgewachsen sind und natürlich der Frage, welche sozialen, psychischen, physischen, ökonomische Folgen das Geschehene für die Betroffenen und ihren Lebensweg hatte?

---

<sup>3</sup> Fonds „Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1949 bis 1975“ (Fonds Heimerziehung West) und „Heimerziehung in der DDR in den Jahren 1949 bis 1990“ (Fonds Heimerziehung Ost).

**Die ehemaligen Heimkinder** haben uns in den Interviews mehrere Beweggründe für die Teilnahme an der Studie genannt. So waren Quellen der Motivation die Zufriedenheit/Unzufriedenheit mit der Arbeit der ABS.<sup>4</sup> Die Beteiligung an der Studie wurde als Chance gesehen dies öffentlich zu äußern. Drei Beispiele:

*„Es gibt zwei Motivationen. Zum einen habe ich ja eine sehr großzügige Zuwendung bekommen, also die 10.000 Euro, von denen ich mir jetzt ein fast neues Auto gekauft habe, hätte ich mir niemals mit meinen Handicaps selbst erarbeiten können. Und das ist für mich letztlich so eine Gegenleistung, dass ich mich da auch zur Verfügung stellen möchte. Zweiter Grund, ich finde Wissenschaft notwendig. Ich finde es immer wichtig, dass Studien gemacht werden und dass es auch Menschen oder Tiere gibt, die sich für Studien zur Verfügung stellen. Und der dritte Aspekt ist natürlich der sicher, ich meine, [...] vielleicht kann ich ein bisschen noch aufarbeiten, ja, ...“ (Frau, 1950er Jahre)<sup>5</sup>*

*„Was hat mich da motiviert? Ja, dass ich überhaupt nicht mit dem Ganzen zufrieden bin. Und da hab ich mir gedacht, also man sollte der Regierung schon sagen, dass sie sehr viel Mist gebaut haben.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Pfff ... Na ja, ich hab' die Anlaufstelle ja auch schon besucht. Und die ganzen Schritte, die da passiert sind, das war alles recht positiv, finde ich. Und ich hab mir einfach gedacht, das kann ich ja auch noch machen. Also es ist vielleicht für mich auch ganz interessant, um Sachen aufzuarbeiten und, ja, es ist auch ganz interessant, sich wieder mal damit zu beschäftigen und ... Ja.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Im ersten und letzten Zitat klingt noch eine weitere Motivation an. Man erhofft sich auch einen direkten Reflexionsgewinn für sich selbst.

Ein drittes Ziel aus der Sicht der Betroffenen ist es dazu beizutragen, dass sich so etwas nicht wiederholt.

*„Für mich steht einfach nicht im Vordergrund die Sensation oder das Furchtbare, nennen wir mal Boulevard, sondern ganz einfach, es laufen so viele Kinder rum. Und das, was ihr macht, find ich – deswegen hab ich sofort gesagt, hoffentlich können wir dem – was ihr macht, find ich so irrsinnig wichtig, weil das ganz, ganz, ganz, ganz vielen Kindern, Menschen evtl. noch helfen kann. Weil die Menschen vielleicht auch die Augen mehr aufhaben. Und wenn ihr jetzt so einen Bericht macht und nur zwei Kinder in einem ganzen Jahr dadurch – denen weniger so etwas passiert, dann hat sich das Ganze schon gelohnt für meine Begriffe. Und es geht nur dadurch. Dadurch, dass das in die Öffentlichkeit kommt, durch euch in die Öffentlichkeit kommt, kriegt das irgendein Erzieher mit. Der Erzieher ist vielleicht selber – will der gar nichts machen. Aber der hat die Augen weit auf, was macht mein Kollege. Das gehört einfach, das...“ (Mann, 1940er Jahre)*

---

<sup>4</sup> Es gab auch einige, die Kritik am Fragebogen hatten und das Interview als Chance einer Klarstellung sahen. *„Ja, weil mich bei dem Fragebogen einiges gestört hatte, weil die Fragen am Thema vorbei waren. Und da hab ich mir so gedacht, eigentlich, wie kann ein Mensch was fragen, was er gar nicht kennt? Er kann die Fragen nicht richtig stellen, das hab ich auch bei dem Fragebogen teilweise reingeschrieben. Da hab ich reingeschrieben, Ihre Frage ist falsch. Ich kann nicht mehr sagen, welche Frage das war, ich weiß es auch nicht mehr. Ich hab nur geschrieben, Ihre Fragestellung ist verkehrt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

<sup>5</sup> Aus Datenschutzgründen geben wir bei den Interviewzitataten nur das Geschlecht und das Geburtsjahrzehnt an. Zur Systematik der Anonymisierung vgl. S. 21.

Und als vierter Auftrag an die Forschung ist es der Öffentlichkeit zu zeigen, wie die Bedingungen im Heim früher gewesen sind und was dies für die Einzelnen damals und heute bedeutet hat.

*„Dass mal andere – dass auch die hohen Herren mal erfahren, wie es uns eigentlich gegangen ist, was uns verloren gegangen ist und auch für die Zukunft.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Dass überhaupt mal was gemacht wird, dass die Bevölkerung das auch mal mitkriegt, wie oft das eigentlich passiert in einer Gesellschaft, wo quasi selber sagen, sie sind Nächstenliebe usw. usf., dass das quasi voll ein Schuss nach hinten ist eigentlich. Weil die Konsequenz war bei mir, dass ich aus der Kirche ausgetreten bin irgendwann. Und man hört es immer wieder, dass Kinder sexuell belästigt werden, (unverständlich) sportvereinsmäßig und, und, und. Und dem Inhalt zu gebieten, aber die Kirche, die Institution geht her und tut dann – versucht, das finanziell irgendwie zu richten.“ (Mann, 1950er Jahre)*

*„Einfach, ich glaub', dass da mal einiges gesagt werden muss. Und es wird immer alles recht schön unter den Tisch gekehrt, und im Endeffekt passiert da sowieso nicht viel – also jetzt nicht mit der Anlaufstelle, aber mit meiner Heimgeschichte. Gut, ich hab' gesehen, es ist jetzt sowieso alles ganz anders, aber, ja, ich leide heute noch da drunter, und das ist das Schlimme. [...], mein ganzes Leben leide ich darunter, egal ob das mit dem Partner ist, egal, ob das Selbstvertrauen ist, Selbstwertgefühl – ist ganz schwer.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es handelt sich also darum, über die Missstände der Vergangenheit zu berichten, damit die Bedingungen in den Heimen verbessert werden

Für das **IPP** gehört diese Studie zu einem Forschungsschwerpunkt, in dem es um Gewalt und Missbrauch in Institutionen geht. Im Mittelpunkt standen und stehen für uns sowohl Fragen der Entstehung, Vertuschung und Aufdeckung wie auch die nach den Folgen und Bewältigungschancen für Betroffene und Institutionen. Ein weiteres wichtiges Interesse galt dem Kontext der Heimerziehung, da wir parallel eine Längsschnittstudie zu den Bedingungen des Aufwachsens in der stationären Jugendhilfe heute durchführen.

Ebenso gilt unser Erkenntnisinteresse dem Thema Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur. Was, so unsere Leitfrage, kann man am Beispiel des Fonds Heimerziehung erkennen, dass für eine gute, gelingende Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur zum Standard werden sollte?

### 2.3 DAS FORSCHUNGSDESIGN, KONZEPTIONELLE UND METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

Wir haben uns für ein multiperspektivisches Design mit sechs Modulen<sup>6</sup> und einem Mixed-Methods-Ansatz entschieden. Letzterer lebt von einer Verschränkung qualitativer wie auch quantitativer Methoden, die durch Aktenanalysen und Literaturrecherchen ergänzt wurden.

---

<sup>6</sup> In der Vorstudie waren noch zwei weitere Module angedacht, die aus Zeitgründen nicht Teil des Auftrags wurden: In einem sollten die Rahmenbedingungen, die durch den Fonds gesetzt wurden und die daran ansetzenden Anlaufstellenkonzepte verglichen werden. In den Bundesländern konnten in Aufbau und Anbindung unterschiedliche Formen der Anlaufstellen realisiert werden. Dieses Modul soll diese unterschiedlichen Formen nicht nur beschreiben, sondern es sollen exemplarisch an zwei Bundesländern die Unterschiede zu dem bayerischen Weg deutlich werden. In dem anderen ging es um die Institution Heim bzw. um jene Einrichtungen, in

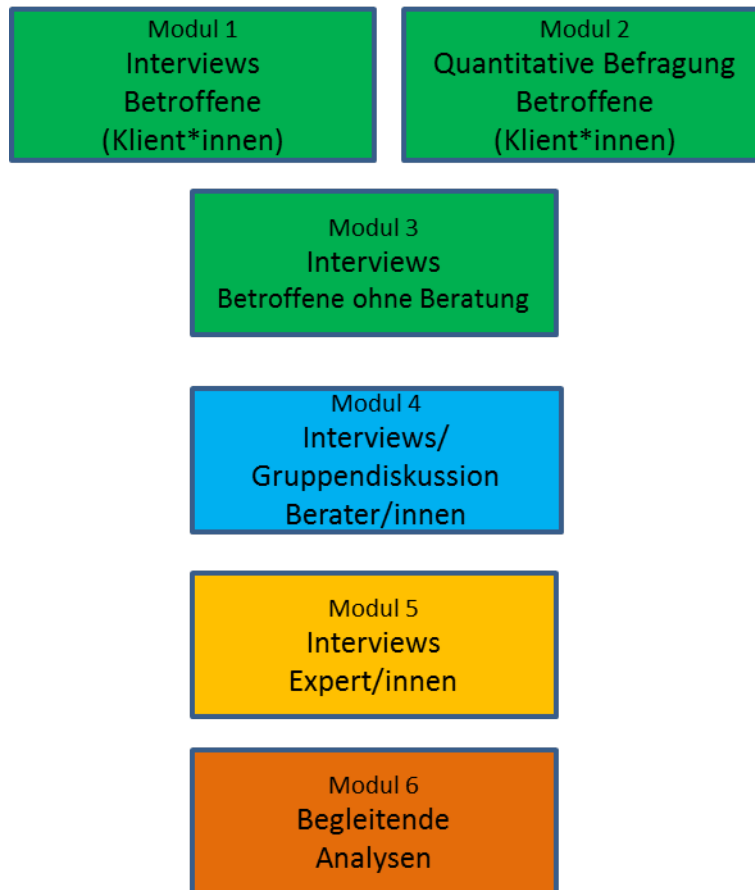


Abbildung 1: Design der Studie

Modul 2 setzt den Schwerpunkt auf quantitative Methoden, die Module 1, 3, 4 und 5 sind dagegen qualitativ orientiert.

**Perspektiven:** Während die Module 1 bis 3 sich mit der Perspektive der ehemaligen Heimkinder beschäftigt, geht es in Modul 4 um die Perspektive der Mitarbeiter\*innen und in Modul 5 um die von externen Expert\*innen.

Gewichtet man das gesamte Design unter methodischen Gesichtspunkten nehmen die qualitativen Analysen einen größeren Raum ein. Dieser erklärt sich daraus, dass es für die Bewertung der Arbeit der Anlaufstellen essenziell ist, die Biografie der Betroffenen zu verstehen. Nur vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen kann der Erfolg der Arbeit der Anlaufstellen wirklich bewertet werden. Im Unterschied zu den meisten bisherigen Studien geht es dabei nicht nur um die Zeit im Heim, sondern darum, den Zusammenhang zwischen Vorgeschichte (Zeit vor dem Heim), der Heimerfahrung und dem weiteren Lebensverlauf zu verstehen. Allein ein solchermaßen lebensweltlich systematischer Blick vermag die Frage zu beantworten,

---

denen zwischen 1949 und 1975 die beschriebenen Gewalttaten erfolgt sind. Untersucht werden sollte die Frage, wie die Einrichtungen mit der Aufarbeitung ihrer Geschichte generell umgehen, und vor allem, wie sie die Anlaufstellen bzw. Fondsleistungen dabei integrieren.

inwieweit die Beratungsarbeit und die damit verbundenen Leistungen den sehr unterschiedlichen Schicksalen gerecht werden können. Diese biografische Analyse bildet den zentralen Ausgangspunkt für alle weiteren Untersuchungsschritte und lebt von den Möglichkeiten qualitativer Forschung. Wir haben dazu einen eigenen sozialpsychologischen Ansatz zur Analyse in Aufarbeitungsprozessen entwickelt:

Aufarbeitung heißt, Verborgenes sichtbar werden zu lassen. Dies impliziert nicht einfach nur wissenschaftliche Erkenntnis. Der Zuwachs von Wissen ist hier nicht Selbstzweck und erschöpft sich nicht allein in Erkenntnisfortschritten, aus denen Lehren für die Zukunft gezogen werden können. Es geht auch um die Aufdeckung von Missständen. Das Verborgene blieb unentdeckt, weil es einen aktiv ausgeübten Zwang zur Geheimhaltung gab. Die Aufdeckung löst diesen Zwang auf, sie fungiert als Sprachrohr all jener, denen mit Macht und Gewalt ein jahre- oder jahrzehntelanges Schweigen auferlegt wurde. Forschung dieser Art ist psychologisch funktional und intentional. Sie ist insofern auch politisch, als sie Unrecht benennt. Sie öffnet den Blick auf institutionelle Geheimhaltungen, Vertuschungen und Manipulationen. Sie benennt Taten und Täter. Einer solchen Forschung geht es aber nicht um Anklage im juristischen und auch nicht im moralischen Sinne. Wenn in Aufarbeitungsprojekten Taten und Täter benannt werden, indem Entstehungsbedingungen von Gewalt rekonstruiert und Mechanismen der Geheimhaltung identifiziert werden, werden Institutionen mit ihrer Vergangenheit konfrontiert und sind dadurch gefordert, sich zu dieser Vergangenheit zu verhalten. Es geht dabei um die (verspätete) Übernahme von Verantwortung. Das bedeutet, dass die Institution auf der Basis wissenschaftlicher Ergebnisse Formen des Ausdrucks finden muss, die von Betroffenen als echte, tatsächliche Übernahme von Verantwortung wahrgenommen werden. Juristische Konsequenzen und finanzielle Entschädigungen sind pragmatische Formen der Anerkennung vergangenen Leids. Eine nachhaltige Verständigung zwischen Vertreter\*innen der Institution und Opfern bedarf aber mehr, nämlich der Anerkennung der Realität der Gewalt (eine ausführliche Darstellung findet sich bei Keupp et al. 2019; Mosser et al. 2018).

Eine gute Forschung lebt auch von partizipativen Strukturen. In allen Projekten des IPP gibt es deshalb nicht nur regelmäßige Abstimmungen mit den Auftraggebern, sondern auch eine Begleitgruppe mit Vertreter\*innen aller beteiligten Gruppen. Hier wurde aus dem für die ABS existierenden Beirat eine Untergruppe gebildet. In dieser waren drei ehemalige Heimkinder, Vertreter\*innen des ABS Teams und Prof. Dr. Heiner Keupp als Moderator. Innerhalb der Gruppe wurden alle wichtigen Schritte vorbesprochen, der Fragebogen miterstellt und auch der Entwurf des Abschlussberichts, samt Empfehlungen, diskutiert. Des Weiteren wurde die Studie von einer Koordinierungsgruppe, die aus Mitarbeiter\*innen des ABS und dem Team des IPP bestand, begleitet. In dieser Koordinierungsgruppe wurden unter anderem die

vielfältigen Unterstützungsleistungen der ABS (wie z.B. die Stichprobenziehung, der Versand der Fragebögen und die ersten Interviewaufrufe sowie die fachliche Beratung) entwickelt und abgestimmt.

## 2.4 DIE QUANTITATIVE UNTERSUCHUNG

Mit dem Modul 2 sollte über die Tiefenanalyse von Einzelfällen hinaus eine quantitative und, wenn möglich, repräsentative Bewertung durch die ehemaligen Heimkinder, die sich an die Anlaufstelle gewandt haben, erfolgen.

**Stichprobe:** Zur Wahrung der Repräsentativität wurde eine Zufallsstichprobe aus der Grundgesamtheit von 2610 Personen gezogen, die sich in der ABS gemeldet hatten, dort beraten wurden und mit denen Leistungen vereinbart worden waren. Eine Überschneidung und damit eine Doppelbefragung Anlaufstelle Bayern / Anlaufstellen Deutschland (Evaluationsprojekt des ISM) konnte vermieden werden. Dazu wurden die bereits für die Bundesevaluation befragten ca. 250 Fälle aus der Stichprobe genommen. Aus Gründen des Datenschutzes wurden die Adressen von der ABS gezogen, die auch die Versendung des Fragebogens übernahm. Der Rücklauf ging ans IPP, so dass eine Trennung zwischen den personenbezogenen Adressen und den erhobenen Daten jederzeit gewährleistet war.

**Rücklauf:** Versickt wurden über die Anlaufstelle 1048 Fragebögen, 96 Fragebögen konnten nicht zugestellt werden. Von den verbliebenen 952 Fragebögen haben wir 431 Fragebögen zurückbekommen. Dies entspricht einer erfreulich hohen Rücklaufquote von 45,2%.

Insgesamt wurden 396 Bögen bis zum ersten Rücklauftermin geschickt (41,5%). Der Rücklauftermin wurde verlängert. Aufgrund der Verlängerung haben wir 35 weitere Bögen erhalten (3,7%). Das Monitoring ergab, dass die Fragebögen sehr gut ausgefüllt wurden. Nur ein einziger Bogen musste aus dem Auswertungssample gestrichen werden. Somit standen 430 Fragebögen für die Datenanalyse zur Verfügung.

**Repräsentativität:** Es wurde eine echte Zufallsstichprobe gezogen, d.h. aus der Grundgesamtheit „Beratene Personen mit Leistungsvereinbarung der ABS in Bayern“ wurde er Zufall jede\*r Zweite ausgewählt<sup>7</sup>. Anhand der Daten ist es möglich, einen Vergleich zur Grundgesamtheit vorzunehmen. Diese ergibt nur kleinere Abweichungen (s. Tabelle 1).<sup>8</sup> Eine systematische Verzerrung ist daraus nicht erkennbar.

---

<sup>7</sup> Ohne die bereits von ISM befragten Personen.

<sup>8</sup> Etwas mehr Frauen, etwas weniger Jüngere, etwas mehr mit Rentenersatzleistungen.



**Tabelle 1:** Vergleich Grundgesamtheit und Stichprobe nach Rücklauf

	Kriterium	Grundgesamtheit (N=2610)	Rücklauf (N=430)
1	<b>Geschlecht</b>		
	Männer	49,2% (N=1282)	46,5% (N=199)
	Frauen	50,8% (N=1328)	53,5% (N=229)
2	<b>Alter</b>		
		Jüngste 43, älteste 90	Jüngste 43, älteste 84
	jünger als 50	2,9% (N=78)	2,8% (N=12)
	50 – 59 Jahre	37,2% (N=970)	31,5% (N=122)
	60 – 69 Jahre	36,6% (N=957)	41,8% (N=178)
	70 – 79 Jahre	20,5% (N=536)	23,9% (N=102)
	80 und älter	2,5% (N=65)	2,8% (N=12)
	3	<b>Erhalt von Rentenersatzleistungen</b>	
Ohne		49,5% (N=1253)	53,8% (N=224)

**Kurzbeschreibung des Fragebogens:** Der Fragebogen enthielt mehrheitlich standardisierte Fragen zum Ankreuzen und sechs offene Fragen. Insgesamt wurden 64 Fragen gestellt. Für das Ausfüllen benötigte man zwischen 30 und 60 Minuten.

Tabelle 2: Inhalte des Fragebogens

Bereich	Beispielfragen	Bemerkungen
A-1 Erfahrungen mit der Anlaufstelle und dem Fonds	Was haben Sie sich von den Beratungen mit den Mitarbeiter*innen und von den finanziellen Leistungen des Fonds erhofft und was ist tatsächlich für Sie dabei herausgekommen?  Wie ist es Ihnen während der Wartezeit ergangen...?	15 Fragen (mit Vergleichsfragen zur ISM Befragung auf Bundesebene)
A-2 Fragen zu den finanziellen Hilfen und zur Akteneinsicht	Haben Sie durch den Fonds Heimerziehung Rentenersatzleistungen erhalten?  Wie bewerten Sie die finanziellen Hilfen aus dem Fonds Heimerziehung?	6 Fragen (mit Vergleichsfragen zur ISM Befragung auf Bundesebene)
A-3 Bewertung der Anlauf- und Beratungsstelle	Welche Rolle nimmt der Fonds Heimerziehung (die Anlaufstelle und die Fondsleistungen) für Sie persönlich ein?	7 Fragen (mit Vergleichsfragen zur ISM Befragung auf Bundesebene)
B-1 Heimgeschichte, Gewalterfahrung und weiterer Lebensweg	In welchem Alter sind Sie ins Heim gekommen?  Welchen Formen von Gewalt waren Sie dort ausgesetzt? (Liste mit acht Items)	14 Fragen (bei den Fragen zur Gewalt jeweils selbst erlebt und/oder beobachtet)
B-2 Einfluss des Heimaufenthalts auf den weiteren Lebensweg	Wie hat sich Ihr beruflicher Lebensweg nach der Heimentlastung gestaltet?  Inwiefern belasten die Folgen Ihrer Heimgeschichte (Liste mit sieben Bereichen)	3 Fragen
B-3 Lebenszufriedenheit und Bewältigungsressourcen	Wie zufrieden sind Sie derzeit mit ... (Liste mit sieben Items)	6 Fragen (darunter 16 Items zur Handlungsbefähigung)
C Soziodemographische Daten	Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt?  Wie bestreiten Sie derzeit überwiegend Ihren Lebensunterhalt?	13 Fragen

Die **Auswertung der Daten** erfolgte mit Hilfe des Statistikprogramms SPSS. Neben deskriptiven Verfahren wurden ergänzend auch multivariante Verfahren eingesetzt.

**Wer sind die Befragten?** Im Folgenden werden wir die Stichprobe anhand von ausgewählten soziodemographischen Kriterien kurz beschreiben. Weitere ausführliche Ergebnisse aus der quantitativen Befragung finden sich den Kapitel 3, 4, 7 und 8.

Die 430 Personen, die die Fragebögen ausgefüllt haben, lassen sich wie folgt darstellen:

- Geschlecht: Es haben etwas mehr Frauen als Männer geantwortet (53,5% zu 46,5%).
- Alter: Das Durchschnittsalter liegt bei 65 Jahren (Verteilung über Altersgruppen siehe Tabelle oben).
- Bildung: 25% der Befragten haben einen höheren Bildungsabschluss (Mittlere Reife, Abitur,...).
- Ohne Ausbildung sind 25% geblieben. 68% der Befragten haben eine duale Ausbildung absolviert und 7% studiert.
- Leben aktuell als Single: Dies gilt für 40% aller Befragten.
- Familienstand: 19% sind ledig; 46% sind verheiratet und leben mit ihrem Partner\*in zusammen; 2% sind verheiratet, leben getrennt; 23% sind geschieden und 9% verwitwet.
- Kinder: 70% haben Kinder, davon wurden 8% ebenfalls in einem Heim untergebracht.
- Lebensunterhalt: 34% über Arbeit, 45% über ihre Rente<sup>9</sup> und 20% aus dem Transfer-system (Hartz IV, Aufstocker, ...).
- Engagierte: Knapp 8% geben an, derzeit im Bereich des Ehrenamts bzw. freiwilligen Engagements aktiv zu sein.

## 2.5 DIE QUALITATIVE UNTERSUCHUNG

Die qualitativen Daten wurden vorwiegend in Form problemzentrierter Interviews (Witzel 1985), mit zentralen narrativen Anteilen erhoben. Es wurde jeweils ein eigener Leitfaden für die Nutzer\*innen (ehemalige Heimkinder) und für die Mitarbeiter\*innen der ABS auf Grundlage der vorangegangenen Expertise und Datenrecherche erarbeitet und im weiteren Forschungsprozess weiterentwickelt. Für die Expert\*innen-Interviews wurde ein eigener Fragenkatalog entwickelt werden.

Die **Auswahl der Nutzer\*innen**-Interviews geschah in zwei Phasen. In Phase eins wurden 10 aktuelle Nutzer\*innen der ABS von den Berater\*innen der ABS angefragt. Außerdem erfolgte ein entsprechender Aushang in der ABS. In dieser Phase wurden ab November 2017 sechs Interviews mit ehemaligen Heimkindern geführt. Die weitere Auswahl der Nutzer\*innen gelang in Phase zwei über die Versendung des quantitativen Fragebogens, dem ein Aufruf zur Interviewteilnahme beigefügt wurde. Dieser Aufruf hatte eine herausragende Resonanz. Es äußerten insgesamt 183 Personen ihre Bereitschaft zu einem Interview. Aus dieser Gruppe wurden anhand ihres Geschlechts und ihres Wohnorts insgesamt 34 weitere ehemalige Heimkinder für ein Interview ausgewählt.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Einschließlich der frühberenteten Personen liegt der Anteil der Rentner bei 54%.

<sup>10</sup> Zu einem Interview hat eine Interviewte ihren Bruder mitgebracht, der auch ein Heimkind war.

Die Interviews zu Modul 1 mit den ehemaligen Heimkindern/Nutzer\*innen der ABS wurden im Zeitraum November 2017 bis Juli 2018 durchgeführt.

Für das **Modul 3** war es vorgesehen, weitere **ehemalige Heimkinder** zu interviewen, die **keine Fondsleistungen in Anspruch genommen haben**. Hierfür haben wir Kontakt mit dem Verein ehemaliger Heimkinder (VeH) aufgenommen und ein Interview mit der Vorsitzenden geführt. Der VeH hat einen Aufruf des IPP zur Interviewteilnahme auf der Facebook Seite des Vereins gepostet. Ebenso haben wir mit einer ehemaligen stationären Jugendhilfeeinrichtung Kontakt aufgenommen, von der wir wussten, dass sie aktive Ehemaligenarbeit durchführt und ihre ehemaligen Bewohner\*innen über den Rentenersatzfonds informiert hat. Auch diese war bereit, ehemalige Heimbewohnerinnen anzuschreiben, von denen sie wussten, dass sie keine Fondsleistungen in Anspruch genommen haben. Leider gelang es uns trotz dieser Aktivitäten nicht, Personen aus dieser Zielgruppe für eine Interviewteilnahme zu motivieren.<sup>11</sup>

Die **Expert\*innen** wurden gemeinsam von den Mitarbeiter\*innen der ABS und dem IPP und unter Beteiligung der Begleitgruppe ausgewählt. Hierzu gehörten Mitarbeiter\*innen aus dem Bundesfamilienministerium, des bayerischen Sozialministeriums, der Geschäftsstelle des Fonds, des bayerischen Bezirkstags, dem bayerischen Landesjugendamt und der bayerischen Landespolitik, sowie aus ehemaligen bzw. noch existierenden stationären Jugendhilfeeinrichtungen, von Einrichtungsträgern und aus dem Bereich der Wissenschaft. Die Interviews mit den Expert\*innen wurden im Zeitraum Mai bis August 2018 durchgeführt.

**Mitarbeiter\*innen**-Interviews wurde mit allen zum Zeitpunkt der Interviews beschäftigten Mitarbeiter\*innen der ABS geführt. Zudem konnten wir auch drei ehemalige Mitarbeiter\*innen der ABS interviewen. Die für Juli geplante Gruppendiskussion wurde vor allem aus Termingründen einvernehmlich abgesagt. Wir haben stattdessen auf die Gruppendiskussion zurückgegriffen, die im Rahmen der Expertise (Vorstudie) mit damals zehn Mitarbeiter\*innen geführt worden war. Der Zeitraum der Durchführung der Interviews erstreckte sich von März bis Juli 2018.

Insgesamt wurden in der Hauptstudie 63 qualitative Interviews mit 66 Personen geführt. Die unterschiedliche Anzahl kommt dadurch zustande, dass wir drei Interviews mit jeweils zwei Personen durchgeführt haben. Die genaue Verteilung zeigt folgende Tabelle:

---

<sup>11</sup> Jedoch stellte sich heraus, dass ein ehemaliges Heimkind, aus der Gruppe der Personen aus Phase zwei zwar das Angebot der ABS genützt hat, aber dabei keine Fondsleistungen beantragt hatte. Auf den Aufruf auf der Facebook Seite des VeH meldete sich Frau Alexa Whiteman beim IPP, die aber auch Leistungen aus dem Fonds Heimerziehung West erhalten hatte.

**Tabelle 3:** Anzahl der Interviews und interviewten Personen nach Personengruppen

Anzahl Interviews	Personengruppe	Personenanzahl
40	ehemalige Heimkinder	42
11	Berater*innen der ABS	11
12	Expert*innen	13
<b>63</b>	<b>Gesamt</b>	<b>66</b>

Bereits im Jahr 2016 haben wir im Rahmen der Erstellung der Expertise insgesamt 10 Interviews mit 17 Personen durchgeführt. Hierzu gehören 10 Mitarbeiter\*innen der ABS (zwei Einzelinterviews, ein Gruppeninterview), ein Experten-Interview mit einem Wissenschaftler, der am RTH Heimerziehung Mitglied war, und sechs Interviews mit ehemaligen Heimkindern. Diese Erhebung haben wir auch im Rahmen der Hauptstudie mitberücksichtigt.

Die meisten Interviews wurden von einer\*m Mitarbeiter\*in des IPP alleine geführt.<sup>12</sup> Die problemzentrierten Interviews folgten einem halbstrukturierten Leitfaden, der die Vergleichbarkeit der Erzählung der Interviewpartner\*innen sicherstellte und es diesen gleichzeitig erlaubte, in Form ausführlicher Narrationen über ihre individuellen Erfahrungen und Bewertungen zu berichten und zu reflektieren. Dadurch erhielten die Befragten die Möglichkeit, ihre Selbst- und Wirklichkeitskonstruktionen im Zusammenhang mit ihren persönlichen Erfahrungen darzulegen. Die dabei erhaltenen Berichte gestatten Einblicke in subjektive Konstruktionen und in die psychische Innenwelt der Interviewten. Darüber hinaus liefern sie aber auch Informationen für die Evaluation der Arbeit der ABS und für die Dokumentation der Lebensverläufe der ehemaligen Heimkinder. Gleichzeitig bietet die Methode der qualitativen Befragung die Möglichkeit, Bedeutungsdivergenzen zu klären und zusätzlich Widersprüche, Ambivalenzen und psychische Abwehrstrategien deutlich werden zu lassen (zu Fragen der Methodik siehe z. B. Helfferich et al. 2016; Hess 2018; Mosser et al. 2018).

Die Dauer der Interviews betrug zwischen eineinhalb und vier Stunden. Die Gespräche wurden an den von den Interviewpartner\*innen oder von uns vorgeschlagenen Orten durchgeführt. Die Interviews fanden zu Hause bei den ehemaligen Heimkindern, an den Arbeitsstellen der Expert\*innen, in den Räumen des IPP in München oder im Falle der Mitarbeiter\*innen-Interviews in den Räumen der ABS in München statt. Anfallende Fahrtkosten wurden durch das IPP erstattet, für die Teilnahme am Interview erfolgte keine Vergütung. Alle Interviews wurden als Audiodatei aufgenommen. Die Audiodateien wurden anschließend transkribiert und unter Verwendung von MAXQDA inhaltsanalytisch ausgewertet.

---

<sup>12</sup> Fünf Interviews mit ehemaligen Heimkindern wurden von uns zu zweit durchgeführt.

Den Interviewpartner\*innen wurde die Anonymisierung der erhobenen Daten für die Berichtserstattung zugesichert. Deshalb sind alle Namen durch Kürzel ersetzt. Hierfür haben wir uns bei den ehemaligen Heimkindern für die Angabe des Geschlechts und des Geburtsjahrzehnt entschieden.<sup>13</sup> Bei den Zitaten von Mitarbeiter\*innen bzw. Expert\*innen steht als Kürzel Berater\*in bzw. Expert\*in. Wir haben zudem fünf kurze Fallbeispiele in den Bericht aufgenommen. Diese wurden von den Interviewpartner\*innen autorisiert.

Es gehört zu den Merkmalen bzw. Besonderheiten von qualitativen Studien, dass die transkribierten Aussagen der Interviewten nicht nur unter theoretischen Kategorien ausgewertet werden, sondern dass diese durch Zitate veranschaulicht und belegt werden. Diese Darstellungsmethode ermöglicht es, die Interviewten ‚selbst sprechen‘ zu lassen. Um dies zusätzlich zu verstärken, haben wir in diesem Bericht auch gezielt längere Interviewabschnitte/Zitate verwendet, auch wenn diese teilweise den Lesefluss verlangsamen.<sup>14</sup>

Durch den Forschungsauftrag erhielten die ehemaligen Heimkinder ein einmaliges Gesprächsangebot, bei dem sie mit einer/einem interessierten Forscher\*in über ihre Biografie und Heimerfahrung offen sprechen konnten. Diese Situation konnte für sie sowohl entlastend als auch belastend sein. Selbstverständlich haben wir uns deshalb Gedanken über durch die Interviewsituation ausgelöste mögliche Belastungsreaktionen auf Seiten ehemaliger Heimkinder gemacht. Daher haben wir unsere Gesprächspartner\*innen nicht konfrontativ befragt und es ihnen überlassen, inwieweit sie über die erlebte (sexualisierte) Gewalt und die damit verbundenen Erinnerungen und Gefühle sprechen wollen. Eine wohlwollende und akzeptierende Haltung und eine sensible Gesprächsführung auf Seiten der Interviewer\*innen waren grundlegende Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für die Gespräche mit ehemaligen Heimkindern. In keinem der Interviews ist es zu unkontrollierbaren Belastungsreaktionen gekommen, und keine Person aus der Gruppe der ehemaligen Heimkinder hat nach dem Interview um Unterstützung bei uns nachgefragt. Jedoch haben einige Interviewpartner\*innen aus der Personengruppe der ehemaligen Heimkinder mit uns mehrmals Kontakt aufgenommen. Dabei haben sie uns weitere Informationen gegeben und uns hierzu teilweise auch weitere Unterlagen (selbst verfasste Schriften, Bücher, Heimakten, Broschüren über die Heime, Briefwechsel mit Heimen oder Kirchenbehörden etc.) zur Verfügung gestellt.

---

<sup>13</sup> Eine Interviewpartnerin, Frau Whiteman bestand darauf nicht anonymisiert zu werden. Deshalb haben wir uns entschieden die Zitate aus dem Interview mit ihr mit einem \* zu kennzeichnen.

<sup>14</sup> Da einzelne Aussagen unter mehreren Perspektiven interessant und aussagekräftig sind, kann es auch sein, dass einzelne Interviewpassagen an mehreren Stellen des Berichts verwendet werden.

## 3 DER FONDS HEIMERZIEHUNG

### 3.1 DER LANGE WEG BIS ZUM RUNDEN TISCH HEIMERZIEHUNG (RTH) IN DEN 50ER UND 60ER JAHREN

#### 3.1.1 KEIN NEUSTART DER HEIM- UND FÜRSORGEERZIEHUNG BEI DER GRÜNDUNG DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Die Heim- und Fürsorgeerziehung der 1949 gegründeten Bundesrepublik Deutschland ist nach dem Ende des 3. Reiches nicht grundsätzlich überprüft und neu entwickelt worden, sondern vielmehr aus dem Erbe des nationalsozialistischen Erziehungssystems mit seinem totalitären Erziehungsanspruch entstanden, an dessen Spitze die Anpassung der Kinder und Jugendlichen an die „gesunde Volksgemeinschaft“ stand. Der Neustart 1945 führte zu keinem entscheidenden Wechsel der Verantwortlichen und sonstigen Akteure aus Verwaltung und Praxis, der in der Jugendhilfe involvierten Institutionen (u.a. Jugend- und Landesjugendämter, entsprechenden Ministerien, Polizei, Justiz, Einrichtungsträger, Verbände der Wohlfahrtspflege, Gesundheitswesen, (Kinder- und Jugend-) Psychiatrie, Sozial- und Erziehungswissenschaften) aus der nationalsozialistischen Vergangenheit (Kappeler 2009b). Dies betrifft auch die Verantwortlichen für die Errichtung und Durchführung der Jugendkonzentrationslager während der NS-Zeit aus Politik, Verwaltung und Praxis, von denen viele im Nachkriegsdeutschland Karriere gemacht haben (Kappeler 2017b). Daher kam es zu keinen erkennbaren Veränderungen in den Erziehungspraktiken der Heimerziehung und in den zugrundeliegenden (pädagogischen) Handlungskompetenzen und Sichtweisen. So blieb ein in seinen Grundfesten autoritäres und menschenverachtendes Heimerziehungssystem mit seiner schwarzen Pädagogik und seinen selektierenden Klassifikationen bestehen. Hierzu passend herrschte bis in die 1980er Jahre in der Jugendhilfe eine klassifizierende und diskriminierende Sprache vor, die schon vor dem 1. Weltkrieg gemeinsam von Psychiatrie und Jugendfürsorge zur führenden Fachsprache gemacht worden war (Kappeler 2009b); auch die psychiatrische Wissenschaft wies in der Nachkriegszeit noch sozialassistive Züge auf (RTH 2010a, Kuhlmann 2010). Ebenso waren weiterhin Strategien und Instrumente der Kontrolle, Disziplinierung und Aussonderung gegen die körperliche, geistige und sittliche Verwahrlosung der Gesellschaft und eine gewalttätige Unterordnung, (absoluten) Gehorsam, Anspruchslosigkeit, Fleiß, Ordnung und Zwang ausgerichtete Straf-, Demütigungs- und „Arbeitspädagogik“ mit strikt vorgegebenen Tagesroutinen, hohen Arbeitsanforderungen und geringen Bildungschancen in der Heimerziehung maßgebend. Es galt noch lange Zeit ein kollektivistisches Erziehungsverständnis, dessen wichtigstes Ziel es war, Kinder und Jugendliche zu tüchtigen und funktionierenden Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen. Dabei wurde in der Regel keine Rücksicht auf die freie Persönlichkeitsentfaltung und die Bedürfnisse der in

den Heimen untergebrachten Kinder und Jugendlichen genommen. In den Erziehungsheimen in kirchlicher Trägerschaft, die den Großteil der Einrichtungen stellten, kam es darüber hinaus zu der entsprechenden konfessionellen Zwangsmissionierung vor dem Hintergrund einer konfessionellen Rettungspädagogik mit ihrer problematischen Verbindung aus geforderter hingebender Liebe und autoritär strafender Zucht (RTH 2010a; Kuhlmann 2010).

### *3.1.2 DER LANGE KAMPF UM REFORMEN IN DER HEIM-/FÜRSORGEERZIEHUNG*

Bei der historischen Betrachtung der Heimerziehung gilt es zu berücksichtigen, dass es schon in der Weimarer Republik (1918-1933) deutliche Kritik an den Verhältnissen und Zuständen in der Heimerziehung gab, Heimerziehungsskandale thematisiert wurden und die sozialpädagogische Theoriediskussion auch zu alternativen Praxisversuchen führte. Diese Entwicklung und der sie begleitende Reformdiskurs wurden 1933 mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten mit Zustimmung der damals führenden gesellschaftlichen Erziehungskräfte abrupt beendet. Die Kritiker und Reformer wurden durch Berufs- und Publikationsverbote, durch Vertreibung und andere Formen existentieller Bedrohung zum Schweigen gebracht (Kappeler 2009b, S. 11). Nach 1945 lebte die Kritik am System der Heimerziehung jedoch wieder auf, auch indem umfassende Reformvorschläge geäußert wurden. Hierauf ist es zurück zu führen, dass es schon in den 50er Jahren entsprechend konzipierte Heime als Modelleinrichtungen im Sinne einer Reform der Heimerziehung gab. Allerdings klaffte weiterhin eine große Lücke zwischen den Forderungen der Kritiker/Reformer einerseits und der überwiegenden Praxis der Heim-/Fürsorgeerziehung andererseits. So standen der Kritik an den bestehenden Bedingungen der Heimerziehung massiver Widerstand bzw. starke Beharrungstendenzen der (verantwortlichen) Akteure in Verwaltung und Praxis gegen die geforderten Veränderungen entgegen. Ebenso bestand lange Zeit kein nennenswerter gesellschaftlicher und politischer Wille zur Durchsetzung systemverändernder Reformen. Notwendige finanzielle Mittel zur Verbesserung der materiellen Ausstattung der Heime und der Versorgung der in den Heimen untergebrachten Kinder und Jugendlichen wurden nicht zur Verfügung gestellt. Es fehlten auch Investitionen in eine Verbesserung des Personalschlüssels und in die Qualifizierung der im Kontext der Heimerziehung Beschäftigten in den Einrichtungen, in den Jugend- und Landesjugendämtern, im Vormundschaftswesen, in der Jugendstrafrechtspflege etc. (ebd., S. 13). Gerade in den Einrichtungen selbst blieben die Arbeitsbedingungen lange Zeit außerordentlich schlecht. Zu bedenken ist hierbei auch, dass ein Großteil der Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft geführt wurde und eine Vielzahl der Mitarbeiter\*innen Geistliche waren, die ein Gehorsamsgelübde abgelegt hatten und rund um die Uhr für die Arbeit in den Heimen zur Verfügung standen bzw. stehen mussten. Der Beruf des „Heimerziehers“ hatte eine niedrige gesellschaftliche Stellung und auch aufgrund der Arbeitsbedingungen keine starke Anziehungskraft auf weltliche Fachkräfte im Bereich der Wohlfahrts-



pflege, an denen es insgesamt mangelte, da in entsprechend qualifizierende (sozialpädagogische) Ausbildungen lange Zeit zu wenig investiert wurde (ebd. S. 13; Kuhlmann 2010). Zu beachten ist hierbei auch, dass bis 1962 keine bundeseinheitliche Regelung über die Qualifikationsanforderungen an das Personal der Heimerziehung bestand und bis in die 1970er Jahre „Erzieher\*innen“ ohne pädagogische Ausbildung eingestellt wurden (Wapler 2010, S. 93). Das Problem bestand aber nicht nur in der geringen Qualifizierung des Heimpersonals und dem Mangel an ausgebildetem Fachpersonal, das sich vergeblich an den bestehenden Strukturen abarbeitete bzw. sich daran anpasste. Die Heimerziehung war darüber hinaus sowohl in der Praxis als auch im akademischen Diskurs und in der Forschung lange Zeit vorwiegend von einem religiös-moralischen, medizinisch-psychiatrischen und kriminologischen Verständnis geprägt (RTH 2010a; Kuhlmann 2010). Daher kam es in der Nachkriegsgeschichte über mehrere Jahrzehnte zu keinem nachhaltigen Umdenken und zu keinem Ende der gewaltaffinen (Heim-) Pädagogik, der Stigmatisierung der Heimbewohner\*innen und des kollektivistischen Erziehungsverständnisses. Angefangen bei der in der Nachkriegszeit entwickelten Kritik, wurde im Laufe der Zeit und mit dem zunehmenden Einfluss der (Sozial-) Pädagogik der Spalt zwischen Theorie und Praxis der Heimerziehung zunehmend deutlicher (formuliert). Obwohl diese Diskrepanz und die fortbestehende Reformverweigerung über Jahrzehnte in der Fachliteratur immer eindringlicher thematisiert wurden und reformwillige Personen aus allen Bereichen der Jugendhilfe die Starrheit der Verhältnisse in der Heimerziehung zu überwinden versuchten, dauerte es noch lange, bis die Zustände und Arbeitsbedingungen in den Heimen umfassend verändert wurden (Kappeler 2009b). Die unablässigen Reformbemühungen führten schließlich zur Neuordnung des Kinder- und Jugendhilferechts von 1990 (SGB VII – Kinder und Jugendhilfe – KJHG), das das Deutsche Jugendwohlfahrtsgesetz von 1961 (JWG) ablöste.<sup>15</sup> Wichtige Stationen auf diesem Weg waren die Heimkampagne<sup>16</sup> im Zuge der 68er-Bewegung/Revolte und der 6. Jugendhilfetag der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) 1978. Im Rahmen der Heimkampagne, deren Hauptzentren in West-Berlin und Frankfurt am Main lagen, machten vorwiegend Student\*innen aus verschiedenen Gruppen der Außerparlamentarischen Opposition (APO) in einer Vielzahl von Aktivitäten öffentlichkeitswirksam auf die Verhältnisse und Zustände in der westdeutschen Heim-/Fürsorgeerziehung aufmerksam. Begleitend wurde die damalige Heimerziehung in Medienberichten, Dokumentationen und teilweise auflagestarken Publikationen einer radikalen politischen und fachlichen Kritik unterzogen (Kappeler 2008b, S. 373).

---

<sup>15</sup> In den westlichen Bundesländern trat das KJHG am 01.01.1991 in Kraft, in den neuen Bundesländern erlangte es bereits mit dem Beitrittstermin am 03.10.1990 seine Gültigkeit.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Achtes\\_Buch\\_Sozialgesetzbuch](https://de.wikipedia.org/wiki/Achtes_Buch_Sozialgesetzbuch) (Abruf 04.08.2018)

<sup>16</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Heimkampagne> (Abruf 03.08.2018)

Auch wenn strukturelle und qualitative Fortschritte der Heimerziehung in veränderten behördlichen Richtlinien ihren Ausdruck fanden und einzelne Träger durchaus innovativere Konzepte entwickelt hatten, gab es noch große Defizite. So wurde 1978 beim 6. Jugendhilfetag der AGJ auf der Großveranstaltung „Heimerziehung – Der alltägliche Skandal“ festgestellt, dass es bis dahin noch zu keinen wesentlichen Veränderungen in der Heimerziehung gekommen war und die Träger der Heime trotz mehrerer aufgedeckter Skandale weiterhin unzureichend kontrolliert wurden. Diese Kritik aus den Veranstaltungen zur Heimerziehung wurde in der offiziellen Stellungnahme der AGJ zum Jugendhilfetag 1978 dokumentiert (Kappeler 2008b, S. 374).

Mit dem KJHG von 1990 wurde schließlich ein modernes Leistungs- und Hilfestgesetz mit Mitwirkungsrechten der Leistungsempfänger geschaffen (Hubert 2002), wobei die Kritik an der Kontroll- und Eingriffsorientierung des JWG berücksichtigt wurde.<sup>17</sup> So existieren im KJHG der „unbestimmte Rechtsbegriff Verwahrlosung“, die „Fürsorgeerziehung“ und die sogenannte „Freiwillige Erziehungshilfe“, die „Unterbringung“ nach §§ 5 und 6 des JWG und die „Geschlossene Unterbringung“ als Regelpraxis nicht mehr (Kappeler 2009a).

### *3.1.3 VIELFACHES UNRECHT IN DER HEIMERZIEHUNG*

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass es bei der Gründung der Bundesrepublik Deutschland zu keinem wesentlichen Neuanfang und Umdenken in der Fürsorge- bzw. Heimerziehung kam und es Jahrzehnte dauerte, bis die kontinuierlich vorhandene und immer dringlicher formulierte Kritik und die sie begleitenden Reformvorschläge eine umfassende Veränderung der Heimerziehung und des ihr zugrundeliegenden Rechts bewirkten. Außerdem kam es in der damaligen Fürsorge-/Heimerziehung zu zahlreichen Rechtsverstößen. Diesbezüglich kommt der Abschlussbericht des Runden Tisches Heimerziehung (RTH 2010a, S. 29) zu dem zusammenfassenden Ergebnis, dass die Heimerziehung „auch nach damaliger Rechtslage und deren Auslegung nicht mit dem Gesetz und auch nicht mit pädagogischen Grundsätzen vereinbar“ gewesen seien. Unter Berücksichtigung der Expertise zu Rechtsfragen der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre (Wapler 2010) benennt der Abschlussbericht des RTH Regel- und Rechtsverstöße (1) auf dem Weg ins Heim, (2) in der Heimerziehung und (3) im Bereich der Heimaufsicht und Kontrolle:

**Heimeinweisung:** Jugendliche wurden häufig willkürlich und ohne ausreichende Begründung in Heime eingewiesen. Notwendige Anhörungen der Jugendlichen fanden in diesem Zusammenhang nicht statt; die für die Unterbringung in geschlossenen Heimen verpflichtende richterliche Entscheidung lag in vielen Fällen nicht vor. Aufgrund fehlender behördlicher Überprüfung wurden viele Mädchen und Jungen in den Heimen einfach „vergessen“. Eltern wur-

---

<sup>17</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Achtes\\_Buch\\_Sozialgesetzbuch](https://de.wikipedia.org/wiki/Achtes_Buch_Sozialgesetzbuch) (Abruf 04.08.2018)

den unter Androhung eines Sorgerechtsentzugs genötigt, einer „Freiwilligen Erziehungshilfe“ (FEH) zuzustimmen. Die (teilweise) Übertragung des Sorgerechts auf Vormünder oder Pfleger führte häufig ebenfalls zur Installierung einer FEH. Sowohl bei der Festsetzung einer endgültigen Fürsorgeerziehung als auch bei der durch einen Vormund beantragten geschlossenen Heimunterbringung wurde der von Rechts wegen vorgeschriebene Weg über das Vormundschaftsgericht in vielen Fällen umgangen.

**Heimerziehung:** Die Träger der Heimeinrichtungen beschäftigten vielfach unqualifiziertes und ungeeignetes Personal mit problematischen Erziehungsvorstellungen. Dieses Personal übte eine Strafpraxis aus, die Rechtsbrüche gegen elementare Vorgaben des Grundgesetzes umfasste, z.B. Wahrung der Menschenwürde, freie Entfaltung der Persönlichkeit, Recht auf körperliche Unversehrtheit usw. Gewalttätige und demütigende Übergriffe sowohl von Seiten des Personals als auch von anderen Heimkindern wurden geduldet und nicht geahndet. Es wurden keine Anstrengungen in Richtung Prävention und Schutz der Heimkinder unternommen. Insofern ist hier von unterlassener Hilfeleistung zu sprechen. Die Auferlegung einer Arbeitspflicht erfolgte nicht aus pädagogischen Zwecken, sondern häufig aufgrund wirtschaftlicher Erwägungen. Den Heimkindern und –jugendlichen wurde der Arbeitslohn vorenthalten, Sozialversicherungsbeiträge wurden nicht abgeführt. Eine fundierte schulische und berufliche Förderung und eine Ausbildung wurden den Heimkindern in vielen Fällen nicht gewährt. Durch den Zwang, sich an bestimmten religiösen Handlungen zu beteiligen, wurde die Religionsfreiheit der Kinder und Jugendlichen eingeschränkt.

**Behördliche Kontrolle:** Sowohl hinsichtlich der Einweisungspraxis als auch in Bezug auf die Praxen der Heimerziehung wurden weder einzelfall- noch einrichtungsbezogen rechtlich vorgeschriebene und effektive Maßnahmen zum Schutz der untergebrachten Mädchen und Jungen und zur Kontrolle der Heime umgesetzt. Weder Jugendämter noch Heimaufsichten kamen ihren Aufgaben zur Unterbindung von Rechtsbrüchen auf Seiten der Heime und Heimträger in ausreichendem Maße nach.

### *3.1.4 DER WEG ZU DEN PETITIONEN DER EHEMALIGEN HEIMKINDER*

Wie oben dargestellt, wurde die Heim-/Fürsorgeerziehung im langen Kampf um Reformen bereits in den 1960er Jahren in der Öffentlichkeit diskutiert und skandalisiert. In den Debatten ging es dabei wesentlich um „die Zukunft einer anderen Heimerziehung“. Die individuellen Folgen für die damaligen Heimkinder „standen nicht im Zentrum des Interesses“ (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ 2010; RTH 2010a). Oder wie es Kappeler (2009a) knapp ausdrückt: „*Das System wurde geändert – die Opfer wurden vergessen*“ (kursiv im Original). Ab 2003 brachen ehemalige Heimkinder ihr Schweigen und machten verstärkt auf ihr Schicksal aufmerksam. Angeregt durch den Film „Die unbarmherzigen Schwes-

tern“<sup>18</sup> und durch den Umstand, dass dieser bald nach der Veröffentlichung nicht mehr im vorwiegend katholischen Paderborn gezeigt wurde, bat eine Frau den Journalisten Peter Wensierski, der den Film rezensiert hatte, darüber zu recherchieren. Durch diese Frau, die in den 1960er Jahren selbst massive Gewalterfahrungen in einem geschlossenen Fürsorgeerziehungsheim für sogenannte „verwahrloste Mädchen“ der Vinzenterinnen gemacht hatte, bekam Wensierski Kontakt zu weiteren ehemaligen Heimkindern, die durch die Resonanz des Films in Irland ermutigt waren, ihr langes Schweigen und Sich-Verstecken zu beenden und sich miteinander zu vernetzen (Kappeler 2009a)<sup>19</sup>. Im Mai 2003 veröffentlichte Wensierski einen Artikel im Wochenmagazin „Der Spiegel“ (Wensierski 2003). Hierin machte er auf das Schicksal von westdeutschen ehemaligen Heimkindern in konfessionellen Heimen aufmerksam und prognostizierte, dass sich die deutschen Heimkinder auf einen schweren Kampf gegen die Institution Kirche einstellen müssen, falls sie sich dazu entschließen würden, Entschuldigung und Wiedergutmachung zu verlangen. Bereits dieser Artikel machte deutlich, dass das vielfältig an ehemaligen Heimkindern begangene Unrecht, auch verschiedenen Formen von sexualisierter Gewalt enthielt (Struck 2015). Auf diesen Artikel hin meldete sich eine Vielzahl weiterer Heimkinder bei Wensierski, worauf er seine Recherchen weiterführte. Im Jahr 2006 brachte er dann sein Buch „Schläge in Namen des Herrn“ heraus (Wensierski 2006)<sup>20</sup>, das zu einer weiteren Steigerung des Medieninteresses an der Thematik führte. Man kann bilanzierend sagen, dass die durch das Filmdrama „Die unbarmherzigen Schwestern“ ausgelöste mediale Berichterstattung mit der zunehmenden Selbstorganisation der ehemaligen Heimkinder Hand in Hand ging und diese sich wechselseitig verstärkten. Durch engagierte ehemalige Heimkinder kam es im Januar 2004 zur Gründung der Bundesinteressengemeinschaft ehemaliger Heimkinder in Paderborn als Vorreiter des Vereins ehemaliger Heimkinder e.V. (VeH)<sup>21</sup>. Der VeH wurde im Oktober 2004 in Idstein am Taunus als parteipolitisch und konfessionell unabhängiger Verein gegründet und später in Aachen in das Vereinsregister eingetragen. Zu den Zielen des Vereins gehören u.a. die ehemaligen Heimkinder zu organisieren, sie unter Berücksichtigung ihrer spezifischen Bedürfnisse zu begleiten und die Situation der ehemaligen Heimkinder in der Öffentlichkeit bekannter zu machen.

---

<sup>18</sup> „Die unbarmherzigen Schwestern“ ist der deutsche Titel des britisch-irischen Filmdramas „The Magdalene Sisters“ von Peter Mullan (2002). Der Film thematisiert die Geschichte von drei jungen Frauen, die in den 60er Jahren in einem Magdalenenheim untergebracht waren und die dort herrschenden Zustände mit systematischer Demütigung, harten Züchtigungen und sexuellen Übergriffen. Für den Film wurde Peter Mullan 2002 mit dem Goldenen Löwen der Internationalen Filmfestspiele von Venedig ausgezeichnet.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Die\\_unbarmherzigen\\_Schwestern](https://de.wikipedia.org/wiki/Die_unbarmherzigen_Schwestern)

<sup>19</sup> Siehe hierzu auch <http://heimkindervereinvon2003-2010.blogspot.com/2010/01/der-grundstein-zum-vehev-verein.html> (letzter Abruf 08.08.2018)

<sup>20</sup> Zu dem Buch gibt es auch eine Website, die von Peter Wensierski in Zusammenarbeit mit der DVA (Verlag des Buches) verantwortet wird und die über Themen, die im Zusammenhang mit dem Buch stehen, viele weitere Informationen bereithält: <http://www.wensierski.info/index.html> (letzter Abruf 05.08.2018)

<sup>21</sup> <http://heimkindervereinvon2003-2010.blogspot.com/2010/01/der-grundstein-zum-vehev-verein.html> (letzter Aufruf 08.08.2018)

2006 reichte der VeH mehrere Petitionen beim Deutschen Bundestages ein (Kappeler 2009a; Struck 2015)<sup>22</sup>. Die wesentlichen Forderungen waren:

- die Anerkennung betroffener ehemaliger Heimkinder als Opfer von Menschenrechtsverletzungen;
- die Regelung berechtigter Forderungen, die sich daraus ergeben;
- die Ächtung der menschenverachtenden Erziehungspraxis in Heimen während der Zeit von 1945 bis 1975;
- die Klärung der Frage fehlender Rentenanwartschaften bezüglich erzwungener Arbeit, für die keine Sozialversicherungsbeiträge entrichtet wurden;
- die Erklärung, dass die in den Heimen verlangte und geleistete Kinderarbeit Unrecht gewesen ist;
- die Gewährleistung der Finanzierung von Langzeittherapien der Traumata, an welchen viele Betroffene noch heute leiden;
- die wissenschaftliche Aufarbeitung dieses unrühmlichen Kapitels in der Sozialgeschichte der Bundesrepublik;
- eine Anhörung betroffener ehemaliger Heimkinder vor dem Deutschen Bundestag;
- eine Ausstellung über die Lebenssituation ehemaliger Heimkinder in den Heimen der Zeit von 1945 bis 1975 unter Berücksichtigung ihrer Lebenssituationen nach dem Heimaufenthalt;
- die Anerkennung der moralischen Schuld des Staates an den Vorfällen in den Heimen während der besagten Zeit, die sich aus der Einweisungspraxis der Jugendämter und der mangelnden Heimaufsicht ergibt;
- die Schaffung einer unabhängigen Heimaufsicht für alle heute existierenden Heimformen (auch der Altenpflegeeinrichtungen), um zu gewährleisten, dass vergleichbares Unrecht in Deutschland in Gegenwart und Zukunft nicht mehr geschehen kann.<sup>23</sup>

### 3.1.5 VON DEN PETITIONEN ZUM RUNDEN TISCH HEIMERZIEHUNG (RTH)

Die Petitionen, die im Frühjahr 2006 zum Thema „Heimerziehung in der alten Bundesrepublik“ beim Deutschen Bundestag eingereicht wurden, fasste der Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages im weiteren Verlauf zu einer Sammelpetition zusammen, in der die Situation der 700.000 bis 800.000 ehemaligen Heimkinder in den Jahren 1949 bis 1975 kritisiert wurde (RTH 2010b, 2010a). Nachdem der Petitionsausschuss die Petent\*innen im Dezember 2006 zu einer nicht-öffentlichen Anhörung eingeladen hatte, wurde damit erstmals in seiner

---

<sup>22</sup> Siehe auch: [http://www.veh-ev.eu/wiki/Verein\\_ehemaliger\\_Heimkinder\\_e.V.](http://www.veh-ev.eu/wiki/Verein_ehemaliger_Heimkinder_e.V.) (letzter Aufruf 08.08.2018)

<sup>23</sup> [http://www.veh-ev.eu/wiki/Verein\\_ehemaliger\\_Heimkinder\\_e.V.](http://www.veh-ev.eu/wiki/Verein_ehemaliger_Heimkinder_e.V.) (zuletzt abgerufen 08.08.2018); siehe auch Kappeler (2009a).

Geschichte den Mitgliedern einer Opferorganisation eine direkte Anhörung gewährt (Kappeler 2009a). Auf der anschließenden gut besuchten Pressekonferenz des VeH wurden dieselben Erfahrungsberichte aus der Heimerziehungszeit wie bei der Anhörung vorgetragen und der VeH stellte in seiner Presseerklärung die wesentlichen Forderungen der Petition vor. Laut Kappeler (ebd., o.S.) „erreichte das Engagement an der Sache der Ehemaligen“ nach dieser Pressekonferenz eine für ihn noch nie erlebte Intensität und Nachhaltigkeit bei hoher Seriosität. In einer zweiten nicht-öffentlichen Anhörung wurden im Sommer 2007 die Vertreter der beschuldigten Organisationen vom Petitionsausschuss angehört und in einer Sitzung im Januar 2008 Expert\*innen aus den Bereichen Jugendhilferecht, Sozialpädagogik, Erziehungswissenschaften, Traumaforschung, Arbeits- und Rentenrecht sowie Historiker\*innen als Sachverständige eingeladen. Im Sommer 2008 wurden die Arbeitsgemeinschaft für Erziehungshilfen (AFET) und das Deutsche Institut für Jugend- und Familienrecht (DIJuF) gemeinsam beauftragt, einen Projektvorschlag für die Einrichtung und Arbeit eines „Runden Tisches zur Aufarbeitung von Fehlentwicklungen in der Heimerziehung“ zu erarbeiten. In Kontakt mit dem VeH und mit wissenschaftlicher Beratung und sozialpädagogisch-fachlicher Unterstützung erarbeiteten beide daraufhin ein Konzept<sup>24</sup>, das die Zustimmung des Petitionsausschusses erhielt (Kappeler 2008a, 2009a). Im Juli 2008 wurde ein Zwischenbericht erstellt und am 26.11.2008 stellte der Petitionsausschuss in einer öffentlichen Sitzung unter aktiver Teilnahme des damaligen Bundestagspräsidenten Norbert Lammert die Ergebnisse bzw. Empfehlungen seiner Arbeit vor. Nach mehr als zweijähriger Beschäftigung mit der Thematik anerkannte und bedauerte der Petitionsausschuss das Unrecht und Leid der ehemaligen Heimkinder und kam zu folgenden Forderungen: (1) Bereitstellung von Entschädigungsleistungen für die Betroffenen, (2) Möglichkeit der Anhörung der Betroffenen im Deutschen Bundestag, (3) Entschuldigung des Deutschen Bundestages bei den Betroffenen und (4) wissenschaftliche Aufarbeitung der Thematik. Ebenso empfahl der Petitionsausschuss zur umfassenden Aufarbeitung und zur Erlangung einer Genugtuung, einen Runden Tisch einzusetzen, da für eine generelle Regelung hinsichtlich Entschädigung und Renten Anerkennung keine ausreichende Rechtsgrundlage bestehe und eine angemessene Aufarbeitung der Heimerziehungspraxis zudem in einem parlamentarischen Verfahren alleine nicht gewährleistet werden könne.

---

<sup>24</sup> „Dieses Konzept war ergebnisoffen angelegt, alle von den ehemaligen Heimkindern erhobenen Forderungen sollten auf den Tisch kommen, sie selbst sollten an der »Aufarbeitung« mit starker Stimme beteiligt werden, eine Geschäftsstelle zur Organisation des Runden Tisches sollte in Berlin eingerichtet werden, verbunden mit einer Hotline für Ehemalige aus der Heim- und Fürsorgeerziehung und mit dem Angebot von professioneller Unterstützung in Rechts- und Therapiefragen.“ Kappeler (2008a, S. 666).

In den Empfehlungen des Petitionsausschusses vom 26.11.2008<sup>25</sup> wird der Arbeitsauftrag des RTH unter Punkt VI. so dargestellt:

Der Runde Tisch soll seinen Zweck insbesondere durch die nachfolgenden Tätigkeiten verwirklichen:

1. Aufarbeitung der Heimerziehung unter den damaligen rechtlichen, pädagogischen und sozialen Bedingungen:

Darin sind einzubeziehen:

- die Rechtsgrundlagen und die Praxis der Heimerziehung,
- die rechtlichen Regelungen der Heimaufsicht und ihre tatsächliche Wahrnehmung und
- die Beschreibung der Ziele und Praxis der Heimerziehung aus der Sicht der damaligen Erziehungswissenschaft und Pädagogik.

2. Die Prüfung von Hinweisen auf Heimkindern zugefügtes Unrecht.

3. Aufarbeitung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und gesundheitlichen (organischen oder psychischen) Folgen der Heimerziehungspraxis.

4. Förderung der Kommunikation zwischen den Betroffenen und den „Nachfolge“-Organisationen der damaligen Heimträger sowie Herstellen von Kontakten zur individuellen Bearbeitung von Heimbiografien.

5. Information ehemaliger Heimkinder.

6. Vermittlung von psychologischen, sozialen oder seelsorgerischen Beratungsangeboten der beteiligten Institutionen und Organisationen an ehemalige Heimkinder bei Bedarf.

7. Entwicklung von Kriterien zur Bewertung der Forderungen ehemaliger Heimkinder und Aufzeigen möglicher Lösungen.

8. Öffentlichkeitsarbeit.

Im Punkt VI. werden AFET und DIJuF für die Organisation und Koordination des Runden Tisches vorgeschlagen und das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gebeten, „den Runden Tisch entsprechend den Vorstellungen des Petitionsaus-

---

<sup>25</sup> „Empfehlung des Petitionsausschusses in seiner Sitzung am 26. November 2008 zur Petition die Situation von Kindern und Jugendlichen in den Jahren 1949 bis 1975 in der Bundesrepublik Deutschland in verschiedenen öffentlichen Erziehungsheimen betreffend“ Beschluss vgl. lfd. Nr. 1 der Sammelübersicht 16/495 BT – Drs. 16/11102. Online unter: [https://www.fonds-heimerziehung.de/fileadmin/de.fonds-heimerziehung/content.de/dokumente/Empfehlung\\_Petitionsausschuss.pdf](https://www.fonds-heimerziehung.de/fileadmin/de.fonds-heimerziehung/content.de/dokumente/Empfehlung_Petitionsausschuss.pdf) (letzter Abruf 12.08.2018)

schusses zu ermöglichen und den Verbänden die erforderlichen Gestaltungsmöglichkeiten zu gewähren“.<sup>26</sup>

Ebenso enthält Punkt VI. einen Vorschlag über die Mitglieder, die am Runden Tisch teilnehmen sollen. Hierzu gehört ein\*e Vorsitzende\*r – eine bekannte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens<sup>27</sup> – und Vertreter (1) ehemaliger Heimkinder, (2) der konfessionellen Heimträger, (3) der nicht-konfessionellen Heimträger, (4) der Bundesarbeitsgemeinschaft für Wohlfahrtspflege (BAGfW) und der Kirchen, (5) der Vormundschaft- und Familiengerichte, (6) der Kinder- und Jugendhilfeverbände, (7) von sozialgeschichtlichen und sozialpädagogischen Forschungseinrichtungen, (8) der Ministerien des Bundes (BMFSFJ, ggf. weitere Ministerien) und der Länder, ebenso weitere zu benennende Mitglieder (z.B. Abgeordnete), kommunale Spitzenverbände, Wissenschaftler\*innen und Vertreter\*innen der Wirtschaft.

Vor dem Hintergrund der einstimmigen Empfehlung des Petitionsausschusses vom 26.11.2008 und eines fraktionsübergreifenden Antrags folgte der Deutsche Bundestag in seiner Sitzung am 04.12.2008 der Empfehlung des Petitionsausschusses und beschloss einstimmig und fraktionsübergreifend und erstmalig in seiner Geschichte die Einrichtung eines Runden Tisches (RTH 2010b, 2010a).

Im weiteren Verlauf wurde damals deutlich, dass das von Ursula von der Leyen geführte BMFSFJ versuchte, andere Ziele zu verfolgen und es dabei nach Kappeler (2009a; ohne Seitenangabe) zu einer „Brüskierung des Parlaments und der Opfer durch das Bundesfamilienministerium“ kam. So erarbeitete das Ministerium einen eigenen Konzeptentwurf für die Arbeit des Runden Tisches, in dem ihm lediglich eine Erörterungs- und Aufklärungsfunktion zukommen sollte und die Einrichtung eines Nationalen Entschädigungsfonds nicht angestrebt wurde. Somit wäre es bei der Arbeit des Runden Tisches nicht mehr um die Erarbeitung ergebnisoffener Lösungen gegangen und es sollte dort auch nicht über materielle Entschädigungsleistungen diskutiert werden. Die ehemaligen Heimkinder sollten am Runden Tisch nur noch eine geringe Rolle spielen und das BMFSFJ wollte sich die personelle Besetzung des Runden Tisches vorbehalten. Anstelle von AFET und DIJuF wurde der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. mit der Durchführung des Runden Tisches beauftragt. Statt einer Geschäftsstelle wollte das Ministerium nun eine eigene Referentin und eine Sachbearbeiterin zur Verfügung stellen. Die im Konzeptentwurf der AFET und DIJuF vorgesehene Hotline zur Beteiligung der Betroffenen am Beratungs- und Entscheidungsprozess des Runden Tisches und die dabei angedachte Beratungs- und Unterstützungsfunktionen entfielen dabei. Nach einer Presseerklärung des VeH zum Vorgehen der Bundesfamili-

---

<sup>26</sup> Ebenda.

<sup>27</sup> In der Sitzung vom 26.11.2018 bittet der damalige Bundestagspräsident Norbert Lammert die Bundestagsvizepräsidentin a.D. Dr. Antje Vollmer den Vorsitz zu übernehmen. Frau Dr. Vollmer stimmt der Bitte zu.



enministerien von der Leyen kam es dann zu einer regen und kritischen medialen Berichterstattung, die das BMFSFJ wohl letztendlich dazu bewog, sein Konzept für den Runden Tisch zurück zu ziehen.

### *3.1.6 REDUZierter RTH UND POLARISIERUNG DER SZENE DER EHEMALIGEN HEIMKINDER*

Auch wenn das BMFSFJ mit seinem Versuch scheiterte ein eigenes Konzept durchzusetzen, bedeutete dies nicht, dass die Empfehlungen des Petitionsausschusses, deren Umsetzung der Bundestag in seiner Abstimmung vom 04.12.2008 beschlossen hatte, vollumfänglich realisiert wurden. Vielmehr bewirkte der Druck des BMFSFJ, dass es bei der Gestaltung des RTH zu zeitlichen und finanziellen Kürzungen und zu inhaltlichen Einschränkungen kam und somit zu einem Außer-Kraft-Setzen der Kontrollfunktion des Parlaments gegenüber der Regierung (Kappeler 2015). Laut Kappeler habe dies „zu einer tiefgreifenden Enttäuschung vor allem der Ehemaligen Heimkinder, die sich jahrelang für das Zustandekommen des RTH eingesetzt hatten“ geführt (ebd., S. 85). In der Auseinandersetzung im VeH über das weitere Vorgehen kam es zu einer Polarisierung und Spaltung der Szene der ehemaligen Heimkinder. Auf der einen Seite standen diejenigen ehemaligen Heimkinder, die, beeinflusst durch die Berechnungen des Rechtsanwalts Wittig, eine Entschädigungsforderung von 25 Milliarden Euro in den Raum stellten und sich einen Erfolg nur noch über den Klageweg erhofften. Auf der anderen Seite standen die Befürworter\*innen des Versuchs, weiterhin am RTH Anerkennung, Entschädigung und Rehabilitation zu erlangen. Zu dieser Fraktion gehörten auch die drei Vertreter\*innen der Heimkinder am RTH, die die Übernahme dieser Entschädigungsforderung verweigerten, da dies zum sofortigen Ende des RTH geführt hätte. Am Ende der Auseinandersetzung wurde ihnen die Legitimation durch den VeH entzogen. Hierzu stellt Kappeler fest (2015, S. 85), dass die Obstruktionspolitik des Interessensverbundes von Bund, Ländern und Kirchen wesentlich zu der Polarisierung beigetragen habe, die den Rückhalt der Opfervertreter\*innen in ihrem Referenzsystem, und damit ihre Verhandlungsmöglichkeiten am RTH, entscheidend geschwächt habe. Schruth (2011, S. 7) führt in diesem Zusammenhang aus: Da es vor der Konstituierung des RTH nur einen öffentlich aktiven Verein der ehemaligen Heimkinder, den VeH, gegeben habe, seien die Vertreter\*innen des Vorstands dieses Vereins „quasi geborenen Mitglieder“ am RTH für die Gruppe der ehemaligen Heimkinder gewesen. Doch relativ schnell sei diese Legitimationsgrundlage der ehemaligen Heimkinder am RTH in Frage gestellt worden, seien – nach Schruth – „Opferstaranwälte“ aufgetaucht, „die neben einer ausschließlichen Geldforderung als Rehabilitation [...] als die alleinig maßgeblichen Vertreter an den RTH drängten und diesen Kampf mit einer Klage bis zum Kammergericht – allerdings ohne Erfolg – führten.“ Laut Schruth (ebd.) sei der Fokus damit in besonderer Weise auf den RTH als Ort der alleinigen Lösungsfindung gerichtet gewesen. Und damit sei auch die Beteiligung ehemaliger Heimkinder an der Aufarbeitung ihrer Geschichte

auf die Aktivitäten der drei bis sechs Vertreter\*innen am RTH und deren Anfeindungen durch andere, die nicht ihre Interessen am RTH vertreten durften, beschränkt gewesen. Mit dieser von Misstrauen, Vorbehalten und Dogmatisierungen „richtiger und falscher Interessenvertretung“ umlagerten Mitwirkung am RTH sei den ehemaligen Heimkindern insgesamt die Entwicklung eigener Formen der Aufarbeitung (z.B. Entwicklung von Selbsthilfegruppen in den Bundesländern, bundesweite Debatten über die Bewertung des erlittenen Unrechts und über umfassende Lösungsvorschläge) weitgehend verloren gegangen.

Heidi Dettinger, die 1. Vorsitzende des VeH, äußert sich im Interview mit dem IPP über die Auswahl der Vertreter\*innen am RTH, dass die ersten Vertreter\*innen als Interimsmitglieder vorgesehen gewesen seien und die vorher mit Frau Dr. Vollmer besprochene Umbesetzung später verweigert wurde. Dagegen und für die zusätzliche Berufung einer anwaltlichen Vertretung habe der Verein erfolglos geklagt.

### 3.2 DER RUNDE TISCH „HEIMERZIEHUNG IN DEN 50ER UND 60ER JAHREN“ (RTH)

Laut Zwischenbericht des RTH (RTH 2010b) ist ein „Runder Tisch“ ein „Gremium eigener Art“, das sich dadurch auszeichnet, dass die Mitglieder gleichberechtigt und möglichst alle relevanten Interessen vertretend gemeinschaftlich und kooperativ einen Vorschlag für die Lösung eines Problems oder Konfliktes erarbeiten.

Wendelin und Loerbroks (2015) stellen fest, dass der RTH ein Novum gewesen sei. Niemals zuvor seien in der Bundesrepublik solche komplexen und spannungsgeladenen Aufgaben auf bundespolitischer Ebene an ein Gremium überwiesen worden, das keine andere Legitimation als die gemeinsame Betroffenheit und den gemeinsamen guten Willen zu einer möglichst befriedigenden Lösung zu kommen, aufgewiesen hätte. Dabei hätte das gleichzeitige Bestehen materieller und immaterieller Bedarfslagen und Forderungen nach Antworten verlangt, die von den Betroffenen als gerecht und von den Institutionen als vertretbar erachtet hätten werden müssen.

Der Runde Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ konstituierte sich am 17.02.2009 unter der Moderation der Bundestagsvizepräsidentin a.D. Dr. Antje Vollmer, auf deren Initiative hin die Mitglieder des Runden Tisches eingeladen wurden. Die Mitglieder rekrutierten sich aus den Bereichen Politik, Kirche, Verbände und Wissenschaft und repräsentierten primär ein Gremium aus Expert\*innen, Interessensvertreter\*innen und Entscheidungsträger\*innen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, dem drei ehemalige Heimkinder als Betroffene gegenüber saßen.<sup>28</sup>

---

<sup>28</sup> Zur personellen Zusammensetzung des Runden Tisches siehe <https://www.fonds-heimerziehung.de/fonds/runder-tisch-heimerziehung/mitglieder-des-rth.html>

Peter Schruth, Professor für Recht in der Sozialen Arbeit an der Hochschule Magdeburg-Stendal, war einer der wenigen, der seine Rolle am RTH darin sah, die Vertreter\*innen der ehemaligen Heimkinder zu unterstützen. Hierzu gehörte, sie vor, während und nach den Sitzungen zu begleiten, unverständliche juristische Sachverhalte für sie zu übersetzen und in vorbereiteten Arbeitstagungen mit den ehemaligen Heimkindern deren Lösungsvorschläge zu entwickeln (Schruth 2011, S. 3). Das Bundesjustizministerium wurde anlassbezogen eingebunden und eingeladen (RTH 2010a).

Die Organisation und inhaltliche Begleitung des RTH übernahm die Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ). Dies fand im Rahmen des Projekts „Geschäftsführung Runder Tisch Heimerziehung“ seine Umsetzung (RTH 2010a). Die Geschäftsführung gliederte sich dabei in zwei Bereiche: (1) die Geschäftsstelle und (2) die Info- und Beratungsstelle. Ausführliche Beschreibungen der Aufgaben der beider Bereiche finden sich in den Geschäftsberichten der AGJ von 2009, 2010 und 2011 (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ 2010, 2011, 2012), einen kurzen Überblick über die Aufgabenbereiche gibt der Zwischenbericht des RTH (RTH 2010b, S. 8).

Auf dem Weg zur Erarbeitung von Lösungsvorschlägen trat der RTH in etwa zweimonatigen Abständen zu insgesamt zehn zweitägigen nicht öffentlichen Sitzungen bis Ende 2010 zusammen. Gesondert wurden Zeitzeugen (ehemalige Heimkinder, Erzieher\*innen, und Einrichtungsleitungen) und Expert\*innen aus unterschiedlichen Themenbereichen hinzugezogen und an den Beratungen beteiligt (RTH 2010b, S. 7). Während der rund zweijährigen Arbeit wurden u.a. drei Expertisen beauftragt.<sup>29</sup>

Zudem wurde ein Materialband (RTH 2010) für die Beratung Betroffener durch die Info- und Beratungsstelle erstellt. Des Weiteren befinden sich im Anhang des Abschlussberichts (RTH 2010a) (1) eine Auswertung der Arbeit der Infostelle des Runden Tisches, (2) Beispiele gelungener Aufarbeitungsprozesse, (3) eine Darstellung der Folgen der Heimerziehung aus Sicht der ehemaligen Heimkinder und (4) Empfehlungen zur Akteneinsicht durch ehemalige Heimkinder.

Im Januar 2010 legte der RTH einen Zwischenbericht (RTH 2010b) vor; mit der Verabschiedung und Veröffentlichung des Abschlussberichtes (RTH 2010a) am 13. Dezember 2010 war die Arbeit des RTH beendet. Im Abschlussbericht formuliert der RTH seine Lösungsvorschläge, die dem Deutschen Bundestag am 19. Januar 2011 vorgelegt wurden.

---

<sup>29</sup> „Was hilft ehemaligen Heimkindern bei der Bewältigung ihrer komplexen Traumatisierung?“ (Gahleitner 2010); „Erziehungsvorstellungen in der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre“ (Kuhlmann 2010) und „Expertise zu Rechtsfragen der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre“ (Wapler 2010).

Die Vorschläge gliedern sich in sechs Bereiche (RTH 2010a, S. 36–42):

1. Rehabilitative Maßnahmen für die gesamte Betroffenen­gruppe (Anerkenntnis von Unrecht, Bitte um Verzeihung, Einrichtung von regionalen Anlauf- und Beratungsstellen).
2. Finanzielle Maßnahmen zugunsten einzelner Betroffener, einerseits wegen der Minderung von Rentenansprüchen aufgrund nicht gezahlter Sozialversicherungsbeiträge (Rentenersatzfonds) und andererseits wegen Folgeschäden und besonderer Hilfebedarfe aufgrund von Erfahrungen und Schädigungen durch die Heimerziehung (Fonds für Folgeschäden aus Heimerziehung).
3. Finanzielle Maßnahmen für die überindividuelle Aufarbeitung: Hierzu gehören die wissenschaftliche Aufarbeitung der Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren, der Aufarbeitung dienende Ausstellungen und Dokumentationen sowie Symbole des Gedenkens.
4. Prävention und Zukunftsgestaltung (Heimaufsicht und Schutz der Kinder und Jugendlichen in Einrichtungen, Vormundschaft, Ausbildung und Qualifikation).
5. Gesetzgeberische Initiativen (Begriff „Verwahrlosung“ in Art. 6 Abs. 3 GG, Datenschutz/Erleichterung der Einsichtnahme in Akten/Dokumenten der Kinder- und Jugendhilfe bzw. Vormundschaft).
6. Übergangsregelungen (Anlaufstelle, Aktenverbleib).

Zur Finanzierung dieser Maßnahmen wurde die Einrichtung eines bundesweiten Fonds Heimerziehung West in Höhe von 120 Millionen Euro vorgeschlagen, hiervon 20 Millionen für den Rentenersatzfonds. Die Fondsmittel sollten dabei zu je einem Drittel vom Bund, den elf beteiligten westlichen Bundesländern sowie den beiden christlichen Kirchen mit ihren Wohlfahrtsverbänden aufgebracht werden (RTH 2010a, S. 39). Unter Federführung der Länder sollten Anlauf- und Beratungsstellen (ABS) aufgebaut und finanziert werden, an die sich ehemalige Heimkinder vertrauensvoll wenden könnten, um Unterstützung bei der individuellen Aufarbeitung zu erhalten. Die ABS sollten auch eine Lotsenfunktion ausüben: Ihre Aufgabe bestand u.a. in der Abklärung individueller Anspruchsvoraussetzungen und in der Weiterleitung entsprechender Anträge an die zentrale Geschäftsstelle des Fonds, die für die Bearbeitung und Bescheidung zuständig sein würde. Der Abschlussbericht formuliert Anforderungen an den Fonds Heimerziehung und Empfehlungen zu den Aufgaben, Merkmalen und Vernetzung der regionalen ABS (RTH 2010a, 2010a, S. 36–37). Rösler fasst diese zusammen:

„Hinsichtlich des Fonds bzw. seiner Leistungsgewährung:

- keine zu hohen Darlegungspflichten,
- keine Anrechnung der Leistungen auf Sozialleistungen,
- Unpfändbarkeit der Leistungen,
- Bezug möglich auch bei Wohnsitz im Ausland.

Hinsichtlich der Anlauf- und Beratungsstellen:

- niedrigschwellige Struktur,
- partizipative und aktivierende Beratungsmethoden,
- zielgruppenspezifische Fachkompetenz der Mitarbeiter/-innen,
- öffentliche Wahrnehmbarkeit,
- Erfüllung einer umfassenden Lotsenfunktion (Hilfe und Begleitung bei Akteneinsicht, Hilfe bei Suche nach Therapien, Beratung/Vermittlung über/von Sozialleistungen, Hilfe bei der Suche nach Familienangehörigen),
- Aktive Kooperation mit anderen sozialen Institutionen der Region,
- Empfehlung, dass Beiräte eingerichtet werden,
- Dynamischer, nachfrageorientierter Aufbau,
- Weitgehende Unabhängigkeit, um besonderer Vertrauensstellung und professioneller Parteilichkeit gerecht werden zu können. (vgl. Abschlussbericht RTH, S. 36ff.)“ (Rösler 2017, S. 8).

Bei der Übergabe dieser Lösungsvorschläge an den Deutschen Bundestag wurde die Erwartung formuliert, dass die Errichtung des Fonds und die Umsetzung der Vorschläge bis Ende 2012 realisiert sein würden (AGJ 2011). Daher wurde in den Übergangsregelungen u.a. vorgeschlagen, bis zur Umsetzung der Vorschläge des RTH eine Anlaufstelle Heimerziehung einzurichten. Diese wurde von der AGJ in Berlin installiert. Deren Aufgabenbeschreibung findet sich in den Geschäftsberichten der AGJ von 2011 und 2012 (AGJ 2012, 2013).

Im Juli 2011 schloss sich der Deutsche Bundestag den Empfehlungen des RTH an. Dabei sprach er die Anerkennung des Unrechts und sein tiefes Bedauern aus. Die Bundesregierung wurde beauftragt, in Abstimmung mit den westlichen Bundesländern und den beiden Kirchen eine angemessene Umsetzung der Lösungsvorschläge zu verwirklichen (Rösler 2017, S. 5).

### 3.3 KRITISCHE PERSPEKTIVEN AUF DEN RUNDEN TISCH HEIMERZIEHUNG

Die Arbeit des RTH, seine Ergebnisse und Lösungsvorschläge und die Ausgestaltung des Fonds wurden von Teilen der ehemaligen Heimkinder fortwährend mit massiver Kritik begleitet. Auch die Vertreter\*innen der ehemaligen Heimkinder am RTH erachteten die (mate-

riellen) Lösungsvorschläge als nicht ausreichend. Aufgrund der Befürchtung, ansonsten gar nichts erreicht zu haben und auf Druck anderer Mitglieder am RTH stimmten sie trotzdem dem Abschlussbericht zu und wurden dafür von manchen Verbänden und Vereinen scharf kritisiert (Rösler 2012, S. 13).

Hierzu gehörte auch der VEH, der nach heftigen internen Konflikten und durch die Beeinflussung von Anwalt Wittl und Kollegen sich schon bald gegen den Runden Tisch aufgelehnt hatte und am Ende die Ergebnisse seiner Arbeit empört zurückwies. In einer internen Abstimmung des VeH haben sich 89,1% von 888 Abstimmenden gegen das Verhandlungsergebnis ausgesprochen (Struck 2011, S. 262). In einer eigens einberufenen Pressekonferenz beanstandet der VEH, dass:

- „der im Abschlussbericht vorgeschlagene Fonds (zu gründen von Bund, Ländern und den beiden großen Kirchen) mit 120 Millionen Euro auf keinen Fall ausreichend sei – rein rechnerisch ergebe das eine Summe von höchstens 1.000 bis 4.000 Euro pro Person;
- eine "Entschädigung" an sehr detaillierte Einlassungen von Seiten der ehemaligen Heimkinder geknüpft sei;
- den ehemaligen Heimkindern in großen Teilen ihrer Schilderungen NICHT gefolgt wurde – obwohl am RTH immer wieder betont wurde, dass die Schilderungen der Ehemaligen glaubhaft seien;
- ehemalige Heimkinder mit Behinderungen erst gar nicht berücksichtigt worden seien;
- ehemalige Heimkinder aus der Ex-DDR ebenso wenig berücksichtigt wurden;
- das Zeitfenster (50er und 60er Jahre) eindeutig zu klein sei;
- großer Druck auf die HeimkindervertreterInnen bei der Abstimmung ausgeübt wurde, um hier eine Einstimmigkeit herzustellen;
- die Stimme eines Vertreters, der ausdrücklich mit NEIN abgestimmt hatte, wurde gar nicht erst gezählt.“<sup>30</sup>

Auch wenn der RTH eine innovative und mutige Idee gewesen sei, sei er in der Rückschau nach Struck (2011) strukturell überfordert gewesen. So sei er bis zum Abschluss Kritik und Legitimationszweifeln verschiedener Art ausgesetzt gewesen. Laut Struck wäre manchen Beteiligten vermutlich einiges an belastenden Überforderungssituationen erspart geblieben und bei manchen Entscheidungen hätte man im Detail schneller zu tragfähigen Begründungen gefunden, wenn sich zuerst eine Expert\*innen-Kommission unbelastet von Verhandlungszwängen mit der geschichtlichen Aufarbeitung der Heimerziehung der Jahre 1949 bis 1975 hätte befassen können. Auf Basis dieser Ergebnisse hätte anschließend ein anderer

---

<sup>30</sup> Siehe: [http://www.veh-ev-ev.eu/wiki/Verein\\_ehemaliger\\_heimkinder\\_e.V.](http://www.veh-ev-ev.eu/wiki/Verein_ehemaliger_heimkinder_e.V.) (letzter Abruf 15.08.2018)

Kreis ein Entscheidungsmodell erarbeiten und dabei auch über die notwendigen Gelder verhandeln können.

Außerdem weist Struck (2015) darauf hin, dass seit dem Beginn der öffentlichen Thematisierung des vielfältig begangenen Unrechts an den ehemaligen Heimkindern auch über ausgeübte sexualisierte Gewalt gesprochen wurde – beispielsweise im *Spiegel*-Artikel von Wensierski (2003), bei der Anhörung vor dem Petitionsausschuss am 11.12.2006 oder im Zwischenbericht des RTH (Januar 2010). Jedoch erreichte die Thematik des sexuellen Missbrauchs erst 2010 öffentliche Aufmerksamkeit, als entsprechende Fälle an Internaten aufgedeckt wurden. Diesmal habe „die Bundesregierung schnell und prominent“ (Struck 2015, S. 76) reagiert. Der Runde Tisch „Sexueller Kindesmissbrauch in Abhängigkeits- und Machtverhältnissen in privaten und öffentlichen Einrichtungen und im familiären Bereich“ (RTSKM) wurde am 24.03.2010 unter Federführung von drei Ministerien durch das Bundeskabinett beschlossen. Dr. Christine Bergmann wurde zur Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs benannt und hatte hierfür eine „beachtlich ausgestattete Geschäftsstelle“ (ebd., S. 77, siehe auch Kappeler 2012) an ihrer Seite.

*„Die Schnelligkeit der offiziellen Reaktion, die Prominenz des Leitungstrios und die ansehnlichen Ressourcen, die hierfür umgehend zur Verfügung gestellt wurden, hinterließen bei vielen ehemaligen Heimkindern und auch bei Beteiligten des Runden Tisches Heimerziehung einen schalen Geschmack. Einerseits hatten sie doch auch schon in den letzten Jahren vielfach auf sexuelle Gewalt in öffentlichen Einrichtungen hingewiesen, ohne dass dies in besonderer Weise zur Kenntnis genommen wäre. Andererseits erinnerten sie sich an die quälende, vom Vorschlag des Petitionsausschusses abweichende und auf Sparsamkeit bedachte Umsetzung des Bundestagsauftrags durch das Jugendministerium im Vorfeld der Einrichtung des Runden Tisches Heimerziehung. [...] Viele Heimkinder sahen darin eine massive Bestätigung ihrer Wahrnehmung und Befürchtung, dass ihren Leiden viel zögerlicher und zaghafter Tribut gezollt wurde als den nun öffentlich gewordenen Leidenserfahrungen der akademischen Jugend in Internaten.“ (Struck 2015, S. 77)*

Im weiteren Verlauf sollte der RTH nicht mit dem RTSKM kollidieren. Um der Arbeit des RTSKM nicht vorzugreifen, wurden im Abschlussbericht des RTH keine spezifischen Vorschläge zur Thematik des sexuellen Missbrauchs unterbreitet. Für die Sicherstellung der Erreichung einer einheitlichen Lösung für die von sexuellem Missbrauch betroffenen Menschen wird daher im Abschlussbericht darauf verwiesen, dass die besonderen Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder am RTSKM zu berücksichtigen sind (ebd. S. 76; RTH 2010a, S. 19). Somit bestand laut Struck die Erwartung, „dass sich dieser Runde Tisch mit der Frage sexuellen Missbrauchs in Heimen befassen wird und diesbezüglich spezifische Lösungen entwickeln wird, die über die Ansprüche aus der Anerkennung des Leidens der Heimerziehung als solche hinausgehen“ (Struck 2015, S. 76). Beim RTSKM sei dann die Frage des sexuellen Missbrauchs in Heimen nicht als gesondertes Thema aufgegriffen worden. Doch sei durchgängig

zwischen sexuellem Missbrauch in Institutionen und im privat-familiären Umfeld unterschieden worden. Unter Institutionen seien immer auch explizit die Heime miteingefasst gewesen (ebd., S. 77). Für Struck (ebd., S. 81) stellten die Runden Tische interessante Versuche einer Bearbeitung von Problemen dar, für die es ansonsten kaum öffentlichen Raum gegeben habe. Sie würden sich aber nicht dafür eignen, als lineare Fortschrittsgeschichten erzählt zu werden, wie es offizielle Verlautbarungen gerne tun. Es gelte sie einer kritischen Analyse aus der Distanz zu unterziehen und dabei auch über strukturelle Überforderung dieser Instrumente nachzudenken.

Nach Kappeler (2012, 2015) waren sowohl am RTH als auch am RTSKM die Einflussmöglichkeiten Betroffener begrenzt. Hierzu führt er aus, dass es bezogen auf die Möglichkeiten der Opfervertreter\*innen am RTH und am RTKM „substantiell an der ‚Aufarbeitung‘ und vor allem an den Entscheidungen über die daraus abzuleitenden Konsequenzen (Rehabilitation, Entschädigung, Infrastruktur für Beratung, Therapie, immaterielle Unterstützung und weitere Forschung) mitwirken zu können“ eine Asymmetrie der Macht gegeben habe, „die den Vertreter\*innen der Opfer die Rollen von Statist\*innen zugewiesen habe, auf die aus legitimatorischen Gründen nicht verzichtet werden konnte“ (ebd., S. 87). Der RTH habe zu keinem Zeitpunkt die Anforderung einer verständnisorientierten Kommunikation erfüllt und die Verhandlungen resultierten nicht in einem für alle Beteiligten annehmbaren Interessenausgleich. Um dies ansatzweise sicherzustellen, hätten sich die Institutionsvertreter\*innen bei der Planung der personellen Zusammensetzung, bei den Regeln für den Verlauf der Verhandlungen sowie hinsichtlich der zu treffenden Entscheidungen über die Ergebnisse an der gleichberechtigten Mitwirkung der Vertreter\*innen der Opfer orientieren müssen.

Laut Kappeler (ebd., S. 85) habe es neben der Verweigerung relevanter Entschädigungszahlungen an die Opfer der Heimerziehung ein bedeutendes politisches Motiv gegeben, um ein wirklich unabhängiges und demokratisch verfasstes Gremium zur Aufklärung der gewaltförmigen Erziehungspraxis in den Heimen und ihrer Folgen zu verhindern. Die nicht mehr zu leugnende Tatsache, dass der Staat in Gestalt seiner Aufsichts- und Kontrollorgane systematische Menschenrechtsverletzungen an den ihm anvertrauten Minderjährigen über Jahrzehnte hinweg zugelassen habe, führte auf Seiten vieler Repräsentant\*innen dieses Staates zu einer „narzisstischen Kränkung“, die abgewehrt werden musste. Diese Abwehr äußerte sich in deren ablehnender Haltung gegenüber den Forderungen der ehemaligen Heimkinder am Runden Tisch.

Sowohl Schruth (2011) als auch Kappeler (2010b, 2011a, 2011b) kritisieren u.a. die fehlende Anerkennung der damaligen Heimerziehung als ein systematisches Unrecht (im verfassten Rechtsstaat) bzw. als systematische Menschenrechtsverletzung. Problematisch sei auch, dass der RTH die wirtschaftliche Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen in fast allen



Heimen bzw. die erzwungene Arbeit als verbotene Kinder- bzw. Zwangsarbeit von Jugendlichen nicht anerkannte. Kritisch wird daher auch gesehen, dass es deswegen zu einer Ablehnung einer entsprechenden Opferrente bzw. sonstiger entsprechender pauschaler Entschädigungsleistungen bzw. Ausgleichszahlungen und zu einer ungenügenden Auseinandersetzung mit den Lösungsvorschlägen der ehemaligen Heimkinder gekommen ist.

Das Problem der Asymmetrie der Macht am RTH äußerte sich nach Kappeler auch darin, dass eine organisierte und nachhaltige Unterstützung der Opfervertreter\*innen durch ihr Bezugsfeld, durch die Basis der Kinder- und Jugendhilfe und anderer Systeme und Institutionen der sozialen Arbeit sowie durch die Medien gefehlt habe.

*„Alle diese Kräftefelder hätten den machtgestützten Strategien des „harten Kerns“ der InstitutionsvertreterInnen aus den Zentralen der Jugendpolitik, der Kirchen und Verbände, eine nicht zu ignorierende Kraft entgegensetzen können. Der Runde Tisch Heimerziehung wurde zwar von „unten“ erzwungen. Als er aber einmal von „oben“ eingesetzt war, gelang es den Ehemaligen Heimkinder und ihren UnterstützerInnen nicht, die in ihm angelegte Asymmetrie der Macht zu neutralisieren und die auf die „Aushandlung“ am RTH einwirkende hegemoniale Politik der Bundes- und Länderregierungen und der Kirchen mit einer hinreichenden Gegenmacht zu überwinden.“ (Kappeler 2015, S. 102)*

Aus der Sicht von Schruth (2011) sind dem RTH aber auch beachtliche und positive Aspekte zuzuschreiben, nämlich:

- „[...] dass es ein konsensuales, also auch von ehemaligen Heimkindern mitgetragenes Ergebnis mit gemeinsamen Lösungsvorschlägen gibt (obwohl eine wesentliche Hauptforderungen der ehemaligen Heimkinder nach einer Ausgleichsrente für alle Heimkinder, die unter der Heimerfahrung gelitten haben, von der Mehrheit am RTH nicht mitgetragen wurde);
- dass es eine weitgehende Unrechtsbeschreibung des damaligen Systems der Heimerziehung im Abschlussbericht des RTH gibt (auch wenn dies im weiteren Verlauf des Abschlussberichts relativiert wird)
- dass für die mit 120 Mio. € in einer bundesweiten Stiftung zu schaffenden Renten- und Folgeschadenfonds weite Kriterien der Vergabe von Geld- und Sachleistungen und geringe Anforderungen der Glaubhaftmachung in der Antragstellung ehemaliger Heimkinder vorgeschlagen wurde;
- dass eine beachtliche mediale Öffentlichkeit durch den RTH und die das Thema begleitenden aktiven ehemaligen Heimkinder entstanden ist und damit dieses dunkelste Kapitel der Jugendhilfe der BRD auch zukünftig nicht mehr tabuisiert werden kann.“ (Schruth 2011, S. 5)

### 3.4 DIE UMSETZUNG DES FONDS „HEIMERZIEHUNG WEST“

Der Fonds „Heimerziehung West“<sup>31</sup> wurde zum 01.01.2012 durch den Bund, die Länder Baden-Württemberg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Schleswig-Holstein, den Freistaat Bayern sowie das Land Berlin, die Freie Hansestadt Bremen und die Freie und Hansestadt Hamburg, die Evangelische Kirche in Deutschland, die (Erz-) Bistümer der katholischen Kirche im Bundesgebiet, den Deutschen Caritasverband, das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Deutsche Ordensobernkongferenz in der Rechtsform einer nicht rechtsfähigen privatrechtlichen Stiftung errichtet und zuerst mit einem Vermögen von 120 Millionen Euro ausgestattet. Die Errichtung, Finanzierung und Verwaltung des Fonds wurden durch eine Vereinbarung geregelt.

Als federführendes Gremium des Fonds wurde ein Lenkungsausschuss eingesetzt. Zu den Aufgaben des Lenkungsausschusses gehörte die Festlegung von Richtlinien, nach denen Leistungen aus dem Fonds an Betroffene gewährt werden sollten sowie die Kontrolle und Steuerung des Fonds. Der Lenkungsausschuss setzte sich aus sechs Vertreter\*innen der Beteiligten Errichter des Fonds und einer Ombudsperson der ehemaligen Heimkinder zusammen. Zusätzlich nahm ein Betroffenenvertreter beratend an den Lenkungsausschusssitzungen teil.

Für die Verwaltung der Fonds wurde beim Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln eine Geschäftsstelle eingerichtet. Zu den Aufgaben der Geschäftsstelle gehörte u.a. die Schlüssigkeitsprüfung der von den regionalen Anlauf- und Beratungsstellen mit den Betroffenen geschlossenen Vereinbarungen, die Einhaltung einer gleichmäßigen Mittelvergabe, die Prüfung der Zahlungsbelege und die Auszahlung zu den vereinbarten Hilfebedarfen sowie die Begleitung der Lenkungsausschüsse West und Ost. Die Geschäftsstelle übernahm das Finanzmanagement beider Fonds (West und Ost). Weitere Aufgaben bestanden in der Berichtserstattung sowie in der Öffentlichkeitsarbeit zu den eigenen Tätigkeiten. Darüber hinaus fungierte die Geschäftsstelle als Ansprechpartner der Anlauf- und Beratungsstellen der Länder bei Verfahrensfragen sowie bei der Bearbeitung von Beschwerden bei der Fondsabwicklung.<sup>32</sup>

Zu Beginn waren eine dreijährige Antragsfrist und eine fünfjährige Laufzeit des Fonds bis zum 31.12.2016 vorgesehen, wobei diese bei vollständiger Inanspruchnahme der Mittel entsprechend früher enden sollte. Nach einer zögerlichen Inanspruchnahme zu Beginn zeigte sich jedoch bald, dass der Fonds West<sup>33</sup> unterfinanziert war. Daraufhin kam es „mit einem

---

<sup>31</sup> Ausführliche Informationen unter: <https://www.fonds-heimerziehung.de> (letzter Abruf 10.08.2108)

<sup>32</sup> Siehe: <https://www.bafza.de/aufgaben/fonds-heimerziehung.html> (letzter Abruf 14.08.2018)

<sup>33</sup> Dies betraf ebenso den Fonds Ost, der anfänglich mit 40 Millionen Euro ausgestattet war. Dieser wurde auf bis zu 364 Millionen Euro aufgestockt. Somit wurden bis zu 666 Millionen Euro für beide Fonds zur Verfügung gestellt anstatt der anfänglichen 160 Millionen Euro für beide Fonds (Rösler 2017).

politischen und finanziellen Kraftakt“ zu einer ‚bedarfsgerechten‘ Aufstockung des Fonds auf bis zu 302 Millionen Euro (Rösler 2017, S. 9). So konnten Leistungskürzungen vermieden und alle rechtzeitig angemeldeten Betroffenen berücksichtigt werden.<sup>34</sup> Dabei kam es im Fonds West zu einer Uminterpretation der Antragsfrist zur Anmeldefrist<sup>35</sup> und zur Verlängerung der Laufzeit (für die Leistungsabwicklung) um zwei Jahre (ebd.). In diesem Zusammenhang ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass die Vertreter\*innen der ehemaligen Heimkinder am RTH in einer Notiz zum Abstimmungsprotokoll ihre Zustimmung daran gebunden hatten, „dass im Interesse der Gleichbehandlung aller Betroffenen – unabhängig vom Zeitpunkt der Antragstellung – sichergestellt ist, dass Leistungen des Fonds an alle Antragstellenden erbracht werden können“ (RTH 2010a, S. 43).

Im Rahmen unserer Expert\*innen-Interviews wird deutlich, dass der Fonds nicht besonders ausgereift an den Start ging. So war nicht nur die Aufstockung der Fondsleistungen nötig, sondern es mussten die Ausgestaltung und die Rigidität des Fonds durch den Lenkungsausschuss mit Hilfe von Anregungen der regionalen ABS, der Geschäftsstelle und der Betroffenen überarbeitet werden.<sup>36</sup> Es zeigte sich in der Praxis u.a., dass die Einzelbedarfe (innerhalb der festgelegten Leistungskategorien der materiellen Leistung) bzw. die kleinteiligen Einzelvereinbarungen zu einem enormen Arbeitsaufwand mit entsprechendem Rückstau und Wartezeiten bei der Schlüssigkeits- und Rechnungsprüfung führten und insgesamt zu wenig Flexibilität bestand. Speziell bei Betroffenen, die nicht wussten, was sie anschaffen wollten und/oder Entscheidungsprobleme hatten, führte die geringe Flexibilität in der Leistungsgewährung zu einem enormen Beratungsaufwand. Auch waren anfangs die Kriterien für die Leistungsbeantragung noch unklar, was zu Problemen in der Zusammenarbeit zwischen der Geschäftsstelle und den regionalen ABS führte. Des Weiteren erzeugten eine in der Vereinbarung anfänglich enthaltene Verzichtserklärung und eine OEG-Klausel<sup>37</sup> für starke Kritik und erheblichen Widerstand.

Auch Rösler (2017, S. 8f.) bilanziert, dass die Anlauf- und Beratungsstelle nach einigen Anlaufschwierigkeiten eine bemerkenswerte Entwicklung gemacht habe. So sei die Leistungsbeantragung konkretisiert und genau beschrieben worden, seien die ethisch und juristisch problematische Verzichtserklärung und die problematische OEG-Klausel gestrichen worden, sei die Nichtanrechnung der Leistung untergesetzlich gesichert worden und habe die oberste Rechtsprechung klargestellt, dass Leistungen aus dem Fonds höchstpersönlich, zweckgebun-

---

<sup>34</sup> In nachweisbaren Härtefällen (z. B. Krankheit) war auch eine Fristverlängerung möglich.

<sup>35</sup> Alle Anträge die bis zur Antragsfrist am 31.12.2014 eingereicht wurden, sollten jetzt bis zum Ende der Fondslaufzeit bearbeitet werden.

<sup>36</sup> Siehe hierzu: <https://www.fonds-heimerziehung.de/fonds/fonds-heimerziehung-west/errichter-des-fonds-heimerziehung-west/lenkungsausschuss/beschluesse-des-lenkungsausschusses.html> (letzter Abruf 15.08.2018)

<sup>37</sup> Nach der OEG-Klausel hätten sich Leistungen des Fonds und Leistungen nach den Opferentschädigungsgesetz (OEG) ausgeschlossen.

den und damit unpfändbar seien. Laut Rösler sei von unmittelbarer Bedeutung für die Ehemaligen gewesen, dass die Geschäftsstelle, die Anlaufstellen und der Lenkungsausschuss gute Kooperationsbeziehungen aufgebaut hätten. Außerdem sei es als hilfreich empfunden worden, dass der Leistungskatalog nach kurzer Zeit zunehmend flexibel und an den Bedürfnissen der Betroffenen orientiert ausgelegt worden sei und für kleinteilige Beträge Pauschalen eingeführt wurden.

### 3.5 DIE REGIONALE ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE FÜR EHEMALIGE HEIMKINDER IN BAYERN

Unter der Regie des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, Familie und Integration wurde die regionale Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern zum 1.1.2012 unter der Trägerschaft des ZBFS<sup>38</sup> – Bayerisches Landesjugendamt<sup>39</sup> nach Empfehlungen engagierter ehemaliger Heimkinder zentral in München mit der Möglichkeit aufsuchender Beratung (Hausbesuche, Beratung an neutralen Orten) eingerichtet. Nach einem provisorischen Start wurde im weiteren Verlauf ein professionelles Beratungsteam mit Schwerpunkt psychosoziale Beratungskompetenz aufgebaut (Rösler 2015, 2017). Dabei wurde die Anzahl der Berater\*innen bedarfsorientiert an die Beratungsnachfrage angepasst. Die Stelle unterstützt ehemalige Heimkinder mit Wohnort in Bayern nach den Vorgaben des Runden Tisches Heimerziehung und der Fondssatzung. Im Sinne der Lotsenfunktion hilft sie u.a. bei der Suche nach Akten/Dokumenten und/oder Familienmitgliedern, sonstigen Bezugspersonen bzw. anderen Heimkindern, beim Finden von (therapeutischen) Hilfen, bei der Beantragung von Kostenübernahmen und berät zu sozialrechtlichen Ansprüchen. Darüber hinaus erhalten die ehemaligen Heimkinder aus den Jahren 1949 bis 1975, die sich bei der Anlauf- und Beratungsstelle bis zur Anmeldefrist am 31.12.2014<sup>40</sup> gemeldet haben, Beratung und Unterstützung bei der Erstellung des Leistungsantrags an die Bundeszentrale Geschäftsstelle des Fonds in Köln.

Nach der Empfehlung des Runden Tisches wurde ein Beirat mit dem Ziel eingerichtet, die Arbeit der ABS zu begleiten und zu unterstützen. Da Doppelstrukturen vermieden werden sollten und sich der Sozialausschuss des Bayerischen Landtags intensiv mit der Thematik der ehemaligen Heimkinder befasst hatte und es u.a. am 12.06.2012 eine Anhörung von ehemaligen Heimkindern im Bayerischen Landtag gab, wurde die Beiratsgründung nicht sofort verwirklicht. Erst nachdem der Sozialausschuss im Juli 2013 in einer fraktionsübergreifenden Resolution sein Fazit abgab, wurde im September 2013 ein Sondierungsgespräch mit enga-

---

<sup>38</sup> Zentrum Bayern Familie und Soziales.

<sup>39</sup> Das bayerische Landesjugendamt war schon längere Zeit mit ehemaligen Heimkindern in Kontakt und wurde schon seit Anfang 2010 von der Staatsregierung zum zentralen Ansprechpartner für ehemalige Heimkinder benannt (Rösler 2012).

<sup>40</sup> In nachweisbaren Härtefällen (z. B. Krankheit) war auch eine Fristverlängerung möglich.

gierten Betroffenen geführt. Der Beirat konstituierte sich schließlich am 28.01.2014. Er bestand aus insgesamt 12 Mitgliedern und wurde paritätisch mit sechs Betroffenen/ehemaligen Heimkindern und mit Vertreter\*innen des Landtags, der Staatsregierung, der Kirchen, der Wissenschaft und des Trägers der Anlaufstelle besetzt. Die Geschäftsführung und fachliche Begleitung erfolgten durch die Leitung der ABS. In Zusammenarbeit mit Parlament und Staatsregierung kümmerte sich der Beirat u.a. um die Planung und Durchführung eines Fachtages, um die Realisierung und Begleitung der hier vorliegenden wissenschaftlichen Studie, um die Durchführung einer Fotoausstellung sowie um die Eröffnung und Präsentation der Wanderausstellung „Verwahrlost und gefährdet? Heimerziehung in Baden-Württemberg 1949-1975“ in drei Räumen der ABS in München. Daneben ist es unter Mitwirkung des Beirats gelungen, die Thematik „Selbstbestimmtes Leben im Alter und bei Pflegebedürftigkeit“ im Sozialausschuss des Bayerischen Landtags zu diskutieren (Rösler 2015, 2017).<sup>41</sup>

### 3.6 DER RTH IN DEN INTERVIEWS MIT DEN NUTZER\*INNEN DER BAYERISCHEN ABS

Der Runde Tisch Heimerziehung wird in den Interviews mit den Nutzer\*innen der bayerischen Heimkinder wenig thematisiert. Es entsteht der Eindruck, dass die Aktivitäten des VEH nicht bei den von uns Interviewten Nutzer\*innen der bayerischen ABS angekommen sind. Ebenso hat es den Anschein, dass der Großteil der von uns interviewten Nutzer\*innen den RTH nicht wahrgenommen und sich auch nicht (intensiv) mit der Geschichte und den Lösungsvorschlägen des RTH auseinandergesetzt hat, nachdem sie über die ABS erfahren haben. Es wird daher beispielsweise berichtet, dass man mit den Runden Tisch „*nie in Verbindung gekommen*“ sei (Mann, 1960er Jahre) oder man habe ihn „*leider damals nicht richtig mitverfolgt*“ (Frau, 1940er Jahre) oder sei es nicht bewusst gewesen, dass „*da jetzt schon so lange dieses Thema existiert*“ (Frau, 1960er Jahre). Ein Interviewter beschwert sich bei der Frage nach dem RTH über die schlechte Öffentlichkeitsarbeit, die darüber hinaus auch nicht auf die Zielgruppe abgestimmt gewesen sei:

*I: Haben Sie vorher also den Fonds Heimerziehung – haben Sie da im Vorfeld irgendwie was mitbekommen gehabt oder – also dass es diesen Runden Tisch Heimerziehung gab oder das Buch?*

*A: Ich hab irgendwas am Rand in der Zeitung gelesen. Und da muss ich Ihnen ehrlich sagen, das find ich einen Skandal, der mich direkt sauer machen kann. Man muss davon ausgehen, dass diese ganzen Leute, die dafür in Frage kommen, weniger Zeitung lesen. Die – und wenn sie Zeitung lesen, was für ein Verkehrsunfall ist passiert oder sowas, aber derartige Dinge in solchen Spalten, wo das drinsteht, lesen sie schon mal gar nicht. Und im Fernsehen dasselbe. (Mann, 1940er Jahre)*

---

<sup>41</sup> Weitere Informationen unter: <https://www.blja.bayern.de/hilfen/ehemalige-heimkinder/> (letzter Abruf 10.08.2018).

Die wenigen, die im Interview über den RTH sprechen, äußern sich äußerst negativ. Dies verdeutlicht beispielsweise folgende Bewertung des RTH:

*„Es ist eine rührende Angelegenheit, das Ganze. Es ist ein Sentimentalstück, das sich da der Staat geleistet hat. Ich denke, dass der Staat aus seinem – nein, nicht der Staat, sondern die Institutionen, die wirklich Dreck am Stecken haben –, dass sich diese Institutionen für ein solches unsägliches Verfahren ... zur Verfügung gehalten haben, und dass diese unsägliche Frau Vollmer dafür bereit war, ihr ganzes Lebenswerk aufs Spiel zu setzen, und das hat sie nämlich mit diesem Vorsitz getan, das bleibt in meiner Erinnerung unvergesslich; und würde ich hier jemals bei irgendeinem Empfang über den Weg laufen, würd' ich sie daraufhin ansprechen und würde sagen: Sie haben sich schwer versündigt an den Heimkindern.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Folgend sollen noch zwei Interviewpassagen wiedergegeben werden, in denen die Empörung über den RTH, der in beiden Interviews übereinstimmend als Farce bezeichnet wird, deutlich spürbar ist. Gleichzeitig zeigen sich Überschneidungen in den Kritikpunkten, z.B. über die Zusammensetzung des RTH, bei der die ehemaligen Heimkinder benachteiligt waren und über die ungenügenden Lösungsvorschläge.

*I: Wenn wir das Thema Runder Tisch haben, was denken Sie darüber?*

*A: Eine Farce. Punkt. Punkt. War eine Farce. (I lacht)*

*I: Auch wenn Sie jetzt Punkt sagen, können Sie trotzdem ein paar Sätze dazu sagen, was das für – also was ist die Farce dran?*

*A: Schon alleine das, es sind, glaub ich, drei oder vier Heimkinder da drin gewesen. Keine Ahnung von juristischen Wörtern, vertreten uns alle, ja. Wir sind ungefähr, so wird spekuliert, zwischen 800.000 und einer Million deutscher Heimkinder. Dann sitzt, kann man auch sagen, Staat, die Vollmer –*

*I: Als Moderatorin.*

*A: Genau. Und dann die ganzen Juristen von den Kirchen, ja. Die hatten keine Chance, die hatten keine Lobby. Deswegen eine Farce und eine volle Verarschung.*

*I: Also auch mit dem, was ausgehandelt worden ist.*

*A: Ah ja, freilich, komm! Da sollten sogar ein paar Anwälte für die Heimkinder mit drinnen sein, und ich hab das ja immer so mitgekriegt. Ich hab mir gedacht, um Gottes Willen, Hilfe! (Frau, 1960er Jahre)*

Im zweiten längeren Interviewabschnitt wird zusätzlich Kritik an den Vertreter\*innen der ehemaligen Heimkinder am RTH und an der Moderatorin Frau Dr. Vollmer geäußert, zusätzlich wird kritisiert, dass das Ergebnis von den „staatlichen Juristen“ durchgesetzt wurde, der Zeitgeist als Erklärung unzulässig sei und die Heime (personell) zu schlecht ausgestattet und auf die Arbeit der Heimbewohner\*innen angewiesen waren. Diese Interviewpassage verdeutlicht darüber hinaus, wie stark die Kritik am RTH mit den eigenen Heimerfahrungen (emotional) verwoben ist.

A: [...] Und der Runde Tisch, das ist ja wohl eine Farce gewesen. Ich hab also mit Leuten geredet, die auch am Runden Tisch waren, man hat ja mehr oder minder kaum Heimkinder zugelassen. Da hat man – ich hab zwei kennengelernt, die da waren, das waren die ganz typischen Ja-Sager (lacht), war für mich (unverständlich), das waren genau die Ja-Sager. Und da muss man sich überlegen, da sitzen lauter Politiker, für die lauter hohe Leute da, und dann haben sie so Ja-Sager, die machen den Mund nicht auf. Dann hat man den Professor – wie heißt er, aus Berlin? [...] Fantastischer Mensch, mit dem hab ich mich länger unterhalten, der ist wirklich prima gewesen. Selbst den hat man nicht zugelassen. Also man wollte ja – [...]

A: Vom Staat waren acht oder neun Juristen da, auf dem obersten Level, die sich genau überlegt haben, was sie machen können. Die Antje Vollmer, die hat längst mit der Regierung nichts mehr zu tun gehabt, hat aber zwei Bücher geschrieben und wollte gerne nochmal wieder ein bisschen in die Öffentlichkeit kommen. Und mir soll irgendetwas sagen, der diese ganzen Sachen vom Runden Tisch gelesen hat, was diese Frau da tatsächlich irgendwo nur Kluges dahergeredet hätte, geschweige denn bewerkstelligt. Es ist letztlich das passiert, was die Juristen, die von staatlicher Seite da waren, was die wollten, das hat man durchgesetzt. Und diese Geschichten, zu sagen, ja, das waren die Zeichen der Zeit damals, also ich muss sagen, ich bin dann 10, 15 – ja, ich bin 15, 20 Jahre nach dem Hitler vergewaltigt worden, aber viele sind noch – wie lange hat der Zeitgeist dann noch geherrscht? Wie lange ist der Geist dafür noch zuständig? Das ist ein Wahnsinn.

I: Also das heißt, über den Runden Tisch können Sie sich eigentlich nur aufregen?

A: Ja, da kann man sich wirklich nur aufregen. Ja. Und dann, wenn man sich jetzt mal für Freistatt anhört, was aber für andere Heime auch gilt, die Heime gehen alle hin und sagen, ja, wir haben zu wenig Personal gehabt, und wir haben kein ausgebildetes Personal gehabt. Machen Sie mal heute eine Firma auf und haben zu wenig Personal, können die nicht mal zahlen. Dann kriegen Sie aber eine Anzeige und ein Verfahren aufgehängt, dass es gigantisch ist. Ich kann doch nicht einfach – und das mit Kindern! Einfach sagen, ja, wir haben zu wenig, aber wir nehmen die ganzen Kinder auf. Dann hat man diesen Heimen allen irgendwo so einen Beinamen gegeben, da in F., Heim für Lernschwache und, und dann war das schon wieder eine Spezialausführung, dann hat's schon wieder ein bisschen mehr Geld gegeben. (Mann, 1940er Jahre)

In zwei Interviews wird darüber hinaus berichtet, dass bestimmte Themen am RTH zu wenig berücksichtigt wurden. In einem Interview informiert die Interviewte, dass sie sich persönlich dafür eingesetzt hatte, dass das Thema der wissenschaftlichen Erforschung von Traumafolgeschäden im Gehirn bzw. von genetischen Veränderungen durch Traumata, die für die heutigen Folgeerkrankungen bedeutsam sind, beim RTH berücksichtigt wird. Dies sei dann aus ihrer Sicht jedoch nicht geschehen. In einem anderen Interview berichtet die Interviewte (Frau, 1960er Jahre) darüber, dass sie einer Vertreterin der ehemaligen Heimkinder am RTH ihre Heimakten zur Verfügung gestellt hatte, in der die an ihr begangene missbräuchliche Medikamentengabe dokumentiert war. Es zeigte sich dann jedoch, dass das Thema des Medikamentenmissbrauchs am RTH nicht ausreichend bearbeitet wurde.

### 3.7 DER FONDS HEIMERZIEHUNG WEST IN DEN INTERVIEWS MIT DEN NUTZER\*INNEN DER BAYERISCHEN ABS

Im Folgenden werden einzelnen Punkte betrachtet, die im Zusammenhang mit den Vorgaben des Fonds Heimerziehung West stehen, der die Rahmenbedingungen für die regionalen ABS in den einzelnen Bundesländern vorgeben hat.

Insgesamt fällt die Bilanz zum Fonds Heimerziehung bei den ehemaligen Heimkindern, die sich an der schriftlichen Befragung beteiligt haben, durchaus positiv aus.

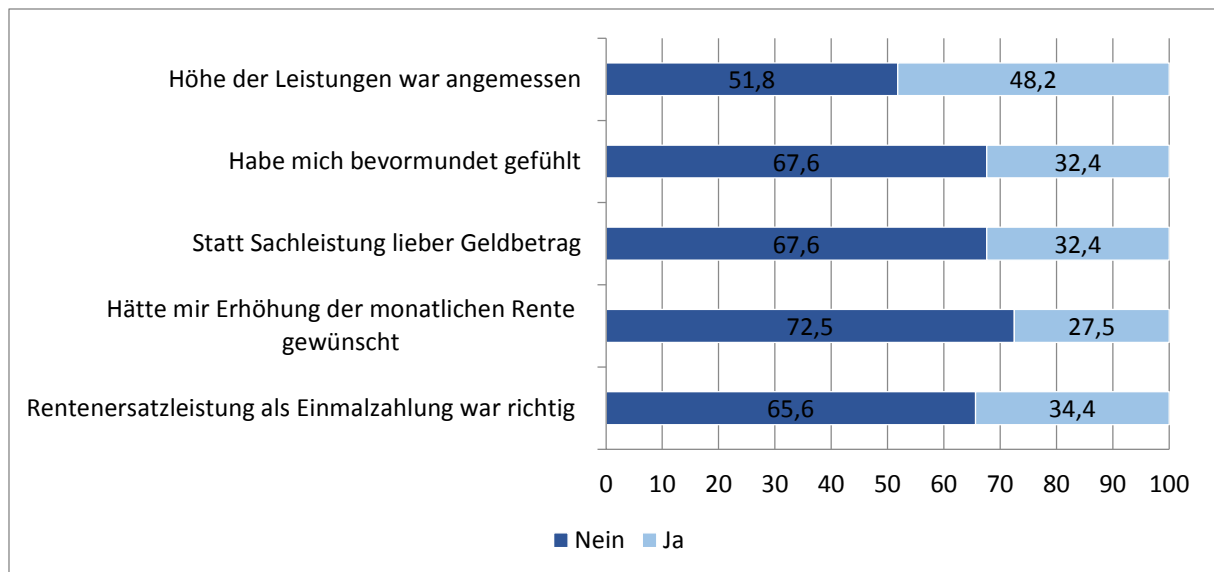


Abbildung 2: Bewertung der Fondsleistungen (N=407)

Die Kritik, die vor allem von denjenigen ehemaligen Heimkindern geäußert wird, die sich für eine Entschädigung und öffentliche Anerkennung des Leids der ehemaligen Heimkinder eingesetzt haben, bildet sich in der Einschätzung der Befragten nicht ab. Hier überwiegen – wie im folgenden Kapitel gezeigt wird – doch hauptsächlich diejenigen ehemaligen Heimkinder, die sich wenig erwartet haben, vom Fonds Heimerziehung eine unverhoffte Unterstützung bekommen haben, sich aber weniger für eine politische Aufarbeitung und gesellschaftliche Anerkennung engagiert haben. Auch der Verein der ehemaligen Heimkinder hat offensichtlich nur einen kleineren Teil der Betroffenen erreicht.



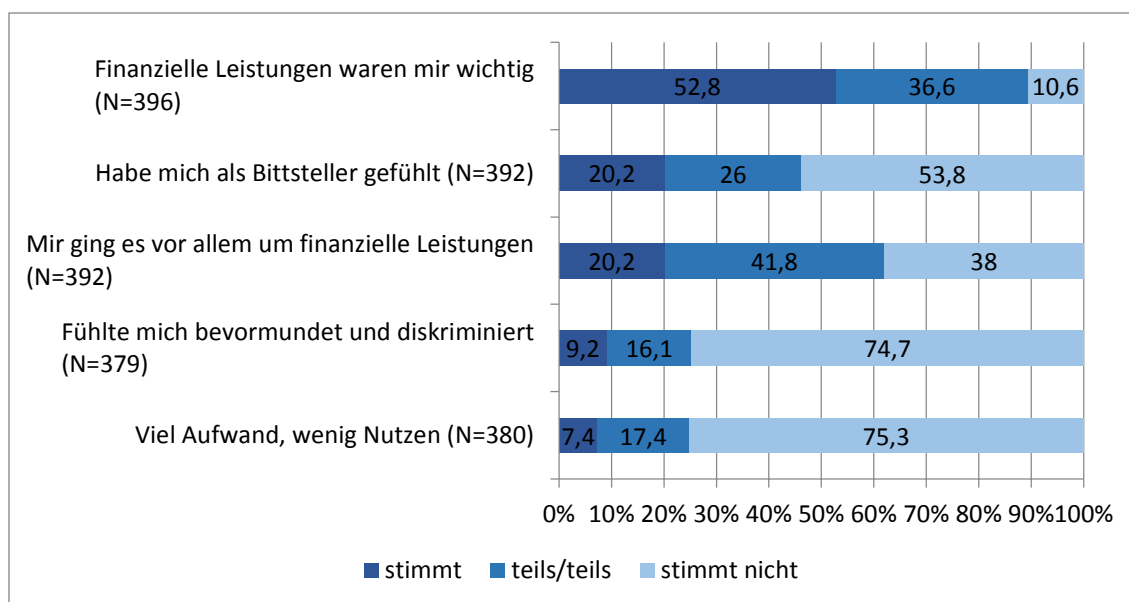


Abbildung 3: Bilanzierende Einschätzung der Sachleistungen durch den Fonds Heimerziehung

Den kritischen Stimmen wird im Folgenden aber Raum gegeben, sprechen sie doch wichtige Strukturfehler des Fonds Heimerziehung und des gesamten Aufarbeitungsprozesses aus der Sicht der Betroffenen an.

Dass der Fonds keine **individuellen Unterschiede bei den Leistungen** vorsieht – nach Einschätzung der ABS eine „der besten Entscheidungen“, da damit aufwendige Einzelfallprüfungen vermieden werden konnten – widerspricht dem Gerechtigkeitsempfinden mancher Interviewspartner\*innen

- obwohl der Heimaufenthalt für die einzelnen ehemaligen Heimkinder unterschiedlich schlimm und folgenschwer war:

*„[...] es gibt auch Heimkinder, die nicht so viel mitgemacht haben, die kriegen ihre 10.000, und die wo schwerst – kriegen auch ihre 10.000.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„[...] es ist nur so, ein Drittel hat wirklich richtig Scheiße erlebt. Ein Drittel hat Halbscheiße erlebt, und ein Drittel ist in den Jahren 76, 78 usw. mal versehentlich in einem Heim gelandet und erzählt jetzt davon, wie schlecht es ihnen ging.“ (Frau, 1940er Jahre)*

- obwohl die Heimbewohner\*innen je nach Familienrückhalt bzw. -status unterschiedlich behandelt wurden:

*„[...] ich glaub, das war so gang und gäbe, was mit so armen Menschen, wie wir waren als Kind – weil es waren ja auch Leut drin, die wo Geld gehabt haben. Die sind aber ganz anders behandelt worden wie wir, weil bei uns war ja niemand, wo hätt uns verteidigen können.“ (Frau, 1940er Jahre)*

- obwohl es mehr oder weniger schulische/berufliche Förderung in den Heimen gab und mache deswegen sehr geringe Renten beziehen bzw. einen geringen Rentenanspruch haben:

*„[...] und eigentlich, es ist ja auch wieder von Fall zu Fall anders bei den Heimkindern. Manche haben einen Beruf lernen können, ich konnte es nicht, dass man dann da irgendwas, wo es halt nicht so geklappt hat – sieht man ja am Zeugnis, dass ich aus der 5. Klasse aus der Schule gekommen bin – dass man denen evtl. noch eine kleine Rente gibt. Sagen wir mal, 100 Euro im Monat.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Bei der **Bewertung der Höhe der Fondsleistungen** schwingt immer wieder auch Dankbarkeit mit, obgleich einheitlich mitgeteilt wird, dass diese keine Entschädigung darstellen. Die Dankbarkeit bezieht sich dabei nicht nur auf die materiellen Leistungen, sondern auch auf die Anerkennung des Leids.

*„Klar. Es ist sicherlich eine versuchte Wiedergutmachung, ist es mit Sicherheit und ... das mit Sicherheit, obwohl man natürlich, wie gesagt: Man kann die Wunden, die kann man nicht heilen. Die Wunden klaffen und heilen natürlich nicht. Das geht nicht. Das ist so ein gewisses Trostpflaster, aber ..., dass man einfach mal sich was gönnen kann, was sonst nicht wäre. Und ... Das ist einfach gut, und dass man ..., einfach auch, dass der Staat sagt, er (unverständlich) jetzt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Weil Entschädigung gibt's – Sie können die Kinder, die dort waren, nicht entschädigen, das geht nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*A: Ja, ich hab mir das eigentlich immer nur angehört und bin mit den Fakten da konfrontiert worden und hab gesagt, ja klar. Wenn das der Fonds vorsieht, freu ich mich, wenn ich das kriegen kann. Und dass das natürlich gleichzeitig irgendwie eine sehr merkwürdige Summe ist, mit der man da dann konfrontiert wird, und da gleich unterschreiben muss, dass damit alles abgegolten ist und so, na ja. [...] Ich find halt auch so absurd, dass so eine Summe (lacht) –*

*I: Einfach festgelegt wird.*

*A: Ja. Ist auch schwierig, also da möchte ich gar nicht auf der anderen Seite sitzen. Da würd ich immer nur sagen, ja, der Topf ist einfach zu klein, es geht nicht anders. Mehr haben wir nicht gekriegt oder so. [...] Andererseits sehe ich, dass das damit natürlich in keinster Weise abgegolten ist. In allerkeinsten Weise. (Mann, 1940er Jahre)*

*I: Waren Sie denn insgesamt mit der Menge der Leistungen zufrieden?*

*A: Nein! Nein! 10.000 Euro! Für das, was mir verloren gegangen ist! (spricht sehr betont und langsam) Viel! (Frau, 1940er Jahre)*

Bei den Leistungen aus dem Rentenersatzfonds gibt es Kritik darüber, dass die **erzwungene Kinderarbeit nicht berücksichtigt** wurde. Im ersten Zitat wird dabei noch darauf hingewiesen, dass die forcierte Arbeitsleistung auf Kosten der Schulbildung ging.

*„Wir haben da eben in erster Linie landwirtschaftliche Arbeiten – und da kann ich vielleicht auch für viele andere Heimkinder sprechen – wenn man überall rumfährt, man hört das überall, dass die ganz große Zeit befreit waren von der Schule, weil sie in der Landwirtschaft gearbeitet haben. Und übrigens, noch etwas dazu, das hängt auch mit dem Fonds zusammen, das fällt mir jetzt grad ein. Ich hab aber wie ein Viech als 12jähriger in der Landwirtschaft gearbeitet. Aber da gibt’s keine Rentenersatzleistung. Warum? Weil man durfte ja gar nicht mit 12 arbeiten, also gibt’s auch keine (lacht), das ist irr, aber wissen Sie, das sind lauter solche Sachen, die bis zum Ende nicht durchgedacht sind.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Also das, was ich in [Ort] hauptsächlich da gearbeitet hatte, das ging nicht. Weil er sagte, Kinderarbeit – das ist ein Witz, gell? Die Kinder arbeiten, und das wird nicht berechnet. Arbeiten sich halb kaputt und – aber gut, okay. Er hat das gemacht, was möglich war, sag ich.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Ein geringer Teil der interviewten Nutzer\*innen der ABS spricht von sich aus an, dass sie sich eine **Rentenerhöhung** gewünscht hätten:

*„Ja, das halt auch die gekämpft hätten, dass man mehr Rente – um die Rente auch.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Die Rente ist wenig, da gehen ja die ganzen Jahre ab, wo ich nach [Ort] im Guten Hirten und in Heimen eingesperrt war, das ist ja Zeit, dass man das auch entschädigt hätt und vor allem, dass man noch gesagt hätt, okay, jetzt machen wir die Rente ein bisschen höher. Dann wär das ein Ausgleich gewesen. Heut noch, ich muss heut wegen jedem Furz ins Amt rauf. Und so nach Gutdünken, wenn ich eine erwisch, die wo will, dann krieg ich’s. Und wenn ich eine erwisch, wo nicht will, dann krieg ich’s nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Wobei mit den Rentenleistungen hätt ich mir erwartet, dass ich da Punkte kriege, da ging’s mir gar nicht so sehr ums Geld.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Zu der **Bewertung der Sachleistungen** des Fonds für Folgeschäden aus der Heimerziehung ergibt sich ein gemischtes Bild, wobei die Gruppe der Nutzer\*innen überwiegt, die sich eine pauschale Auszahlung gewünscht hätten. Dies hängt auch mit den eingeforderten Rechnungsbelegen für die vereinbarten Sachleistungen zur Leistungsabrechnung zusammen.

Im folgenden Zitat wird als Argument für die Sachleistung die als negativ bewertete mögliche finanzielle Unterstützung von Suchtkrankheiten genannt.

*I: Okay. Dann jetzt ein paar Fragen noch zu den Fondleistungen direkt. Sind Sie mit den Fondleistungen zufrieden, also dass es die gab und auch mit der Summe?*

*A: Ja.*

*I: Oder hätten Sie sich was anders gewünscht?*

*A: Nee. Vor allen Dingen, dass es ein Geld gab, find ich in Ordnung. Okay, es waren 10.000, aber ich bin froh, dass es die in materiellen Sachen gab, weil es gab bestimmt sehr, sehr viele Leute, die aufgrund des Missbrauchs dann entweder Alkoholiker wurden oder Hasch oder so was genommen haben. Und das wär natürlich, wenn sie es in bar gezahlt hätten, ziemlich schnell weg, das Geld.*

*I: Also da finden Sie die Sachleistungen –*

*A: Auf alle Fälle, ja –*

*I: – eine gute Sache, dass das Sachleistungen waren. Okay. Und die Summe, Sie haben gesagt –*

*A: Könnt höher sein, aber die war für mich nicht wichtig. (Mann, 1940er Jahre)*

Bei der Gruppe, die sich eine pauschale Auszahlung gewünscht hätte, zeigt sich, dass die Sachleistungen als **Bevormundung** erlebt wurden. Im folgenden Zitat wird von der Interviewten in der Begründung für die Sachleistungen zusätzlich noch eine Abwertung der ehemaligen Heimkinder gesehen. Sie spricht sich dabei ganz klar für eine Pauschalleistung aus, die dann selbstbestimmt hätte verwendet werden können.

*I: Ja, aber der Runde Tisch hat ja tatsächlich Sachleistungen – also sind da vereinbart worden.*

*A: Vorher war's Cash. Und dann hieß es, ja, vom Runden Tisch, die Möchte-gern-Promis, C-Promis für mich (lacht), dass – es hieß von Anfang an, wir bekommen Cash. Dann hat sich einer der Menschen gemeldet und hat gesagt, nee, viele sind Alkoholiker, viele sind Penner, also uns wieder runtergestuft, ja, viele können nicht mit dem Geld umgehen. Wir machen Sachleistungen. Hallo? Das müssen sie mir doch überlassen, was ich mach! Und wenn ich auf den Strich geh! Meine Sache, mein Körper, ja. Und da oben, ja.*

*I: Okay. Also das ist eine ganz deutliche und harte Kritik an den Sachleistungen.*

*A: Boah!*

*I: Und Sie hätten es lieber bar ausbezahlt bekommen.*

*A: Ja. Ja. (Frau, 1960er Jahre)*

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Meldefrist zum Erhalt finanzieller Hilfen, also die zeitliche Begrenzung des Fonds, die insgesamt negativ gesehen wird. Das folgende Zitat steht hierfür stellvertretend.

*„Find ich nicht in Ordnung. Weil, es gibt viele Leute, die sich schämen, darüber zu reden, die sich ekeln, was da passiert ist und darüber auch nicht reden wollen. Und es gibt dann aber auch Menschen, die immer noch eine Verslossenheit drin ist und aus welchen Gründen auch immer irgendwann mal aufgemacht wird. Wie, weiß keiner, aber es kommt halt. Oder es kommt nicht. Und nur der, der sich öffnen kann, kann dann auch darüber reden und macht sich frei von bestimmten, ja, Gefühlen, Negativ-Gefühlen, die da auf sie zukamen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Im nächsten Zitat wird diese Meldefrist ebenfalls negativ bewertet und auf die weiterhin bestehende Stigmatisierung der ehemaligen Heimkinder hingewiesen:

*I: Gut. Dann ein zweiter – die Meldefrist generell, was halten Sie denn von der?*

*A: Also das hat so ein bisschen das Geschmäcke, na ja, dann machen wir den Sack zu, und dann ist Ende. So. Ich finde sowieso, dass man mit Geld – das ist zwar ganz nett und hat sicherlich dem einen oder anderen geholfen, sich das eine oder andere auch leisten zu können, und das find ich auch gut. Aber ja, das ist sich so reinwaschen (lacht). Und klar ist natürlich auch, es ist alles verjährt, es muss keiner mehr zur Rechenschaft gezogen werden, kein Verband, LVR (lacht), kein Pädagoge, es ist alles irgendwie verjährt. Das ist uns Heimkindern – da denk ich, rede ich für alle – auch klar gewesen. Ja. Und ich glaube, was für alle – also für mich war wichtig, oder ich hab mir von dem Heim-Fonds unter anderem eben auch erwartet, dass es wirklich um Anerkennung geht. Also auch in der Gesellschaft, wir sind immer benachteiligt gewesen, ach, die war ja im Heim. Also das merke ich heute noch, dass das eben nicht ist, ach na ja, die wird schon irgendwie schuld sein, ja. Die wird das schon irgendwie verdient haben. Das klingt heute noch durch. (Frau, 1950er Jahre)*

## 4 DIE ARBEIT DER ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE

Die Evaluation der Anlauf- und Beratungsstelle war ein wesentlicher Teil der Studie. Sowohl die Zufriedenheit mit den angebotenen Beratungs- und Unterstützungsleistungen als auch die Zufriedenheit mit den Fondsleistungen an sich standen hier im Fokus. Im folgenden Kapitel geht es um die Arbeit der Anlauf- und Beratungsstelle Bayern vor allem aus der Perspektive der Nutzer\*innen – hier werden sowohl die Fragebogenerhebung als auch die qualitativen Interviews einbezogen –, aber auch aus der Perspektive der Mitarbeiter\*innen.

### 4.1 PROBLEME DES ZUGANGS ZUR ABS

#### Öffentlichkeitsarbeit

*„[...] man hätte vielleicht – vielleicht – das Ganze der breiten Öffentlichkeit besser und mehr publik machen müssen. Weil es gibt garantiert noch einige, die genau dasselbe mitgemacht haben wie ich auch, und die das nicht gewusst haben.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Selbstverständlich war es nicht, von der Anlauf- und Beratungsstelle zu erfahren. Hauptsächlich ging die Information im Schneeballsystem weiter: Verwandte, Freunde und Bekannte waren für 47% der Befragten die Informationsquelle; andere ehemalige Heimkinder für rund 28%. Ein gutes Drittel hat über die Medien vom Fonds und der Anlauf- und Beratungsstelle erfahren. Die übrigen Informationswege bleiben dem gegenüber marginal: Informationen zum Runden Tisch (7%), Informationskampagne zum Ende der Meldefrist (3%), Informationsmaterial des Fonds (rund 2%), Selbsthilfegruppen (unter 1%). Nur 3% der Befragten haben von den Heimträgern bzw. den Einrichtungen selbst von der Anlauf- und Beratungsstelle und dem Fonds erfahren.

Viele ehemalige Heimkinder äußern im Interview deutliche Kritik an der ihrer Ansicht nach mangelhaften Öffentlichkeitsarbeit.

*„Das heißt, die Vorinformation war sehr schlecht gelaufen. Es gab de facto keine Vorinformation.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Ich hab irgendwas am Rand in der Zeitung gelesen. Und da muss ich Ihnen ehrlich sagen, das find ich einen Skandal, der mich direkt sauer machen kann. Man muss davon ausgehen, dass diese ganzen Leute, die dafür in Frage kommen, weniger Zeitung lesen. Die – und wenn sie Zeitung lesen, was für ein Verkehrsunfall ist passiert oder sowas, aber derartige Dinge in solchen Spalten, wo das drinsteht, lesen sie schon mal gar nicht. Und im Fernsehen dasselbe.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Einige – eher wenige – unserer Interviewpartner\*innen hatten sich mit dem Runden Tisch Heimerziehung beschäftigt, waren z.T. auch in Selbsthilfegruppen oder im Verein ehemaliger Heimkinder aktiv. Teilweise bestanden bereits Kontakte zu Mitarbeiter\*innen der Beratungsstelle. Diese Personen kamen natürlich unproblematisch und zeitnah an die Informati-

onen über die Existenz der Anlauf- und Beratungsstelle sowie über die notwendigen organisatorischen Details wie etwa die Meldefrist.

*„Im Fernsehen, über diesen Runden Tisch, und da hab ich an den Runden Tisch geschrieben, hab mich aber gleichzeitig auch im Internet schlau gemacht und erkundigt und hab dann fast gleichzeitig vom Runden Tisch und über Recherche im Internet gehört, dass es da also eine Anlaufstelle gibt, Familie und Soziales. Ja gut, und dann hab ich da hingeschrieben, und dann haben die sich bei mir gemeldet, und dann war ich mal hier zweimal in München, hab dort zweimal Unterhaltung, Gespräch gehabt und alles.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Und wie das dann in der Presse erschien, wie die ersten sich gemeldet haben, das die große Runde machte und berichtet wurde in allen Medien, dann haben wir erstmal die Ohren gespitzt. Und da haben wir auch gehört, ja gut, man kann sich melden, es gibt Entschädigungen und so. Aber wir haben gesagt, nee, es ist vorbei, es ist auch so ein Zeitabstand. Aber dann war jemand anders, der mit uns im Heim war, [...] ein anderes Heimkind hat uns dann angerufen, informiert, meine Schwester hat lang Kontakt gehabt, das wusste ich gar nicht, zu anderen Heimkindern und auch zu der Schwester, die unsere Gruppe da...“ (Mann, 1950er Jahre)*

Der größere Teil der Interviewpartner\*innen erfuhr mehr oder weniger zufällig von der Anlauf- und Beratungsstelle: Über das Autoradio, durch einen Zeitungsartikel, durch eine Bekannte oder eine Sozialbetreuerin, über eine Selbsthilfegruppe oder durch eine zufällige Begegnung.

*„Ja, ich bin seit 2010 in einer Selbsthilfegruppe für depressive und bipolare Menschen. Inzwischen hab ich da die Gesprächsleitung übernommen. Und da hat das mal jemand angesprochen. Er hat mich darauf hingewiesen, jedes Bundesland richtet jetzt eine Anlaufstelle ein.“ (Mann, 1960er Jahre)*

*„Also ich hatte mal was über die Medien mitbekommen, dass da was am Anlaufen ist. Und hab dann aber auch längere Zeit, also einige Jahre, zwei, drei, ich weiß es nicht, nichts mehr gehört. Und hab dann bei einem Arbeitskollegen privat Parkett verlegt, und der hatte Besuch von einer Bekannten aus Berlin, die eben an so einer Anlaufstelle arbeitet bzw. auch in diesem Ausschuss mit dringesessen ist.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Und viele machen sich Gedanken über all die anderen, die diese zufällige Information nicht bekommen haben.

*„Das, also ich hab' da nie irgendwas g'lesen: Die haben doch g'wusst, wer im Heim ist. Und grad die, die wo sich vielleicht nicht so ..., wo nicht so Kontakte haben, oder die, wo sich ned trauen, irgendwo hingehen trauen, die wo's am nötigsten hätten, ned?, die sind wieder unten durchg'rutscht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Zahlen und die Aussagen der Befragten zeigen ein eindeutiges Bild: Ohne das soziale Netzwerk, andere Heimkinder und glückliche Zufälle hätten viele den Weg in die Anlauf- und Beratungsstelle nicht gefunden. Dementsprechend wurde auch die Öffentlichkeitsarbeit des Fonds und der ABS als defizitär erlebt. Es ist anzunehmen, dass eine größere Zahl Betroffener aufgrund dieser zurückhaltenden Informationspolitik nicht rechtzeitig den Weg in die Beratungsstelle gefunden hat – zumal die Meldefrist eine zusätzliche Hürde darstellte. Wie sich im folgenden Abschnitt zeigt, waren aber auch die Informierten nicht sofort in der Lage, das Angebot der Anlauf- und Beratungsstelle zu nutzen. Dies entspricht der Einschätzung der

ABS, die bestrebt war, Betroffene nicht mit „Brachialgewalt“ mit der Heimthematik zu konfrontieren, vor allem zu einem Zeitpunkt, den nicht sie selbst bestimmen konnten, sondern der durch die Politik vorgegeben war.

### **Schwellenängste – Konfrontationsängste**

Das Wissen über den Fonds alleine führte aber noch lange nicht zum Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle.

Ein Drittel der Befragten hat länger überlegt, ob sie sich überhaupt bei der Anlauf- und Beratungsstelle melden sollen. Aus den Interviews und den offenen Antworten aus dem Fragebogen wissen wir mehr über die Gründe für ihr Zögern.

*„[...] die meisten hatten aber Angst davor. Die es am meisten gebraucht hätten, die haben sich zurückgezogen.“ (Frau, 1950er Jahre)<sup>42</sup>*

*„Weil es gibt viele Leute, die sich schämen, darüber zu reden, die sich ekeln, was da passiert ist und darüber auch nicht reden wollen. Und es gibt dann aber auch Menschen, die immer noch eine Verslossenheit drin ist und aus welchen Gründen auch immer irgendwann mal aufgemacht wird. Wie, weiß keiner, aber es kommt halt. Oder es kommt nicht. Und nur der, der sich öffnen kann, kann dann auch darüber reden und macht sich frei von bestimmten, ja, Gefühlen, Negativ-Gefühlen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Auch scheinen unter den ehemaligen Heimkindern viele unklare Informationen im Umlauf gewesen zu sein.

*„Die ander' hat gesagt, das gibt bloß viertausend Euro, wenn man geschlagen wurde“ (Mann, 1940er Jahre)*

Dieser Interviewpartner wollte sich gar nicht bei der Anlauf- und Beratungsstelle melden, weil er im Heim, zwar auch hart bestraft wurde, aber nach seiner persönlichen Erinnerung dann, wenn man etwas angestellt hatte.

Ein Viertel wurde von Freunden/Bekanntem überredet, Kontakt aufzunehmen. Und für ein weiteres Viertel trifft die Aussage zu: „Ohne den Beistand einer mir wichtigen Person hätte ich den Kontakt nicht aufnehmen können“. In dieser Gruppe finden sich tendenziell eher Frauen mit einer hohen Belastung durch die Heimbiographie.

*„Und dann hat mein Lebensgefährte das in die Hand genommen, weil ich gesagt hab, ich möchte damit nichts zu tun haben, weil für mich war das sehr schwer, das ganze Problem. Ich wollte eigentlich das ruhen lassen und gar nichts mehr wissen, weil die Regierung ja so oder so – wie wir das gelesen haben – der Runde Tisch ja das so oder so abgeschmettert hat, grade unsere CDU und unsere SPD, die wollten ja gar nichts wissen davon, dass die selber so viel Mist gebaut haben mit den vielen, vielen Kindern in Deutschland...“ (Frau, 1950er Jahre)*

---

<sup>42</sup> Die Interviewpartnerin pflegt viel Kontakt zu anderen ehemaligen Heimkindern und hat die Informationen aktiv weitergegeben.



Aber es gibt auch die Schnellentschlossenen. Rund 40% haben sich sofort entschieden, Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle aufzunehmen. In dieser Gruppe finden sich eher Männer aus der höheren Altersgruppe mit geringerer Belastung durch die Heimbiographie. Unter den „Schnellentschlossenen“ sind die Bezieher von Renten oder Transferleistungen überrepräsentiert. Sie sind erst später ins Heim gekommen (ab dem Alter von 11 Jahren), haben aber aktuell eine geringere Lebenszufriedenheit. Diese Gruppe war vor allem an den finanziellen Leistungen des Fonds interessiert (55% der Schnellentschlossenen gegenüber 36% der Gesamtstichprobe<sup>43</sup>).

Die Befunde zu den geschlechtsspezifischen Unterschieden stehen unseres Erachtens nicht im Widerspruch zu den gängigen Untersuchungen des Hilfesuchverhaltens bei Frauen und Männern, nach denen Frauen schneller Hilfe in Anspruch nehmen als Männer (vgl. z.B. Müters et al. 2013; Behringer et al. 2014). Die Beratung der ABS war verknüpft mit finanziellen Leistungen, also mit einem unmittelbaren Beratungsergebnis. Die Männer, die sich in unserer Stichprobe gleich entschieden hatten, Kontakt aufzunehmen, stimmen signifikant häufiger der Aussage zu „Mir ging es vor allem um die finanziellen Leistungen“.

Insgesamt bewertet die überwiegende Mehrheit der Befragten die Kontaktaufnahme mit der Anlauf- und Beratungsstelle als „unkompliziert und problemlos“. 90% der Befragten erlebten, dass ihnen beim Erstkontakt Mut gemacht wurde.

## 4.2 ZEITLICHE ASPEKTE

### Wartezeiten

Relativ bald nach dem Start der Anfangszeit der Anlauf- und Beratungsstelle Bayern kam es für die Nutzer\*innen zu teilweise erheblichen Wartezeiten. Zwischen dem (in der Regel) telefonischen Erstkontakt und dem Beratungstermin lagen bei rund der Hälfte der Befragten ein bis drei Monate. 28% mussten bis zu einem halben Jahr auf den Beratungstermin warten, 13% bis zu einem Jahr. Und bei rund 3 Prozent war die Wartezeit länger als ein Jahr.

Rund 80% konnten die Begründung für die Wartezeit verstehen und annehmen.

*„Ja. Bestimmt ein dreiviertel Jahr, also sehr lange. Das hat sie mir aber auch gesagt, dass der Termin so lange dauert. Ja, gut, es war jetzt nicht so schlimm, weil ..., ja, ob ich jetzt, klar, Hilfe krieg‘. Gut, es wär‘ schon besser g‘wesen, wenn ich früher eine Hilfe gekriegt hätt‘, aber ... Ich musste schon lang warten, ja, das stimmt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Dennoch war diese Zeit für ein Viertel der Befragten belastend. Einige Nutzer\*innen notieren im Fragebogen Angstzustände, ausgelöste seelische Schmerzen, Schlafstörungen, De-

---

<sup>43</sup>  $p < 0.000$

pressionen bis hin zur Einweisung in eine „Psychoklinik“, tiefe Trauer. Hier besteht ein signifikanter Zusammenhang mit den Belastungen durch die Heimgeschichte.

Zwei Drittel geben an, dass sie während dieser Wartezeit ihre Lebensgeschichte stärker beschäftigt hat als sonst:

„Ich habe alles noch mal durchleben müssen“.

„Meine seelisch-psychische Verfassung wurde schlechter. Emotionales Flashback.“<sup>44</sup>

Auch hier besteht ein signifikanter Zusammenhang mit Belastungen durch die Heimgeschichte. Außerdem ist die höchste Altersgruppe überproportional vertreten.

### **Kontaktfrequenz**

Das ausführliche Beratungsgespräch fand in der Regel in der Anlauf- und Beratungsstelle statt. Rund 5% nahmen das Angebot eines Hausbesuchs in Anspruch – entweder weil Sie die Reise nach München z.B. aus gesundheitlichen Gründen nicht antreten konnten oder auch, weil sie den Gang zu einer Behörde scheuten.

Welche Überwindung es die Nutzer\*innen gekostet hat, den Beratungstermin wahrzunehmen, spiegelt sich auch darin wider, dass ein Drittel eine vertraute Person zum Beratungsgespräch mitgebracht hat.

Für ein Gros der Nutzer\*innen war das ausführliche Beratungsgespräch allein nicht ausreichend. 80% der Befragten nahmen bis zu fünf Termine bei der Anlauf- und Beratungsstelle in Anspruch. In einigen Fällen waren bis zu 20 Kontakte nötig. Im Mittel hatten die Nutzer\*innen 4,2 Termine, wobei der Kontakt nach dem persönlichen Erstgespräch in der Regel telefonisch oder postalisch gestaltet wurde.

Die hohe Frequenz der Termine lag zum einen an der komplizierten administrativen Abwicklung bei manchen ehemaligen Heimkindern.

*„...und dann hat sie mir so in etwa gesagt, was da abläuft, auf was ich, ja – sie musste das auch mit dem Jugendamt noch klären – und, ja, wie das vonstattengeht, was für einen Anspruch, dass ich hab‘. Also – ja. Und dann musste das ja erst mal dann eingeschickt werden, dann hat das gedauert und ... Ja, es hat schon länger gedauert, schon eine langwierige Geschichte.“  
(Frau, 1950er Jahre)*

Zum anderen führte die Erfahrung, die Heim- und Lebensgeschichte erzählen zu können und auf Verständnis zu stoßen, bei einigen zu einer gewissen Bindung an die Berater\*innen.

---

<sup>44</sup> Beispiele aus den offenen Antworten im Fragebogen.

### 4.3 DIE BERATUNGSINHALTE UND DIE UNTERSTÜTZUNGSLEISTUNGEN DER ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE AUS DER SICHT DER NUTZER\*INNEN

Die Beratungsinhalte bezogen sich auf zwei große Bereiche. Zum einen ging es um die Unterstützungsleistungen durch den Fonds Heimerziehung, also die Beratung bei allen Fragen rund um die Sachleistungen und die Rentenersatzleistungen. Hier spielten die technische Abwicklung und die Erfüllung der vorgegebenen bürokratischen Voraussetzungen eine zentrale Rolle. Der zweite große Themenblock war – zusammengefasst unter dem Stichwort ‚rehabilitative Maßnahme‘ – die psychosoziale Beratung und Unterstützung bei der Aufarbeitung der Heimgeschichte und der aktuellen Lebensführung, unter anderem durch Vermittlung von therapeutischen Hilfen und Unterstützung bei der Bewältigung altersbedingter Einschränkungen.

Ein weiterer Aufgabenbereich war die Lotsenfunktion, also die Unterstützung und Begleitung bei der Beschaffung und Einsicht der Heimakten bzw. Jugendamtsakten, bei Sozialhilfeanträgen, im Kontakt mit der Rentenversicherung und Vermittlung zu weitergehenden Hilfsangeboten wie z.B. Schuldnerberatung.

Für die ehemaligen Heimkinder war diese breite Angebotspalette zunächst eher überraschend. Sie meldeten sich in der Regel bei der Anlauf- und Beratungsstelle, weil sie von den finanziellen Leistungen gehört hatten. Nur ein Viertel der Befragten hatte sich aber erhofft, diese Leistungen auch tatsächlich zu bekommen. Insgesamt kamen die ehemaligen Heimkinder mit sehr vorsichtigen Erwartungen und Hoffnungen zur Anlauf- und Beratungsstelle. Im Mittel hatten die Befragten nur zwei Hoffnungen geäußert – über alle Alters- und Belastungsgruppen hinweg.

**Tabelle 4:** Erwartungen an die Anlauf- und Beratungsstelle

	Anzahl (N)	Prozent
Keine Erwartungen	197	45,7%
Niedrige Erwartungen	142	32,9%
Mittlere Erwartungen	61	14,2%
Hohe Erwartungen	31	7,2%
Gesamt	431	100,0%

Das häufigste Anliegen der Befragten war, dass ihre Geschichte und die der ehemaligen Heimkinder gesehen werden. Hier stimmt ein knappes Drittel zu.

**Tabelle 5:** Was haben Sie sich von der Anlauf- und Beratungsstelle erhofft? Angaben in Prozent

	Anzahl (N)	erhofft
Meine Geschichte und die der Heimkinder werden gesehen.	418	32,8%
Ich werde ernst genommen	424	28,5%
Man glaubt mir	423	27,2%
Anerkennung meines Leids	424	26,9%
Ich erhalte eine finanzielle Leistung.	420	25,7%
Erzählen der Lebensgeschichte und mir wird zugehört	424	23,1%
Die MA wissen, wovon ich spreche.	420	22,9%
Andere lernen, mich und meine Geschichte zu verstehen.	420	20,0%
Auseinandersetzung mit meiner Heimgeschichte	420	19,3%
Unterstützung im Umgang mit meinen psychischen Leiden	420	18,6%
Unterstützung bei der Aktensuche.	418	18,4%
Beratung/Begleitung bei der Einsicht in die Akte(n)	419	15,3%
andere Hoffnungen	420	15,2%
Unterstützung im Kontakt mit den ehemaligen Heimen	419	12,6%
Unterstützung im Umgang mit meinen körperlichen Einschränkungen.	420	11,4%

Wie die Abbildung 4 zeigt, wurden die vorsichtigen Erwartungen der ehemaligen Heimkinder von den in der ABS vorgefundenen Angeboten deutlich übertroffen. Dies bezieht sich insbesondere auf die „Veröffentlichungseffekte“ von Beratung:

- Ich werde ernst genommen,
- Man glaubt mir,
- Ich kann meine Lebensgeschichte erzählen und mir wird zugehört,
- Meine Geschichte und die der anderen Heimkinder werden gesehen,
- Ich treffe auf Menschen, die wissen, wovon ich spreche.

Wie wir schon in verschiedenen anderen Evaluationsstudien und Begleitprojekten gezeigt haben (z.B. Straus, Höfer & Gmür 1988; Dill & Gmür 2014), ist dies ein wichtiger Effekt von Beratung und Unterstützung bei der Entwicklung von Bewältigungsstrategien.<sup>45</sup>

---

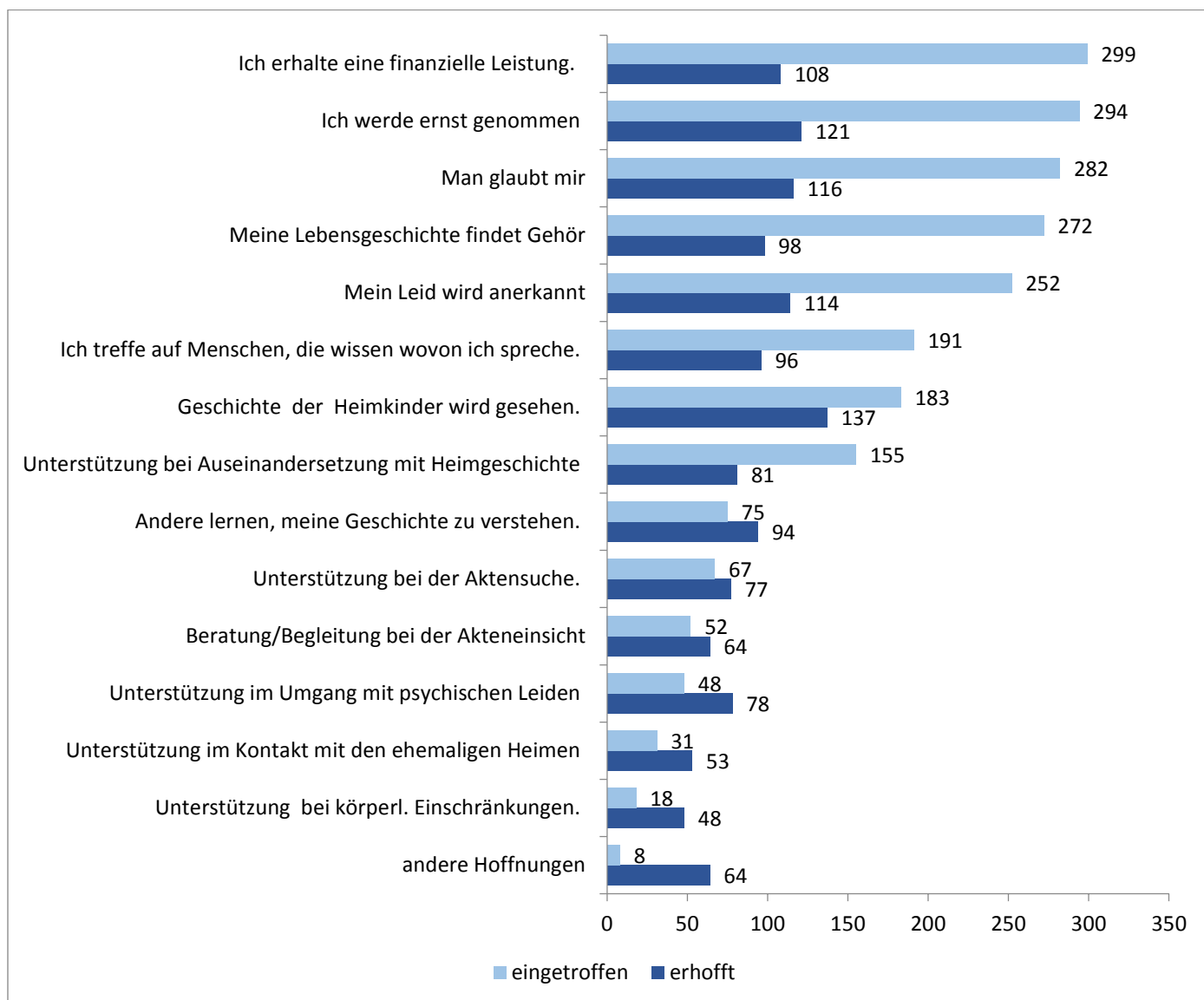
<sup>45</sup> Dieses Bedürfnis spiegelt sich auch in der hohen Zahl der Interviewbereitschaften wider. 183 der Befragten hatten sich zu einem Interview bereit erklärt.

„Endlich hört mir jemand zu und glaubt mir das.“ (Frau, 1950er Jahre)

„Kein Anliegen. Ich war nur – fand’s nur toll, dass es jemand gibt, der sich das anhört, dass man reden konnte, erzählen konnte.“ (Mann, 1950er Jahre)

„Ich konnte damals auch mit Frau B. das mal überblicksmäßig ansprechen, wie sich mein Leben nach dem Aufenthalt [im Heim] entwickelt hat. Ich hatte dann natürlich nicht den Anspruch, dass das sowas wie eine therapeutische Sitzung wird, aber dass ich in dem Zentrum für Familie doch nochmal jemanden gefunden habe, der mir zuhört. Das hat sich einfach erfüllt, diese Motivationserwartung.“ (Mann, 1960er Jahre)

Diese Stimmen bekräftigen noch einmal den hohen Stellenwert, den die Beratungsgespräche für die Einzelnen hatten.



**Abbildung 4:** Erhoffte und erhaltene Leistungen durch die ABS aus der Sicht der Nutzer\*innen, Angaben in absoluten Zahlen

Die Abbildung zeigt aber auch, dass bei den unmittelbaren Unterstützungsleistungen – praktische Unterstützung bei der Akteneinsicht, bei dem Umgang mit psychischen oder körperli-

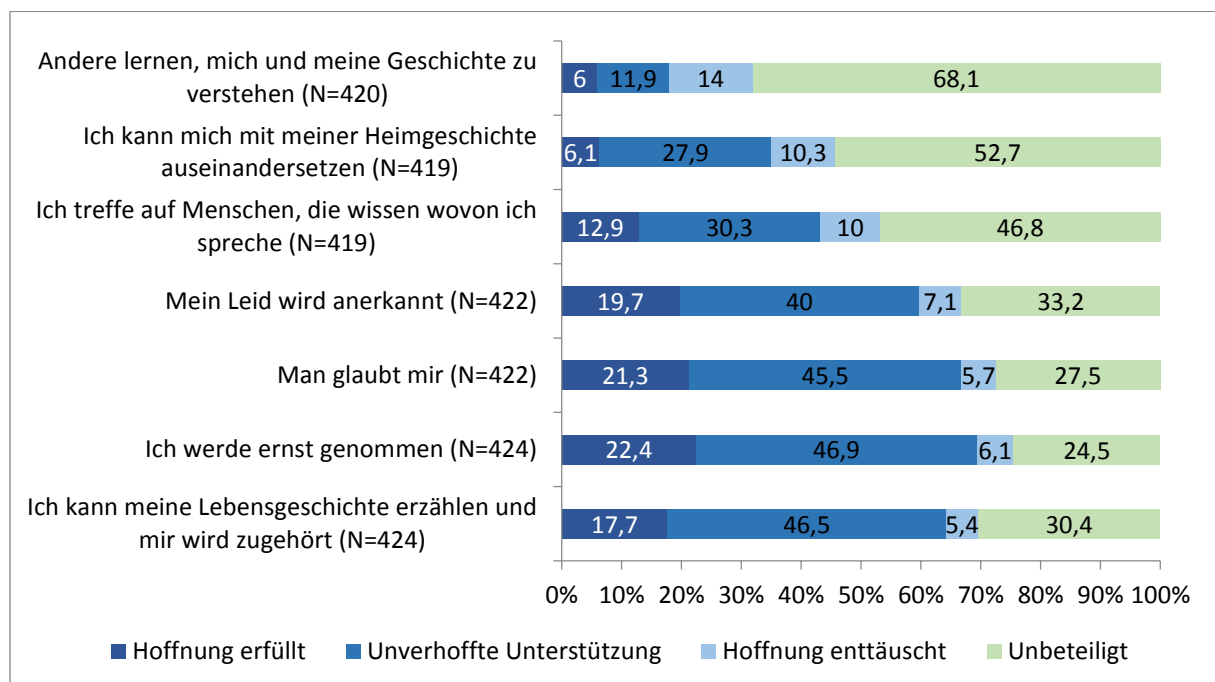
chen Leiden und beim Umgang mit den Heimen – bei einigen die Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Allerdings haben hier auch nur sehr wenige Befragte überhaupt geantwortet.

*„Ja, sie hat mich halt schon beraten, und ich konnte halt ..., ja, noch was tun ... Ja, sie hat mir halt so seelisch geholfen, aber sonst ...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Das „aber sonst“ verweist in diesem Zitat darauf, dass es – nach Ansicht der Interviewpartnerin – zu wenig praktische Unterstützung gegeben hat. Bei diesem Aufgabenfeld erhöht sich der Anteil der Enttäuschten vergleichsweise etwas.

Aus den Daten lassen sich – bezogen auf die jeweiligen Unterstützungsleistungen – vier Typen identifizieren:

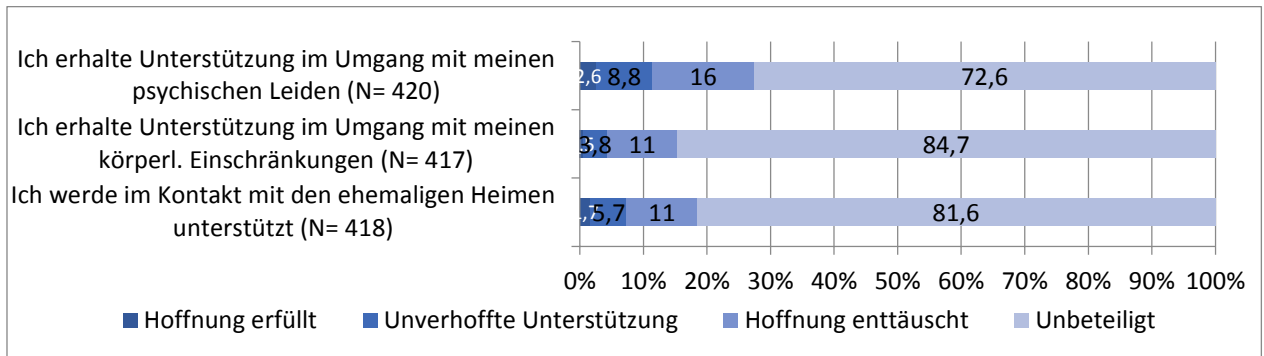
- Diejenigen, deren spezifische Hoffnungen erfüllt wurden,
- diejenigen, die durch die Anlauf- und Beratungsstelle eine unverhoffte Unterstützung bekommen haben,
- diejenigen, die sich in ihren spezifischen Hoffnungen enttäuscht sehen und
- diejenigen, die keine spezifischen Hoffnungen hatten, aber auch die jeweilige Unterstützung nicht in Anspruch genommen haben.



**Abbildung 5:** Erfüllte/enttäuschte Hoffnungen bezogen auf die jeweilige Leistung – Veröffentlichungseffekt, Angaben in Prozent

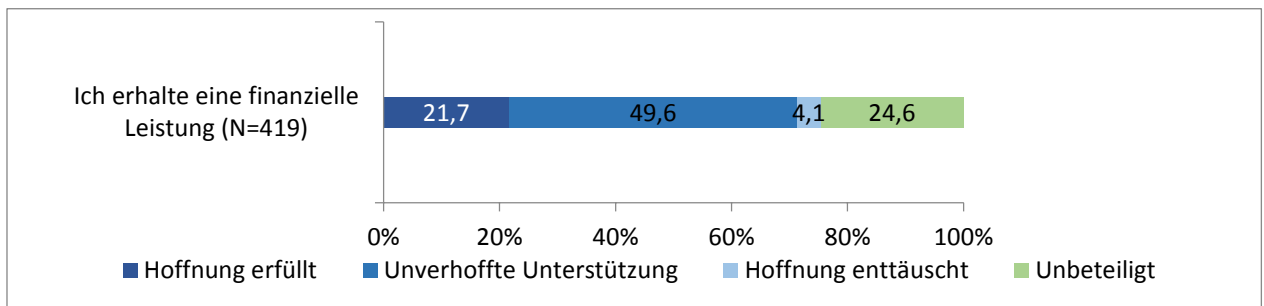
Die Grafik zeigt noch einmal, dass sich die Nutzer\*innen von der Anlauf- und Beratungsstelle gut angenommen gefühlt haben – vor allem bezogen auf das Bedürfnis nach Veröffentlichung der eigenen Heimgeschichte, nach Anerkennung und Verständnis. Besonders ins Auge sticht hierbei der hohe Anteil derjenigen, die eine unverhoffte Unterstützung bekamen, de-

nen die Anlauf- und Beratungsstelle also ein Angebot machte, das sie gar nicht zu hoffen gewagt hatten.



**Abbildung 6:** Erfüllte/enttäuschte Hoffnungen bezogen auf psychosoziale Unterstützungsleistungen

Auch die finanzielle Leistung war für viele nicht selbstverständlich. Ein Viertel der Befragten hatte sich eine solche erhofft, für rund drei Viertel der Befragten ist das eingetroffen. Auch hier ist der Anteil derjenigen, die unverhofft Geld bekamen, hoch.



**Abbildung 7:** Erfüllte/enttäuschte Hoffnungen bezogen auf die finanzielle Leistung durch den Fonds

Dass die finanzielle Leistung für knapp die Hälfte eine unverhoffte Unterstützung darstellte, hat sicher verschiedene Gründe: zum einen waren die Informationen zur Anspruchsberechtigung, die die ehemaligen Heimkinder im Vorfeld hatten, teilweise widersprüchlich und fehlerhaft (s. Kapitel 4.1). Zum anderen war für manche die Höhe der Leistungen eine Überraschung.

*„...also die Dame war sehr einfühlsam [...] Und da hat sie gesagt, ja, sie glaubt mir das auch so. Da ich im Säuglingsheim war, mir wird jetzt erstmal die Dimension des Säuglingsheims bewusst, bekommen Sie die höchste Entschädigungsstufe. Sag ich, ja, okay. Was würden Sie denn – da es ja sachgebunden ist – was würden Sie denn brauchen? Sag ich, wie hoch ist es denn? Ich hab so gedacht, 200, 300 Euro, hab ich schon mit einer Getreidemühle – Getreidemühle wär was gewesen. Da sagt sie zu mir, 10.000 Euro. Also da sind mir dann schon die Tränen geflossen, weil ich einfach sehr glücklich war.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Und ja, wegen dem Geld, haben wir gesagt, gehen wir nicht hin. Aber es war doch auch eine Genugtuung, dass man finanziell was gekriegt hat, weil ich hab dann eben grad 2013 das Arbeiten aufgehört, und da war das alles. Und mit dem kleinen Roller kam ich ja nicht so vorwärts, mit dem 125er, und dann den großen mit 400 Kubik, der hat halt doch mit Helm und Topcase alles über 9.000 Euro gekostet. Und das war dann schon willkommen. Und da denk ich immer wieder dran, wenn ich mit dem Roller unterwegs bin (lacht), hab ich mir den verdient durch die Schmerzen, durch die Gewalt.“ (Mann, 1950er Jahre)*

War für die einen die Höhe der Sachleistungen also eine positive Überraschung, ja sogar eine kleine Genugtuung, wird sie von anderen eher kritisch gesehen.

*„Die Motivation, dahin zu fahren, ich muss ganz ehrlich sagen, es war jetzt auch durch das Finanzielle bedingt, weil ich mir auch gesagt habe, also ich sehe für mich ganz objektiv Nachteile in meinem Leben, so wie sich's entwickelt hat. Und also würd ich das als – würd ich das auch gemessen an meinem Fähigkeitspotenzial sehen, würd ich das mal als Einkommensverlust sehen nach dem Heimkinderaufenthalt da, wie gesagt, ist 10.000 Euro eigentlich nur eine symbolische Entschädigung.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Bei den Fondsleistungen ist auch zu berücksichtigen, dass die ehemaligen Heimkinder keine einheitliche Gruppe sind. Während die materielle Leistung für ehemalige Heimkinder mit niedrigem sozioökonomischen Status eine finanzielle Besonderheit darstellt, geht diese mit steigendem sozioökonomischen Status immer mehr verloren.

*„Ich hab' mir halt ein paar Dinge leisten können, und das hat da schon ein bisschen einen Sprung gegeben ... die ich mir vorher hätte nicht leisten können. Und ich fand's irgendwie schön, dass es auch so eine Art ..., wenn auch diese materielle Gutmachung, auch wenn man gewisse Schäden nie gutmachen kann, das geht natürlich nicht. Aber einfach, dass der Staat sich da bereit-erklärt hat einfach da, dass man da Anspruch auf Hilfe, ein Geld bekommen hat.“ (Frau, 1950er Jahre)*

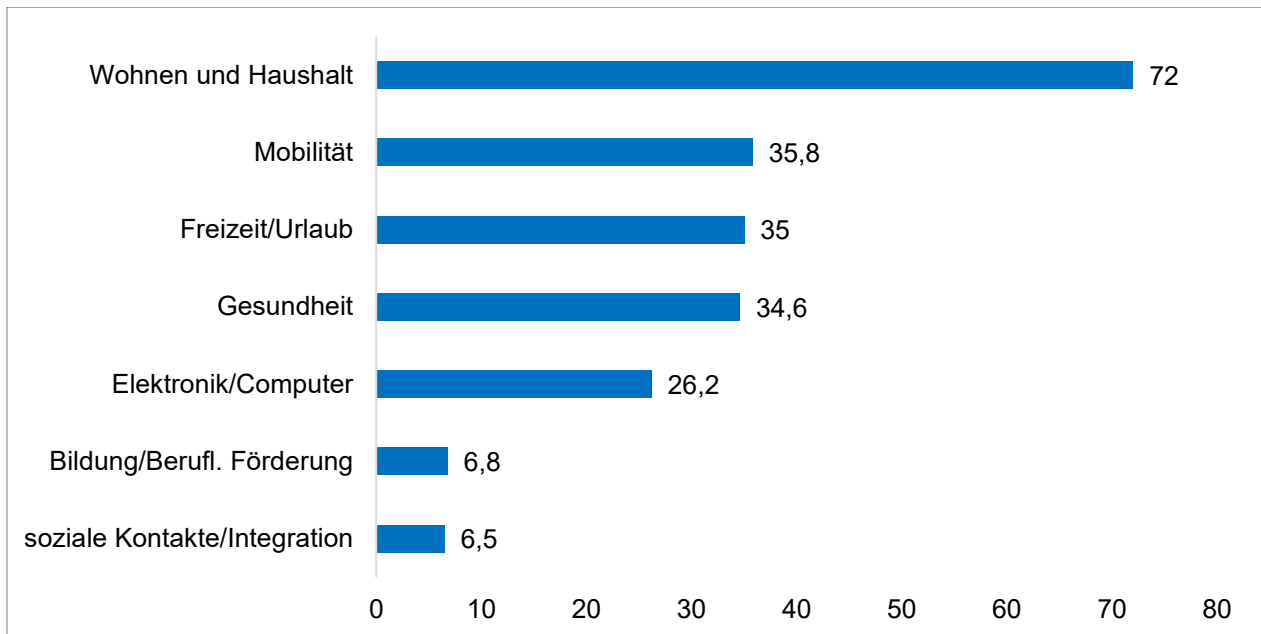
*„Es hat bei mir eine gewisse finanzielle Beruhigung auf meinem Konto bewirkt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das folgende Zitat verweist darauf, dass die Fondsleistungen **keine nachhaltige materielle Wirkung** speziell bei ehemaligen Heimkindern mit niedrigem sozioökonomischen Status gebracht haben:

*„Wissen Sie, diese 10.000 Euro, selbst wenn jemand sich ein Auto gekauft hat und hat dann die 10.000 Euro, aber selbst diese 10.000 Euro, das klingt für so jemand als unheimlich viel. Aber das ist unheimlich schnell weg, weil diese Leute haben ihr Leben lang auf dem untersten Level gelebt. Und übrigens darf man nicht vergessen, das, was damals angestellt wurde, wenn man das mal als Rechenaufgabe hernimmt, das belastet heute den Staat gemein, weil diese Leute leben ja alle von Hartz IV, von Sozialunterstützung, weil sie einfach keinen Beruf gelernt haben.“ (Mann, 1940er Jahre)*



Verwendet wurden die Sachleistungen von den Befragten überwiegend für den Bereich Wohnen und Haushalt. Aus den Interviews wissen wir, dass es für viele eine Möglichkeit war, sich neue Möbel anzuschaffen, Haushaltsgeräte zu kaufen oder Umbauten in der Wohnung vorzunehmen – auch im Hinblick auf das Alter.



**Abbildung 8:** Verwendung der Sachleistungen (N = 428, Angaben in Prozent)

### **Die Angebote der Anlauf- und Beratungsstelle und die Inanspruchnahme durch die Nutzer\*innen**

Wie oben beschrieben, beschränkten sich die Aufgaben der Berater\*innen nicht auf die Prüfung und Abwicklung der Zahlungen. Gerade durch die Besetzung der Stellen mit Psycholog\*innen bzw. Sozialpädagog\*innen lag ein Schwerpunkt auf der psychosozialen Beratung.

Im Einzelnen wurden die verschiedenen Angebote der Anlauf- und Beratungsstelle von den Befragten unterschiedlich in Anspruch genommen.

**Tabelle 6:** Inanspruchnahme der Angebote der ABS

Gesprächsorganisation	Genutzt
Telefonische Gespräche mit Berater*in	68,2% (N=421)
Vertraute Person zum Gespräch mitbringen	32,1% (N=421)
Hausbesuch	4,8% (N=420)
Unterstützung bei der Inanspruchnahme der Fondsleistungen	
Information über die Möglichkeiten des Fonds	62,3% (N=406)
Unterstützung bei der Auswahl der passenden Angebote des Fonds	50,0% (N=406)
Hilfe bei der Beschaffung des Heimnachweises	23,5% (N=421)
Unterstützung bei der Akteneinsicht	10,5% (N=420)
Unterstützung bei weiteren Hilfen	
Unterstützung bei OEG-Anträgen	20,5% (N=404)
Unterstützung bei Klärungen mit Rentenversicherungsträger	9,6% (N=405)
Unterstützung Anträge zur Gesundheitshilfe	8,4% (N=405)
Unterstützung bei Sozialhilfeanträge	3,4% (N=406)
Unterstützung Kontaktaufnahme Schuldnerberatung	2,0% (N=406)
Unterstützung bei persönlichen/psychosozialen Anliegen	
Hilfe bei Auseinandersetzung mit Heimgeschichte	13,8% (N=406)
Hinweise zu Selbsthilfeaktivitäten Betroffener	3,0% (N=405)
Vermittlung von therapeutischen Hilfen	3,0% (N=406)
Familienzusammenführung	2,7% (N=404)
Vermittlung von gesundheitlichen Hilfen	2,5% (N=406)
Hilfe bei Kontakt mit ehemaligem Heim	2,0% (N=405)

Aus der Tabelle wird deutlich, dass die fondsbezogenen Leistungen der Anlauf- und Beratungsstelle im Mittelpunkt standen. Ein größeres Thema war darüber hinaus für jeden Fünften Befragten die Unterstützung bei Anträgen nach dem Opferentschädigungsgesetz. Gut jede\*r Zehnte wurde bei der Auseinandersetzung mit seiner/ihrer Heimgeschichte unterstützt. Weitergehende Hilfen spielten nur für einen kleineren Teil eine Rolle.

Im Mittel nahmen die Befragten drei Leistungen der Anlauf- und Beratungsstelle in Anspruch, was durchaus für einen erhöhten Unterstützungsbedarf spricht.

**Tabelle 7:** Inanspruchnahme von Leistungen quantitativ (N= 432)

Anzahl Angebote	Prozent
Keine Angebote	7,4%
Bis zu 3 Angebote	58,3%
4 – 6 Angebote	27,1%
7 und mehr Angebote	7,3%

Je mehr Angebote der Anlauf- und Beratungsstelle in Anspruch genommen wurden, je intensiver also auch der Kontakt mit den Berater\*innen war, desto höher fällt die Zufriedenheit mit der ABS in allen Dimensionen aus.

**Tabelle 8:** Zufriedenheit mit der ABS und Inanspruchnahme von Angeboten (Skala 1= sehr unzufrieden; 7= sehr zufrieden)

	1-3 Angebote N = 231	4-6 Angebote N = 112	7 und mehr Angebote N = 30	Gesamtstichprobe N = 403
... der Information	5,69	6,14	6,36	5,85
... der Vermittlung v. Hilfen	5,49	6,11	6,13	5,68
... der praktischen Unterstützung	5,40	5,87	6,37	5,57
... der Unterstützung b. Auseinandersetzung mit Heimgeschichte	5,38	5,74	6,26	5,53
... der ABS insgesamt	5,90	6,24	6,37	6,00

#### 4.4 AKTENEINSICHT: EIN AMBIVALENTES THEMA

Beim Thema Akteneinsicht sind die ehemaligen Heimkinder gespalten. 40% war es wichtig, Einsicht in die Akten zu bekommen, 47% wollten keine Akteneinsicht. Die einen hoffen auf Informationen über ihre Herkunftsfamilie oder Antworten auf die Frage nach den Gründen der Heimunterbringung. Die anderen wissen genug und sagen beispielsweise, sie hätten mit ihrer Heimgeschichte abgeschlossen.

*„Interessiert mich nicht, was damals passiert ist, war sowieso nicht richtig, aber die wussten es auch nicht besser. Ob ich das heut nochmal nachlese oder nicht, da würd ich höchstens vielleicht meinen Kopf wieder verrückter machen, und die Alpträume werden stärker. Also kein Interesse.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Ein Teil der Befragten gibt allerdings an, von der Möglichkeit zur Akteneinsicht nichts gewusst zu haben (rund 8% der Befragten) und auch von der Anlaufstelle nicht darauf hingewiesen worden zu sein (rund 6% der Befragten). Aus einigen Interviewpassagen und offenen

Antworten im Fragebogen geht hervor, dass das Thema Akteneinsicht erst durch die Fragestellungen im Fragebogen für die Betroffenen relevant geworden ist.<sup>46</sup>

*„Ich wusste gar nicht, dass ich die Möglichkeit hab, dass –[...] auf alles bin ich erst gekommen, nachdem ich diesen Fragebogen ausgefüllt habe“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„...war nie Gegenstand eines Gesprächs.“, „Akteneinsicht wurde mir nicht angeboten.“*

### **Probleme bei der Suche nach Akten und Dokumenten**

Die Problematik der Akteneinsicht und der oft mühsamen Suche nach Informationen hatte schon der Runde Tisch Heimerziehung aufgenommen und Empfehlungen dazu formuliert:

*„Die Suche nach Akten gestaltet sich sowohl für die ehemaligen Heimkinder als auch für die Behörden und Einrichtungen häufig schwierig und mühsam. Oft wird schnell beschieden, dass alle Akten vernichtet wurden oder nicht mehr auffindbar sind. Es gibt allerdings auch immer wieder Berichte, dass längst verloren geglaubte Akten nach einigen Anstrengungen und manchmal auch durch Zufall wieder aufgefunden wurden. Insbesondere wenn die ursprüngliche Einrichtung oder Behörde nicht mehr besteht, Umstrukturierungen, Umzüge oder Sanierungen stattgefunden haben, wurden die Akten mancherorts nicht (wie vermutet) vernichtet, sondern in Kellern, auf Dachböden oder anderen Gebäuden aus- oder zwischengelagert. Dort sind sie in Vergessenheit geraten und werden heute nicht mehr erinnert. Es lohnt sich also immer, Nachforschungen anzustellen und dabei nicht nur die aktuelle Registratur zu berücksichtigen. Auch ehemalige Mitarbeiter können oft wichtige Hinweise auf den Verbleib von alten Akten geben.“ (RTH 2010, Anhang, S. XX)*

In diesen Empfehlungen sehen die Vertreter\*innen des Runden Tisches eine besondere Verantwortung bei den Anlauf- und Beratungsstellen. „Diese Stellen können in besonderer Weise geeignet sein, die Akteneinsicht, das Kopieren der Akten und die Übergabe zu organisieren“ (ebd.). Diese Lotsenfunktion wurde ausdrücklich in die Aufgabenbeschreibung der Anlauf- und Beratungsstellen aufgenommen.

Etliche der ehemaligen Heimkinder, die sich an unserer Studie beteiligt haben, hatten sich um Akteneinsicht bemüht, wenn auch ohne Erfolg. Auch die Anlauf- und Beratungsstelle konnte hier nicht immer helfen.

Ein Teil der Interviewpartner\*innen vermisste aber auch ein stärkeres Engagement der Berater\*innen beim Thema Akteneinsicht.

### **Die Suche nach Akten aus der Sicht der Befragten**

Ein Teil der Interviewpartner\*innen und der Befragten hat sich selbst um Akteneinsicht bemüht, die zuständigen Jugendämter angeschrieben oder über die Heimträger, Rechtsanwälte und andere Vermittlungspersonen versucht, Akten zu bekommen. Die Erfahrungen damit sind sehr ambivalent.

---

<sup>46</sup> Im Zusammenhang mit den Heimnachweisen, die notwendigerweise zu Beginn eines jeden Beratungsprozesses eine Rolle spielten, wurde das Thema Heimakten zwar in der Regel angesprochen, aber nicht von allen Befragten auch als eigenes Thema wahrgenommen.

In vielen Fällen wurden die Akten bereits vernichtet. Rund 10% der Befragten notierten dies im Fragebogen. Teilweise lag der Heimaufenthalt so lange zurück, dass die Aufbewahrungsfristen abgelaufen waren. Teilweise existierten die Heime gar nicht mehr.

Andere Nutzer\*innen der Anlauf- und Beratungsstelle erzählen von langwierigen und hartnäckigen Nachforschungen, die ‚kriminalistische Fähigkeiten‘ verlangten, oder davon, dass sie von Jugendämtern bzw. Heimträgern mit falschen Auskünften ‚abgespeist‘ wurden. Nicht selten wird auch davon berichtet, dass die Jugendämter Akteneinsicht verweigert haben.

In Einzelfällen mussten Betroffene die Erfahrung machen, dass die Akten zum Schutz anderer Personen nicht herausgegeben werden und ihnen somit die Information über Halbgeschwister und den Vater verweigert werden.

*„Und da haben die gesagt, nein, das dürfen sie nicht, sie dürfen diese Akten erst nach 99 Jahren freigeben, weil ich ein uneheliches Kind bin und ich niemand von – also genau dieses, genau dieses Stigma, genau dieses Stigma, was ich auf meiner Schulter, auf meiner Stirn hatte, von mir darf niemand was wissen. Damit ich die Familie nicht zerstöre, damit es nicht heißt, der Vater ist fremdgegangen.“ (Frau, 1960er Jahre)<sup>47</sup>*

Einige Befragte berichten von teilweise (aus Datenschutzgründen) geschwärzten und unvollständigen Akten der Jugendämter und der Heimträger. Häufig wurden die Akten gar nicht ausgehändigt, sondern vorgelesen.

*„Ich hatte vor Jahren beim Jugendamt Akteneinsicht beantragt. Mir wurden keine Akten ausgehändigt, nur vorgelesen. Als ich später nochmal Einsicht wollte (auf Anraten der Therapeutin), hieß es, die Akten seien vernichtet.“ (Fragebogen)*

Aber es gab auch gegenteilige Erfahrungen. Einige Jugendämter verschickten von sich aus Unterlagen, ohne die Betroffenen darauf vorzubereiten.

*„Und dann kriegt sie die Heimakte, und dann liest sie das als Erstes [...] eines von diesen Kindern ist in das Heim eingewiesen worden, nachdem es offensichtlich von einer beaufsichtigenden Person missbraucht worden war. [...] so unprofessionell kann man doch nicht mit Akten umgehen!“ (Mann, 1940er Jahre)*

Einigen gelang es dann doch, zumindest einen Teil der Akten aufzuspüren. 12% der Befragten (N= 293) konnten erst mit Hilfe der Anlauf- und Beratungsstelle an die Akten gelangen.

*„... und es waren angeblich keine Akten mehr vorhanden. Also wenn ich hingegangen bin. Ich hab zwei Stellen gehabt, und dann hat sie ein wenig nachgeforscht, und dann hat sie gefunden, dass das da im – ich glaub, im Landratsamt oder irgendwo – einen Keller gibt, wo noch Altakten waren. Ja, und dann hat sie mit meinem Einverständnis Akteneinsicht verlangt, und die haben dann die Originalakten geschickt, die hat sie mir gegeben, [...], ich hab sie kopiert, hab sie ihr wieder zurückgegeben.“ (Mann, 1940er Jahre)*

---

<sup>47</sup> Diese Information lag zum Zeitpunkt des Interviews zwei Jahre zurück.

Aber auch die Bemühungen der Berater\*innen führten nicht immer zum Erfolg. Gerade Heime, die nicht mehr existieren, haben ihren Aktenbestand vernichtet.

*„Das haben die von der Familie und Soziales versucht. Da gibt's nichts mehr aus der Zeit. Das Heim ist schon lang aufgelöst. 30 Jahre, zack.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das Bedürfnis nach Information über die eigene Biographie kam bei manchen ehemaligen Heimkindern auch erst im späteren Alter zum Tragen – dann war es zu spät.

*„Ich mein, mir ist schon klar, dass man vielleicht irgendwelche Akten nicht aufhebt, aber heutzutage kann man sie digitalisieren, also man muss sie nicht shreddern. Also man hätte sie ja irgendwo digitalisieren können und, keine Ahnung, also ich denk mir – also so alt ist man ja noch nicht, und es hätte – könnte ja sein, dass da mehr Leute mal noch fragen – oder sicher war ich jetzt relativ spät dran, weiß ich nicht. Vielleicht wenn ich mit 30 oder mit 25 angefangen hätte zu suchen, vielleicht wären dann die Akten noch dagewesen, keine Ahnung. Weiß ich nicht. Aber in so einem Alter, glaub ich, sucht man noch nicht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Das Thema Akteneinsicht ist einer der wenigen Kritikpunkte an der Anlauf- und Beratungsstelle, der zwar nur von einem kleinen Teil der Befragten geäußert wird, aber von einigen Interviewpartner\*innen dafür umso vehementer.

*„Ich wollte Aufklärung! Ich wollte an meine Akten ran, ich wollt' wissen, was da drinsteht, ich wollt' wissen, was die von meiner Mutter wollen. [...] Und – drum war ich so misstrauisch, weil die gleich mit dem Geld rübergekommen ist. Sag' ich, ja, ich will aber wissen ... Und die wurde ja auch neugierig! Die wollte es ja dann auch wissen durch mein Verhalten, was da eigentlich Sache ist. [...] dann hat sie gesagt, tut mir leid, also ich komm' jetzt auch nicht ran, aber es gibt eine Entschädigung...“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Es gibt ein paar Ungereimtheiten in meinem Leben, und ich möchte das für mich klären. Und deswegen war das mit dem Heim-Fonds für mich eine Möglichkeit, endlich an meine Akten zu kommen. [...] Also sie hat das einfach liegengelassen oder keine Ahnung, nicht gemacht oder[...] Es war kein Interesse.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Nein, die Beratungsstelle war ja nur zuständig, dass ein gewisser Satz von Entschädigung – was finanziell anbelangt. Ansonsten, die hat ja gesagt, mehr kann sie nicht machen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### **Retrospektives Verstehen als Instrument der Bewältigung**

Akteneinsicht zu bekommen, war vor allem für die Befragten ein wichtiges Anliegen, die wenig Informationen über die Herkunftsfamilie und/oder die Gründe für die Heimunterbringung hatten. So sind die Befragten, die gleich nach der Geburt bzw. im Alter von Null bis drei Jahren ins Heim gekommen sind, hier überrepräsentiert (52% zu 40% von allen Befragten).

„Ich weiß bis heute nicht, warum ich in diesen Zuchtanstalten gelandet bin. Ich möchte bis heute meine Lebensgeschichte verstehen“, schreibt ein Befragter im Fragebogen. Dieses Bedürfnis wird häufig genannt. Für viele Kinder war die Entscheidung des Jugendamtes, im Heim untergebracht zu werden, nicht nachvollziehbar. Daraus entstanden zum Teil ein Leben lang quälende Fragen.

*„Ich wusste ja eigentlich von meinen Eltern gar nicht viel, weil die haben sich ja auch nie im Heim gemeldet.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Außerdem gibt es statistisch signifikante Zusammenhänge mit den Folgen der Heimbiographie: Akteneinsicht war/ist vor allem für diejenigen wichtig, die

- hohe Belastungen durch die Heimbiographie aufweisen und eine eher niedrige aktuelle Lebenszufriedenheit angeben,
- im Heim viel Gewalt ausgesetzt waren (mehr als fünf Gewaltformen),
- aktuell keine stabilen sozialen Beziehungen angeben und oft alleine sind und
- wenig Bewältigungsmuster für sich gefunden haben.

Für viele dieser ehemaligen Heimkinder war es ein Hauptanliegen – neben der Anerkennung ihrer Heimgeschichte und dem Gehört-werden – mit Hilfe der Anlauf- und Beratungsstelle mehr Klarheit über die Herkunftsfamilie bzw. über die Gründe der Heimunterbringung zu erhalten.

Aus der folgenden kurzen Fallgeschichte geht hervor, welche gravierende biographische Bedeutung es für die Betroffenen haben kann, ein nachträgliches Bild von sich selbst als Kind zu bekommen (s. dazu auch Kapitel 6)

***Frau, 1950er Jahre: „Ich hab erst mit vier Jahren existiert“***

„Das war ja immer schon das [...] – was mir schon eine Lücke im Leben ist, dass ich halt erst praktisch mit vier Jahren das Leben beginne, [...], also ab Adoption. [...] Und dann war ich aber bei dem Termin, und die Dame war auch sehr, sehr nett, also wirklich total und hat also wirklich – so, dass man das Gefühl hatte, da nimmt jetzt einer das echt mal ernst, das, was einem selber ja immer schon so ein bisschen fehlt, aber wo man immer denkt, ja, dass es von mir keine Familienfotos gibt und dass es mich halt erst mit vier Jahren gibt und dass ich niemanden kenne [...] dass man eigentlich schon sich immer irgendwie so ein bisschen amputiert fühlt oder immer so ein bisschen – also dass man selber z.B. nicht weiß, wie war denn das in der Zeit? Ist es mir da gutgegangen, war’s da schön, haben sich da Leute lieb gekümmert um mich, war’s da Scheiße. Ich hab ja null Komma null, null, null, null Erinnerung. [...]

Auch die Adoptiveltern konnten über die Zeit im Säuglingsheim nichts erzählen. Als Erwachsene wurde da Bedürfnis stärker, die leiblichen Eltern ausfindig zu machen – nicht zuletzt wegen der ärztlichen Fragen nach erblichen Vorbelastungen. Mithilfe der Adoptionsakten des Jugendamtes konnte die Interviewpartnerin ihre Mutter in Übersee ausfindig machen und hat sie auch besucht. Warum sie gleich nach der Geburt ins Heim gegeben wurde, konnte sie hören, aber nicht nachvollziehen. Von dem leiblichen Vater hat sie den Namen erfahren, aber mehr auch nicht. Die frühen Jahre der Kindheit blieben weiter im Dunkeln. [...]

Also meine Mama sagt nur immer, ich bin praktisch mit vier Jahren gekommen. Ich hab bestens funktioniert, ich hab nach dem Essen gefragt, in welche Schublade mein Lätzchen gehört, ich hab meine Schuhe an Ort und Stelle hingestellt. Also sie hat immer gesagt, das war wie Drill, so ungefähr. Also ich hab um so und so viel Uhr gefragt, wo ich mich hinlegen soll zum Schlafen, ich hab um so und so viel Uhr gefragt, ob ich jetzt Mittagsschlaf machen soll. Also so. [...]

Bei der Suche nach der Heimakte konnte auch die Anlauf- und Beratungsstelle nicht helfen. Das Heim existierte nicht mehr, die Akten waren vernichtet. Aber in der Beratungsstelle lag ein Flyer aus für Adoptivkinder, die ihre Eltern suchen. Daraufhin registrierte sich die Interviewpartnerin bei der dort angegebenen Internetadresse und bekam Kontakt zu einem Journalisten. Viel konnte auch dieser nicht ausfindig machen, aber immerhin ein Foto, auf dem sie zwar nicht abgebildet war, aber zumindest ein wenig vom Interieur des Heims sehen konnte. [...]

Ein Foto war dann wirklich, glaub ich, von 1959, Weihnachten 59. Mei, Wahnsinn, da zu der Zeit war ich da in diesem Heim, aha. Aha, so hat das da ausgeschaut, aha.“

Knapp 30% der Befragten haben mit Hilfe der Akten zumindest die Gründe für ihre Heimunterbringung erfahren und 12% konnten lesen, welche Probleme ihnen zugeschrieben wurden. Informationen über die Familienverhältnisse ergaben sich für 15%. Von Geschwistern oder anderen Verwandten, von deren Existenz sie bisher keine Kenntnis hatten, erfuhren sieben Prozent.

### **Psychische Belastungen bei der Konfrontation mit Aktenmaterial**

Für jeden 5. war die Akteneinsicht belastend. Insbesondere ehemalige Heimkinder, die im Alter von 0 bis drei Jahren ins Heim gekommen sind, benennen diese Belastung. Begleitende Gespräche von den Jugendämtern wurden rund jedem 10. Angeboten. Ebenso viele nutzten aber auch die Unterstützung der Berater\*innen bei der Akteneinsicht.

*„... die hab' ich da alles drin mit dem Ordner Heim. [...] Wenn ich ihn mal raushol' ... Aber es war am Anfang schon, grad mit den Heimen, wo ich war, dann diese ganze ..., wenn ich, jetzt sag' ich mal, reflektier', da am Anfang das durchg'lesen hab', die Unterlagen, wie verlogen mein Erzeuger war, oder auch dann damals das Heim und so, ne?, oder das Jugendamt oder dann auch teilweise manche Erziehungsberichte in G.; das war dann schon ... Ne? Also am Anfang, da hab' ich schon zu schlucken g'habt, aber nicht lang.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Für eine Interviewpartnerin haben sich durch die Akten neue Erkenntnisse über den leiblichen Vater ergeben. Ihre jahrelange Überzeugung, der Vater hätte sie nicht haben wollen, wurde von den Akten widerlegt. Daraus geht vielmehr hervor, dass das Heim den Kontakt zwischen Vater und Tochter verboten hatte.



*„Es gab ein paar einzelne Akten vom Heim, wo ich dann eben auch gesehen hab, was ich vorher auch nicht wusste, ich hatte ja damals meine Mutter verloren. [...] Ich bin grad neun geworden. [...] Ich bin ja vorher schon von einem Heim ins andere gekommen, weil die Mama krank war. [...] Ich bin noch eingeschult worden bei der Mama zu Hause. Erst danach. Mein Stiefvater. [...] Der wollte nicht. Der hat ja auch Schuld gehabt, dass die Mama gestorben ist, bin ich ganz fest überzeugt. Dann wollte ich eben zu meinem Vater, hatte ihm einen Brief geschrieben im Heim, weil ich wollte einfach, zu dem Kontakt haben, und das hat mir das Heim verboten. Und das hab ich eben alles nur durch die Papiere erfahren. Ich hab immer gedacht, der wollte mich gar nicht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Für die Interviewpartnerin ist damit der Schmerz verbunden, den Vater falsch gesehen zu haben – und es heute nicht mehr gerade rücken zu können.

*„... das hab ich doch jetzt erst erfahren durch diese ganze Sache. Mein Vater lebt garantiert nicht mehr.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Ein Interviewpartner bekam seine Akten zugeschickt, um die er sich hartnäckig bemüht hatte.

*„Die hat mir die Akten geschickt, das war ungefähr so ein dicker Doppelbrief, der am Samstagmorgen im Briefkasten war. Und den hab ich dann da rausgenommen, und ich hab vorhin schon mal gesagt, ich versuch, normal – auch wenn was noch so schmerzhaft oder noch so schlimm ist, das versuch ich – das mach ich mit mir selber ab und versuch, das nicht nach außen zu zeigen – hab mich dann aufs Bett zurückgezogen, hab die Sachen gelesen und hab dann Briefe gelesen, die mir meine Mutter irgendwie über 50 Jahre davor geschrieben hat. Und hab dann Briefe von meinem Vater gelesen, das ist ja so unglaublich, ich hätte sowas nicht gedacht. [...] Ich konnte dann also sehr gut nachvollziehen, in welcher wirklich intriganten furchtbaren Art mein Vater mit Leuten vom Jugendamt sich zusammengetan hat [...] beispielsweise mit einem hohen Beamten vom Jugendamt, dem hat er geschrieben, also dass ich [...] am besten in ein total geschlossenes Heim soll. [...] In den 50er Jahren war es so, wenn du einen Titel gehabt hast und Geld gehabt hast, hast du alles machen können.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Neben der Erkenntnis, dass der Vater noch intensiver an der Abschiebung des Sohnes ins Heim gearbeitet hat als vermutet, erfuhr der Interviewpartner auch Einschätzungen des Heimpersonals über seine Person.

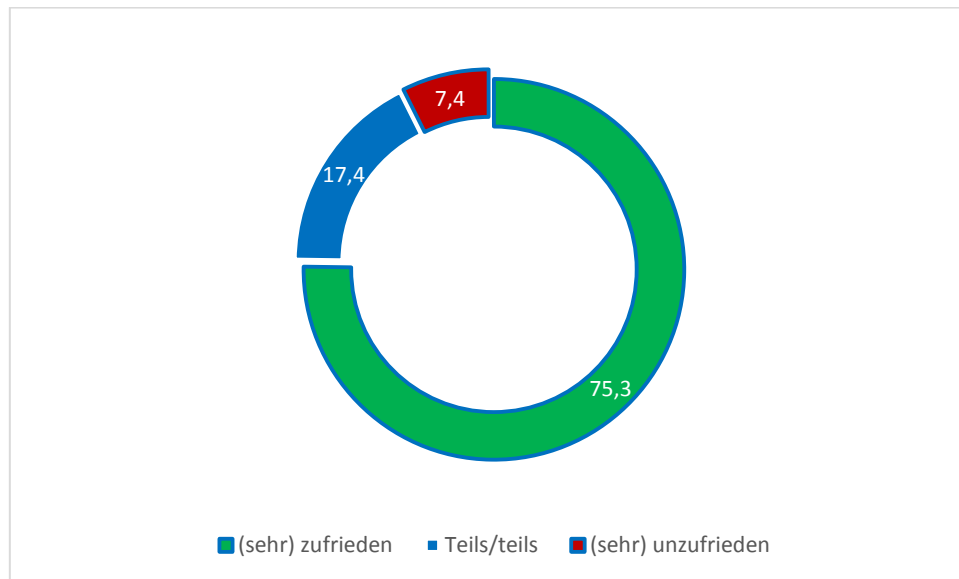
*„Und ich [...] bin am Tisch gesessen und hab da einfach, was ich noch nie, also selbst in X noch nicht an mir erlebt hab. Ich hab meine Hände festgehalten hier unten, ich hab gezittert am ganzen Körper, weil das war dermaßen irrsinnig. [...] Weil das so furchtbar war, nicht nur wegen dem, was ich jetzt da lesen musste. Wenn du plötzlich liest, was hinter deinem Rücken mit welcher Art da was aufgebaut worden ist, das ist schlimm – aber vor allen Dingen, dann kam plötzlich die ganze Heimgeschichte viel mehr wieder auf.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Die Erkenntnisse über die Herkunftsfamilien, die sich aus den Akten ergeben haben, waren nicht selten ernüchternd und schmerzlich. Die vielleicht noch existierende Hoffnung, die Mutter, der Vater, die Verwandten könnten das Kind geliebt haben, mussten es aber aus nachvollziehbaren Gründen ins Heim geben, wurde mitunter zerstört.

*„Also für mich waren die Akten sehr traurig, weil ich etliches erfahren hab, was ich noch nicht gewusst hab. Ja. Die Akten sind zwar im Schrank, ich schau sie kaum an, weil es steht auch immer drin, dass sich meine Mutter nie um mich gekümmert hat und mich auch nie besucht hat.“  
(Frau, 1950er Jahre)*

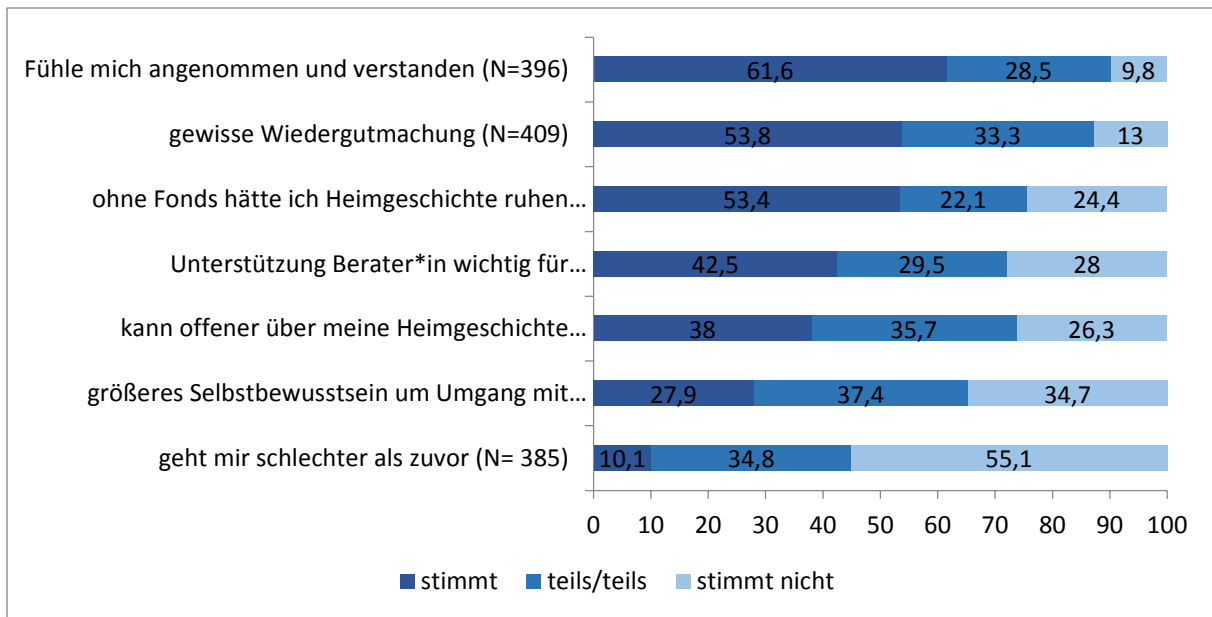
#### 4.5 ZUFRIEDENHEIT DER NUTZER\*INNEN MIT DER ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE

Drei Viertel der Befragten sind zufrieden bis sehr zufrieden mit der Anlauf- und Beratungsstelle als Ganzem.



**Abbildung 9:** Zufriedenheit mit der Anlauf- und Beratungsstelle (N=424, Angaben in Prozent)

Ein großer Teil der Befragten erlebte den Kontakt zur ABS als positive Erfahrung. Dankbarkeit gegenüber der Anlauf- und Beratungsstelle und den jeweiligen Berater\*innen war auch ein wichtiger Grund, sich über den Fragebogen hinaus für das Interview im Rahmen der Studie zur Verfügung zu stellen.

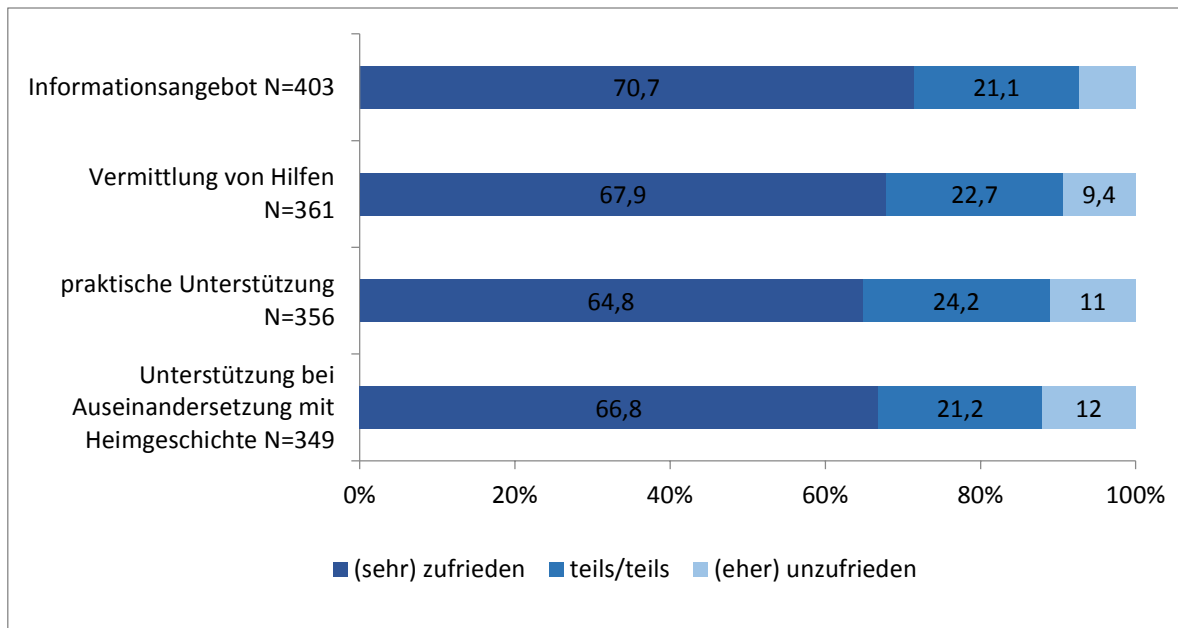


**Abbildung 10:** Psychosoziale Wirkungen des Fonds bzw. des Kontakts mit der Anlauf- und Beratungsstelle, Angaben in Prozent

Über 60% fühlen sich angenommen und verstanden und gut die Hälfte empfindet die Fondsleistungen und den Kontakt zur ABS als eine gewisse Wiedergutmachung. Die (vor allem von den Berater\*innen) befürchtete Retraumatisierung durch die Erinnerung an die Heimgeschichte bejahen 10% der Befragten. Die Bewertung der Wirkungen durch den Fonds und der Anlauf- und Beratungsstelle korrelieren mit den Altersgruppen. Die älteren Jahrgänge sehen die Leistungen signifikant positiver<sup>48</sup> als die jüngeren (Jahrgang 1957 und jünger). Lediglich die Wirkung „Es geht mir schlechter als zuvor, weil alte Wunden wieder aufgebrochen sind“ ist unabhängig vom Alter der Befragten. Das Geschlecht, die Dauer des Heimaufenthaltes und das Eintrittsalter ins Heim spielen hier keine Rolle. Ein hoch signifikanter Zusammenhang ergibt sich aber mit den Belastungen durch die Heimgeschichte. Fast 70% der Hochbelasteten stimmen hier zu (gegenüber 40% von allen Befragten), der Zahl der erlebten Gewaltformen (55% zu 34%), der Belastung der sozialen Beziehungen (66% zu 50%). Ebenso – und wenig überraschend – überrepräsentiert ist hier die Gruppe derjenigen, die hoch belastet sind, aber nur geringe Bewältigungsmöglichkeiten gefunden haben (60% zu 33%).

Insgesamt ist die Zufriedenheit mit den angebotenen Leistungen der Anlauf- und Beratungsstelle sehr hoch. Um die 70% äußern sich (sehr) zufrieden mit den Leistungen.

<sup>48</sup>  $p < 0.000$



**Abbildung 11:** Zufriedenheit mit den Leistungen der ABS

Bei den Zufriedenheitswerten ergeben sich systematische Unterschiede nach den Erwartungen. Die Befragten, die mit keinen oder niedrigen Erwartungen zur Anlauf- und Beratungsstelle kamen, sind signifikant zufriedener mit den erhaltenen Leistungen als diejenigen, die von Haus aus hohe Erwartungen hatten.<sup>49</sup> Leichte Zusammenhänge ergeben sich auch bei den Altersgruppen. Mit der praktischen Unterstützung durch die Anlauf- und Beratungsstelle, z.B. bei Archivrecherchen oder bei der Antragstellung, sind die Unzufriedenen eher bei den älteren und jüngeren Jahrgängen vertreten. Der mittlere Jahrgang ist hier durchgängig zufrieden. Dies differenziert sich noch weiter auf: bei denjenigen, die mit dem Informationsangebot eher unzufrieden sind, sind die älteren Jahrgänge überproportional vertreten, während die jüngeren sich eher mit der Unterstützung bei der Auseinandersetzung mit der Heimgeschichte unzufrieden zeigen.

Unter den stark Enttäuschten sind diejenigen überrepräsentiert, die hohe Belastungen durch die Heimbiographie mitbringen und eine geringe aktuelle Lebenszufriedenheit haben.<sup>50</sup>

Mit der Zahl der in Anspruch genommenen Angebote – was zugleich eine intensivere Beziehung zur Anlauf- und Beratungsstelle bedeutet – steigt die Zufriedenheit mit der Anlauf- und Beratungsstelle nochmals deutlich an. Mit der Zahl der enttäuschten Erwartungen sinkt sie erwartungsgemäß, wie sich am Vergleich der Mittelwerte zeigen lässt:

<sup>49</sup>  $P < 0.000$

<sup>50</sup>  $P < 0.000$

**Tabelle 9:** Zufriedenheit mit der Anlauf- und Beratungsstelle nach Angebotsnutzung (Mittelwertvergleiche)

	1-3 Angebote	4-6 Angebote	7 und mehr Angebote		Gesamtstichprobe
Zufriedenheit mit der ABS insgesamt	5,90	6,24	6,37		6,00
	keine Enttäuschung	wenig Enttäuschung (1-2 Hoffnungen nicht erfüllt)	mittlere Enttäuschung (3-5 Hoffnungen nicht erfüllt)	starke Enttäuschung (6 und mehr Hoffnungen nicht erfüllt)	
	6,31	5,98	5,63	4,56	6,00

Im Interview schildern viele den Ablauf der Beratung als unkompliziert<sup>51</sup> und wenig bürokratisch.

*„Sie hat nur gesagt, [...] 10.000 stehen zur Verfügung, und ich kann die 10.000 verwenden, wo und wie ich’s will. Und dann hab ich natürlich einen Antrag gestellt, die und die und die Artikel. Dann hab ich mich informiert, was das kostet. Und dann hab ich’s reingeschickt, und dann hab ich’s genehmigt gekriegt. [...] Sehr unkompliziert. Mir ging’s nicht ums Geld, ich hab mir dann bloß gedacht, so, wenn ich was krieg, dann krieg ich was, und dann mach ich’s.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Ja, ja, sie hat gesagt, also passen Sie auf, das und das können Sie sich kaufen usw. usf. Aber es wäre schön, wenn wir das wüssten, weil wir müssen das ja auch vertreten. Nicht, dass Sie da irgendeinen Blödsinn machen oder sonst irgendwas. Hab ich gesagt, ja gut, in Ordnung, und wie schaut das aus, na ja, hat sie gesagt, passen Sie auf, das ist so und so. Sie rufen mich an, oder Sie kriegen von mir ein Formular, und da schreiben Sie rein, was Sie gern hätten an materiellen Wünschen, und dann prüfen wir das.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das zeigt, dass die in Wahrheit eher komplizierte und bürokratische Abrechnung der Fondsleistungen weitestmöglich von den Berater\*innen im Hintergrund geleistet wurde. Die Berater\*innen konnten daher die Nutzer\*innen weitgehend davon entlasten.

*„Aber das mit dem München, mit den zwei Sachbearbeitern, die eine ist dann – bin ich einer anderen zugeordnet worden, alle beide richtig cool drauf. Sachlich und willig, dir irgendwie Auskünfte zu geben [...] Und dann, was die gesagt haben, war alles hieb- und stichfest, hat Hand und Fuß gehabt.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Dennoch weisen viele darauf hin, dass es eine Wiedergutmachung der traumatischen Kindheitserfahrungen im Heim nicht geben kann. Zwar ermöglichen die Sachleistungen die Anschaffung von alltagsunterstützenden oder gesundheitsbezogenen Dingen, aber das Erlebte werde dadurch nicht aufgewogen.

<sup>51</sup> Allerdings müssen wir hier einschränkend festhalten, dass für das Gros der Interviewpartner\*innen die Fragen zur Anlauf- und Beratungsstelle im Detail nicht mehr beantwortet werden konnten, da die Beratung zum Zeitpunkt des Interviews schon länger zurücklag. Außerdem standen bei den meisten der Interviewten die biographischen Aspekte eindeutig im Vordergrund.

Neben der überwiegenden Mehrheit der Zufriedenen gibt es auch eine Gruppe von Nutzer\*innen, die sich eher unzufrieden zeigen. Eine Unzufriedenheit mit der Beratungsstelle speist sich etwa daraus, dass für einige der Interviewpartner\*innen zu schnell auf die technische Abwicklung der Antragstellung übergegangen wurde und ihre Heimgeschichte für ihr Bedürfnis nicht ausreichend Platz im Beratungsgespräch bekommen habe.

*„Ja, ich hab da angerufen, und dann hab ich einen Gesprächstermin gekriegt. Und da hat die mich dann ziemlich viel erzählen lassen, und irgendwann kam dann, Sie hätten Anspruch auf Geld. Dann sag ich, das interessiert mich nicht. Dann hat sie gesagt, ja, doch, und Sie könnten ja dann sich eine Waschmaschine leisten oder ein Auto oder irgend so was. (lacht) Hab ich gesagt, das brauch ich nicht, ich bin finanziell gut aufgestellt. Und es hat mich irgendwie geärgert. Es hat mich geärgert, weil ich dachte, jetzt ist schon wieder dieses Prinzip, du bist ein armes Schwein, und jetzt kriegst du mal ein bisschen Geld.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Dies zeigt, dass viele Missverständnisse möglich sind und trotzdem die meisten Gespräche erfolgreich, d.h. zur Zufriedenheit der Nutzer\*innen, abgelaufen sind. Den Berater\*innen ist es bei einem Großteil der Beratungen gelungen, die bürokratischen Verfahren für die Nutzer\*innen handhabbar zu machen.

#### 4.6 DER KONTAKT ZUR ABS – KORRIGIERENDE ERFAHRUNG ODER REINSZENIERUNG VON ERFAHRUNGEN AUS DEM HEIMKONTEXT?

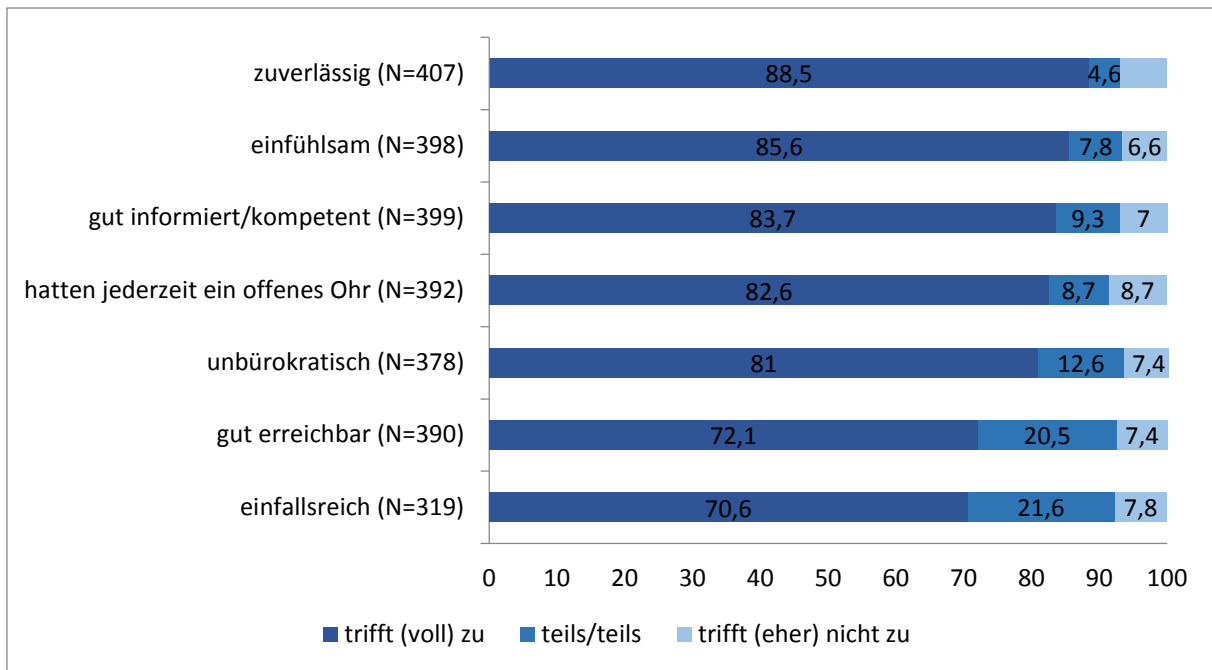
##### **Überraschungsmoment Behörde**

*„Ja, das war natürlich wichtig, ob ich eine Beamtenpersönlichkeit vor mir hab oder eine oder einen, die offen ist, die frei ist und reden lässt. Das ist natürlich sehr wichtig.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Aufgrund der Erfahrungen, die viele der ehemaligen Heimkinder mit Behörden – im Besonderen mit den Jugendämtern – machen mussten, kostete der Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle bei einem Drittel der Befragten zunächst Überwindung. Gerade diejenigen, die durch ihre Heimbiographie mit höheren Belastungen zu kämpfen haben, hatten schlicht Angst vor dem Amt.

*„... wir haben mehreren ehemaligen Heimkindern versucht zu helfen. Und die haben alle gesagt, aber zu irgendeiner amtlichen Stelle gehen wir nicht. Was irgendwo verständlich ist, denn diese amtlichen Stellen waren ja die, die sie ursprünglich ins Heim gebracht haben, wo sie kein Recht hatten. Und das war teilweise wirklich schwierig, und da haben wir gesagt, wir gehen mit rein und waren dann eben bei [den Berater\*innen] dabei. Und was wir da erlebt haben, ist [...] einfach dermaßen positiv [...], dermaßen positiv.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Wer sich also überwinden konnte, den Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle aufzunehmen und die Hürden wie etwa die teilweise lange Wartezeit genommen hatte, erlebte das Amt von einer anderen Seite. Für rund 80% waren die Berater\*innen eine Überraschung: sie waren zuverlässig, einfühlsam und unbürokratisch.



**Abbildung 12:** Die Mitarbeiter\*innen der Anlauf- und Beratungsstelle aus Sicht der Befragten (Angaben in Prozent)

Ein Interviewpartner kann hier exemplarisch für viele andere herangezogen werden. Der Mann (1940er Jahre) war zunächst sehr skeptisch. Die bürokratische Sprache auf der Website der Anlauf- und Beratungsstelle bestätigte diese Skepsis zunächst. Die Angst vor einer (erneuten) Enttäuschung war zudem groß. Nach der Kontaktaufnahme erlebte M. dann eine Berater\*in, die sich vorbehaltlos für seine Belange engagierte, durch ihre Hartnäckigkeit die Beschaffung des Heimgleichnisses erreichen konnte und ihn auch bei der Verwendung der Sachleistungen bestärkte, sie ausschließlich für seine Bedürfnisse zu verwenden.

*„...ich musste verschiedene Stellen ansprechen. Da hat mir die [Berater\*in] also wirklich gut und konkret geholfen, sonst hätte ich das nicht gemacht. Ich wollte schon wieder hinschmeißen. Ja. Und da war sie echt gut. [...] Also ich hab's also in guter Erinnerung, dass die [Berater\*in] eigentlich die war, die den Draht gehalten hat, während ich ihn losgelassen hab, hat sie ihn nochmal aufgenommen. [...] Und das ist witziger Weise, muss ich halt sagen, da ich ja jetzt doch einige Male beim Hartz IV Amt und so schon vorstellig war, also von behördlicher Seite war das das Beste, die positive Erfahrung, die ich hab.[...] Die anderen Behörden [...] machen alles, damit man's nicht kriegt, was man braucht. Und die [Berater\*in] hat sich soweit da drum gekümmert, wo ich eben auch schon aufgeben wollte, dass sie gesagt hat, nee, nee, da steht Ihnen doch was zu. Und das irritiert einen ja regelrecht.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Ein Teil der Nutzer\*innen erlebte durch die Inanspruchnahme der Anlauf- und Beratungsstelle eine gewisse Musterunterbrechung, eine Irritation einer fest gefügten Meinung, eines bestimmten Verhaltens.

*„Ich hab Jahre Therapie und Ausbildung in der Richtung hinter mir [...] Und trotzdem holt einen, wie soll ich sagen, das posttraumatisch auf jeden Fall ein, wenn das Thema hochköchelt, dann, dann, dann köchelt es halt hoch. Und dann rattert man auch sehr schnell in die alten Kompensationsversuche hinein und die dann eher relativ hilflos sind. Und sie [die Berater\*in] war da gut, die hat das irgendwie erstaunlich [...] so eine Art Naturtalent. Weil ich hab auch schlechtere kennengelernt, also Sozialarbeiter und Therapeuten auch, ja.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Für die Meisten war die Anerkennung des erlebten Leids in der Kindheit und Jugend die vorherrschende Erwartung an die Anlauf- und Beratungsstelle und an den Fonds – die für einen Großteil der Befragten eingelöst wurde. Auch hier zeigt sich aber im Vorfeld die Skepsis gegenüber der Behörde, die Vorsicht, sich überhaupt Erwartungen und Hoffnung zu erlauben (s.o.), zumal einige Interviewpartner\*innen von abschreckenden Erfahrungen berichten, die sie mit Vertreter\*innen der Heimträger oder Jugendämter im Vorfeld des Fonds gemacht haben.

Eine Interviewpartnerin erzählt beispielsweise von Kontaktaufnahmen mit einem Trägervertreter, an den sie eine Frage hatte:

*„[...] ich hatte da eine Frage gehabt. Und dann hat der mich dermaßen blöd angemacht, so ungefähr, was willst denn du alte Kuh. Und dann, so redet man mit mir nicht. [...] Und die [Berater\*in], [...] hat mich eigentlich wieder versöhnt, weil [die] unwahrscheinlich entgegenkommend war [...], das muss man einfach sagen. Und man hat auch das Gefühl gehabt, dass [sie] einen auch wirklich wahrgenommen hat und nicht als, was weiß ich, Fantast oder sonst irgendwas auflaufen lässt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Und eine andere Interviewpartnerin hatte sich schon Ende der 1990er Jahre – vergeblich – um Akteneinsicht beim Jugendamt bemüht:

*„Ja. Also da ist man noch demütigend behandelt worden, so quasi: Was? Schon wieder der kloa Dreck? Also ... Ich denke, das hat viele auch noch mal verletzt, diese zweite Demütigung; so quasi: Was wuistn da neischaun, des geht dich doch nix o! So. Da ist man wieder behandelt worden wie ein Kind. [...] Da wurde man plötzlich wieder zum Heimkind. Und das war richtig traumatisierend. Da bin ich heulend raus.“ (Frau, 1960er Jahre)*

In der Anlauf- und Beratungsstelle konnte sie eine korrigierende Erfahrung machen. Man sei nicht gedemütigt worden. Mehrmals betont sie, wie erstaunt sie war, dass ihr geglaubt wurde, sogar der sexuelle Missbrauch im ersten Kinderheim. Das sei heilend gewesen. Und das, obwohl die Gegend, in der die Anlauf- und Beratungsstelle untergebracht ist, für V. sehr quälende Erinnerungen an Heimeinweisungen wachgerufen hatte.

Auch bei einem anderen Interviewpartner schwingt Erstaunen mit, wenn er sagt

*„... das war im Grunde genommen eigentlich ziemlich [...] offen. [...] Wir [die Berater\*in und ich] konnten frei darüber reden [...] ich war nicht unterdrückt. Und das kam halt – es war halt ein freies Gespräch. Und sie war vor allen Dingen auch nicht amtsgesprächig oder paragrafengesprächig, nö, das war ziemlich privat.“ (Mann, 1940er Jahre)*



## Reinszenierung von Erfahrungen im Heimkontext

Bei allem Lob für die Anlauf- und Beratungsstelle und trotz des Überraschungsmoments, dass die Berater\*innen nicht für das Amt, sondern für die Betroffenen da waren, gibt es doch einen Anteil von rund 10% der Befragten (bei bestimmten Leistungen der Anlauf- und Beratungsstelle auch 15%), die sich unzufrieden bis sehr unzufrieden äußern (s. Abbildung 10).

Diese Unzufriedenheit korreliert hoch mit den Erwartungen an die Anlauf- und Beratungsstelle und mit der Intensität der in Anspruch genommenen Leistungen. In den Interviews zeigt sich, dass sich hier oft eine generelle Kritik am Fonds Heimerziehung mit der Bewertung der Anlauf- und Beratungsstelle mischt.

Außerdem – so zeigen die Interviews – ist die Unzufriedenheit gekoppelt mit der Höhe der Sach- und Rentenersatzleistungen.

Für einige war die Form der Leistungsvergabe – Sachleistungen, die Anschaffungswünsche wurden geprüft und genehmigt und mussten vorfinanziert werden – eine Bevormundung, die an den Umgang in der Kindheit und Jugend erinnert.

*„An der Anlaufstelle München [...] ich hab zwei Jahre lang wirklich, so kam´s mir rüber und hab das auch so extrem gespürt – Erniedrigungen, Mobbing, sogar dass ich das einreichen musste, was ich denn benötige, ja, und musste das sogar teilweise vorstrecken oder Kostenvoranschläge bringen. Und das war für mich eine Demütigung vom Feinsten.“ (Frau, 1960er Jahre\*)*

Anhand der Interviews zeigt sich, dass es für einige leichter war, eine für sie passende Sachleistung zu vereinbaren, während dies für andere zur Belastung wurde. Entsprechendes gilt für die Einreichung der Rechnungen zur Leistungsabrechnung. Vereinzelt wird von bestehendem Zeitdruck für den Erwerb der vereinbarten Sachleistungen berichtet, dass man schnelle Entscheidungen habe treffen müssen oder später lieber etwas anderes gekauft hätte. Beispielsweise berichtet eine Frau von einem überhasteten Autokauf, der anschließend mit hohen finanziellen Kosten verbunden war.

*„Ein bisschen mehr Zeit. Und das ist das, wo – da ärgere ich mich halt drüber. Weil wirklich, das war so gestanden, sechs Wochen bloß Zeit haben. Jetzt hast um deine Möbel oder Waschmaschine, Ofen, ja, natürlich auch, muss sein, gell. Und dann hast da hinrennen müssen und da und schauen, und du kannst nicht das Nächstbeste gleich nehmen. Jetzt haben wir eh schon das billigere dann genommen, gell, weil eben das so viel gefressen hat. Und das also – na ja. Jetzt stehen wir halt da mit dem Auto“ (Frau, 1940er Jahre)*

Viele kritisieren, dass sie beim Kauf der vereinbarten Sachleistungen in **Vorleistung** gehen mussten und erst nach der Rechnungsprüfung die ausgelegte Summe erstattet wurde. So wird das Verfahren als „*schon ein wenig umständlich*“ (Mann, 1950er Jahre) bezeichnet. Vorteilhaft hierfür waren entsprechende Ersparnisse, gegebenenfalls der Bezug der Rentener-

satzleistungen oder auch die Auszahlung von Pauschalen, die im Laufe des Fonds erhöht wurden. Auch wenn es die Möglichkeit der verbindlichen Bestellung gab, bei der das Zahlungsziel in der Zukunft liegt und bei der der Rechnungsbetrag dann direkt an die Firma oder an die Nutzer\*innen der ABS ausbezahlt wurde und anschließend die Rechnung eingereicht werden musste, wurde uns auch berichtet, dass das Geld ausgeliehen oder ein Kredit aufgenommen werden musste.

*„Und so musste man doch erst teilweise das Konto überziehen und so und ..., bis dann erst das Geld bekommen hat, bis dann zum Schluss. Da hab' ich dann auf einmal, glaub' ich – ja, genau –, dann hat man zweitausend Euro für kleinere Beträge, die haben sie mir dann so ohne Belege überwiesen; das ging unbürokratisch. Aber das fand ich ein bisschen ungünstig, weil ich sag', man muss wirklich erst in Vorkasse gehen, egal, ob man das Geld jetzt hat oder nicht. Und die meisten, glaub' ich, die in den Bereich fallen, sind alle wahrscheinlich nicht sehr betucht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Es war ein wenig eine umständliche Art, dass man erst eine Rechnung einschicken musste und dann das Geld zurückbekommen hat, weil die, die keinerlei Möglichkeit hatten, sich von jemandem was zu leihen, wie sollen sie erst was kaufen und dann die Rechnung einschicken und warten, bis das Geld wieder kommt?“ (Mann, 1950er Jahre)*

*„Danach hab ich's als lästig empfunden. Wenn man dann bloß noch mehr – und so gängelt, so Vorschriften-Ding. Das hätt man anders machen sollen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Im folgenden Zitat zeigt sich, dass die verbindliche Bestellung auch als unangenehm empfunden wurde.

*„Im Endeffekt hast du dann trotzdem nichts gehabt, weil du ja schon alles auf Pump hast zahlen müssen. Und das bissle, was ich dann noch über gehabt hab, dann hat man das ja – es ist ja nicht so gewesen, dass man dann die 12.000 Euro hat. Da hast du dann für jedes Ding, was man kauft, eine Quittung – sonst hättest du es ja nimmer gekriegt. Ja, wenn du das Geld ja nicht hast – also irgendwie musst du es ja zusammensparen oder leihen. Wenn man wirklich so – ein elektrisches Gerät, wo ein paar hundert Euro gekostet hat, ja, das haben sie dann schon mit der Zahlerei übernommen, aber dann immer mit den Geschäften das Gezeter, ja, das zahlt der. Die hat immer gesagt, ja, zahlen tut der, wo bestellt. Da willst du irgendwann dann nimmer, gell.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Eine weitere Interviewte spricht sich gegen den bevormundenden Kaufzwang aus. Ihr hätte eine pauschale Entschädigung besser geholfen.

*A: Und ich hab mir, wenn ich jetzt ganz ehrlich – ich bin ganz ehrlich. Und ich hab mich auch zum Teil ein bisschen wieder bevormundet gefühlt, weil halt – weil man halt das Geld nicht persönlich gekriegt hat. [...] Ist ja auch wieder ein Eingriff in unsere eigene – in unser eigenes Wesen. Die haben alles gewusst, für was ich das Geld hergenommen hab. [...]*

*A: Ja, das ist – die ist ja schon gekommen, was können Sie denn brauchen, das schreiben wir auf. Und das hat man ja dann kaufen müssen.*

*I: Okay, ah, okay, ja.*

*A: Aber ich hätt einfach gesagt, die hätten es so machen sollen, dass sie sagen, okay, jetzt zahlen wir Ihnen 20.000, als Beispiel, Entschädigung, und das überweisen wir, und dann können Sie machen, was Sie wollen. So wär's ideal gewesen. Dann hätt's uns auch geholfen. Aber durch das, dass man das hat kaufen müssen. (Frau, 1940er Jahre)*

*„Sie waren freundlich, zuvorkommend, haben mich auch verstanden. Aber vom Geld her, von dem Verteilen her, da ist man wirklich – das hab ich nicht – überhaupt nicht für gut gefunden, dass man da alles offenbaren hat müssen. Das find ich überhaupt nicht gut. Und eigentlich, es ist ja auch wieder von Fall zu Fall anders bei den Heimkindern. Manche haben einen Beruf lernen können, ich konnte es nicht, dass man dann da irgendwas, wo es halt nicht so geklappt hat – sieht man ja am Zeugnis, dass ich aus der 5. Klasse aus der Schule gekommen bin – dass man denen evtl. noch eine kleine Rente gibt. Sagen wir mal, 100 Euro im Monat.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Erfahrung aus Kinder- und Jugendtagen, nichts zu gelten, keine Meinung, keine eigenen Bedürfnisse haben zu dürfen, ist bei manchen Nutzer\*innen durch den Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle wieder hochgekommen. Die Erinnerungen mussten zumindest zum Teil im Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle wieder ausgegraben werden.

*„Dass viel wieder hochgekommen ist. Also ich hab' früher viel ..., war Meisterin im Verdrängen. Und jetzt die Albträume wieder.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Auch wenn in den Interviews mehr Kritik geäußert wird, als im Fragebogen – und wir in diesem Kapitel den kritischen Stimmen auch Raum gegeben haben – die Bilanz der Nutzer\*innen gegenüber der Anlauf- und Beratungsstelle – und sogar gegenüber den Fondsleistungen – fällt deutlich positiv aus. Diese Zufriedenheit speist sich vor allem aus der Tatsache, gehört zu werden, angenommen zu werden, die eigene Geschichte erzählen zu können und zu erleben, dass sie vorbehaltlos geglaubt wurde.

#### 4.7 EINE ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE AUCH IN ZUKUNFT?

52,1% der Befragten geben an, dass „eine Stelle mit Ansprechpartner\*innen, die mit dem Thema Heimerziehung der 50er/60er Jahre vertraut sind, auch in Zukunft für sie hilfreich wäre.“ Damit ist eine deutliche Bedarfsformulierung verbunden.

Unter den Befürwortern des Weiterbestehens der Anlauf- und Beratungsstelle sind vor allem Personen vertreten, die hoch belastet sind, eine niedrige aktuelle Lebenszufriedenheit und wenig Bewältigungsmöglichkeiten haben. Sie sind als Säuglinge oder Kleinkinder (0 – 3 Jahre) ins Heim gekommen und haben viel Gewalt erlebt (mehr als fünf Gewaltformen).

Diese Gruppe hat einen hohen Unterstützungsbedarf bei gleichzeitig eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten. Kontakt mit Ämtern und Behörden, mit Einrichtungen der Gesundheitsversorgung oder die Organisation alltagspraktischer Hilfen – alles das fällt den hoch Belasteten schwer.

Mit den Berater\*innen in der Anlauf- und Beratungsstelle haben sie Vertrauenspersonen gefunden, zu denen sie eine gewisse Bindung aufgebaut haben. Insofern wäre es auch sehr wichtig, die Anlauf- und Beratungsstelle unmittelbar nach dem Auslaufen des Fonds weiterzuführen und eine personelle Kontinuität zu wahren.

*„Das ist bestimmt nicht schlecht, weil ja – die [Berater\*innen] haben ja durch das Jugendamt einiges von mir erfahren. Und das ist oft so, [...] wenn ich so eine Therapie mach‘, dann muss ich das von ganz vorne immer erzählen. Und das ist oft schwierig, weil die haben ja dann oft bloß eine Stunde Zeit und dann einmal in der Woche und ... Und die [Berater\*in] weiß doch schon viel über mich.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Für diese Gruppe könnte eine weiter bestehende Anlauf- und Beratungsstelle eine begleitende Rolle übernehmen und ins Hilfesystem vermitteln. Letzteres ist in einem doppelten Sinn gemeint. Zum einen geht es darum, für die hoch belasteten ehemaligen Heimkinder Hilfen zu finden, die einfühlsam auf individuelle Problematiken eingehen können und deren Mitarbeitende Erfahrungen mit traumatisierten Klient\*innen haben. Zum anderen könnte die Anlauf- und Beratungsstelle aber auch gezielt das System der Altenhilfe für diesen speziellen Personenkreis sensibilisieren und Beispiele guter Praxis sammeln oder mit aufbauen, also das Thema der „ehemaligen Heimkinder“ in das Hilfesystem vermitteln. Diese Aufgabe könnte eine (verkleinerte) Anlauf- und Beratungsstelle noch etliche Jahre beschäftigen.

*„Nee, das sollte jetzt noch eine Beratungsstelle weitergeben, weil man sitzt ja da, man hat ja im Endeffekt also jetzt praktisch die paar tausend Euro gekriegt, das ist ja schon weg. Das ist ja jetzt schon wieder ein paar Jahre. Aber man lebt ja trotzdem und muss weiterleben, und die Rente ist nicht mehr. Der Lebensstandard ist nicht besser geworden, man kann sich ja mit dem Geld nur das leisten, im Endeffekt ist es ja so, man hat ja nur das gekauft, was man unbedingt gebraucht hat, wo man vorher nicht – ein gescheiter Hörapparat. Ja, das nützt mir doch nichts [...] Aber jetzt ist die Beratungsstelle zu, jetzt haben wir keine Hilfe mehr. Weil die anderen Sozialdinger, die haben ihre Gesetze, ihre Paragraphen, und da steht von Heimkindern nichts drin.“ (Frau, 1940er Jahre)*

## 5 DIE ARBEIT DER ANLAUF UND BERATUNGSSTELLE AUS SICHT DER BERATER\*INNEN

In diesem Kapitel werden zuerst in Kapitel 5.1 die Rahmenbedingungen für die Berater\*innen und dann in Kapitel 5.2 einige zentrale Erfahrungen auf Seiten der Berater\*innen dargestellt.

### 5.1 RAHMENBEDINGUNGEN FÜR DIE MITARBEITER\*INNEN DER ABS

Da es bis dahin keine Modelle für Anlauf- und Beratungsstellen für ehemalige Heimkinder gab, sah der Abschlussbericht des Runden Tisches (RTH 2010a, S. 36–37) vor, dass diese unter Federführung der Länder initiiert, aufgebaut und finanziert werden sollten und deren Laufzeit auf vorerst fünf Jahre gesichert und bei Bedarf verlängert werden sollte. Die Entwicklung dieser Stellen sollte dynamisch, ressourcen- und nachfrageorientiert erfolgen. Aufgrund fehlenden Erfahrungswissens besaßen die ABS Pilotcharakter. Je nach Bundesland gab es Unterschiede in der Umsetzung. In Bayern kam es zu einer intensiven und langjährigen Beschäftigung mit der Thematik der ehemaligen Heimkinder auf Seiten des Landtages und der Politik. In weiterer Folge wurde die Errichtung und Arbeit der bayerischen ABS von der Politik und vom bayerischen Sozialministerium wohlwollend und wertschätzend begleitet und unterstützt.

Nach Informationen von Stefan Rösler, dem langjährigen Leiter der bayerischen ABS, entschied man sich in Bayern auf Empfehlung von engagierten Betroffenen, eine fachlich und personell gut ausgestattete zentrale Stelle mit Sitz in München aufzubauen, die bei Bedarf Hausbesuche durchführen sollte. Ausgehend von Empfehlungen des RTH (siehe hierzu Kapitel 3.2) und von Anregungen Betroffener sollte die bayerische ABS mit Mitarbeiter\*innen aus den Fachbereichen soziale Arbeit und Psychologie besetzt werden, die Berufserfahrung in den relevanten Arbeitsfeldern und Gesprächsführungskompetenz mitbringen. Diese psychosozial orientierte arbeitende Stelle wurde beim Zentrum Bayern Familie und Soziales – Bayerisches Landesjugendamt angesiedelt, da Stefan Rösler dort bereits als Ansprechpartner für ehemalige Heimkinder fungiert hatte. Sie erhielt einen zeitlich befristeten Auftrag, eigene Räumlichkeiten und ein eigenes Budget.

Im Vergleich zu anderen westlichen Bundesländern hatten sich in Bayern relativ wenige ehemalige Heimkinder in der Zeit zwischen dem Ende des RTH und dem Start der ABS bei unterschiedlichen Stellen gemeldet. Daher war es zu Beginn der ABS schwer, den bevorstehenden Arbeitsaufwand zu ermessen. Zum einen war es nicht einzuschätzen, wie viele ehemalige Heimkinder sich an die ABS wenden würden, zum anderen bestand anfänglich noch

Ungewissheit über den bürokratischen Aufwand bei der Fondsumsetzung. Es zeigten sich jedoch bald eine rege Nachfrage und ein entsprechend hoher Verwaltungsaufwand, wodurch ein erhöhter Personalbedarf ersichtlich wurde. Bis Mitte 2012 wurde schließlich ein Team aus vier Berater\*innen, einer Verwaltungskraft und Herrn Rösler als Stellenleitung mit insgesamt 3,5 Vollzeitstellen aufgebaut. Aus der Vielzahl von Bewerbungen konnten hoch motivierte und qualifizierte Mitarbeiter\*innen gewonnen werden. Im September 2013 wurde zunächst eine und ab Mai 2014 wurden noch weitere vier Berater\*innenstellen und 2015 noch eine zusätzliche Verwaltungsstelle eingerichtet. Gegen Ende der Fondslaufzeit erfolgte schließlich die Einstellung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin. Teilweise mussten zwischenzeitlich Mitarbeiter\*innen aufgrund von Mutterschutz/Elternzeit bzw. Krankheit ersetzt werden. Jede\*r Mitarbeiter\*in erhielt ein eigenes Büro. Die bayerische ABS hatte bzw. hat einen eigenen Internetauftritt auf der Website des Bayerischen Landesjugendamtes.<sup>52</sup>

Die Informationen aus den Interviews mit den Mitarbeiter\*innen der ABS bestätigen, dass der Schwerpunkt ihrer Qualifikation im Bereich der psychosozialen Beratung liegt. Hierzu tragen neben dem Studium der Sozialpädagogik, Pädagogik oder Psychologie Zusatzausbildungen in (Erziehungs-) Beratung, (systemischer Familien-) Therapie und Traumatherapie sowie die jeweilige Berufserfahrung bei. Diese war in den Bereichen stationäre Kinder- und Jugendhilfe, allgemeiner Sozialdienst beim Jugendamt, Bezirkssozialarbeit, Erziehungsberatung, Erwachsenenbildung, Rehabilitation, Integration, Berufs-Coachings, Altenhilfe und Psychiatrie erworben worden. Da zum Aufgabengebiet der Berater\*innen auch die Verwaltungsarbeit im Zusammenhang mit der Leistungserbringung des Fonds gehörte, mussten entsprechende Arbeitsroutinen z.B. für die korrekte Aufbereitung von Unterlagen und Rechnungen erworben werden. Ebenso war es notwendig, sich in die Regularien des Fonds und in die Fondslogik einzuarbeiten, sowie sich ausreichend Wissen zur damaligen Heimerziehung und zu den Folgen für die ehemaligen Heimkinder anzueignen.

Auch wenn der RTH Heimerziehung in seinem Zwischenbericht (RTH 2010b), im Abschlussbericht (RTH 2010a) und in seinen Expertisen (Runder Tisch "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren" RTH 2010a) viele Informationen zum Thema der ehemaligen Heimerziehung in den 50er und 60er bereitstellte und im Abschlussbericht Empfehlungen für die Einrichtung regionaler ABS formulierte, fehlte es an Anleitungen für die konkrete Umsetzung der neu zu gestaltenden regionalen ABS. Ein Materialband des RTH (RTH 2010b) beschrieb sowohl erste Erfahrungen in der Beratung ehemaliger Heimkinder als auch Hintergründe und Anliegen der ehemaligen Heimkinder. Des Weiteren wurde 2011 noch ein Leitfaden für die Arbeit in den regionalen ABS entwickelt, der Hilfestellungen für die Ausgestaltung der Stellen gab. Gleichwohl gab es, wie im Kapitel 3.4 beschrieben, beim Start der ABS 2012 noch viele offene Fra-

---

<sup>52</sup> <https://www.blja.bayern.de/hilfen/ehemalige-heimkinder/> (letzter Abruf 20.08.2018)

gen und ungelöste Probleme. Daher bedurfte es noch fortlaufender Überarbeitungen der Fondsregularien zur Reduzierung des Verwaltungsaufwandes und zur flexibleren Gestaltung des Leistungskatalogs, um diesen stärker an den Bedürfnissen der ehemaligen Heimkinder auszurichten.

Für die ersten Mitarbeiter\*innen der ABS eröffnete dies in der Anfangsphase ihrer Arbeit einerseits Gestaltungsräume im Rahmen der Fondsvorgaben, andererseits erschwerten aber die unklaren Strukturen die Orientierung.

*„Und ich kann mich erinnern, dass ich angefangen hab' und schon das Gefühl hatte so: An was orientier' ich mich hier, und gemerkt hab', da gibt es jetzt wenig Strukturen. Also was für mich immer heute noch so in Erinnerung ist, [...] was es eigentlich heißt, ein leeres Büro zu betreten; also auch wirklich so die ganze Struktur neu zu schaffen. Und ich hab' schon gemerkt, ja, also – da konnt' ich natürlich auch meine Vorerfahrung nutzen und hatte schon auch den Eindruck, dass wir viel Gestaltungsspielraum hatten, innerhalb der Vorgaben, aber jetzt so, was unser Team angeht. Also mein Gefühl war so, einerseits natürlich war viel Arbeitsdruck, weil viele Anfragen waren. Also es war ein Stück weit erst mal so: Wir können uns über viele grundsätzliche Dinge oft gar keine Gedanken machen, es geht wirklich einfach drum, Termine zu machen. Aber ... ich fand's auch nicht so vielschichtig wie heute, also wie jetzt ... Also ich hab' den Eindruck gehabt, es ging um Termine, es ging drum, das zu organisieren, es ging drum, die Fondsleistungen zu begreifen, den Ablauf. Und dann natürlich auch Öffentlichkeit, aber da hat natürlich auch die Leitung viel abgedeckt.“ (Berater\*in)*

Gleichzeitig bestand von Anfang an aufgrund der starken Nachfrage ein hoher Arbeitsdruck. Im weiteren Verlauf kam es zu einer spürbaren Verlängerung der Wartezeiten auf das persönliche/ausführliche Beratungsgespräch in der ABS bzw. auf einen Hausbesuch.<sup>53</sup> Ebenso verlängerten sich die Bearbeitungszeiten der individuellen Vereinbarungen in der Geschäftsstelle des Fonds, die in Spitzenzeiten jeweils mehr als ein Jahr betragen konnten. Im weiteren Verlauf mussten sich die Mitarbeiter\*innen flexibel an die immer wieder veränderten Vorgaben anpassen. Zur Unterstützung gab es neben den Leitfäden des Fonds zunächst eine Liste mit Antworten auf häufig gestellte Fragen und später ein Arbeitshandbuch sowie sogenannte Schnellinfos der Geschäftsstelle bzw. des Lenkungsausschusses. Zu Beginn entwickelte die bayerische Anlaufstelle einen eigenen Konzeptionsentwurf, der aufgrund der ständigen und weitreichenden Veränderungen des Fonds irgendwann nicht mehr fortgeschrieben wurde. Für die Mitarbeiter\*innen wurden EDV-Ordner mit Verzeichnissen, Listen, Dateien, „Arbeitspaketen“ etc. angelegt und Arbeitsstandards und -anweisungen entwickelt. Zur Absprache hinsichtlich interner Verfahren und zur Sicherung der Arbeitsqualität gab es wöchentlich protokollierte Teambesprechungen, Möglichkeiten zur kollegialen Beratung, eine monatliche Supervision, mehrere Inhouse-Schulungen, die Möglichkeit zur Teilnahme an Fachtagungen und individuellen Fortbildungen sowie jährliche Klausurbesprechungen. Darüber hinaus spielten regelmäßige Austauschtreffen mit den ABS in anderen Bundesländern

---

<sup>53</sup> „Hausbesuche“ fanden auch in Justizvollzugsanstalten statt.

und mit der Geschäftsstelle des Fonds eine wichtige Rolle. Hierbei ging es u.a. auch um die Weiterentwicklung der Fondsregularien bzw. um entsprechende Vorschläge für den Lenkungsausschuss.

Aufgabe der ABS war es, die ehemaligen Heimkinder aus der Zeit zwischen 1949 und 1975 bei jeglichen Anliegen, die ihre Heimerziehung betrafen, zu beraten und zu unterstützen. Konkret ging es auch darum, über die Leistungen des Fonds zu informieren und im Bedarfsfall entsprechende Leistungen zu vereinbaren. Zusätzlich galt es, sich für die Belange der ehemaligen Heimkinder auf gesellschaftlicher und politischer Ebene einzusetzen und die gewonnenen Erkenntnisse aus der Beratungsarbeit in die zukünftige Gestaltung der (stationären) Jugendhilfe einfließen zu lassen.

Die Arbeit der bayerischen ABS stand unter dem Motto: „Auf der Basis des Runden Tisches das Beste für die Betroffenen zu erreichen“. Von den Mitarbeiter\*innen wurde eine professionelle Parteilichkeit erwartet. Hierzu gehörten u.a. ein Interesse an den Lebensgeschichten der ehemaligen Heimkinder und der Einsatz für deren Belange. Folgende Kompetenzen und Fähigkeiten gehörten zum Anforderungsprofil der Mitarbeiter\*innen: Schaffung einer angenehmen und vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre; Strukturierung hochemotionaler Gespräche; empathisches Zuhören; Zulassen und Aushalten intensiver Gefühle, ohne dabei in ein verharmlosendes, beschwichtigendes bzw. destruktives Gegenagieren zu geraten; Wissen um die Folgen von Gewalterfahrungen bzw. Traumatisierungen v.a. auch auf die Beziehungsgestaltung; Identifikation und Respektierung der Bedürfnisse der ehemaligen Heimkinder; Vermittlung der Fondsregularien; Wissen über Verwaltungsabläufe; Wissen um die Grenzen des Machbaren; Abgrenzung gegenüber destruktiven Verhaltensweisen und Achtsamkeit für die eigene Psychohygiene.

Für die einzelnen Beratungsprozesse gab es einerseits kein festgelegtes Stundenkontingent, andererseits mussten aber die bis zur Meldefrist am 31.12.2014 gemeldeten „Fälle“ bearbeitet werden und die Vereinbarungen (Anträge auf finanzielle Leistungen) bis zum Stichtag am 31.08.2017 bei der Geschäftsstelle des Fonds eingereicht sein. Bei der bayerische ABS waren dies insgesamt 5.040 Vereinbarungen im Wert von 34,68 Millionen Euro für 2.605 Antragsteller\*innen bzw. ehemalige Heimkinder aus der Zeit zwischen 1949 bis 1975 (Rösler 2017).

Beim Erstkontakt wurden zunächst die relevanten Daten zur Überprüfung des Zugangs zum Fonds Heimerziehung aufgenommen. Mitunter konnte wegen lückenhafter Erinnerungen zu diesem Zeitpunkt noch nicht abschließend geklärt werden, ob ein Leistungszugang gegeben war. Betroffenen wurde sodann die Möglichkeit angeboten, noch fehlende Informationen beim Erstgespräch nachzureichen oder sich von der ABS bei der Klärung des Zugangs unterstützen zu lassen (z.B. Heimnachweis).



In einem zweiten Schritt erfolgte die Terminvereinbarung durch den/die zuständige/n Berater\*in für das persönliche und umfangreiche Erstgespräch. Hierbei wurden die Nutzer\*innen gebeten, nach Möglichkeit ihren Heimaufenthalt (sofern vorhanden) betreffenden Unterlagen mit zu bringen.

Aufgrund hoher Arbeitsdichte entstanden oftmals lange Wartezeiten für die Nutzer\*innen. Hier war die ABS bestrebt jenen Menschen, die nachweislich an einer lebensbedrohlichen Krankheit litten, ein zeitnahes Gespräch zu ermöglichen.

In der Regel führten die Berater\*innen der ABS ein Erstgespräch pro Tag. In Zeiten sehr hoher Nachfrage oder aufgrund kollegialer Vertretungen kam es teilweise zu zwei, in Ausnahmefällen drei Erstgesprächen pro Tag. Zur Wahrung persönlicher Ressourcen und aufgrund des hohen Verwaltungsaufwands war dies jedoch nur in Ausnahmefällen möglich.

Im Erstgespräch wurde versucht, die mitunter sehr individuellen Wünsche und Anliegen des/der Betroffenen bestmöglich zu erfassen und zu unterstützen. Viele Betroffene konnten vorweg nicht einschätzen, was sie an Unterstützung erwarten durften bzw. konnten und erkundigten sich zunächst zu den Fonds-Leistungen. Andere wollten erst einmal „einfach“ ihre Erlebnisse aus der Vergangenheit schildern.

Die meisten Nutzer\*innen der ABS wollten (auch) finanzielle Hilfen in Anspruch nehmen. Insofern nahm die finanzielle Leistungsvereinbarung gleich zu Beginn einen bedeutenden Raum im Erstgespräch ein. Die Nutzer\*innen konnten zweierlei finanzielle Unterstützung durch den Fonds Heimerziehung erhalten:

- Die sogenannte „Rentenersatzleistung“ für Betroffene, die zwischen dem 14. und 21. Lebensjahr im Rahmen der Jugendhilfe zu produktiver Arbeit gezwungen wurden und für die seinerzeit keine Sozialversicherungsbeiträge eingezahlt wurde.
- Eine „Materielle Hilfe“ zu Milderung von heute noch bestehenden Folgeschäden aufgrund von Beeinträchtigung(en) aus der Heimunterbringung.

Zur Prüfung, ob eine Rentenersatzleistung möglich war, mussten im Heim geleistete produktive Arbeiten glaubhaft vermittelt und der Rentenverlauf zur Überprüfung entsprechender Fehlzeiten vorgelegt werden. Gewährt wurden 300 Euro Ausgleichszahlung pro Kalendermonat für entgangene Rentenansprüche.

Zum Erhalt der materiellen Hilfen war die glaubhafte Schilderung von Leid und Unrechtfahrung im Heim einerseits, und den noch heute bestehenden „Folgeschäden“ aufgrund des Heimaufenthaltes andererseits, erforderlich. Die Verwendung dieser Leistung musste vor Inanspruchnahme zwischen Nutzer\*in und Berater\*in vereinbart werden. Es konnten nahezu Leistungen für alle Lebensbereiche vereinbart werden. Nicht aber finanziert werden konnten

laufende Kosten, sofern diese nicht die langfristige Verbesserung einer bestimmten Gegebenheit zum Ziel hatten.

Hier zeigte sich, dass es für viele Betroffene nicht leicht war sich zu entscheiden, wie sie das Geld verwenden wollen. Zusätzlich erschwert wurde dies dadurch, dass auch die Prüfung der Vereinbarung teilweise bis zu einem Jahr in Anspruch nahm und sich bis dahin mitunter Bedarfe wieder geändert hatten.

Zuweilen nahm die Vereinbarung der „Bedarfe“ auch mehrere Beratungsgespräche in Anspruch, so wie auch die Ausschöpfung der Leistung als solche. Folgegespräche wurden (dann jedoch) überwiegend telefonisch, per E-Mail, Fax oder auf dem Postweg abgewickelt. Die Vereinbarungen wurden nach Fertigstellung durch den/die Berater\*in der ABS an die Geschäftsstelle übermittelt. Diese prüfte die Vereinbarungen nochmals auf Schlüssigkeit. Nach positiver Prüfung wurde Rentenersatzleistung als Einmalzahlung direkt geleistet.

Zum Erhalt der materiellen Hilfen hingegen musste der/die Nutzer\*in der ABS zumindest teilweise zahlungsbegründende Unterlagen einreichen, welche den Kauf bzw. die Anschaffung (eines) der vereinbarten Hilfe(n) belegte. Zahlungsbegründende Unterlagen waren beispielsweise Rechnungen, verbindliche Bestellungen oder Kaufverträge. Verbindliche Bestellungen ermöglichten Anschaffungen auf Anzahlungsbasis oder ohne, dass die Nutzer\*innen in Vorleistung gehen mussten. Sofern die vollständige Zahlung noch nicht in der zahlungsbegründenden Unterlage enthalten war, wurde zusätzlich ein abschließender Zahlungsnachweis gefordert. Nach Einreichen der zahlungsbegründeten Unterlagen wurde in der Regel innerhalb von 2 Wochen die Zahlung bzw. Erstattung auf das Konto des Empfängers veranlasst.

Zur Inanspruchnahme bzw. Ausschöpfung der vereinbarten finanziellen Leistungen benötigten viele Betroffene zuweilen umfangreiche Unterstützung durch die Berater. Erschwert wurde das Prozedere auch durch wechselnde Verfahren, die zwar die Erleichterung der Leistungsabwicklung zu Ziel hatten, mitunter aber zu Unsicherheiten und Verwirrungen bei den Betroffenen führten. Nach Ausschöpfung der vereinbarten materiellen Hilfe, in der Regel in Höhe von 10.000€, war die Erbringung der finanziellen Leistung aus dem Fonds Heimerziehung für den/die jeweilige/n Nutzer\*in abgeschlossen.

Je nach Anliegen und Bedarf wurden im Rahmen der Lotsenfunktion weitere Unterstützungsleistungen erbracht, wie z.B. Hilfe und Begleitung bei der Akteneinsicht, Hilfe bei der Suche nach therapeutischen Einrichtungen und Kontaktaufnahme zu den hierfür zuständigen Leistungsträgern, Beratung über und Vermittlung von sonstigen sozialen Hilfsangeboten, Ermittlung weiterer sozial- bzw. zivilrechtlicher Ansprüche und Hilfe bei deren Beantra-

gung/Durchsetzung (Sozialleistung, (Erwerbsminderungs-) Rente, Ansprüche nach dem Opferentschädigungsgesetz (OEG)).

Wie schon in Kapitel 3.5 dargestellt, gehörte zu den weiteren Aufgaben der Mitarbeiter\*innen der ABS Geschäftsführung und fachliche Begleitung des Beirats der Anlaufstelle. Weitere Aufgaben sind u.a.

- Zusammenarbeit mit dem (Sozialausschuss des) Bayerischen Landtag(s) und dem Sozialministerium
- Absprachen mit dem Landesjugendamt
- Mitarbeit an einem themenbezogenen Foto- und Buchprojekt
- Eröffnung und Präsentation der Wanderausstellung „Verwahrlost und gefährdet? Heimerziehung in Baden-Württemberg 1949-1975“ in den Räumen der ABS
- Mitarbeit bei der Ausschreibung einer Expertise für eine wissenschaftliche Studie und für die daran anschließende wissenschaftliche Studie „Heimkinder zwischen 1949 und 1975 und die Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung)“
- Koordinierungsgespräche mit dem IPP und Teilnahme an Interviews im Rahmen der Expertise und der wissenschaftlichen Studie, Beteiligung an der Begleitgruppe der wissenschaftlichen Studie
- Erstellung eines eigenen Tätigkeits- und Abschlussberichts
- Mitarbeit beim Abschlussbericht des Lenkungsausschuss West

## 5.2 ZENTRALE ERFAHRUNGEN DER BERATER\*INNEN

Im Folgenden werden wesentliche Aspekte, die aus der Sicht der Mitarbeiter\*innen für ihre Arbeit kennzeichnend waren, erörtert. Dabei werden insbesondere folgende Themenbereiche in den Fokus genommen: (1) Die Unterschiedlichkeit der Klient\*innen, (2) die Doppelfunktion der Berater\*innen, die sich aus der Koinzidenz psychosozialer und administrativer Arbeitsaufträge ergab und (3) persönliche Belastungen und Bereicherungen, die für die Mitarbeiter\*innen mit ihrer Arbeit in der ABS einhergingen.

### 5.2.1 DIE HETEROGENITÄT DER EHEMALIGEN HEIMKINDER

Die zunächst trivial erscheinende Aussage, dass es sich bei den ehemaligen Heimkindern um eine heterogene Gruppe handelt, ist für die Arbeit der Mitarbeiter\*innen der ABS durchaus bedeutungsvoll. Auf der einen Seite macht sie die Beratungstätigkeit vielfältig, spannend und abwechslungsreich. Auf der anderen Seite bedeutet sie, dass sich die Berater\*innen auf eine große Bandbreite menschlicher Schicksale einstellen mussten und daher bei jedem neuen

„Fall“ nicht wussten, welche Persönlichkeit mit welchem Lebensweg, mit welchen Fähigkeiten und mit welchem Informationsgrad über den Fonds Heimerziehung ihnen begegnen wird.

*„Wir haben uns immer wieder neu auf die Personen einstellen müssen und können, entweder auch von therapeutisch ganz erfahren... oder auch behördlich sehr erfahren mit Unterlagen bis hin wirklich zu Personen: Ich dachte, ich komm' mal her, aber ich hab' keine Ahnung, was jetzt passiert. Ja. Also das war wirklich facettenreich.“ (Berater\*in)*

Dies verlangte von den Berater\*innen reichlich Flexibilität, eine hohe Kompetenz in der Gesprächsführung und ein Expertentum in der Beratung ehemaliger Heimkinder. Hierzu gehört u.a. das Wissen um die Lebensbedingungen in den Heimen der späten 40er bis 70er Jahre und die daraus resultierenden Folgen für die weitere Persönlichkeitsentwicklung der damaligen Heimbewohner\*innen.

*„Ja. Also ich weiß, dass es irgendwann natürlich – also die Beratungssituation an sich, dass ich dann irgendwann mal Stabilität oder ein großes Selbstvertrauen hatte, in solche Gespräche zu gehen. Also das war schon ein richtiges Erfolgserlebnis auch, dass man einfach merkt, man geht da ganz selbstverständlich rein und ist ganz offen, was denn da auch kommen mag. Und ja, auch so eine Souveränität, dass man auch wirklich mit sehr unterschiedlichen Situationen zurechtkommt. Also ich hatte schon auch echt schwierige Gespräche, wo teilweise auch Menschen zusammengebrochen sind, also das sind vereinzelt Fälle, aber dann so eine Situation irgendwie zu händeln, ja, sowas.“ (Berater\*in)*

Im Folgenden soll die Bandbreite der Klient\*innen anhand wesentlicher Merkmale verdeutlicht werden.

### **Unterschiedlicher Zeitpunkt der Heimeinweisung und unterschiedliche Dauer des Aufenthalts im Heim**

Viele ehemalige Heimkinder zwischen 1949 und 1975 sind schon als Säuglinge in ein Säuglingsheim gekommen, andere erst später in ein Kleinkinder- bzw. Kinderheim oder in ein Heim für Jugendliche. Manche waren nur relativ kurze Zeit im Heim, während andere wiederum ihre gesamte Kindheit und Jugend in meist mehreren Heimen verbrachten. Bei manchen gab es mehrere Wechsel, also ein Hin und Her zwischen Herkunfts- und/oder Pflegefamilie und Heim(en). Dies alles hatte Auswirkungen auf die Entwicklung der Persönlichkeit und Identität. Das folgende Zitat verdeutlicht, welche Konsequenzen das Eintrittsalter ins Heim auch für die Beratung hat.

*A: Ein Aspekt, den wir noch nicht angesprochen haben. Ich glaub tatsächlich, es ist mir relativ früh aufgefallen, dass es eine wahnsinnig große Rolle gespielt hat, in welchem Alter die Klienten ins Heim gekommen sind. Also tatsächlich konnte man an ihrer Interaktion feststellen, ob sie im Säuglingsheim waren oder eher später. [...]*

*I: Also etwas vereinfacht, die einen reagieren dann tatsächlich kindlicher und die anderen dann schon ein bisschen im Erwachsenenstatus bisschen mehr oder –*

*A: Hmm, ja. Ja, oder auch sicherer im Umgang mit anderen Personen oder auch im Umgang eben mit Behörden. Ich hab eine Klientin, die hat mir erzählt, dass sie in Beratungen schon öfter mal einen Schreibtisch abgeräumt hat, weil sie dann so wütend war, und die kam sehr früh ins Heim. (Berater\*in)*

## **Unterschiedliche Gewalterfahrungen**

Die ehemaligen Heimkinder haben unterschiedliche Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien und in den Heimen gemacht, wobei viele von ihnen auch psychischer, physischer und sexualisierter Gewalt sowie Vernachlässigung ausgesetzt waren. Hierzu gehören auch das Vorenthalten von Bildungschancen und eine ungenügende Vorbereitung auf das spätere Leben (siehe hierzu Kapitel 7). Die Gewalterfahrungen gehen mit unterschiedlichen Folgen und verschiedenen Formen der Bewältigung einher (siehe hierzu Kapitel 8). Hierüber mussten die Berater\*innen zunächst über ein entsprechendes theoretisches Wissen verfügen. Zudem wird aus den Gesprächen mit den Berater\*innen deutlich, dass es eine hohe emotionale Herausforderung war, den unmittelbaren Schilderungen von leichteren bis traumatisierenden Gewalterlebnissen im persönlichen Gespräch tagtäglich Raum zu geben. Dabei mussten die ehemaligen Heimkinder fortwährend mitfühlend begleitet werden und es musste auch darauf geachtet werden, dass es im Anschluss an das Gespräch zu keinen unkontrollierbaren Belastungsreaktionen (z.B. im Sinne von Retraumatisierungen) kommt.

*A: Hm ... Sehr deutlich wurde es mir, wenn es körperlich wurde, wenn die Personen angefangen haben zu zittern, wenn die Personen ..., wenn ich gemerkt hab', der Blickkontakt ist nicht mehr so da; Schweißausbrüche ... Das ist schon passiert. Also es gab schon Situationen und Schilderungen, wo ich das Gefühl hatte, es ist jemand in der Situation drin, und dann hab' ich auch den Kontakt wiederhergestellt durch kurz berühren, durch kurz sagen, wo wir sind, und Ähnliches.*

*I: Da sind Sie geschult worden vorher in solchen Phänomenen?*

*A: Nee. Also das ... Es kann sein, ich weiß gar nicht, wo ich es immer so herhole – sicherlich war das mal im Studium oder Ausbildung irgendwie auch Thema. Hinzu kommt, was mich auch tatsächlich sehr beeindruckt hat, es gab diese Lektüre, die wir vorher hatten, wenn ehemalige Heimkinder in der Beratung zu uns kommen, wo hier auch drüber gesprochen wurde, dass sozusagen Retraumatisierung ein Thema ist. Ich glaub', einfach die Auseinandersetzung, was braucht es, um wieder in den Kontakt zu kommen, das passiert dann recht leicht dadurch, dass man vorbereitet ist. Aber sehr oft wurde es mir tatsächlich geschildert. Also ich denk', was man nicht unterschätzen darf, ist einfach auch diese Nachwirkung vom Gespräch, dass es gar nicht so oft im Gespräch selber so deutlich war. Meistens waren das auch Personen, die das vorher verbalisieren konnten, dass das passieren könnte. Dann ist man noch mal extra vorsichtig. Ich glaub', was ich häufig gehört hab', war schon: Es ging mir schon nach dem Gespräch auch schlecht. Also ich bin froh, dass ich's erzählt hab', und so weiter, und gleichzeitig, es ging mir schlecht und ich hab' mehrere Nächte schlecht geschlafen. Und das seh' ich schon auch als eine Form der Retraumatisierung an, wenn auch nicht in so unmittelbarem Kontakt, aber wo die Personen schon deutlich gemacht haben, dass das wieder Gefühle hervorbringt und dass es schwer ist, die erst mal wieder ins Unterbewusstsein zu bekommen. (Berater\*in)*

Es war demnach nicht nur für die ehemaligen Heimkinder eine bedrückende und schwierige Herausforderung, sich im Rahmen ihres Kontakts zur ABS an die vielfältigen und schweren Gewalterlebnisse aus ihrer Kindheit und Jugend zu erinnern und diese mitzuteilen. Ebenso war das Zuhören für die Berater\*innen belastend. Aufgrund der in den Gesprächen individuell unterschiedlich stark ausgedrückten Gefühle von Wut, Aggression, Hass, Trauer, Schmerz etc. auf Seiten der ehemaligen Heimkinder kam es naturgemäß auch zu entsprechenden Gefühlsreaktionen auf Seiten der Berater\*innen. Im Beratungsprozess galt es, die destruktiven Auswirkungen der früheren Gewalterfahrungen in der Interaktion zwischen ehemaligen Heimkindern und Berater\*in der Gegenwart zu erkennen und mit diesen möglichst konstruktiv umzugehen. Dies veranlasste mehrere Berater\*innen zu Veränderungen in der Gesprächsführung hin zu mehr Strukturierung, Begrenzung und Ressourcenorientierung.

A: [...] Also ich hab' zum Beispiel am Anfang Drei-, Vierstundengespräche geführt und irgendwann gemerkt, es ist eigentlich etwas, was gar nicht unbedingt gut ist für die Person; und hab' dann gemerkt auch, dass ja auch Dinge aufgerissen werden, und die muss man auch wieder einfangen können. Und ich hab' sozusagen, ich würde nicht sagen, zum Ende hin, es war schon relativ auch in der Mitte, aber ich hab' dann schon versucht, mehr drauf zu achten, dass nicht zu viele Fässer geöffnet werden, zum Beispiel.

I: Und das konnten Sie regulieren? Oder ...

A: Einfach durch Transparenz, also im Sinne, dass ich drauf hingewiesen habe; dass ich wirklich drauf hingewiesen habe, dass es intensiv ist, und dass das etwas ist, was einem auch nachgehen kann, und dass sie tatsächlich nur das erzählen, was sie erzählen möchten. Und dass sie sozusagen nicht sich ausbreiten müssen; ich sah auch das Gefühl manchmal: Was muss ich denn jetzt alles erzählen, damit mir geglaubt wird und damit das schlimm genug ist, dass ich das Geld bekomme. Den Gedanken hatte ich viel zu spät, muss ich gestehen. Und dann einfach den Hinweis zu geben, das braucht es nicht. (Berater\*in)

„Und natürlich, ich hab meine Beratungen sehr verändert. Also ich bin viel mehr in die Ressourcenorientierung gegangen, hab einfach auch – was natürlich auch ein bisschen mit meiner Ausbildung zu tun hat, aber auch mit der Erfahrung – einfach gemerkt, das bringt mir nichts und dem anderen auch nicht, wenn der mir jetzt drei Stunden von seinen schlimmen Erfahrungen erzählt. Also das darf hier seinen Platz haben, oh Gott, natürlich, das ist ganz wichtig, aber ich hab dann relativ schnell aufgehört, da so nachzufragen [...] und dann auch einfach einen großen Teil der Zeit darauf verwendet zu schauen, was ist denn gut gelaufen im Leben, was hat denn geholfen, was hat denn unterstützt. Weil ich einfach gemerkt hab, das bringt den Leuten nichts, wenn die hier so in diesen Schmerz reingehen, und ich kann ja auch keine Therapie mit denen machen. Die gehen ja dann auch wieder nach Hause. Und also da den Fokus eher auf die Dinge zu lenken, die geschafft wurden und die gut waren, fand ich irgendwie sinnvoller.“ (Berater\*in)

Ein weiteres Thema waren die Auswirkungen der Heim- und Gewalterfahrungen auf den Berufsweg. So wurden u.a. die Themen berufliche Möglichkeiten, Arbeitslosigkeit, (Erwerbsminderungs-) Rente bzw. sonstige Sozialleistungen auch im Rahmen der Lotsenfunktion beachtet.

Zuletzt soll bei diesem Punkt noch darauf hingewiesen werden, dass die ehemaligen Heimkinder nicht nur ein unterschiedliches Ausmaß an Gewalt erleiden mussten, sondern ihre Gewalterfahrung auch unterschiedlich bewerten. So kann es durchaus sein, dass das Heim von einer Person als Rettung von einem gewalttätigen Elternhaus gesehen wird, während es eine andere Person als brutale Hölle erlebte. Trotz massiver Gewalterfahrung kann es hierbei im Sinne des psychischen Selbstschutzes oder aufgrund der unreflektierten Übernahme der damaligen gewaltaffinen Erziehungsideologien zu einer verharmlosenden Bewertung der selbst erlittenen und bei anderen beobachteten Gewaltanwendung kommen. Der Beratungsprozess und die gesellschaftliche Thematisierung ermöglichte jedoch in vielen Fällen eine Neubewertung und somit eine andere Sicht auf die erlebte Gewalt.

## **Unterschiedliches Gewalt- bzw. Aggressionspotential**

Vereinzelte kam es vor, dass sich Aggressionen im Beratungsprozess aktuell (auch im Sinne einer Reinszenierung der früheren Gewalterlebnisse) gegen die Berater\*innen u.a. in Form von Beschimpfungen oder wiederholter erniedrigender Kritik äußerte. Hier galt es, auf der einen Seite Verständnis zu zeigen und auf der anderen Seite Grenzen zu setzen, auf die begrenzten Möglichkeiten des Fonds und ggf. auch auf den Zusammenhang mit den früheren Gewalterfahrungen hinzuweisen. Besondere Herausforderungen für die Berater\*innen im Zusammenhang mit Gewaltvorkommnissen entstanden dann, wenn sich die Gewalt aktuell autoaggressiv in Form von suizidalen Krisen oder selbstverletzendem Verhalten zeigte oder fremdgefährdende Gewaltanwendungen berichtet wurden. In diesem Zusammenhang wurde uns z.B. über die besondere Belastung bei den Beratungen eines weiterhin gewaltbereiten rechtsextremen Gewalttäters berichtet und von einem Mann, der im Beratungsgespräch berichtete, dass er seine Mutter vergewaltigt habe.

*„[...] Oder Klienten, die extrem schwierig waren im Kontakt, also ein paar hatten wir schon echt, ja, also wo man wirklich an seine Grenzen kommt, wo man sehr provoziert wird z.B., ja, beleidigt auch. Doch, also das ist echt auch oft vorgekommen. Oder ein Mann, erinnere ich mich, der – also der auch von den – also, ja, der – ich erinnere mich nur einfach, der hat erzählt, dass er seine Mutter vergewaltigt hat. Also sowas einfach, also ich weiß, das ist mir lange nachgegangen, dass ich – puh. Also sowas einfach gehört zu haben, so absolute Abgründe auch, ja. Das waren Einzelfälle letztlich, waren vielleicht, ja, weiß ich nicht, wie viele unter den ganzen, aber die haben dann schon auch ein Gewicht gehabt. Und das war schon manchmal sehr schwierig. Also mit so Klienten, mit denen man eigentlich nicht auf eine normale Art und Weise kommunizieren kann, mit denen dann diesen ganzen Apparat durchbringen, mit Nachweisen und Bürokratie, das war eine große Herausforderung. Und da hat man dann auch zehn Kreuze gemacht, wenn die abgeschlossen waren. Also ich muss schon sagen, doch, also leider wirklich schwer belastete, schwer gestörte Menschen auch, wo man so richtig gewappnet sein muss, wenn man mit denen in Kontakt tritt.“ (Berater\*in)*

## **Unterschiedlicher Umgang mit der eigenen Vergangenheit**

Unsere Interviews mit den ehemaligen Heimkindern machen deutlich, dass diese sich in einem Spannungsfeld zwischen aktiver Auseinandersetzung und Vermeidung der Auseinandersetzung mit der eigenen (Heim-) Biografie befinden. Dass (massive) Gewalterfahrungen den jeweils individuellen Umgang beeinflussen, wird in unseren Interviews klar ersichtlich. Auf der einen Seite gibt es die Tendenz, schmerzliche Erfahrungen für immer vergessen zu wollen bzw. den Wunsch, diese für immer vergessen zu können. Im Gegensatz hierzu steht bei reger Erinnerungsarbeit die Gefahr, dass verdrängte und damit zusätzliche konflikthafte und schmerzliche Erlebnisse wieder mit aller Wucht dem Bewusstsein zugänglich werden und es hierbei auch zu weiteren schwer bis nicht kontrollierbaren emotionalen Reaktionen kommen kann (siehe Kapitel 7). Daher ist es gut nachzuvollziehen, dass es bei vielen Betroffenen eine starke Neigung gibt, Gedanken und Gesprächen, die in Verbindung mit der Heimzeit stehen, aus dem Weg zu gehen. So haben wir in den Interviews mit den ehemali-



gen Heimkindern in Erfahrung bringen können, dass sogar in einigen Fällen die engsten Bezugspersonen im Erwachsenenalter lange Zeit nicht über den Heimaufenthalt Bescheid wussten und viele aus Scham und Angst vor weiterer Stigmatisierung lange geschwiegen haben bzw. oftmals immer noch schweigen. Auf der anderen Seite besteht der Wunsch, gesehen und gehört zu werden, hierbei über die nicht vergessenen quälenden und schmerzlichen Erfahrungen aus der Heimzeit zu berichten, dabei die Missstände der Heimerziehung und die Täter\*innen öffentlich machen zu können und hierbei eine entsprechende Anerkennung und Entlastung zu erfahren (siehe Kapitel 9). Dieser Prozess kann auch in Abhängigkeit von der Reaktion des Gegenübers entweder belastend oder auch befreiend sein. Dieser Drang nach Gehört-Werden und Anerkennung war der Motor der engagierten ehemaligen Heimkinder, die für ihre Rehabilitation, Entstigmatisierung, für die öffentliche Entschuldigung der Vertreter von Staat und Kirchen und für eine materielle Anerkennung oftmals gegen starke Widerstände gekämpft haben bzw. immer noch kämpfen. Gleichzeitig konnte die damit einsetzende öffentliche Thematisierung des Schicksals der ehemaligen Heimkinder für diejenigen eine Belastung sein, die noch nicht bereit waren für eine Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit. Einige der ehemaligen Heimkinder sind im Gegensatz hierzu aufgrund privater und/oder beruflicher Krisen zu der Einsicht gekommen, sich im Rahmen von Selbsthilfeaktivitäten und/oder professioneller Unterstützung (Beratung/Psychotherapie) mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Für die Anmeldung bei der ABS mussten Hürden überwunden werden. Dies erforderte von den ehemaligen Heimkindern die Bereitschaft, sich gegenüber der ABS als Heimkind zu benennen und sich dabei ihren spürbaren Ängsten und Widerständen gegen den nicht vorhersehbaren Kontakt mit der ABS zu stellen. Viele berichten davon, dass sie hierfür Unterstützung durch andere Bezugspersonen benötigt haben. Oftmals stellte der Entscheidungsprozess eine erhebliche Belastung dar, die sich teilweise über mehrere Monate hinzog. Es kam auch vor, dass Personen, die sich bei der ABS gemeldet hatten, dann doch noch einen Rückzieher gemacht haben.

*„[...] also viele haben schon berichtet, dass es eine Zeitlang gedauert hat, bis sie sich dann gemeldet haben. Und man hat es vor allem gemerkt dann, als die Anmeldefrist bekannt wurde, dann war ja innerhalb von einem Monat – also ich hab so viele – weil ich grade auch nochmal über viele Akten drüber geschaut hab jetzt in den letzten Tagen – so viele Anmeldungen im Dezember 14, also kurz vor der Anmeldefrist. Irgendwie 26. Dezember, 24. Dezember, also wo man schon so den Eindruck hat, da hat jemand das schon im Kopf gehabt und dann halt jetzt, wo es halt nicht mehr anders ging, sich dann noch angemeldet. [...] Und auch oft sozusagen schon in der ersten Nachricht war das manchmal sogar konkret formuliert, so nach dem Motto, ja, ich hab jetzt solange mit mir gerungen. Und jetzt melde ich mich doch, und es fällt mir sehr schwer, jetzt Ihnen zu schreiben. Das gab’s schon auch, ja.“ (Berater\*in)*

Mehrere Berater\*innen problematisieren in diesem Zusammenhang die vorgegebene Anmeldefrist.

*„Ja. Also ich finde's ganz furchtbar, dass man da eine Frist gesetzt hat, weil die Leute älter werden, älter werden, und es rückt ja niemand mehr nach. Und bei Kriegsoferentschädigung hat man das auch, man lässt es laufen, bis der Letzte sich gemeldet hat. Und ich finde, das hätte sein müssen. Das ist sehr schade, es passt überhaupt nicht, dass man ein solches Modell befristet, dass man die Leute zwingt, sich innerhalb einer bestimmten Zeit zu melden. Das sollte begleitend im kleinen Stil fortgesetzt werden, bis der letzte Bedarf nicht mehr da ist. Das ist meine Meinung. Ja. Ich finde es nicht gut, dass es befristet ist. Also da mit zeitlichem Druck und mit so was zu arbeiten, ist völlig, völlig kontraproduktiv, denn dieses Elend und das Leid, was in den Menschen ist, das ist ja auch nicht, das kann man auch nicht irgendwann zuschließen. Das ist einfach da, das ist gespeichert in den Menschen. Und wann der Bedarf da ist, sich an eine Anlaufstelle zu wenden, das sollten die Menschen zumindest mal selber entscheiden dürfen. Also deswegen finde ich das nicht gut.“ (Berater\*in)*

Anhand der mit den Berater\*innen geführten Interviews wird sichtbar, dass die Beratung durch die ABS auch psychotherapeutische Elemente enthielt bzw. Elemente, bei denen es um die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit ging, z.B. bei der Betrachtung der Biografie oder wenn Anregungen für Veränderungen gegeben wurden. Ebenfalls erfahren wir, dass manche Nutzer\*innen zum ersten Mal über ihre Heimbiografie im Rahmen des Kontakts zur ABS gesprochen hatten. Dabei hat die Beratung bzw. das Gespräch über den eigenen Lebensweg mit einer zugewandten, interessierten, informierten und professionellen Berater\*in trotz teilweiser anfänglicher Skepsis viele Nutzer\*innen der ABS entlastet, wobei dies häufig einen positiven Kontrast zu ihren bisherigen Erfahrungen darstellte (siehe Kapitel 4).

*„Genau, genau. Einfach anerkannt zu werden. Also der Großteil hat ja die Erfahrung gemacht, es interessiert niemanden, niemand will das wissen, die haben es teilweise den Ehepartnern nicht erzählt, dass sie im Heim waren, also unglaublich schambesetzt. Und die Erfahrung zu machen, ich erzähle davon, und jemand knickt nicht ein, sondern hört mir einfach offen zu, schenkt mir diesen Raum. [...] Und einfach, dass das nicht so angezweifelt wird oder so runtergemacht, ach komm, so schlimm war's doch nicht. Einfach diesen offenen, wertfreien Raum, das war immer so mein Eindruck, dass das unglaublich viel bedeutet hat. Also es ist ja eigentlich auch gar nicht so viel, aber dann wieder doch, weil, wo gibt's sowas schon. Einfach so einen Raum.“ (Berater\*in)*

Unter Umständen weckte dies auch die Bereitschaft einiger ehemaliger Heimkinder, sich vertieft mit der eigenen Biografie und den bestehenden Belastungen/psychischen Problemen auseinanderzusetzen. In solchen Fällen mussten die Berater\*innen auf ihren begrenzten Auftrag achten. Im Rahmen der Lotsenfunktion war es dann u.U. sinnvoll, bestehende Ängste und Vorurteile gegenüber einer psychotherapeutischen Behandlung zu reflektieren und Wege zur Inanspruchnahme von Psychotherapie zu ebnen.

*„Also, wenn die Leut' gespürt haben, wie das hier läuft, dass die wirklich da sein dürfen, so wie sie halt sind; dass sie auch versuchen, das ein bisschen weiterzubringen, diese innere Entwicklung, diese Auseinandersetzung mit dem Thema, ne? Also ich hab' vielen auch Adressen gegeben von ..., wo sie sich hinwenden können, um sich weiter auseinanderzusetzen. Haben viele auch gemacht.“ (Berater\*in)*

Das folgende Zitat weist auf die Schutzfunktion einer „gesunden Ignoranz“ hin und stellt in Frage, ob das „Aufbrechen“, also eine konfrontative Auseinandersetzung mit der schmerzlichen Vergangenheit, auf lange Sicht eine Entlastung darstellt. Somit mussten die Berater\*innen auch immer wieder abwägen, wieviel Auseinandersetzung sinnvoll ist.

*„Manche Menschen waren so gut isoliert in ihrem Leid, dass es die Frage ist, ob dieses Aufbrechen für die Menschen eine Entlastung ist auf lange Sicht. Denn oft ist es ja so, dass man, wenn man sich das Drama vergegenwärtigt: So eine gesunde Ignoranz, das wissen wir ja, ist ja – oder dieses Wegdrücken –, hat ja einfach auch eine Schutzfunktion, ne? Wenn das erst mal da ist ... Also es gab auch solche Reaktionen natürlich, ne?“ (Berater\*in)*

Ein weiteres Thema, das in Verbindung mit der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit steht, ist die Frage der Akteneinsicht (siehe hierzu Kapitel 4.4). Speziell wenn wenig oder kein Wissen zur eigenen Herkunftsfamilie bzw. zu Teilen der eigenen Herkunftsfamilie vorlag, konnte es vorkommen, dass Aktensuche bzw. -einsicht ein wichtiges Thema wurde. Es zeigte sich, dass es ehemalige Heimkinder gab, die bereits selbständig und erfolgreich versucht hatten ihre Heim- und Jugendakten zu bekommen, während andere wiederum bisher erfolglos waren und daher Unterstützung bei der Akteneinsicht durch die ABS wünschten. Bei dieser Personengruppe zeigte es sich häufig, dass die Unterstützung der ABS als Behörde bisher verschlossene Türen öffnete oder half, die nötige Motivation bei der Aktensuche aufrecht zu erhalten.

*„Ich glaub, das hat oft geholfen, dass man so offiziell dann quasi von einer Behörde – also die Erfahrung hab ich schon gemacht, dass manche mir erzählt haben, ja, die wollten mir keine Auskunft geben. Dann hab ich hingeschrieben, und dann kam sofort die Antwort. Also das schon. Man kommt von einer Behörde und hat da vielleicht einfach ein bisschen mehr so den Ton und dieses offizielle Schreiben mit Briefkopf, wo dann eher drauf reagiert wird. [...] Ja, weil's immer eigentlich eher die Erfahrung ist, dass es eher ein langwieriger Prozess ist. Also Ämtermühlen mahlen langsam, es ist eher tatsächlich, wie Sie sagen, so ein bisschen so ein Dranbleiben. Nochmal erinnern, ach, da war ja eine Anfrage, da müssen wir nochmal schauen. Es ist eher so, dass das ein bisschen langwierig ist.“ (Berater\*in)*

In manchen Fällen galt es aber auch einfach nur auszuhalten, dass die Aktensuche auch mit Unterstützung der ABS nicht erfolgreich war und somit bestehende Fragen zur Herkunftsfamilie, zu Gründen der Heimeinweisung, zur Dokumentation des Heimaufenthalts etc. unbeantwortet blieben oder die gefundenen Akten keine Antworten auf wichtige Fragen brachten.

Eine weitere Gruppe der ehemaligen Heimkinder hatte allerdings kein Interesse an den eigenen Heimakten bzw. an der damit verbundenen persönlichen Auseinandersetzung. Auf die Frage nach der Ablehnung der Aktensuche unterscheidet die Beraterin im folgenden Zitat

zwei Motive: kein Bedürfnis zur Akteneinsicht und eine (befürchtete) zu hohe Belastung bei der Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit.

*„Also wie gesagt, es gab sehr viele, die zum einen gar nicht noch mal in die Auseinandersetzung unbedingt wollten, also die irgendwie – was ja sehr schön ist! Es gab viele, die ihre Position gefunden haben und ihren Weg gefunden haben und die gesagt haben, es ist super, dass es das gibt und die Anerkennung gibt. Und natürlich hab‘ ich auch meine Umwege gehabt und vielleicht auch hier und da Schwierigkeiten, aber die gar nicht unbedingt an ihrem Leben wirklich jetzt rütteln wollten. Und es gab andere, die, glaub‘ ich, den Kontakt gar nicht so gesucht haben, weil sie die Auseinandersetzung gescheut haben. Also es gab viele, das muss ich schon auch sagen, wo ich gemerkt habe, so einfach Kontakt aufnehmen oder sich melden, ist schwierig, weil wenn ich schon am Telefon bin, ist alles wieder da. Und mein Gefühl war, dass einige Personen versucht haben, möglichst schnell alles irgendwie zu beenden, und auch Druck gemacht haben, dass es schnell bearbeitet wird, um wieder rauszukommen.“ (Berater\*in)*

Aus den Interviews mit den Mitarbeiter\*innen wird ersichtlich, dass es auf der einen Seite Nutzer\*innen der ABS gab, bei denen die finanzielle Leistung im Vordergrund stand und die wenig Interesse hatten oder zu belastet waren, um ihre Lebensgeschichte zu berichten und sich mit ihrer Vergangenheit auseinander zu setzen (siehe obiges Zitat). Bei den Erwartungen an die ABS (siehe Kapitel 4.3) geben bei der Fragebogenerhebung 25% an „Ich erhalte eine finanzielle Leistung“, 19% „Auseinandersetzung mit meiner Lebensgeschichte“ und 23% „Erzählen meiner Lebensgeschichte und mir wird zugehört“. Diese unterschiedlichen Erwartungen wurden von den Berater\*innen respektiert, wobei für die Leistungserbringung zumindest über die Folgeschäden aus der Heimerziehung berichtet werden musste.

*„No, das also kam schon vor, kam schon vor. Oder dass die Leute auch gar kein persönliches Gespräch wollten, dass sie auch keinen Hausbesuch wollten, ja?, dass sie nicht mal telefonieren wollten teilweise.“ (Berater\*in)*

*„... die Fondsleistungen schnell abzuwickeln, nicht zu tief reinzugehen – was auch für mich völlig in Ordnung war. Also ich glaub‘, mein kürzestes Gespräch waren zehn Minuten. Auch völlig in Ordnung, ne?, wenn ich das, was ich brauche für die Leistungen alles besprechen konnte, war das auch kein Thema. Und natürlich hat es aber trotzdem in mir so Fragen ausgelöst: Was macht das mit der Person? Ist das ein Versuch auch dann zu verdrängen? Und wie lang kann die Person das durchhalten?“ (Berater\*in)*

Ebenso gab es Nutzer\*innen der ABS, die anfänglich nicht viel erzählen wollten und dann im Laufe des Gesprächs Vertrauen gewonnen und sich geöffnet haben.

*„Ja, und die dann – also was auch ein Klassiker war, das hatte ich ganz – weiß ich, dass die Leute ja anfangs schon gefragt haben, ja, müssen sie viel erzählen, und sie wollen eigentlich am liebsten gar nichts erzählen, und dann aber ins Erzählen gekommen sind und gemerkt haben, okay, das tut total gut, weil die Dame gegenüber, die kennt meinerwegen diese Einrichtung schon, die weiß da schon viel. Also das haben immer viele sehr positiv empfunden, dass ich einfach schon dieses Vorwissen hatte, dass sie das Gefühl hatten, ich glaub ihnen das.“ (Berater\*in)*

Des Weiteren gab es eine Gruppe von Nutzer\*innen, die kein Interesse an den finanziellen Leistungen hatten, entweder weil ihnen der Aufwand bei der Abwicklung der Fondsleistungen zu groß war und/oder es ihnen nur um das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte ging.

Uns wurde zum Beispiel von einem Mann berichtet, der extra zur ABS fuhr, um dort seine Lebens- und Heimgeschichte zu lassen und für den es viel bedeutete, die Fondsleistungen bewusst nicht in Anspruch zu nehmen.

### **Unterschiedliche Lebenslagen**

Bei den Nutzer\*innen der ABS zeigte sich eine große Bandbreite an individuellen Lebenslagen von hochgradig prekären Verhältnissen bis hin zu einer guten Integration in die Gesellschaft. So gibt es u.a. Unterschiede in den Berufskarrieren, in der Verfügbarkeit familiärer und sonstiger Netzwerke, bei sozialen Problemen, bei psychischen, psychosomatischen und körperlichen Erkrankungen. Es herrscht ein unterschiedliches Ausmaß an Belastungen, Lebenszufriedenheit und Handlungsbefähigung (siehe hierzu Kapitel 8).

*„[...] und, ja, es gibt Klienten, die nötigen mir schon erheblichen Respekt auch ab, so dass es so eine Art von Wertschätzung und (unverständlich) das sind natürlich auch ganz andere Lebenswelten, in die man Einblick hat. Also man hat Kontakt mit Themen und Problemen, die einem persönlich überhaupt nie begegnen würden wahrscheinlich. Und grad, was so Obdachlosigkeit angeht oder mit Klienten, die sonst durch alle Netze fallen, die es aber trotzdem noch irgendwie schaffen, halbwegs in der Spur zu bleiben.“ (Berater\*in)*

*„Die Leute sind ja nicht alle in der gleichen Verfassung. Es gibt ja auch welche, die durchaus das, sagen wir mal, einigermaßen verkraftet haben [...], die auch wirklich in ganz normalen sozialen Verhältnissen leben, die keine rigiden Aussetzer haben – gibt's auch; die studiert haben zum Beispiel. Also es sind zwar wenig, aber gibt's auch. Und es hatten ja auch nicht alle die gleichen Belastungen, muss man auch sagen. Es war nicht in allen Heimen gleich schrecklich. Also es gibt auch solche, die irgendwie so irgendwie einigermaßen durchgekommen sind, [...]“ (Berater\*in)*

Diese vielfältigen Lebenslagen haben Auswirkungen auf die Beratung. So gibt es auf Seiten der Nutzer\*innen der ABS auch unterschiedliche Erfahrungen im Umgang mit bzw. unterschiedliche Abhängigkeiten von Behörden und somit auch mehr oder weniger verfügbare Routinen mit Behördenabläufen bzw. Widerstände dagegen. Dies spiegelte sich auch in der Arbeit der ABS vor allem bei der sowohl für die Nutzer\*innen als auch für die Berater\*innen aufwendigen und bürokratischen Abwicklung der Sachleistungen wider. Es gab Nutzer\*innen, deren Umgang mit den Fondsregularien von Unsicherheiten und Widerständen gekennzeichnet war. Für die Berater\*innen ergab sich daraus eine Akzentuierung auf die Motivations- und Vermittlungsarbeit bei der Fondsabwicklung (vereinbaren der Sachleistungen, durchhalten bei langen Warte- bzw. Bearbeitungszeiten, notwendige Rechnungseinreichung). Daneben gilt es zu bedenken, dass es teilweise Nutzer\*innen der ABS gab, die Analphabeten sind, in einer Justizvollzugsanstalt, einem Obdachlosenheim oder in Altenheimen etc. untergebracht waren oder nach wie vor sind. All dies hatte z.B. Einfluss auf die Auswahl von Sachleistungen (z.B. Brillen, Hörgeräte, Zahnersatz, Kuraufenthalt, Haushaltegeräte etc.) und auch auf das Ausmaß der Notwendigkeit bzw. der Inanspruchnahme weiterer Lotsenfunktionen neben der Akteneinsicht. Hierbei zeigte sich dann, dass die Auseinandersetzung

mit der eigenen Vergangenheit als Heimkind auch zu einem Andocken ans psychosoziale Hilfesystem führen konnte.

*„Und wir haben ja auch ..., ich hab' versucht, die einfach zu vernetzen, ja?, die anzubinden an diese Stellen, wenn sie wirklich Hilfe brauchen, so Sozialpsychiatrischer Dienst oder Ärzte oder Nicht-Sesshaften-Hilfe oder Psychotherapie und ... Also das war den Leuten schon klar, dass wir hier das nicht leisten können, ja? Und ich muss sagen, das hat sehr, sehr gut geklappt.“ (Berater\*in)*

Bei einem sozial isolierten und schwer kranken Nutzer der ABS ging die Unterstützung der ABS so weit, dass die zuständige Beraterin sogar bereit war, die Sterbebegleitung zu übernehmen.

Zur Wahrnehmung der Lotsenfunktion galt es für die Mitarbeiter\*innen der ABS, ein Netzwerk u.a. zu Jugendhelferträgern, zu Jugendämtern, Meldeämtern, (Kirchen-) Archiven, selten zur Heimaufsicht, oft zu Missbrauchsbeauftragten der Kirchen und zu Renten- bzw. Sozialhelferträgern aufzubauen. Der Aufbau eines Therapeutennetzwerkes wurde nicht realisiert, da sich dies mit Blick auf ganz Bayern als zu aufwändig herausstellte und die Therapeutensuche hoch individuelle Entscheidungsprozesse erforderlich macht.

### 5.2.2 DIE DOPPELFUNKTION ALS BERATER\*IN UND VERWALTUNGSKRAFT

Auf die Frage nach einer knappen Stellenbeschreibung weist eine Beraterin auf die Doppelfunktion ihrer Tätigkeit hin.

*„Ich bin in der Beratung ehemaliger Heimkinder tätig und unterstütze sie im Großen und Ganzen beim Abschluss eines Verwaltungsverfahrens.“ (Berater\*in)*

Wie in den Ausführungen zu den Rahmenbedingungen für die Mitarbeiter\*innen der ABS (Kapitel 5.1) schon beschrieben wurde, stand bei der Auswahl der Mitarbeiter\*innen für die bayerische ABS deren psychosoziale Beratungskompetenz mit entsprechenden Ausbildungen und Berufserfahrungen im Vordergrund und nicht ihre verwaltungstechnischen Qualitäten. Im Bewerbungsverfahren wurde über den Aufgabenbereich der Stelle informiert. Aus dem folgenden Zitat wird ersichtlich, dass hierbei auch der hohe Verwaltungsanteil thematisiert wurde.

*„Ich glaube – es war ja, glaub' ich, schon in der Stellenausschreibung klar –, dass es zum Teil ein hoher Verwaltungsanteil ist, und zum anderen aber dennoch der Kontakt eben zu den Klienten, aber auch oftmals vielleicht der intensive Kontakt am Telefon et cetera, in Gesprächen. Und ich fand das mal ganz interessant, diese Verbindung eben von hohem Verwaltungsanteil und eben aber trotzdem den Kontakt zu den Menschen; war erst so ein bissl zurückhaltend, weil ich mir dachte eben, ja, viel im Büro und so weiter – schafft man das oder möchte man das?“ (Berater\*in)*

Inwieweit jeweils das wirkliche Ausmaß der Verwaltungstätigkeit für die späteren Berater\*innen schon im Bewerbungsprozess ersichtlich wurde, können wir anhand der Interviews nicht voll umfänglich einschätzen. Nachdem die Rechnungsprüfung zu den Sachleis-

tungen zu Beginn der Fondslaufzeit zuerst durch die Geschäftsstelle in Köln erfolgte, diese Aufgabe dort jedoch bald nicht mehr zu leisten war, wurde die Aufgabe an die ABS delegiert. Dies bedeutete dort eine enorme Zunahme an Verwaltungsaufgaben, mit der die erste Generation der Berater\*innen so nicht rechnen konnte. Gleichzeitig verlängerte dies jedoch auch den Kontakt zu den Nutzer\*innen und damit auch den Beratungsprozess. Deutlich wird, dass die Tätigkeit als Berater\*in mit vielen Verwaltungsaufgaben von spannungsreichen Gedanken und Gefühlen begleitet sein konnte. Auf der einen Seite stellten die Verwaltungsaufgaben häufig einen Abstand und eine Abwechslung zu den intensiven Beratungsprozessen her. Auf der anderen Seite brachte es der hohe Verwaltungsaufwand mit sich, dass weniger Zeit für die Beratungstätigkeit zur Verfügung stand und sich die Berater\*innen von den Verwaltungsaufgaben erdrückt fühlten. Hierbei ist zusätzlich zu beachten, dass die Fondsregularien einer Veränderungsdynamik unterlagen (siehe Kapitel 3), an die sich die Berater\*innen fortwährend anpassen mussten. Es gilt darüber hinaus zu bedenken, dass das Ausmaß der Spannung auch durch die hohe Falldichte für die jeweiligen Berater\*innen<sup>54</sup> bedingt war. Die mit dieser Entwicklung einhergehenden längeren Wartezeiten für die Nutzer\*innen erhöhten den Druck auf die Berater\*innen.<sup>55</sup>

Die oft ineinander übergehenden administrativen und psychosozialen Beratungsaufträge stellten die Berater\*innen häufig vor erhebliche Herausforderungen und es kam zu Wechselwirkungen zwischen beiden Aufgabenbereichen. So mussten auf der einen Seite im Beratungsprozess die Fondsregularien ausführlich erklärt werden und auf der anderen Seite ging es in der Phase der Fondsabwicklung nicht nur um verwaltungstechnische Fragen und daher konnten auch Beratungsprozesse vertieft werden.

*„Die gemeinsame Abwicklung, das ist ein intensiver Prozess, der vor allem verwaltungsaufwendig ist, aber natürlich immer begleitet ist mit: Wie geht's mir? Was hat sich getan? Mit vielen auch Anliegen, noch mal zu sprechen. Und natürlich, wenn wir irgendjemand anrufen, weil irgendwo vielleicht doch noch mal eine Nachfrage ist oder weil ein Schreiben gekommen ist, natürlich sagen wir dann auch am Telefon: Bei Ihnen alles klar? Wie geht's Ihnen? Und so weiter, und so fort. Also da gibt's immer Kommunikation über die Abwicklung hinaus.“ (Berater\*in)*

In der Praxis zeigten sich sowohl positive als auch negative Wechselwirkungen zwischen den Anteilen an der Doppelfunktion Berater\*in und Verwaltungskraft und den durch die Aufgabe der Rechnungsprüfung verlängerten Beratungs- bzw. Abwicklungsprozess in der ABS. Dies soll im Folgenden veranschaulicht werden.

Es gab eine Gruppe von Nutzer\*innen, die viel Kritik an den Fondleistungen und den Fondsregularien übte (siehe Kapitel 4). Hierzu gehörten Nutzer\*innen, die zum Kreis der informierten, teilweise gut vernetzten und engagierten ehemaligen Heimkinder gehörten, die den

---

<sup>54</sup> In den Interviews wird uns berichtet, dass langjährige Berater\*innen um die 300 Fälle hatten.

<sup>55</sup> In Spitzenzeiten wurden vier neue Mitarbeiter\*innen eingestellt.

RTH kritisch verfolgt hatten und die sich nach Angaben der Berater\*innen oftmals schon zu Beginn der Fondslaufzeit bei der ABS gemeldet hatten. Ebenso gehörten zu dieser Gruppe (von anderen Personen an die ABS geschickte) ehemalige Heimkinder, die kaum Wissen über den Fonds hatten und nach entsprechender Information durch die Berater\*innen ihrer Enttäuschung und Empörung Ausdruck verliehen. In diesen Fällen war die Zusammenarbeit bei der Abwicklung der Fondsleistungen naturgemäß schwieriger als bei Nutzer\*innen, die zuvor eher geringe Erwartungen an die Fondsleistungen hatten und diese positiv bewerteten (siehe Kapitel 4). Eine besondere Herausforderung entstand dann, wenn sich Nutzer\*innen durch die Fondsvorgaben (Sachleistung, Rechnungsprüfung etc.) erneut bevormundet fühlten und dies negative Erinnerungen an die Heimzeit wachrief.

Des Weiteren gab es Nutzer\*innen, für die die Vereinbarung der Sachleistungen keine Probleme bereitete, die schon vorher oder schnell wussten, wofür sie das Geld ausgeben wollten und für die die Rechnungsprüfung relativ unkompliziert vonstattenging. Demgegenüber gab es andere Nutzer\*innen der Beratungsstelle, die große Schwierigkeiten hatten, das Geld für sich zu verwenden bzw. zu entscheiden, wofür sie das (viele) Geld sinnvollerweise nutzen wollten und die ggf. zusätzlich noch Probleme bei der Rechnungseinreichung hatten. Dies war dann der Ausgangspunkt für oftmals längerfristige Beratungen, Vereinbarungs- und Rechnungsüberprüfungsprozesse, bei denen von den Berater\*innen Geduld gefordert wurde, bevor in gemeinsamen Entscheidungsprozessen für die Nutzer\*innen passende Sachleistungen vereinbart werden konnten (ohne ihnen vorschnell etwas einzureden zu wollen) und die passenden Rechnungen vorlagen.

*„Also ich hab’s oftmals erlebt, dass die Betroffenen nicht wussten, was sollen sie denn sich jetzt kaufen. Also es gibt ja schon welche, die einfach Probleme hatten, da jetzt was zwanghaft zu suchen, was sie sich jetzt kaufen. Also es gibt natürlich das Gegenteil, die sagen, ja, ich möchte dies und jenes, und zwar innerhalb von kürzester Zeit sind da diese 10.000 Euro weg. Aber es gibt eben auch: Ja, was soll ich denn da mir jetzt kaufen? Und dann zieht sich das sich schon in die Länge.“ (Berater\*in)*

Wie oben schon beschrieben gab es Nutzer\*innen, die sich nicht (mehr) intensiv mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen wollten bzw. bei denen der Erhalt der Fondsleistungen eindeutig im Vordergrund stand und die daher die Abwicklung der Fondsregularien möglichst schnell hinter sich bringen wollten, ohne dabei weiterreichende Beratungsangebote in Anspruch zu nehmen. Im Gegensatz hierzu standen andere Nutzer\*innen der ABS, die die Fondsabwicklung auch dafür verwendeten, um mit den Berater\*innen in längerem Kontakt zu bleiben, die sich oft und regelmäßig meldeten und sich bei zunehmendem Vertrauen für den Beratungsprozess öffneten.



*„Also ich hab‘ noch Leute vom ersten Monat, mit denen ich jetzt zu tun habe, die immer noch nicht die letzte Rechnung eingereicht haben, da sie den Kontakt auch über diese Methode suchen. Das ist dann für die Leute, jetzt damit klarzukommen, dass am 15.7. die letzte Rechnung da sein muss. Und andere haben am liebsten gleich eine Rechnung beigefügt über 10.000 Euro, dass sie dieses weg haben, und wollten dann auch nichts mehr mit uns zu tun haben. Das gab es auch.“ (Berater\*in)*

Im nächsten Zitat, das auch eine Überleitung zum nächsten Abschnitt darstellt, werden einige aus der beschriebenen Doppelfunktion resultierende Belastungen anschaulich thematisiert.

*„Wir waren ja in Kontakt mit dreihundert – jeder hatte so um die dreihundert, über dreihundert Klienten, die alle viele, viele, viele, viele, viele Fragen hatten zu den Leistungen. Und man wusste eben auch nicht, wenn ich jetzt ans Telefon gehe – die Frage war in der Regel nicht: Wo muss ich die Unterschrift hinsetzen?, sondern: Mir geht es sehr, sehr schlecht. Was kann ich tun? Es ist alles wieder aufgebrochen ... Ja, also man wusste eben nicht, wenn man ans Telefon geht, macht man wieder psychosoziales Coaching oder beantwortet man eine Verwaltungsfrage. Und diese Kombination zwischen ..., also dieser Switch zwischen empathisch, soziale ..., ja, soziale Empathie zu bieten, und aber auch in Verwaltungsdingen zu briefen, das darf man gar nicht unterschätzen. Wir hatten zum Teil ja Leute auch die nicht lesen und schreiben konnten, die obdachlos waren; wir hatten sehr strikte Verwaltungsanforderungen, wie genau Rechnungen auszusehen haben, welche Beträge, wie die zuzuordnen sind; und es war den Leuten auch zum Teil gar nicht zu vermitteln. [...] Die Leute sind ja so unterschiedlich in der Art des Agierens und gleichzeitig immer hochsensibel, verletzlich und belastet. Und dann weiß man nicht, hat man’s mit einem Menschen zu tun, der eher aggressive Neigungen hat, oder hat man es mit jemandem zu tun, der sehr schnell weint; hat man es mit jemandem zu tun, der einfach überhaupt nicht mit ..., ja, der im Raum rummarschiert und einfach mal die Blumen gießt oder sich eine Akte schnappt. Also es ist eine Vielfalt auch drin gewesen mit Unabwägbarkeiten, und dann musste man wirklich hochwach sein, um zu agieren.“ (Berater\*in)*

### 5.2.3 ARBEITSDYNAMIK ZWISCHEN BEREICHERUNG UND BELASTUNG

In allen Interviews mit den Berater\*innen wurden das hohe Interesse an der Beratungsarbeit sowie ein beachtliches Engagement für die ehemaligen Heimkinder im Rahmen der Fondsumsetzung durch die ABS spürbar. Dies ist aus unserer Sicht eine wichtige Erklärung für die hohe Zufriedenheit der Nutzer\*innen mit der Arbeit der ABS. Gleichzeitig schwing immer auch eine seelische Energie zwischen Bereicherung und Belastung mit. Hierfür stehen exemplarisch die folgenden Zitate.

*„Insgesamt war sie [die Tätigkeit] natürlich sehr bereichernd, aber ich erinnere mich auch wirklich an Phasen, wo es sehr, sehr viel war. Und also für mich war immer diese Balance aus qualitativ und quantitativ. Also qualitativ, wirklich, da steckt ganz schön viel drin in den Gesprächen. Und wir machen hier keine Therapie, also wir müssen irgendwie schauen, wie wir mit diesem ganzen Gewicht in einem, zwei, drei, das war ganz unterschiedlich – Gesprächen, wie wir damit umgehen. Und gleichzeitig hatten wir so viele Fälle. Und das war immer eigentlich eine Herausforderung. Also das war immer so, es gab da keinen Moment, wo man gesagt hat, nichts zu tun oder also, es war wirklich immer so in Bewegung.“ (Berater\*in)*

*„Und gleichzeitig haben wir einerseits diese schillernden Biografien, die Menschen sind unglaublich interessant, oft auch unglaublich sympathisch oder originell oder kreativ, und wir haben neben der vielen Kritik, die es auch gab, haben wir natürlich auch eine hohe Dankbarkeit, die für uns auch wichtig ist, also dass was zurückkommt, dass man helfen konnte, [...]“ (Berater\*in)*

*„Und die Themen, die da [früherer Arbeitskontext] aufkamen, die waren natürlich bei weitem nicht so schwer und nicht so weitreichend und nicht so existenziell bedrohlich wie die Themen, die mir hier begegnet sind. Also der erste Eindruck war schon heftig. Und andererseits eben auch unglaublich spannend, weil diese Menschen einfach so viel zu erzählen haben und so auch wahnsinnige Bewältigungsstrategien entwickelt haben und teilweise wirklich, ja, unglaubliche Dinge überlebt haben.“ (Berater\*in)*

Zu den Bereicherungen gehörten u.a. viele bewegende Momente aufgrund intensiver Begegnungen mit Menschen, die oftmals, trotz widriger Startbedingungen, eine enorme Widerstandskraft und einen ausgeprägten Lebenswillen zeigen. Im Rahmen der persönlichen Gespräche fassten diese Menschen oft Vertrauen zu den Berater\*innen und ermöglichten dadurch auch tiefe Einblicke in schmerzliche, erniedrigende und beschämende Gewalterfahrungen aus der Herkunftsfamilie und der Heimerziehung. Außerdem berichteten sie über die daraus resultierenden Folgen und über ihre persönlichen Wege der Bewältigung. Im folgenden Zitat wird ersichtlich, wie weit dieses Vertrauen gehen konnte und welche starken Emotionen (bis hin zu psychosomatischen Reaktionen) die Gespräche auslösen konnten.

*„Also es haben ja viele Angst, dass sie weinen und ... Ich glaub', die Angst konnte ich ihnen auch gut nehmen, zu sagen, das darf auch sein, und es ist auch natürlich ein Trauern, wenn man drüber spricht, was passiert ist. Und ich denk', es gab auch unheimlich viel Wut; und ich hab' auch das Gefühl, das kam auch an vielen anderen Punkten dann eher zum Vorschein so. Und, klar, haben auch manche mal laut gesprochen oder mal auf den Tisch gehauen und sozusagen ihr Unverständnis für das ... Aber ich glaub', wenn wirklich was war, was körperlich schwierig wurde – bei einer Kollegin hab' ich's mal mitbekommen, da waren irgendwie so ein, zwei Vorfälle, wo ich wirklich das Gefühl hatte ..., wo wir einmal auch einen Arzt dann gerufen haben oder so. Aber das war eigentlich schon eher selten tatsächlich, das war eher selten.“ (Berater\*in)*

Die Mitarbeiter\*innen sahen ihre Aufgabe darüber hinaus in der Ermutigung zu entlastendem Sprechen über die eigene Biografie und somit in der Ermöglichung korrigierender Erfahrungen in Umgang mit Behörden. Außerdem sollten durch die Inanspruchnahme bestimmter Lotsenfunktionen Entwicklungsschritte angestoßen werden. Nicht selten erlebten Berater\*innen eine ausgeprägte Dankbarkeit auf Seiten ihrer Klient\*innen aufgrund ihres respektvollen, zugewandten Umgangs, aufgrund der Anerkennung des Leids und der erhaltenen Fondsleistungen.

Zu den Belastungen gehörten u.a. der hohe Verwaltungsaufwand und das Ertragen der teilweise recht massiv geäußerten Kritik an den Fondsleistungen bzw. -regularien.

*„Und mit Klienten, da gab’s auf jeden Fall ein paar Fälle, also die sehr unangenehm waren. Also ich mein, wir hatten ja ganz oft auch grad am Anfang – also nicht nur am Anfang, aber auch Klienten, die ganz unzufrieden waren, also die mit den Leistungen unzufrieden waren und uns das sehr deutlich kommuniziert haben. Oder Klienten, die extrem schwierig waren im Kontakt, also ein paar hatten wir schon echt, ja, also wo man wirklich an seine Grenzen kommt, wo man sehr provoziert wird z.B., ja, beleidigt auch. Doch, also das ist echt auch oft vorgekommen.“  
(Berater\*in)*

Hierzu gehören auch die massive Wut und Enttäuschung über die Anmeldefrist von Seiten jener Personen, die sich zu spät bei der ABS gemeldet haben und daher keinen Anspruch auf Fondsleistungen mehr hatten. Darüber hinaus erlebten manche Berater\*innen die Einblicke in die Gewaltfolgeschäden (und in die daraus resultierenden existenziellen „Teufelskreise“, die in hochgradig prekäre Lebenswege mündeten) als sehr bedrückend. Dadurch zeigte sich auch, dass den eigenen Hilfemöglichkeiten in jenen Fällen Grenzen gesetzt sind, in denen Betroffene von schwersten lebenslangen Wunden berichten, keine Lebenszuversicht und Kraft verspüren, sich ihrem schweren Schicksal unterworfen haben und nicht (mehr) auf Veränderungsimpulse von außen zu reagieren scheinen. Belastend war es ebenso, wenn die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit von den Betroffenen als retraumatisierend erlebt wurde und keine Entlastung brachte oder wenn mühsam aufgebautes Vertrauen plötzlich wieder kippte.

*„Belastend war’s, find’ ich, dann, wenn man gemerkt hat, das hat jetzt viel aufgerissen noch mal, viele alte Wunden; wo man hier gar nicht Möglichkeit hat, das irgendwie aufzuarbeiten, wenn es einfach wieder so tief geht.“ (Berater\*in)*

An den bisherigen Ausführungen wird ersichtlich, dass gerade die persönlichen Kontakte und Begegnungen sowohl bereichernd als auch bedrückend sein konnten. Uns wurde mehrheitlich berichtet, dass die hohen Fallzahlen zu einer starken Arbeitsbelastung beitrugen und hierunter auch das Einfühlungsvermögen gegenüber den Klient\*innen litt. Aber auch eine zu hohe Identifikation mit der Aufgabe und eine mangelnde Abgrenzungsfähigkeit gegenüber den Berichten der ehemaligen Heimkinder führten zu Schwierigkeiten auf Seiten der Berater\*innen.

*„Ja, das waren also so am Anfang diese hohe Motivation, diese unglaublich bewegten Momente, wo ich mich sehr drauf eingelassen hatte und noch überhaupt keine Erfahrung hatte mit dem Distanz-Halten, was – jetzt weiß ich das eben auch – ganz, ganz dringend nötig gewesen wäre. Aber wir alle waren da irgendwie nicht richtig aufgestellt, muss ich ganz ehrlich sagen, keiner konnte das so richtig absehen, was die Arbeit mit uns macht. Die hat uns alle sehr beeinflusst, ja, man konnte sich da gar nicht entziehen. Und durch die Dichte, die dann entstanden ist, die Arbeitsdichte, dann wurde es richtig kritisch, wenn man dann wirklich solche Gespräche am laufenden Band ..., neben der Verwaltungsarbeit, die hundert Prozent korrekt sein muss!“  
(Berater\*in)*

*„Also in den ersten eineinhalb, zwei Jahren hatte ich wirklich teilweise am Tag zwei Beratungsgespräche, also eins immer und zweimal die Woche auch zwei. Aber das ist Wahnsinn gewesen, ja. [...] Also das war auch die Zeit, wo ich dann gemerkt hab, so jetzt – nach einer Zeit, jetzt ist einfach auch irgendwie – mit dem Selbstschutz wird’s irgendwie schwierig (lacht), und ich konnte es dann auch teilweise wirklich emotional nicht mehr richtig aufnehmen. Das fand ich dann schon auch – ich find schon, jeder hätte, hat verdient, dass man da mit voller Aufmerksamkeit dabei ist.“ (Berater\*in)*

Bei dem Umgang mit den Belastungen half der enorme Teamzusammenhalt bzw. die gute Teamatmosphäre, die aus allen Interviews mit den Mitarbeiter\*innen hervorgeht. Wichtig war der Austausch im Team z.B. in Form von spontanen Tür-und-Angel-Gesprächen, in den wöchentlichen Teambesprechungen und in regelmäßig stattfindenden Supervisionen. Darüber hinaus wurde auch der überregionale Austausch bei den Treffen der regionalen ABS als unterstützend erlebt. Neuen Kolleg\*innen (ab der „zweiten Generation“) half ein Patensystem bei der Einarbeitung. Trotz dieser Unterstützungen zeigt sich jedoch, dass insbesondere die starke Frequentierung der ABS Spuren bei den Berater\*innen hinterlassen hat, die bis in die späteren Phasen der Fondslaufzeit hineinwirkten, in denen ausführliche/persönliche Erstberatungsgespräche im Rahmen der Fondsabwicklung abgenommen haben bzw. ganz erledigt waren.

*„Und parallel dazu ist die Belastung abgeklungen, und dann hat man erst gemerkt, was für ein Bedarf und Raum jetzt die Berater brauchen, um das wiederherzustellen wirklich. [...] ich muss sagen, ich arbeite vier Jahre hier, ich muss sagen, seit einem Jahr bin ich mich selber am Rehabilitieren. Also das ist schon eine krasse (unverständlich), also einfach aufgrund dieser enormen Dichte und weil wir nicht richtig einschätzen konnten, was da für Belastungspotenzial auch möglich ist. Jetzt wissen wir viel mehr. Also da ging es jetzt auch in den Austauschtreffen drum, diese Sekundärtraumatisierungserfahrungen; und immer wieder in der Supervision, aber auch im Team, auch untereinander ist es ein großes Thema geworden, auch jetzt im Rahmen der wissenschaftlichen Nacharbeitung wird das ein großes Thema sein oder ist es ein großes Thema. Und das ist gut, das ist auch gut, ja.“ (Berater\*in)*

Somit zeigt sich, dass die Belastungen für die Berater\*innen sehr hoch waren und es dringend nötig ist, in einem Beratungskontext für ehemalige Heimkinder ein Arbeitsumfeld zu schaffen, in dem die Anforderungen nicht überhand nehmen und langfristig auf Kosten der Gesundheit der Berater\*innen gehen.

## 6 FAMILIÄRE KONTEXTE UND GRÜNDE FÜR DIE UNTERBRINGUNG IM HEIM

Die ehemaligen Heimkinder haben nicht selten bereits in der Familie traumatische Erfahrungen machen müssen, haben Vernachlässigung, Gewalt und Missbrauch erlebt. Sie wurden oft in prekäre Lebensverhältnisse hineingeboren, wobei die Familienformen mindestens so vielfältig wie heute waren. Es fehlten aber die materiellen Grundlagen und die gesellschaftlichen Normen und Werte idealisierten die bürgerliche Kleinfamilie. So finden sich zumindest teilweise nachvollziehbare Gründe für die Heimunterbringung der Kinder, die vermutlich auch heute in vielen Fällen aus der Familie herausgenommen werden würden. Das Verfahren war allerdings noch deutlich hoheitlicher als heute. Das Wohl des Kindes stand nicht im Mittelpunkt – sonst hätte es die Heime in dieser Form gar nicht geben dürfen. Es ging vielmehr darum, ordnungspolitisch zu handeln und eine Normalität herzustellen, die in der deutschen Nachkriegszeit völlig aus den Fugen geraten war.

Das folgende Kapitel zeigt cursorisch die Familienwirklichkeiten der ehemaligen Heimkinder und versucht eine Einordnung in den historischen Kontext der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und den frühen Jahren der Bundesrepublik Deutschland. Die psychischen Verletzungen, die sowohl die Eltern als auch die Kinder erleben mussten, haben auch noch ihre Wurzeln in der Zerstörung der ethischen Grundlagen der Gesellschaft durch die nationalsozialistische Herrschaft und den Zweiten Weltkrieg.

Des Weiteren werden auf der Grundlage der Interviews mit ehemaligen Heimkindern ein Bild von deren Familienwirklichkeit nachgezeichnet und Gründe für die Unterbringung ins Heim benannt.

### 6.1 ZWISCHEN TRAUMA UND VERDRÄNGUNG – FAMILIEN IM NACHKRIEGSDEUTSCHLAND

Die in unserer Untersuchung befragten ehemaligen Heimkinder sind zwischen 1934 und 1975 geboren. 17,1% sind vor 1946 geboren, 41,5% zwischen 1946 und 1956 und 41,3% nach 1956. Das bedeutet, dass Kriegserlebnisse und unmittelbare Nachkriegserfahrungen in der Mehrzahl der Lebens- und Familiengeschichten der ehemaligen Heimkinder eine gewichtige Rolle spielen – zum Teil noch als selbst erlebte Kriegs- oder Fluchterfahrung, zum Teil als explizit oder implizit vermittelte Erfahrungen der Eltern- und Großelterngeneration. Auch die Gründe für die Unterbringung im Heim stehen in verschiedenster Weise häufig noch mit den Zerrüttungen durch Krieg und Nationalsozialismus in Verbindung.

Im sogenannten Dritten Reich wurde die (deutsche) Familie mit einem hohen Symbolgehalt aufgeladen (Gerlach 2009) – vorwiegend aus bevölkerungs-, arbeitsmarktpolitischen und

rassistischen Motiven. Ehe und Familie wurden in die völkische Pflicht genommen, gesunden Nachwuchs zu produzieren und im nationalsozialistischen Geist zu erziehen. Im Sinne der Rassenideologie wurden größere Teile der Bevölkerung von dieser Vorgabe ausgenommen: Juden, andere Volksgruppen, Kriminelle und politisch Andersdenkende. Die lebenswerte deutsche Familie sollte aus einem fleißigen Ehemann und Vater, einer hauptsächlich mit Kindergebären und -großziehen beschäftigten Mutter und vielen guten deutschen Kindern, bestehen. Aber die NS-Führung war gegenüber der Familie auch misstrauisch. Damit die Sozialisation zu strammen Nationalsozialisten auch garantiert würde, wurden Hitlerjugend und Bund Deutscher Mädchen als Sozialisationsagenturen verpflichtend eingeführt. Institutionen wie der Lebensborn sollten die Zeugung arisch reiner Kinder ermöglichen. Zugunsten dieser Rassenideologie wurden moralische Bedenken hintenangestellt.

Die Väter wurden in den Militärdienst eingezogen, die Mütter hatten Dienst an der „Heimatfront“ zu leisten. Die Kinder der 1940er Generation wuchsen in der Mehrzahl ohne ihre Väter auf. Viele waren auch getrennt von ihren Müttern, denn die Bombenangriffe der Alliierten und die zunehmende Versorgungskrise der Zivilbevölkerung führten dazu, dass mehr als zwei Millionen Kinder aus den Städten evakuiert wurden und in der Folge monatelang, teilweise sogar Jahre, von den Eltern getrennt lebten. Flucht und Vertreibung aus den Ostgebieten betrafen etwa zehn Millionen Menschen, darunter viele Kinder, die zum Teil verwaist oder von den Familien getrennt im ebenfalls zerstörten Westen ankamen.

Die unmittelbare Nachkriegszeit war damit geprägt von unvollständigen Familien: Väter waren im Krieg gestorben oder in Gefangenschaft, Kriegsheimkehrer waren oft traumatisiert von den Kriegsgräuel, ebenso wie viele Mütter und Kinder (Goltermann 2009).<sup>56</sup> Nach dem Krieg gab es geschätzt 100.000 Kriegswaisen und 2,5 Millionen Halbwaisen (Seegers 2015).

Für die Überlebenden in Deutschland waren die Nachkriegsjahre geprägt von Not: Hungersnot, Wohnungsnot, Krankheiten und psychische Not machten vor kaum jemandem Halt.

Die von einem beginnenden wirtschaftlichen Aufschwung und einem neuen klaren Feindbild in Gestalt des Ostblocks geprägten 1950er Jahre in Deutschland waren die Zeit der Verdrängung und des Schweigens. Die neue Konstruktion eines deutschen Staates wird vorangetrieben – auf der Grundlage einer demokratischen Verfassung, aber auch mit einem Rückgriff auf rigide normative Werte der Vergangenheit und auf die Fiktion einer ordentlichen Familie. Der „Wunsch nach ‚Normalität‘ [...] verband sich mit einem autoritär realisierten ‚Streben nach Sicherheit‘, das schließlich alle Bereiche des öffentlichen und Privaten Lebens, und na-

---

<sup>56</sup> Svenja Goltermann hat am Beispiel der Kriegsheimkehrer und deren Familien gezeigt, mit welchen Schwierigkeiten diese Überlebenden und ihre Familien bei der Rückkehr in einen neuen Alltag zu kämpfen hatten (Goltermann 2009). In diesem Zusammenhang ist auch der Hinweis wichtig, dass die Psychiatrie der Nachkriegszeit und der 1950er Jahre psychische Krankheitsbilder nicht mit den Gewalterfahrungen des Krieges in Verbindung brachte (ebd.).

türlich auch den Bereich der Erziehung, durchdringen und auf Jahrzehnte prägen sollte“ (Winkler 2011, S. 28).

So hat sich die Familie der um 1960 geborenen Generation weitgehend wieder dem Bild der traditionellen bürgerlichen Kleinfamilie angenähert. Die unvollständigen Familien der Nachkriegsjahre sind sozusagen überwunden. Sowohl rechtlich als auch in der normativen gesellschaftlichen Haltung ist die Rollenverteilung wieder klar geregelt: die Väter sorgen für den materiellen Unterhalt und sind das Oberhaupt der Familie, die Mütter führen den Haushalt und ziehen die Kinder groß.<sup>57</sup>

Diese idealisierten Vorstellungen von der ‚anständigen‘ Familie hatten große normative Kraft. Die Familien der ehemaligen Heimkinder entsprachen diesem Bild aber nur selten.

### **Die Rolle von Nationalsozialismus, Krieg und Flucht in den Biographien der ehemaligen Heimkinder**

*„Jetzt müssen Sie bitte verstehen, es war nicht Armut oder etwas, es war die Ignoranz der Nachkriegszeit, die Kombination von erlernter Gewalt. Meine Mutter war Rotkreuzschwester in Riga, meine Großmutter sagte immer, sie kam zurück total verändert. Sie hatte keine Empathie. Sie verlor also die so genannte Empathie. Mein Vater war ein typischer Nazi, der alles mit Gewalt erledigte, mein Großvater auf der anderen Seite war die Opposition. Er war gegen die Nazis.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die psychischen und physischen Folgen der gerade überlebten Gewaltexzesse des Krieges und der Nazi-Zeit treffen die Familien alle, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß. Ebenso gingen durch viele Familien Risse, da dort nicht selten Täter und Opfer aufeinandertrafen.

---

<sup>57</sup> Eine eindrückliche Darstellung der damals herrschenden Wertvorstellungen und Lebensbedingungen findet sich z.B. in der Fernsehserie *Ku'damm 56 und Ku'damm 59*, in der das Leben einer vaterlosen Familie in Berlin der 1950er und beginnenden 1960er Jahre gezeigt wird. (Abrufbar in der ZDF Mediathek. <https://www.zdf.de/filme/kudamm-56/kudamm-56-teil-1-102.html>).

*„Die Mutter meines Vaters, meine Großmutter väterlicherseits, war eine Sudetendeutsche, die 1947 nicht mit den anderen Sudetendeutschen das Land verlassen musste. Warum? Sie war in der kommunistischen Partei und hatte im Untergrund während des Krieges gearbeitet, und verdiente Genossen schickt man nicht auf Wanderschaft. Und die hatte 1956, da war ich ein Jahr im Heim, 14 Tage nach dem Ungarn-Aufstand, die Idee, meine Mutter und mich einzuladen. Und dann fuhr ich mitten im Kalten Krieg, meine Mutter und ich, mit dem Zug durch den Eisernen Vorhang nach U. und haben meine Großmutter besucht und lernten dort Deutsche kennen, die sozusagen das Massaker an den Sudetendeutschen 47 überlebt hatten. Ja? Und einer von den Jungen ging mit mir zu einem Baum und sagte: Hier an dem Baum, da hingen unsere Deutschen und wurde von den Tschechen erschossen. Ob das stimmte oder nicht stimmte, das wusste ich nicht. Was ich aber nicht wusste und was ich erst der Akte entnommen hatte: Meine Großmutter hatte meiner Mutter den Vorschlag gemacht: Lass das Kind hier. Was hat meine Mutter gesagt? – Nee. Zurück nach Deutschland. Und das ist natürlich die beste Entscheidung für mich gewesen. Klar.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Die Mutter meines Vaters war Jüdin [...] und mein Vater hat natürlich auch schwere Dinge erlebt. Also der hat mit achtzehn Abitur gemacht, durfte dann nicht studieren, weil er keinen Arier-Ausweis hatte [...] und hat sich dann aus der Not heraus freiwillig im Zweiten Weltkrieg zum Soldatensein gemeldet, ist sehr, sehr früh in Gefangenschaft gekommen, ist in Gefangenschaft bis 50 gewesen. Und ich mein, wenn da ein Mensch zurückkommt, ne?, der war körperlich und auch, ja, seelisch ein sehr, sehr harter Mann, wie viele Männer aus der Generation. Das ist ja auch [...] nicht aufgearbeitet worden.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Unter diesen Umständen hatten viele der Kinder kaum Chancen auf Aufmerksamkeit und Fürsorge durch die Erwachsenen, die ihre eigenen physischen und psychischen Verletzungen aushalten mussten – und nicht selten auch betäubt haben. Immer wieder erzählen unsere Interviewpartner\*innen von alkoholkranken oder tablettenabhängigen Müttern, Vätern oder Großmüttern.

Das Chaos der Nachkriegszeit hatte aber auch Vorteile. Einige Interviewpartner\*innen schildern uns die Freiheiten des weitgehend regellosen Aufwachsens in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

*„... und erleb' eine fantastische Kindheit mit Spielen in Ruinen und absoluter Anarchie und Freiheit.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Im Verlauf der Wiederherstellung von Ordnung und Staatlichkeit nahmen auch die Jugendämter erneut ihre Arbeit auf. Die Besatzungsmächte setzten 1947 in Westdeutschland das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz wieder in Kraft. Das, was die Kinder möglicherweise als Freiheit erlebten, wurde durch die Behörden – teilweise zu Recht – als Vernachlässigung eingeordnet.

*„Meine Schwester hat erzählt, sie ist mit dem Dreirad über'n [Stadtplatz], und die Nachbarn haben bei der Stadt angerufen, weil die gesehen haben, wie wir da leben, mit vier Kindern, fast nur nackig rumgelaufen. Das war ja eine Ruine mit einem Hof, und das Gesundheitsamt hat das Jugendamt informiert, und dann, die haben dafür gesorgt, dass wir ins Heim kamen.“ (Mann, 1950er Jahre)*



## 6.2 FAMILIENKONSTELLATIONEN

Die Familienkonstellationen, die die ehemaligen Heimkinder berichten, muten geradezu postmodern an. Die traditionelle Kernfamilie – Vater, Mutter und deren eigene Kinder – kommt kaum vor. Dagegen erzählen die Interviewpartner\*innen von Einelternfamilien, Patchworkfamilien und Mehrgenerationenfamilien. In den 1950er und 1960er Jahren waren diese Familienkonstellationen aber Abweichungen von dem normsetzenden idealisierten Bild der bürgerlichen Kernfamilie. Kamen weitere Abweichungen vom Normverhalten dazu – Krankheit, Überforderung, unsteter Lebenswandel – drohte schnell eine Fremdunterbringung der Kinder.

### **Unbekannte Väter – überforderte Mütter**

Ein großer Teil der ehemaligen Heimkinder, die sich an der Studie beteiligt haben, ist nicht-ehelich geboren. Ledige Mütter, aber auch verwitwete oder geschiedene Alleinerziehende standen in den 1950er und 1960er Jahren unter starker Beobachtung durch das Jugendamt. Bis 1961 waren ledige Mütter/Alleinerziehende nicht sorgeberechtigt und konnten das Sorgerecht auch nicht beantragen. Das Amt übernahm automatisch die Vormundschaft (Bab 2014). Erst ab 1962 konnten Mütter von unehelichen Kindern überhaupt das Sorgerecht beantragen (§ 1707 Abs. 2 BGB).

Obwohl in der Nachkriegszeit ein Drittel aller Kinder bei ihren alleinerziehenden Müttern aufwuchs, führte dies nicht zu einer Normalisierung der Einelternfamilien. „... die konservative Familienpolitik der 1950er Jahre sah die „Mütterfamilien“ nach wie vor als „unvollständig“ an und benachteiligte Kinder von ledigen Müttern de jure und de facto“ (Notz 2017). Unehelich war noch bis weit in die 1970er Jahre ein Stigma, das die Kinder und im Besonderen die Mütter traf. Ein ‚lediges Kind‘ wurde in der Regel mit einem unmoralischen, unanständigen Lebenswandel der Mütter assoziiert, die schnell unter den Generalverdacht der Prostitution fielen (und zu einem geringen Teil auch tatsächlich als Prostituierte arbeiteten).

*„Und die ist halt allein geflüchtet, war halt auch jung und dumm und unerfahren und was weiß ich und ist dann, wie sie 48 in A angekommen ist [...] ich bin ja 49 geboren, also die ist dann in der Zeit halt schwanger geworden mit mir. Sie hat mir nie gesagt, wer der Vater ist, das hat mir schon immer sehr zu schaffen gemacht, das wollt ich immer gern wissen. [...] Weil meine Mutter eben angeblich – was heißt angeblich, ich glaub’s ihr auch, find ich auch nicht schlimm – der Prostitution nachgegangen ist in ihrer Wohnung mit den Amis.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„... meine Mutter hat ja vier Kinder gekriegt, war nie verheiratet vorher. Der erste war von einem Amerikaner [...]. Es waren ja Briefe da, der wollte sie auch heiraten, aber sie wollte nicht. Das war halt nach dem Krieg so. Trotz Fraternisierungsverbot, aber Zigaretten und Schokolade und Alkohol, was es so gab, und die Pille gab's noch nicht (lacht). Vielleicht gäb's uns alle viere nicht. Und der ist dann versetzt worden [...] da ist der Kontakt abgebrochen. Dann hat sie ein zweites Kind gekriegt, auch von einem Amerikaner [...] War ein Grieche, sein Vater ist auch ausgewandert nach Amerika, [...] Und dann ist meine Mutter nach A, ja, es hieß, dass sie Arbeit kriegt. Damals war das ja – da war man erst mit 21 volljährig. Meine Mutter hat ja – 29er Jahrgang, und mein Bruder ist ein 48er. Also damals schon ein Kind kriegen, unverheiratet, also meine Oma war sehr – ja, sehr mitgenommen, dass sie so eine Tochter hatte. Und dann ist sie nach A. [...] die zwei Kinder bei der Oma, der Opa ist im Krieg geblieben. Sie hat ihn erst nicht für tot erklären lassen, weil ja immer die Hoffnung war, er kommt wieder. Ist aber nicht. Und solange hat sie halt keine Rente gekriegt, solange er nicht für tot erklärt wurde. Und dann hat mein Onkel da die auf dem Motorrad nach A. gefahren, meine – die ersten zwei Brüder da. Und sagt er, da war er ganz baff, dass schon wieder zwei Kinder da sind, das wussten die gar nicht.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Die ungeklärte Frage nach dem Vater beschäftigt diesen Interviewpartner – wie einige andere auch – noch heute. Ob der Mann, mit dem die Mutter damals zusammenlebte, tatsächlich sein leiblicher Vater ist, zweifelt er an. Seine Abstammungsfrage bleibt im Dunkeln, aber die mittlerweile mögliche medizinische Klärung scheut er dann doch.

*„Und meine Schwester hat mir erzählt, dass er gesagt hat, ich wär nicht von ihm [...] Das wissen wir also bis heute nicht. Man müsste einen Gentest machen. Haben wir vier Väter oder nur drei. [...] Das ist nur ein bisschen unbefriedigend. Heute kostet ja sowas nicht viel, aber ob's uns hilft (lacht).“ (Mann, 1950er Jahre)*

Der amerikanische, französische oder britische Vater ist in der Generation der ehemaligen Heimkinder der 1950er und noch der 1960er Jahre nicht selten. In Deutschland wurden nach neueren Schätzungen ca. 400.000 Kinder geboren, deren Väter Angehörige der Alliierten waren, sogenannte „Besatzungskinder“ oder „Children Born of War“ (Gries & Satjukow 2015).

Die „Children Born of War“ waren in den 1950er und 1960er Jahren eine größere Gruppe, die mit dem Stigma der Allianz mit dem Feind behaftet war. Das konnte in Verbindung mit überforderten Müttern, Großeltern oder anderen Verwandten zu einer Heimunterbringung der Kinder führen. Die besondere Situation dieser Kinder ist erst seit etwa zehn Jahren Thema für Medien und Wissenschaft (ebd.) Die GIs brachten gerade jungen Frauen ein neues Lebensgefühl nahe: Jazzmusik, Tanzlokale, Alkohol und Drogen – das Gegenteil der Nazi-Prüderie, von der die Gesellschaft noch durchdrungen war. Für junge Frauen konnte diese Welt einen Sog entwickeln – so beispielsweise für die Mutter von B. und C.:

*„... eine schöne Mutter haben wir gehabt. Auf den Strich gegangen ist sie, saufen ist sie gegangen, ich musste auf ihre Kinder aufpassen, wir waren in verschiedenen Heimen und so. [...] aber wir hätten es auch nicht besser gehabt, wenn meine Mutter mit ihm rübergegangen wär mit uns, weil er war auch schwerst Alkoholiker, mit 12 Jahren war der schon Alkoholiker. Der hat ja eigentlich unsere Mutter dazu gebracht, Tabletten zu nehmen und Alkohol zu trinken. Durch*

*den ist sie eigentlich dazu gekommen. [...] Und der war auch noch Sani bei den Amerikanern, der kam an alles ran. Also auch Tabletten und so Geschichten.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Nicht selten blieben die amerikanischen Väter aber unbekannt und schemenhaft.

*„I: Und der Vater?*

*A: Das war ein amerikanischer Besatzungssoldat.*

*I: Ah! Okay. Mhm. Und der hat sich dann nicht weiter gekümmert. Aha.*

*A: Der weiß vielleicht gar nicht, dass es mich gibt, ne? Das war damals so, ne?“ (Frau, 1950er Jahre)*

In den 1960er Jahren kamen neue Fremde, von denen schwanger zu werden für eine junge deutsche Frau mindestens so stigmatisierend war, wie ein Besatzungskind zur Welt zu bringen: die Arbeitsmigranten, zunächst aus Italien.

*„... er [der Vater] war damals nach Deutschland gekommen als Gastarbeiter, hat hier Arbeit gesucht, es war eine schwierige Zeit, 1965 eben. Und er hat dann auch das erste Mal ein bisschen Schnee gesehen, glaub ich, und war eben dann mit meiner leiblichen Mutter liiert und hat sie dann mal gesehen mit einem [...] Mann zusammen wär sie irgendwo reingegangen, und das wär die Ursache gewesen, dass er dann das beendet hat und wieder nach Sizilien zurück ist.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Die Mutter war damals schon schwanger, was der leibliche Vater wusste. Der Sohn kam gleich nach der Geburt ins Heim.

Nicht selten übernehmen die Interviewpartner\*innen die moralische Wertung des sozialen Umfelds (oder des Heims), die Mütter seien „böse“, „verdorben“, „schlampig“, „eine Nutte“ gewesen. Die Kinder, die ein gewisses Verständnis dafür äußern, dass ihre Mutter aus wirtschaftlichen Gründen der Prostitution nachging, sind eher eine Ausnahme. Manche dieser Kinder mussten aber auch erleben, dass die Mütter ihnen nicht mit Mutterliebe begegneten, sondern die ablehnten und weggaben. Dies kann pathologisch gesehen werden, kann aber genauso mit den jeweils herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen zusammenhängen. So hat beispielsweise Elisabeth Badinter gezeigt, dass Mutterliebe ein komplexes Konstrukt ist, keineswegs ein naturgegebenes Gefühl ist, sondern vielmehr von vielfältigen gesellschaftlichen Lebensbedingungen abhängt, von der gesellschaftlichen Stellung der Familie und der gesellschaftlichen Haltung sowohl gegenüber Frauen als auch gegenüber Kindern (Badinter 1988).

*„Ja! Ich hab ja letztlich – ich trage ja das Kriegstrauma, und meine Töchter tragen das Kriegstrauma in der dritten Generation! Richtig, das waren ja wirre Verhältnisse. Irgendwie muss sie jedenfalls an diesen Herrn E. geraten sein, in X. Keine Ahnung, weiß ich nichts, sie hab ich diesbezüglich nie gefragt. Ich hatte ein schlechtes Verhältnis mit ihr. Ja, und er hat ihr wohl [...] vorgegaukelt, er sei nicht verheiratet. Sie war vielleicht verliebt, ich hab ja geschrieben, vielleicht war’s auch ganz anders, keine Ahnung, aber sie muss verliebt gewesen sein. Ich war ein Kind der Liebe. [...] Wahrscheinlich war’s eine unglückliche Liebe, und sie hat eben den ganzen Hass, den sie auf den Mann hatte, auf mich übertragen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Aber es ist einfach, meine Kindheit war unheimlich traurig. Mit fünf Jahren bin ich schon das erste Mal abgehauen von zu Hause, wollte die Liebe suchen. Mir hat die Liebe gefehlt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Auch die ökonomischen Rahmenbedingungen spielten schon immer eine Rolle bei der Frage, ob ein Kind erwünscht oder unerwünscht ist (vgl. z.B. Beck-Gernsheim 1989).

*„Früher hatten Kinder also einen festen ökonomischen Platz in der Familie: als Erben und Namensträger, als Arbeitskräfte und Alterssicherung für die Eltern. Kein Wunder, dass sie im allgemeinen einigermaßen willkommen waren [...] Aber daneben gab es auch zahlreiche Situationen, wo Kinder ökonomisch gesehen unnützlich, ja belastend waren: zum Beispiel für die ledige Dienstmagd, die mit den unerwünschten Folgen eines Liebesverhältnisses konfrontiert war; oder wenn die Familie schon mehr Mitglieder hatte, als sie hinreichend ernähren konnte...“ (Beck-Gernsheim 1989, S. 20)*

Die emotionale Bürde, ein unerwünschtes Kind zu sein, paarte sich mit der Stigmatisierung durch das soziale Umfeld. So wurden uneheliche Kinder auch in der Nachkriegszeit häufig – freiwillig und unfreiwillig – gleich nach der Geburt weggeben, kamen ins Säuglingsheim oder zu Pflegeeltern. Häufig sprangen zunächst die Großeltern ein.

*„Ich bin bei meiner Großmutter aufgewachsen bis zum siebten Lebensjahr. Und als sie starb, fing für mich der Kindheitsterror an.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Also meine Mutter war alleinerziehend ... also stetig. [...] Die ersten zwei Jahre war ich bei der Großmutter, die ist aber dann verstorben. [...] Und deswegen bin ich ins Heim gekommen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Zeit bei den Großeltern haben manche positiv in Erinnerung. Aber wenn die Großeltern starben oder überfordert waren, folgte darauf oft das Heim.

*„... eine Tante hat das zweite Kind gekriegt, wahrscheinlich war ich als dritter Fresser zu viel, dass dann ich wegmusste. Es steht überall drin, ich sei ein böses Kind gewesen, meine Großeltern sind nicht mehr Herr geworden.“ (Frau, 1940er Jahre)*

## **Unbekannte Eltern**

Ein Teil der von uns befragten ehemaligen Heimkinder hat die eigenen Eltern gar nicht, nur flüchtig oder erst in der späteren Kindheit bzw. im Erwachsenenalter kennengelernt. Darunter sind vor allem die Kinder, die gleich nach der Geburt ins Heim gegeben wurden – immerhin jede\*r Fünfte in unserer Stichprobe.

Für diese ehemaligen Heimkinder ist die frühe Kindheit ein blinder Fleck. Was heute für Kinder und Jugendliche völlig normal ist, ihre früheste Kindheit anhand von Fotos und Videos dokumentiert zu sehen, also ein Bild von sich selbst als Neugeborenem, Baby und Kleinkind zu bekommen, ist für das Gros derjenigen, die gleich nach der Geburt ins Heim kamen, oft Gegenstand einer langwierigen und leider oft ergebnislosen Suche. Insofern spielt, wie wir gesehen haben, gerade bei dieser Gruppe die Akteneinsicht eine gewichtige Rolle (vgl. Kapitel 4.4).

*„...also ich hab halt nun mal keine Mutter in dem Sinne. Das ist kurios, gell (lacht).“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Erinnern kann ich mich an das Heim in X, das ist ein Caritas-geführtes Heim. Da war ich vier oder fünf, da kann ich mich dran erinnern. Vorher weiß ich nichts mehr, weil „...die haben im Heimbuch – die haben ein Heimbuch, die haben noch Unterlagen gehabt von mir, sonst wüsst ich das auch nicht. Und die haben gesagt, die haben die ganzen Kinder, wenn sie mehr oder weniger stubenrein waren oder so, wenn ich so sagen darf, aus dem Waisenhaus [...] die sind dann da alle mit drei, vier, fünf Jahren da in das Stadtheim rübergekommen. Und da bin ich dann auch gelandet. Also an die Zeit vorher kann ich mich nimmer erinnern.“ (Mann, 1950er Jahre)*

*„Und hab nicht gewusst, dass ich eine Mutter hab. Und noch Geschwister.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Der unbekannte Vater ist gerade in den Nachkriegsjahren nichts Ungewöhnliches. Aber auch die Mutter nicht zu kennen, erschüttert die Betroffenen oft ein Leben lang. Selbst wenn die Mütter später im Leben der Kinder wieder aufgetaucht sind, waren sie Fremde, die eher mit Misstrauen betrachtet wurden.

*„Und dann kam plötzlich die Mutter auf den Plan. Die Frau T. Die hat mich dann mitgenommen und (weint) hat mich dem Vormund vorgestellt. Vielleicht war der Vormund auch schon im Kinderheim, das weiß ich ja nicht. Wahrscheinlich schon, oder? [...] Sie hat uns vielleicht ein oder zweimal im Jahr besucht. Das war für uns beide Mädels ein Horror. Die B., also meine Schwester, die hat sich als Kleines in die Ecke gestellt, ich will nicht. Schwester E. hat dann immer zu mir gesagt, komm, sei vernünftig. Vielleicht geht sie mit euch Kaffeetrinken oder so, gell.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die verstörende Erfahrung, von einer fremden Frau abgeholt zu werden, die man als Mutter annehmen muss, haben einige unserer Interviewpartner\*innen machen müssen. Sie erzählen davon, dass sie Angst hatten vor der Fremden, die plötzlich im Heim stand.

*„Ich hab ja die ersten zehn Jahre zu ihr gar keinen Kontakt gehabt. Weil, das war ja auch so, ich find, da hat das Jugendamt auch so viel verkehrt gemacht. Ich war zehn, und dann haben die Klosterschwester gesagt, ich soll mit runtergehen, da steht unten eine Frau, die nimmt mich mit. Das ist deine Mutter. Das war’s, keine Vorbereitung, null, nichts. Ich hab so eine Angst gehabt, ich sag’s Ihnen, ich wär fast gestorben. Ich wollt richtig flüchten, weil die hat so einen Pelzmantel angehabt, wissen sie, wie so ein Tier. Also es war – pah, da bleibt mir heut noch die Luft weg, ja.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Völlig unvorbereitet auf die Begegnung mit der Mutter, wird die damals Zehnjährige aus ihrer bis dahin zwar nicht heimeligen, aber immerhin bekannten Umgebung gerissen, um wieder bei der für sie fremden Mutter zu wohnen.

*„Ich hab zu Hause bei meiner Mutter zwei Jahre verbringen müssen, wo ich zehn Jahre alt war, wo die gesagt haben, da ist deine Mutter, weil da hat sie dann nochmal ein Kind gekriegt. Ja, und da hab ich auch nicht in die Schule gehen dürfen (seufzt). Weil, ich war für den Säugling da. Weil meine Mutter hat ihr Leben so gelebt, wie sie – mit den Männern halt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

## Waisenkinder

Vollwaisen sind unter unseren Interviewpartner\*innen selten. Nach der Erfahrung eines Interviewpartners war er auch in seiner Kindheit damit eher eine Ausnahme.

*„Wir waren Vollwaisen, ge?, und die anderen haben doch noch ein Elternteil g’habt. Es gab nicht viele [Waisen], höchstens, von Russland sind sie gekommen...“ (Mann, 1940er Jahre)*

Der Tod der Eltern traf ihn als Achtjährigen. Gleich danach kam er ins Heim. Eine tiefe Traurigkeit ist geblieben, denn den Verlust der Eltern konnte er damals nicht betrauern.

*„Ja, man konnte nichts anvertrauen, man musste – na ja – mit sich selbst da ins Reine kommen immer, ge, da waren halt ... Man konnte niemand was sagen. Die Wärme fehlt uns da, ge. Wie die eine, die auch g’sagt hat: Die hatten ein Dach über dem Kopf, zum Anziehen hatte man was ... Das ist auch, na ja, nicht ... Ja, gut. Das war halt das. Das war das Schlimmste, was halt ... Einsamkeit oder wie man so sagt, obwohl da Hunderte andere waren. Ja.“ (Mann, 1940er Jahre)*

**Halbwaisen** finden sich dagegen öfters unter den Interviewpartner\*innen. Der Tod eines Elternteils, meist des Vaters, stellte einen Einschnitt in der ganzen Familienbiographie dar. Nicht nur die emotionalen Folgen des Verlusts des Elternteils bzw. des Partners müssen die Kinder verkraften, sondern auch das häufig veränderte Verhalten des verbliebenen Elternteils ihnen gegenüber. Gravierende Folgen hatte der Tod des Vaters, des Ernährers, für die materielle Situation der Familie. So führte der Tod eines Elternteils für die Kinder häufig nicht zuletzt aus finanziellen Gründen ins Heim.

*„Und dann, also ich sieben war, [...] verunglückt mein Vater tödlich. Ich komm’ nach Hause – ich war [...] auf Erholung in einem Kinderheim [...] –, und ich komm’ nach Hause und alle Verwandten sind da, und mein Vater ist tot. Das hab’ ich erst ein paar Tage später erfahren, aber ich hab’ natürlich schon den Braten gerochen. Und ein Jahr später war ich im Heim.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Ja, mein Vater war bei der Bahn angestellt und ist früh gestorben, da war ich drei Jahre alt. Wir waren dann zu dem Zeitpunkt vier Kinder, also drei leibliche, und ein Halbbruder war dabei. Der war von meinem Vater mit in die Ehe eingebracht. Ja, und wie’s dann so ist, je früher der stirbt, desto geringer die Rente, obwohl die Kinder ja klein sind und man das Geld eigentlich grad jetzt braucht und nicht später, wenn die Kinder aus dem Haus sind und die Rente höher ausfällt. [...] Und langer Rede kurzer Sinn, mit sieben bin ich dann – also erst ist mein Bruder in das Heim gekommen, weil’s für meine Mutter einfach gar nimmer anders ging. Dann bin ich auch mit sieben Jahren, kurz nach der Einschulung, bin ich auch ins Heim.“ (Mann, 1940er Jahre)*

## Adoptiveltern und Pflegefamilien

Heute weiß man, dass es für Adoptivkinder sehr wichtig ist, die biologischen Eltern zu kennen. Das Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung ist seit 1989 verfassungsrechtlich festgeschrieben. Für die ehemaligen Heimkinder bedeutete dies aber oft eine langwierige

Suche, z.B. wenn es keine Akten mehr gibt (s. Kapitel 4.4) und auch die Adoptiveltern nichts über die biologische Mutter erfuhren.

*„Und je älter ich wurde, desto öfter kamen eben auch immer wieder mal so Fragen beim Frauenarzt, sind in Ihrer Familie diese oder jene Krankheiten immer, nee, ich bin adoptiert, weiß ich nicht. [...] Und irgendwie, umso mehr tut sich diese Lücke auf, die man selber da hat. Und dann hab ich irgendwann angefangen, meine Mutter zu suchen. Und die hab ich dann gefunden, die lebt in den USA.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die gefundene Mutter kann das Bedürfnis nach Klarheit über Abstammung und Herkunft aber nicht befriedigen. Die Interviewpartnerin glaubt ihr nicht.

*„... das ist auch dann so eine – ja, eine Schädigung des Heimkindes oder sagen wir mal, der adoptierten Kinder, das weiß ich nicht, ich hab noch nicht viel mit adoptierten Kindern geredet – dass man eigentlich der Mutter nicht traut.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Der Adoption ging der Aufenthalt in einem Säuglingsheim und bei einer Pflegefamilie voraus. Stationen, an die sie keine Erinnerung hat. Nach ihrer Einschätzung wurde sie aber dort offensichtlich auf das Leben bei den Adoptiveltern vorbereitet wurde, indem sie ein überangepasstes Wohlverhalten an den Tag legte.

*„Ich hab bestens funktioniert, ich hab nach dem Essen gefragt, in welche Schublade mein Lätzchen gehört, ich hab meine Schuhe an Ort und Stelle hingestellt. Also sie hat immer gesagt, das war wie Drill, so ungefähr. Also ich hab um so und so viel Uhr gefragt, wo ich mich hinlegen soll zum Schlafen, ich hab um so und so viel Uhr gefragt, ob ich jetzt Mittagsschlaf machen soll. Also so.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Häufige Wechsel der Lebensorte und Bezugspersonen sind bei vielen ehemaligen Heimkindern bestimmende Marken in ihrer Biographie. Von den Eltern, der Mutter, der Großmutter ins Heim, zu Pflegeeltern, wieder ins Heim, wieder nach Hause. So haben über die Hälfte der Befragten zwei und mehr Heime erlebt. Dazwischen hatten knapp 20% der Befragten immer wieder Zeiten, in denen sie bei der Herkunftsfamilie gelebt haben. 10% lebten bei Pflegeeltern und 2% wechselten zwischen Herkunftsfamilie, Heim und Pflegefamilie hin und her. Diese Wechsel waren für die Kinder oft nicht leicht zu verkraften (s. Kapitel 7).

*„Was ist da mit mir passiert, was war da, wer hat da was mit mir gemacht. Meine Mama [die Adoptivmutter] erzählt z.B., dass die – [...] diese Pflegemutter, dass dann die Frau vom Jugendamt wohl gesagt hat, ja, also die ersten Wochen sollte sie – oder die ersten Monate sogar sollte man sie jetzt mal nicht treffen. Also ich sollte hierbleiben und diese – obwohl sich diese Familien sonst immer mal gesehen haben, hat die halt empfohlen, damit das Eingewöhnen da ist, also nicht, dass ich so ungefähr vielleicht dann Heimweh krieg nach dieser Pflegefamilie [...] Und meine Mama hat gesagt, ich war irgendwie draußen im Garten und hab da gespielt, und diese [Pflege] Mutti kam halt doch irgendwie mit dem Radl und wollt halt fragen, wie geht's denn oder so. Und sie hat aber nur mich – einen spitzen Schrei gehört, und ich hätt geschrien und wär davon gelaufen und hätt geschrien, nicht mit, nicht mit, nicht mit.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Es war mal so, dass sich eine Pflegefamilie, die haben sich mal ganz kurze Zeit um mich gekümmert und haben mich mal so in den Ferien mitgenommen. Das war aber für mich der Horror. Ich konnte da gar ..., ich hab' immer geweint, weil ich Sehnsucht hatte nach dem Heim! Weil – das ist Gewohnheitssache. Man war das nicht gewohnt, selbst in einem Zimmer zu schlafen ...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Eine Interviewpartnerin fasst die Wechsel und die damit verbundenen Folgen für die kindliche Psyche in einer lapidaren Schilderung zusammen:

*„Ich glaube, ich bin ja erst mit neun oder zehn ins Waisenhaus gekommen. Vornweg Pflegeeltern und, und, und. Also und da bin ich da reingekommen, und urplötzlich hab ich's Bettnässen angefangen. Und ich hatte – nee, als Kind denkt man nicht so weit. Das ist halt so, und dann hat man halt auch immer wieder Schläge bekommen. Und dann war ich permanent irgendwie krank.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Aber auch Pflegeeltern waren kein Garant dafür, endlich etwas Liebe und Wärme zu bekommen, war doch die Pflegefamilie in der frühen Bundesrepublik im Wesentlichen ein „kostengünstiges familien- und ordnungspolitisches Instrument“ (Blandow & Ristau-Grzebelkow 2011, S. 33).

*„Es ging um die Suche nach »guten« Eltern für Kinder »schlechter« Mütter, um die Versorgung heimmüder Kinder und – im Rahmen der damaligen Fürsorgeerziehung – um die Unterbringung von Jugendlichen in bäuerlichen und anderen ländlichen Haushalten zum Zweck ihrer beruflichen Verwertung. Pflegeverhältnisse für Kinder waren grundsätzlich auf Dauer angelegt und Besuchskontakte wurden auf das rechtlich Unumgängliche begrenzt. Pflegeeltern betrachtete man primär unter ihrem Eigeninteresse an einem Kind, weswegen auch ein minimales Pflegegeld für ausreichend betrachtet wurde. Weil viele Kinder in den meist einer Inpflegegabe vorangehenden Säuglings- und Kleinkindheimen zwar sauber gedrillt wurden, dafür aber vielfältige Hospitalismus-Symptome aufwiesen, hatten es die zumeist aus eher kleinbürgerlichen Kreisen stammenden Pflegeeltern oft nicht besonders leicht. Pflegekinderdienste waren primär verwaltungsorientiert.“ (Blandow & Ristau-Grzebelkow 2011, S. 33)*

Auch heute können Pfielgeltern überfordert sein. Aber ihnen steht immerhin ein Instrumentarium von Fortbildungen und Begleitung zur Seite – und es gibt Kontrollen durch die Jugendämter. Eine Praxis, die in den 1960er Jahren noch nicht existierte. Die Rigidität der Erziehungsvorstellungen von Pflegeeltern (und Jugendämtern) und deren Haltung gegenüber den Kindern zeigt sich in dem folgenden Zitat in aller Brutalität:



*„Da war ich auch in einer Pflegefamilie und klar, ich war ein sehr jähzorniges Kind und sehr schwierig. Hatte auch immer heftigst Wutanfälle. Das war im Alter zwischen drei und dreieinhalb. Und die Mutter oder die Frau aus dieser Familie, die hat mich immer richtig brutal verprügelt. Und ihr Mann ist dann aufs Jugendamt gegangen und hat gesagt, hat eben das geschildert und hat drum gebeten, dass man mich aus der Familie wieder rausnimmt, weil er kann das nimmer mit anschauen. Dazu hat man dann einen Aktenvermerk geschrieben, den hab ich selber gelesen. Und da stand drin, dass körperliche Züchtigung in gesundem Maße absolut angebracht sei und der Vater nicht zur Kindeserziehung geeignet sei. Das war da dringestanden. Da hab ich mir auch gedacht, also das ist schon mehr wie ein Hammer, muss ich ganz ehrlich sagen. Das find ich hammerhart. Wenn ich mir überleg, dass ich so einen kleinen Knopf verprügele, also –...“ (Mann, 1960er Jahre)*

## **Stiefeltern**

Häufig wurden die Kinder aus dem Heim wieder zur Mutter entlassen, wenn diese geheiratet hat. Das bedeutete in der Regel, mit einem neuen Vater, einer neuen Familie, zurechtkommen zu müssen. Was heute unter dem Begriff der „Patchworkfamilie“ durchaus einen schicken Klang hat, war in den 1950er und 1960er Jahren für die Kinder nur selten ein rettender Ausweg aus dem Heim.

*„und ich war ja auch zwischendurch ein Jahr zu Hause, als meine Mutter geheiratet hat. Und mein Stiefvater hat mich ja dann auch verprügelt...“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Sie [die Mutter] hat dann geheiratet, ja, ja. Ja, ja. [...] die ersten paar Jahre waren meine Stiefgroßeltern – die haben weder meine Mutter noch mich anerkannt. Die ersten paar Jahre.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die fehlende Anerkennung und Anwendung von Gewalt durch die neuen Partner brachte häufig eine erneute Fremdunterbringung der Kinder mit sich.

## **Geschwister**

Von Ausnahmen abgesehen haben fast alle unserer Interviewpartner\*innen Geschwister – oft in größerer Zahl und nicht leicht überschaubaren Konstellationen. Da ist die Rede von Halbgeschwistern und/oder Stiefgeschwistern, von sehr viel älteren und sehr viel jüngeren Geschwistern. Teilweise wuchsen die Geschwister zumindest zeitweise zusammen in der Familie auf. Teilweise erfuhren die Interviewpartner\*innen erst spät von der Existenz der Geschwister, so dass eine Bindung nicht entstehen konnte. Dort, wo die Kinder zeitweise gemeinsam aufwachsen konnten, sind die geschwisterlichen Beziehungen durch die Herausnahme aus der Familie oft plötzlich abgeschnitten worden (s. Kapitel 7).

*„Wir waren zu siebt im Kinderheim. Und Mama konnte es ja nicht, die hat kein Geld gehabt und ist nicht unterstützt worden und so. Deswegen hat sie die Erziehung abgeben müssen vom Jugendamt aus.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Also nur zu dem jüngeren, also der war nicht jünger wie ich, aber von den Brüdern war's der jüngere. Der B., also zu dem hab ich Kontakt gehabt, die anderen – der eine ist nach Norddeutschland, der andere ist nach Süddeutschland, und der B. ist dann später auch nach Süddeutschland. Aber die haben alle – also da ist keiner älter wie 40 Jahre alt geworden. [...] Magenkrebs, Speiseröhrenkrebs, der andere am Oberschenkel ein Sarkom. Und der F., der hat sich direkt erschossen, wie er erfahren hat, dass er auch Krebs hat. [...] Ja, die sind alle schon gestorben.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Und da waren auch noch zwei andere Geschwister schon da, hab ich aber auch nichts gewusst davon. Ja, und die waren ja auch in dem Heim, aber hast nichts gewusst davon, die haben ja nichts gesagt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### 6.3 SOZIOÖKONOMISCHE VERHÄLTNISSE

In den Interviews finden sich zahlreiche Hinweise darauf, dass die Mehrzahl der Familien der von uns befragten Heimkinder nicht selten aus einfachen, manche auch aus eher prekären, Verhältnissen stammen. Die Interviewpartner\*innen erzählen kursorisch und wenig präzise über die sozioökonomischen Rahmenbedingungen ihrer Herkunftsfamilie. Aber es lassen sich zumindest zwei Typen aus den Erzählungen herausfiltern:

- Familien, die – zumeist bedingt durch Krieg und Flucht – einen ökonomischen und sozialen Abstieg hinnehmen mussten,
- Familien, die heute als bildungsfern bezeichnet würden in hochgradig prekären Lebenslagen.

Es finden sich darüber hinaus auch Familien aus gut situierten eher großbürgerlichen oder künstlerischen Milieus. Diese bilden aber die Ausnahme. Neben den Schilderungen von beengten Wohnverhältnissen und schwierigen materiellen Rahmenbedingungen ergeben sich in vielen Interviewpassagen Hinweise auf psychische Probleme bei der Elterngeneration, Suchterkrankungen und Delinquenz.

#### **Wohnverhältnisse**

Bis in die 1960er Jahre waren beengte Wohnverhältnisse im zerbombten Deutschland nicht ungewöhnlich. Auf kleinem Raum lebten oft mehrere Generationen zusammen. Der knapp bemessene ‚Lebensraum‘ barg sozialen Sprengstoff. Einige unserer Interviewpartner\*innen erzählen davon, dass die Wohnverhältnisse für die Eltern ein Anlass waren, die Kinder in ein Heim zu geben.

*„Und also da war diese materielle Problematik, die den beiden auf jeden Fall ordentlich zu schaffen gemacht hat. Und so, dass sie auch quasi selber sich in größte Nöte gebracht ha-*

*ben, wie dann doch wieder ein Kind unterwegs war. Und (kurze Pause) – ja, ist sehr vertrackt, das Ganze. Selbst der Tod meines Vaters, würd ich sagen, ist nicht aus heiterem Himmel einfach so geschehen, ich glaube, er ist unter großem Stress gestanden und (zögert) dann war das halt auf jeden Fall noch schwieriger für meine Mutter, dadurch dass sie dann mit vier Kindern – mein Halbbruder war immerhin schon 18 und hat’s daheim eigentlich auch nimmer ausgehalten und ist dann so früh wie möglich davon. Dann waren es aber immer noch drei. Und sie war allein. Und dann kam diese Möglichkeit, also irgendjemand, ganz offensichtlich das Jugendamt hat sie da auch drauf aufmerksam gemacht, dass sie da die Kinder auch in ein Heim bringen kann. Und das hat sie dann auch gemacht. Und meinen Bruder zuerst und meine Schwester, die älteste, die brauchte nicht aus ihrer Sicht, die konnte ihr ja im Haushalt schon helfen. Und wir Buben (lacht), wir waren eigentlich immer nur im Weg und zusätzliche Arbeit und so, und wir waren dann fürs Heim. Und mir war diese Familie – wir sind da auf 46 Quadratmetern – maximal waren wir acht Personen mit meiner Oma noch, in Mutters Schlafzimmer und so (lacht), wie’s halt so geht. Der Halbbruder auf dem Küchen-Kanapee und ich mit meinem Bruder in einem Bett und meine Schwester oben drüber im anderen. Also war schon sehr eng, hab ich auch so in Erinnerung. Und es gab überhaupt keinen eigenen Raum. Null. Keinen Privatraum. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt eine Schublade hatte für mich oder sowas.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das Heim erscheint unter diesen Umständen beinahe als Verheißung: die Verheißung auf Platz, Ruhe und Privatsphäre.

Auch andere erzählen, dass die Wohnverhältnisse die Eltern bzw. die Familie bewogen, das Kind oder die Kinder ins Heim zu schicken. Möglicherweise schwang bei den Eltern auch die Hoffnung mit, ihren Kindern dadurch zu einem besseren Leben zu verhelfen. Zumeist war es aber wohl eher die Verzweiflung und Überforderung an den Lebensumständen (s. Abschnitt 6.2).

Beengte Wohnverhältnisse waren in erster Linie ein städtisches Problem.

*A: Das war in der Stadt, in der Zweizimmerwohnung. Das war eine Wohnküche und zwei Durchgangszimmer waren das. Im fünften Stock mit Kohleofen, Waschbecken mit kaltem Wasser, keine Badewanne, kein Nichts, Toilette im Treppenhaus. Also da hingen an einer Wollschnur diese Illustrierten, dieses glatte Papier, hing da zum Abreißen und schweinekalt. Und mit dieser Kette. Ja.*

*I: War das dann die Wohnung von Ihren Großeltern?*

*A: Von den Großeltern, ja, da haben wir alle drin gewohnt. Alle, ja. Meine Tante teilweise mit dem Kind, und meine Mutter mit drei Kindern, meine Oma, mein Opa. Und das waren zwei große Durchgangszimmer, das waren quasi zwei Schlafzimmer und die Wohnküche, das war halt quasi das Wohnzimmer. Und saukalt, der einzige Bereich war die Wohnküche, der einzige beheizte Raum. (Mann, 1960er Jahre)*

*„Und dann, ja, entscheidend war das Gesundheitsamt. Weil zuerst haben wir in der Innenstadt gewohnt, da bin ich ja geboren, das vierte, da braucht man kein Krankenhaus mehr. Und das war eine Ruine, da haben sie im Erdgeschoss gewohnt, Wellblech eingezogen als Dach. Und da hab ich dann auch gefragt, ja, was gab’s dann überhaupt zum Essen. Sagt mein großer Bruder, ja, wenn er mit der Zwillie eine Taube geschossen hat, dann gab’s auch mal Fleisch (lacht).“ (Mann, 1950er Jahre)*

## Stigmatisierende Wohngegenden

Entlastung brachten die großen Neubaugebiete, die im Laufe der 1960er Jahre entstanden und mit fließendem Wasser und Badezimmern in der Wohnung einen gewissen Komfort boten. Aufgrund des hohen Anteils von Sozialwohnungen hatten diese Siedlungen aber schon von Beginn an einen eher schlechten Ruf. Die Bewohner\*innen dieser Siedlungen, wie etwa das Hasenberg in München, galten in der öffentlichen Meinung als sozial schwach und betreungsbedürftig.

*„... weil, wenn die Kinder erzählen, mein Papa war auch im Heim, ist nicht so ein Stigma wie Hasenberg, gell. Obwohl Hasenberg wirklich überhaupt nichts Negatives war. Da sind wir aufgewachsen in einer Sozialwohnung, und ich kenn viele da im Hasenberg, die sind alle was geworden. Das war nur das Frauenholz, da waren wirklich ...“ (Mann, 1950er Jahre)*

Für manche Eltern war der Bezug einer solchen Wohnung mit der Auflage verknüpft, die Kinder aus dem Heim wieder bei sich aufzunehmen. Trotz der brutalen und zumindest vernachlässigenden Heimerziehung konnte diese Rückkehr in die Familie auch mit einem weiteren sozialen Abstieg verbunden sein.

*„...da hatte meine Mutter eine Sozialwohnung bekommen unter der Auflage, dass sie mich aus dem Heim herausnimmt. Dann sagte meine Mutter zu mir: Du, dann gehst du von der Schule, ich hab' kein Geld, dich weiterhin aufs Gymnasium gehen zu lassen. Sag' ich, ja, okay, dann mach' ich halt ... Dann sagt sie: Eine Lehre auch nicht. Du musst richtiges Geld verdienen. Ich bin also von heute auf morgen sozial abgestürzt und hab' auch dann zwei Jahre als Lagerist Remittenten sortiert, ja? Das war so mein Abstieg.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Weiter unten werden wir noch genauer darauf eingehen, dass mit der Rückkehr in die Familie keineswegs immer das Ende der Gewalterfahrungen verbunden war.

## Suchterkrankungen, psychische Probleme und Delinquenz bei den Eltern

In Abschnitt 6.1 haben wir angerissen, inwieweit Kriegserfahrungen die Mütter, Väter, Großeltern der ehemaligen Heimkinder belastet haben. Die Gesellschaft der Überlebenden war eine Gesellschaft traumatisierter Erwachsener, für die keine psychologische oder psychiatrische Hilfe vorgesehen war (Goltermann 2009), die auch kaum Möglichkeiten hatten, über das Erlebte zu sprechen. Da verwundert es nicht, dass sich in den Interviews mit den ehemaligen Heimkindern zahlreiche Passagen finden, in denen sie über **Alkoholprobleme und andere Suchterkrankungen** ihrer leiblichen Eltern, aber auch ihrer Pflegeeltern berichten. Es ist die Rede von Müttern, die tagelang verschwunden sind, Mütter, die Tabletten nehmen, (Stief)Väter, die regelmäßig große Mengen Schnaps trinken und dann aggressiv werden.

*„...aber meine Adoptivmutter hatte auch eine sehr schwere Kindheit, hat immer – die hätte eigentlich eine Therapie gebraucht, sie hat nie eine gemacht und ist eigentlich – hat sich immer wieder sehr, sehr selbst bemitleidet. Und immer, wenn du mit ihr im Gespräch warst, kam sie auf ihre Kindheit und wie schwierig sie es hatte usw., hatte auch ein Alkoholproblem.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Für die Kinder konnte dies eine Rollenumkehr bedeuten; die Übernahme der Verantwortung für sich selbst, aber auch für die Erwachsenen.

*„Ja, so eine neue Pflegemutter. Die war Alkoholikerin und ... Also ich persönlich hatte überhaupt keine Probleme, weil ich konnte einschätzen: Oh, jetzt ist die besoffen! Und wenn wir irgendwo unterwegs waren und die war besoffen, dann wusste ich genau, nicht sie passt auf mich auf, sondern ich musste kucken, dass ich den Anschluss nicht verpasse, damit sie mich nicht unterwegs verliert, ja?“ (Frau, 1960er Jahre)*

Andere Interviewpartner\*innen erzählen von der Verantwortung, die sie als Kind für ihre Eltern übernommen haben, indem sie als Zehn- oder Zwölfjährige ihre Mutter beispielsweise aus den Lokalen holten, die kleineren Geschwister betreuten oder den Haushalt übernahmen.

Außerdem werden massive **psychische Erkrankungen** der Eltern von den Kindern miterlebt. Heute weiß man, dass eine solche Erkrankung der Eltern für die Kinder mit erheblichen Folgen verbunden sein kann:

- Kinder richten ihr Verhalten an den Bedürfnissen der erkrankten Eltern aus
- Rollenumkehr: Kinder übernehmen anstelle und für ihre Eltern Versorgungsfunktionen und Verantwortung
- Es entstehen kumulierte Belastungssituationen
- Die Kinder weisen ein erhöhtes Risiko für körperliche Erkrankungen, Verhaltensauffälligkeiten, psychische Störungen und Suchtmittelabhängigkeit auf

Auch wenn die Kinder selbst nicht psychisch erkranken, ergibt sich für sie ein erhöhter Unterstützungsbedarf, der aber oft nicht erkannt wird, weil viele Kinder und Jugendliche versuchen, die Krankheit ihrer Eltern so lange wie möglich zu verheimlichen (Lenz 2014; Dill et al. 2018).

Ein solcher Hilfebedarf wurde in den 1950er und 1960er Jahren nicht erkannt. Fremdunterbringung wurde generell als eine effektive Form der Hilfe für die notleidenden Kinder gesehen. Therapeutische Angebote waren in dieser Zeit allenfalls für privilegierte Milieus zugänglich. Die Not, die für die Tochter mit der psychischen Erkrankung der Mutter verbunden war, wird in der folgenden längeren Interviewpassage deutlich. Ebenso die daraus folgende Heimeinweisung zeigt sich in der ganzen Dramatik, die sie für das Kind bedeutete.

*„Aber die Geschichte ging ja jetzt weiter. Meine Mutter erkrankte. Eine ganz schlimme Krankheit. Und ich muss immer sagen, ich hatte zwei Mütter. Ich hatte die eine liebevolle Mutter, die mich sehr geliebt hat, und das war wichtig, dass ich überhaupt diese Liebe auch gespürt hab, fürs Leben. Diese Liebe hat mir, glaub ich, sehr viel Kraft im Leben gegeben. Und dann hatte ich*

diese kranke Mutter. Die Krankheit war böse zu mir, nicht die Mutter. Das muss man unterscheiden. Dann fing sie natürlich auch an, mich zu schlagen. Der Engel, der liebe Engel wurde böse. Die Krankheit. Trotzdem, es tat ihr hinterher immer furchtbar leid, die Erfahrung hab ich auch erlebt. Sie hat dann immer sehr gelitten. Aber es war halt geschehen. [...] Und das war wirklich ein Martyrium für ein Kind, eigentlich unvorstellbar, was ein Kind aushalten kann. Die Krankheit ist unberechenbar. Und sie hat – sie brauchte eigentlich Hilfe. Heute kriegt man hier Hilfe und da Hilfe, die hat überhaupt – die hat zwar Geschwister gehabt, aber solche Sachen waren tabu. Sie haben die ja nicht verstanden. Also die haben sich dann alle natürlich entfernt. [...] Und dann hinterher wurde es ja auch immer schlimmer, und sie konnte mich natürlich nicht mehr versorgen. Also mit dem Essen, klappte nicht mehr. Also wenn man jetzt so ein schulpflichtiges Kind hat, ich fing an zu verwahrlosen. Und dann kam ja die Fürsorgerin regelmäßig zur Kontrolle, vom Jugendamt, und die hat das ja mitverfolgt. Und dann wurde sie natürlich gegenüber dieser Fürsorgerin [aggressiv]. Und mich wollte sie nicht mehr zur Schule schicken, ich sag, Mutti, ich kann nicht immer schwänzen. Die Kinder rufen mir schon alle hinterher, dann soll ich einkaufen und gleichzeitig schwänzen. Das geht ja alles nicht. Ich war so (lacht) intelligent aber auch, dass ich – ich war ja die Mutter hinterher. Und ich hab Sorge um sie gehabt, also wirklich Angst um sie. Ich liebte sie trotzdem. Und wie schlecht es ihr ging, da hab ich sehr gelitten. Und dann haben wir natürlich nichts mehr zu essen gehabt, und dann hat sie mich zum Krankenhaus geschickt, nach Wuppertal, Rotes Kreuz, und da standen am Küchenfenster immer die Clochards. Die haben ja alle den Krieg erlebt, das waren ja Ältere, die dann keinen Job mehr kriegten. Manche hatten auch kein Bein mehr, und aus der Konservenbüchse holten die sich dann immer da das Essen. Und da hat meine Mutter mich hingeschickt, und dann hab ich immer so eine Dose – das war weit, ein weiter Weg, also ich glaub, das war – den Weg müsste ich mal laufen. Ich schätze den Weg auf drei Kilometer, den ich gelaufen bin. Und so konnten wir uns erstmal über Wasser halten, und dann fragte man mich, wo ich herkomme. Wie meine Eltern heißen, und meiner Mutter hab ich ja nie verraten – ich wusste ja, ich muss sie schützen. So. Ich wollte ja nicht wieder ins Kinderheim. Und dann kam es so, ich bin da weggelaufen und bin natürlich da nicht mehr hin, ist klar. [...] und eines Morgens in der Schule klopfte es, am 20. Februar 1959. Ich war in der Pubertät. Ja. Da klopfte es an der Tür, und wir Kinder natürlich Krawall gemacht. Der Lehrer blieb sehr lange draußen und kam dann mit ernster Miene rein und sagte zu mir, ich käme in ein Kindererholungsheim. Das konnte schon mal gar nicht stimmen. Also Erholungsheim musste beantragt werden übers Gesundheitsamt, das hat meine Mutter öfter mal gemacht. Da kannte ich mich bestens aus, also das konnte nicht stimmen. Ich hab meine Sachen eingepackt, hab zu den Kindern gesagt, bis morgen. Ich hab die Kinder nie wiedergesehen. Und dann war die Fürsorgerin da mit einem Mann. Und dann in den VW rein und dann zum Bahnhof nach A.“ (Frau, 1940er Jahre)

Vereinzelt finden sich auch Hinweise zur **Delinquenz** eines Elternteils, die aber in den Erzählungen eher in Andeutungen bleiben.

„Mein Erzeuger war mehr in staatlicher Kur, wenn das Ihnen das was sagt?“ (Mann, 1960er Jahre).

#### **Herr L.: Viele Wechsel der Lebensorte**

**„Ich hab halt immer die Hoffnung gehabt, na ja, vielleicht komm ich wieder heim ... Ich hab meine Mutter sehr gemocht, trotz alledem.“**

L. wurde 1950 in einer größeren bayerischen Stadt als Kind einer alleinerziehenden Mutter geboren. Über den Vater gibt es keinerlei Informationen im Interview. Die Mutter war währ-

rend des Krieges mit einem anderen Mann verheiratet, was L. später von einer Tante erfährt.

Mit diesem ersten Mann hatte die Mutter eine Tochter, eine Halbschwester von L., die behindert war. Er habe sie nicht kennen gelernt und er weiß nicht, ob sie noch lebt oder nicht.<sup>58</sup> Der Ehemann wurde laut der Tante im Krieg von der Feldgendarmarie erschossen. L.'s Versuche, mit seiner Mutter darüber zu sprechen, führten dazu, dass sie in Tränen zusammenbrach. Daraufhin fragte L. nicht weiter.

Als Kind einer alleinerziehenden Mutter stand L. – wie zu der Zeit üblich – unter der Vormundschaft des Jugendamtes. Er war schon als Säugling in einem katholischen Säuglingsheim untergebracht, die Gründe sind ihm nicht bekannt, außer, dass seine Mutter überfordert mit ihm gewesen sein soll. An einer Stelle erzählt er davon, dass die Mutter, bei der er zwischen Aufhalten in verschiedenen Heimen immer mal wieder kurzfristig lebt, ihn schwer geprügelt hat.

Aus dem Heimbuch des ersten Heims erfuhr L., dass er im Alter von ca. 4 – 5 Jahren in ein städtisches Kinderheim übersiedelte, ein üblicher Umgang mit Kindern, die keine Windel mehr brauchten, „stubenrein“ waren, wie L. sagt. Im Alter von etwa fünf Jahren wurde er von Pflegeeltern aufgenommen, die ihn später adoptieren wollten, was aber wegen seiner Mutter nicht realisiert wurde.

Nach etwa eineinhalb Jahren bei den Pflegeeltern wollte die Mutter ihn wieder zu sich nehmen. L. wurde vom Jugendamt gefragt, ob er zurückwolle. Da er am Tag vorher vom Pflegevater verprügelt worden sei, habe er ja gesagt und etwa ein Jahr lang wieder bei ihr gelebt, bis er erneut in ein Heim kam. Die Mutter fühlte sich mit der Erziehung überfordert, was L. nicht nachvollziehen konnte.

Die häufigen Wechsel der Lebensorte waren verknüpft mit Schulwechseln, so dass er in der Schule nicht sehr erfolgreich war. Wie so viele ehemalige Heimkinder berichtet er zudem davon, wie schwer es war, Freundschaften zu schließen, was bei ihm durch die Wechsel von Schule wie auch Lebensort zusätzlich erschwert wurde. Er wird tendenziell zum Prügelknaben.

Das städtische Kinderheim war aus Sicht von L. „das schönste Heim.“ Man teilte das Schlafzimmer mit nur sechs bis acht anderen Jungen; die Schule war außerhalb. Gehorsam war aber ebenso oberste Pflicht, es wurde immer damit gedroht, dass es ein noch schlimmeres, restriktiveres Heim geben würde, in das man käme, falls man nicht gehorche.

Man musste schauen, dass man die Zeit im Heim „rumbringt“, wobei L. die Hoffnung nicht

---

<sup>58</sup> Als behindertes Kind könnte sie möglicherweise im „Dritten Reich“ ermordet worden sein.

aufgab, wieder zu seiner Mutter zurückgehen zu können, die er sehr gemocht hat „trotz alledem“. Diese Hoffnung wird durch die Heirat seiner Mutter zunichte gemacht. L. kann den Stiefvater nicht leiden und will deshalb nicht wieder zurück.

In der Schule werden die Kinder von einem Lehrer, möglicherweise einem Kriegsveteranen, gequält. Als L. wieder an der Reihe war, wehrt er sich und schlägt zurück. Daraufhin wird er tatsächlich in das Heim verlegt, mit dem immer gedroht wurde, ein evangelisches Jugendheim.

L. war zu diesem Zeitpunkt ca. zehn Jahre alt und bleibt dort drei bis vier Jahre lang. Er spricht nicht sehr viel über die Erlebnisse in diesem Heim, deutet das drakonische „pädagogische“ Regime lediglich an. So erzählt er, dass man bereits um sieben Uhr abends ins Bett gehen musste, in einem Schlafsaal mit zwölf Kindern. Wenn doch geflüstert wurde, statt wie befohlen Ruhe zu halten, mussten alle zwölf sich so lange in den Gang stellen, bis der erste umfiel.

Da er ein relativ unruhiges Kind gewesen sei, habe er öfter mal Baldrian nehmen müssen. Man wurde zudem moralisch unter Druck gesetzt, die fünfzig Pfennig, die man im Monat als Taschengeld vom Jugendamt erhielt, in den Klingelbeutel zu geben.

Er erinnert sich an zwei Personen, die freundlich waren: Es gab einen Bäcker in X., der den Kindern für das Zehnerl, das man nach den Klingelbeutelgaben noch übrig hatte, Streuselkuchen verkauft hat. Ein Diakon, „ein ganz feiner Mensch“, wurde entlassen, weil er – so berichtet L. – den Jungen an seiner Pfeife habe ziehen lassen, was ein anderer gepetzt habe.

Während seiner Zeit in X. besucht ihn seine Mutter, die inzwischen als Küchenhilfe bei der Bahn arbeitet und viel unterwegs ist, ein bis zweimal im Jahr. Sie bringt jedes Mal einen Beutel Bonbons mit, den er jedoch mit allen Kindern teilen muss.

Trotz allem habe er seine Mutter „vergöttert“, „war halt meine Mutter.“ Sie habe sich auch wieder gekümmert, als es nach Abschluss der Volksschule um das Finden einer Lehrstelle ging, unter anderem auch, da der Stiefvater inzwischen verstorben war. Aufgrund seines schlechten Schulzeugnisses sei es nicht einfach gewesen, eine Lehrstelle zu finden, und in X. wollte er nicht bleiben, da es dort nur Ausbildungen als Gärtner, in der Landwirtschaft oder als Schlosser gab. Jugendamt und/oder Mutter fanden eine Stelle bei einem Bäcker für ihn, wo er „vom Regen in die Traufe“ gekommen sei und ausgebeutet wurde. Er habe dort zwar ein Zimmer mit zwei Gesellen teilen können, aber die Arbeit war sehr hart: Sechs-Tage-Woche mit 16 Stunden am Tag für 10 Mark die Woche, was L. als übertariflich bezeichnet.

Der Bäcker, der für ihn die Erziehungsberechtigung hatte, droht ihm damit, dass er wieder ins Heim kommt, wenn er nicht pariert. L. hat diese Lehre durchgehalten und seinen Gesel-



lenbrief gemacht. Danach ist er zur Bundeswehr gegangen, da er nicht zurück in ein Heim wollte, aber eben noch nicht volljährig war.

Mit 21 Jahren – mit der Volljährigkeit – hat er versucht, vom Jugendamt seine Akte zu erhalten, da er unter anderem wissen wollte, ob es rechtens war, dass er vom ersten Lohn seinen letzten Heimaufenthalt selber hatte zahlen müssen. Aber das Jugendamt verweigerte ihm die Akteneinsicht.

Nach der Bundeswehrzeit hat er als Bäcker gearbeitet. Zu dieser Zeit (Anfang der 70er Jahre) hat er seine jetzige Frau kennengelernt, eine Begegnung, die damals jedoch noch nicht in einer Beziehung resultierte. Er ist zunächst aus Süddeutschland weggezogen und hat sich eine besser bezahlte Stelle als Bäcker in einer Großstadt in einem anderen Bundesland gesucht. An die Zeit in dieser Stadt denkt er gerne zurück, er hat Freundschaften geschlossen, ist in einen Boxverein gegangen und hat vieles nachgeholt – auch „viel Scheiße gebaut“, wie er von sich selbst sagt.

Er macht sich mit einer Firma selbstständig, aber da er keine Ahnung von Geld hat, geht er pleite. Nach dem Konkurs geht er zurück nach Süddeutschland, arbeitet in verschiedenen Jobs, unter anderem als Bäcker und als Holzfäller und heiratet 1983, wobei er nach 3 Jahren schon wieder geschieden ist.

Nach der Scheidung lebt er in einer süddeutschen Großstadt in einem Hinterhaus, das er mühsam 1 ½ Jahre lang von Grund auf renoviert. Da ihm die Renovierung so gut gelingt, beschließt der Sohn des Hausbesitzers, selbst dort einzuziehen. L. ist so empört über diese Ungerechtigkeit und so enttäuscht über die Vergeblichkeit seiner Arbeit, dass er das Haus anzündet. Er wird daraufhin wegen Brandstiftung zu 2 ½ Jahren Gefängnis verurteilt. Nach dem Gefängnisaufenthalt lebt er sieben Jahre lang ohne festen Wohnsitz auf der Straße. Das war die schönste Zeit seines Lebens.

Es ist die Unabhängigkeit, die ihm an dieser Art zu leben so gefällt. Man muss sich mit niemandem auseinandersetzen: begegnet einem ein „Arschloch“, kann man ihm einfach aus dem Weg gehen. Er hat in dieser Zeit viel erlebt; ist bspw. nach Paris zu einem Konzert der Rolling Stones getrampt, hat die Mosel rauf und runter „abgelatscht.“ Aber diese Zeit hatte gesundheitliche Konsequenzen, über die er nichts Genaueres sagt. Als er ca. 1999 in einer größeren Stadt in Süddeutschland überwintern will und bei einem Wohlfahrtsverband „landet“, besorgt man ihm eine schöne kleine Wohnung und überredet ihn, nicht wieder auf Wanderschaft zu gehen.

2002 hat er zu seiner Frau wieder Kontakt aufgenommen. Sie war gerade geschieden und ihre Kinder waren bereits erwachsen. Heute will er in Ruhe mit ihr alt werden. Sie leben zusammen im Hinterhaus eines Anwesens, das der Mutter seiner Frau gehört. Das haben sie

der Mutter abgekauft, teilweise mit dem Geld aus dem Fonds. 2013 haben sie geheiratet – im gleichen Jahr, in dem L. in Rente gegangen ist. Davor hat er bei seiner Frau, die einen Gewerbeschein hatte, unter anderem als Fahrer gearbeitet. Vor einigen Jahren hatte L. einen Unfall mit Schädelbasisbruch, durch den er geringfügige kognitive Ausfallstörungen hat. Er spricht mit seiner Frau viel über die gemachten Erfahrungen, sie sei seine „Therapeutin.“

### **Anlauf- und Beratungsstelle**

Die Anlauf- und Beratungsstelle haben L. und seine Frau in sehr guter Erinnerung. L. hatte zunächst sehr viel Skepsis in Bezug auf den Fonds und er hätte sich ohne ihre Unterstützung und Ermutigung vermutlich nicht dort gemeldet.

Sein Hauptanliegen war das Geld. Aber mit seiner Frau hat er auch darüber diskutiert, wie man denn überhaupt feststellen wolle, was eine verkorkste Kindheit, ein verkorkstes Leben wert sei.

Die Sachbearbeiterin in der Anlaufstelle habe gut zugehört und sich richtig eingesetzt. L. hat ihr zu Weihnachten aus Dankbarkeit ein Lebkuchenpaket gebracht.

Ein Kritikpunkt von L. und seiner Frau besteht darin, dass die Betroffenen in Vorleistung gehen mussten, obgleich manche nicht mal das Geld für eine Fahrkarte nach München gehabt hätten. Insgesamt fanden sie die Prozedur mit dem Einreichen der Rechnungen „ein wenig umständlich.“

### **Alt gewordene Eltern**

Etliche Interviewpartner\*innen sind aktuell noch oder waren bis vor kurzem mit ihren alt und pflegebedürftig gewordenen Eltern beschäftigt. Sie kümmern sich, wenn sie nicht schon früher alle Brücken abgebrochen haben, tun dies aber häufig mit großer Ambivalenz.

*„Ja, die war mit 65 total verblödet, unsere Mutter. Windeln an, mit 65! Ich hab gesagt, du sollst dich schämen, andere Leute arbeiten in deinem Alter! Ich hab Kollegen, die arbeiten noch. Da hat sie schon Windeln gebraucht, dann konnte sie schon nimmer – also mit 65 Jahren!“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Und sie [die Mutter] hat mir so leidgetan, und wir haben dann, damals hieß es Vormundschaft, eine Betreuung für sie übernommen, und die hatt' ich 32 Jahre, bis sie gestorben ist.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Zum einen wird immer wieder deutlich, wie tief die Verletzungen noch sind, die in der Kindheit durch Gewalt, Ablehnung und Vernachlässigung entstanden sind. Zum anderen ist das Verantwortungsgefühl bei vielen sehr ausgeprägt, wollen sie doch nicht so sein „wie die“.

*„Weil jetzt sind sie ja im Pflegeheim, beide Eltern. Ich hab da in ihrer Wohnung – die wollen die Wohnung nicht aufgeben, aber ich hab alle Vollmachten, muss mich um alles kümmern, die ganzen Rechtsgeschäfte [...]. Und da hab ich einen Karton gefunden mit Postkarten. Die hab ich alle durchgelesen, also wo sie war, in Bars, ihre Freundinnen, und was sie alles geschrieben hat. Und während wir im Heim waren, war sie in Italien am Gardasee, Südtirol. Wenn ich jetzt sehe, Mutter hat immer nur an sich gedacht...“ (Mann, 1950er Jahre)*

## 6.4 FORMEN VON GEWALT

Die ehemaligen Heimkinder machten zu einem größeren Teil auch in ihren Herkunftsfamilien – sofern sie diese überhaupt kennenlernen konnten – Gewalterfahrungen.

### **Körperliche Gewalt**

Körperliche Strafen galten in den 1950er und 1960er Jahren als adäquates erzieherisches Mittel, waren in Familien und Schulen weit verbreitet. So wird von schlagen, prügeln, Watschn, Dresche und verschiedenen anderen Spielarten der Prügelstrafe erzählt. Geschlagen haben nahezu alle Eltern oder mit der Erziehung betrauten Personen. Interviewpartner\*innen, die betonen, sie seien von den Eltern nicht körperlich bestraft worden, sind in der Minderheit. Das Tableau der körperlichen Strafen reicht von gelegentlichen Ohrfeigen bis zu systematischen Prügelattacken und Auspeitschen. Dabei wurden Kochlöffel, Teppichklopfer, Stöcke und Peitschen verwendet.

Manche Interviewpartner\*innen äußern für die Prügel in der Familie unter der Bedingung Verständnis, dass der Anlass für die Schläge begreiflich ist und die Strafe als angemessen erlebt wird. In solchen Fällen werden die Strafen als ‚im Rahmen‘ und ‚normal‘ empfunden. Überhaupt werden Körperstrafen als Erziehungsmittel nicht grundsätzlich abgelehnt.

*„Das andere, dass man Schläge gekriegt hat und so, das – ich sag heute, wenn mal ein Kind eine auf den Arsch kriegt, wenn´s Scheiße baut oder keinen Respekt hat, hat noch keinem geschadet. Nur ins Gesicht und so, das geht gar nicht.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Die Schläge in der Familie werden eher hingenommen, wenn die Kinder die Überforderung der Eltern nachvollziehen können und wenn zumindest zeitweise auch das Gefühl entstehen kann, als Kind von den Eltern angenommen und geliebt zu werden.

Wenn die im Heim erlebte Gewalt von den eigenen Eltern akzeptiert wurde und von diesen selbst noch zusätzlich Gewalt ausgeübt wurde, war das Leid der betroffenen Kinder besonders ausgeprägt.

*„Da hat meine Mutter gesagt zu der Schwester damals, da kette ich jeden an ein Eck im Zimmer. Und es war so. Und es gab eine Peitsche auch zu Hause dann. So mit 20 Striemen, so eine kurze, wir wurden auch geschlagen. Wie ich sagte, von den eigenen Eltern dann, hat man nicht erwartet, und da war man ja schon älter, und das hat mehr wehgetan als die im Heim.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Unsere Interviewpartner\*innen erzählen von Versuchen, das grausame Verhalten der Eltern zu deuten. Natürlich sind den Kindern die Traumatisierungen der Eltern verschlossen geblieben, aber das gesellschaftliche Umfeld hat, wie oben gezeigt, die Traumata des Krieges abgespalten. So können die Deutungsversuche nur retrospektiv unternommen werden.

*„Also ich kann mich erinnern, bevor die Schulzeit war, da war er eigentlich sehr nett zu mir. Und ich hab' halt auch gehört, dass er, als ich noch ein Kleinkind war, sehr stolz drauf war, dass er in seinem Alter halt noch so ein Kind bekommen hat. Da versuch' ich manchmal dran zu denken, ja?, die guten Sachen, die er hatte. Also ich kann mich erinnern nur an so verschiedene Aussagen meiner Mutter, dass mein Vater gesagt hat zu meiner Mutter: Zieh ihr doch das Höschen an, da schaut sie so nett drin aus. Zieh ihr das Strampelhöschen an. Und dann ist er stolz wie Oskar mit mir im Kinderwagen da rumgeschoben, ja, hat sie mir erzählt, dass er so stolz war und, hach!, überall sein Kind vorgezeigt hat. Da denk' ich mir schon, Wahnsinn, ne? Und das war halt noch vor der Schulzeit. Aber wo ich dann immer älter wurde ... Mein Vater hatte einen Menschenhass entwickelt...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Familiäre Gewalt präsentiert sich manchen Kindern gegenüber als kompromisslos und extrem bedrohlich. Verbunden mit der Ablehnung des Kindes und mit Auslöschungsphantasien wird die Gewalt durch die Eltern als ungehemmt zerstörerische Kraft erlebt.

*A: ... die Kinder waren nur eine Belastung, zu dem er [der Vater] im Grunde genommen sagte, dass wir nicht wert sind das Brot, das wir essen.*

*I: Hat er das explizit so gesagt?*

*A: Ja, ja. Ja, natürlich. Und er würde uns lieber erschlagen, aber die Gefahr, ins Gefängnis zu gehen, sei ihm zu hoch. Die Gewalt drückte sich also in der Regel zwei, drei Mal in der Woche Prügel mit dem Gummischlauch – ich bat, weg – nachdem ich nirgends hinkonnte, hab ich gebeten, ins Heim zu kommen. (Frau, 1950er Jahre)*

Die Ausweglosigkeit, die für die Tochter mit diesen Gewaltexzessen verbunden war, die eindeutige Tötungsdrohung, wird in dieser Interviewpassage deutlich. Der einzige Weg, dieser Bedrohung zu entkommen, schien das Heim zu sein – weg vom Vater, aber hinein in eine neue Dimension von Gewalt (s. Kapitel 7). Das Heim als Fluchtort, als einzige Chance der elterlichen Grausamkeit zu entkommen, wird von mehreren Interviewpartner\*innen geschildert.

*„Ich war dreimal, hab ich – bin per Anhalter [...] 17km gefahren, und bin zum Jugendamt gegangen. Hab gebeten, dass sie mich ins Heim bringen, in der Hoffnung, dass ein Heim besser ist als zu Hause natürlich. Aber die haben meine Eltern angerufen, und meine Eltern hatten einen so genannten guten Ruf. Ja. Und die Konsequenzen waren, dass ich die Familie schlechtmache und dafür geprügelt wurde.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Solange sie für ein Verhalten bestraft werden, das sie selbst als falsch bewerten, besteht seitens der Kinder auch ein gewisses Verständnis für ihre Eltern. Strafen werden aber als besonders schmerzhaft erlebt, wenn die Kinder für etwas bestraft werden, das sie nicht begangen haben oder das sie nicht ändern können.

*„... ich denk' mal, ich hab' eine Dyskalkulie gehabt. Ich bin sehr gut, sehr gut in Sprachen und sehr gut in Deutsch und alles, aber ich hab' Rechenschwierigkeiten, bis heute noch. Und das hat mein Vater dann gemerkt, dass die Note schlecht war; und er hat dann gemeint, er muss es mir mit Schlägen eintrichtern. Also es war wirklich die Hölle. Also ich bin zu Hause gewesen, allein, meine Mutter musste dieses Geschäft – er hat ja immer wieder ein Geschäft aufgemacht, und meine Mutter musste alles bezahlen, diese Art Mann, der Schulden macht, der immer irgendwelche Ideen hat; und dann muss die Frau das wieder graderücken, ne? Und – ja. Und das Kind allein daheim, und Vater arbeitet nicht, weil er wieder Schmerzen hatte, kommt schlechtgelaunt nach Hause und ...“ (Frau, 1950er Jahre)*

## **Einsperren**

Das Einsperren als Strafe – eine durchaus gängige Praxis in den Heimen – kam auch in Familien vor.

*„.... oben in der Wohnung war noch so dieser – [...] Das Kammerl, so ein Vorratskammerl oder was – [...] Ein ganz dunkles Loch. [...] Ja, und da hat der Opa dann immer gebastelt. [...] Eingesperrt worden sind wir auch in das Kammerl. Dunkel, und der Lichtschalter war außen.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Eine andere Form des Einsperrens, die eher als Vernachlässigung einzustufen ist, wird von Kindern alleinerziehender Mütter berichtet. Weil diese Frauen arbeiten gehen mussten und keine Betreuung für das Kind hatten, sperrten sie ihre Kinder in der Wohnung ein.

*„Und dann einmal war ich wieder in einem Zimmer, da war's eigentlich ein bisschen schöner, war nicht unterm Dach, weil da konnte ich auf die Straße schauen, [...]. Da konnte ich da beobachten, sie [die Mutter] ging weg und hat mich eingesperrt. Also ich konnte dann – da war ein Töpfchen und Essen war auch nicht genügend da (weint).“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Und dann in den Ferien, und dann hat meine Mutter – ist arbeiten gegangen, hat mich dann in den Ferien eingesperrt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

## **Sexualisierte Gewalt und Grenzverletzungen**

Sexualisierte Gewalt und Missbrauch erlebte ein Teil unserer Interviewpartner\*innen (auch) im familiären Umfeld.

*„Mein Erzeuger ist zu dem Zeitpunkt wieder dann in mein Leben getreten [...]. Der hatte dann eine Lebensgefährtin in der Nähe von X, die hat er dann auch geheiratet ... Halt, halt, halt! Jetzt muss ich aufpassen, jetzt muss ich aufpassen. – Der war dann wieder draußen, hat dann, genau, hat dann irgendwo, ich weiß es nicht, gearbeitet wo; und wir haben dann immer wieder, wenn ich Ferien g'habt hab' oder am Wochenende, wenn der Ausgang g'habt hat, so war's, waren wir in F., wo meine Oma im Heim war. Dann waren wir auch in einer Pension, und das ist ja dann das, wo dann das [...] irgendwann, das nämlich dann, wo er mich sexuell missbraucht hat.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Das Ungeheuerliche, das Unaussprechliche dieser Tat wird in dem Zitat noch heute, Jahrzehnte später deutlich.

Es gibt auch Interviewpartner\*innen, die von systematischem Missbrauch erzählen, von Verkauf werden, von Vergewaltigung durch Halbbrüder, Verwandte, Bekannte aus dem familiären Umfeld.

*„Gewalt, körperliche Gewalt, sexuelle Gewalt, und war täglich [...] ich wurde zum ersten Mal von meinem Halbbruder sexuell vergewaltigt, im Alter von elf Jahren. Weitere Vergewaltigungen kamen durch die Angestellten meiner Mutter, die einen kleinen Betrieb hatte usw. Bevor ich 15 war, hab ich zusammengestellt eine Liste von 36 mal vergewaltigt zu werden von Leuten, wo ich mich sogar die Namen erinnere.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In der Erzählung über den brutalen Missbrauch durch fremde Männer, zu denen sie von einem Bekannten der Mutter gebracht wurde, erscheint das ungeheuerliche, grausame Erlebnis der Kindheit in bizarren Bildern.

*„Was macht der Kerl? Der reißt an meiner Unterhose rum! Dann hab' ich ..., ich verteidige meine Unterhose! Dann hat er gesagt, nein, macht nichts, ich pass' ja da und ich mach' ja nur und dadidadadadada ... Aber das hat mich nicht interessiert, ich war so widerspenstig. Und daraufhin wurde er natürlich auch sauer und hat mir halt, zack!, Finger nach vorne, Finger hinten, ne?, weil er sauer war; hochgehoben ... Die anderen, die haben da natürlich Angst gekriegt, und einer hat g'sagt, so, ich hol' jetzt den M. – Nein, nicht! Und M. holen, M. nicht holen, dadidada, ging so hin und her. Jedenfalls einer hat dann doch den M. geholt. Der ist gekommen und hat dann mit der Gerte auf dem seinen Kopf eingedroschen. Aber da war ich schon oben an der Decke. Ich seh' mich – ich seh' von oben, wie der mit der Gerte auf dem Typen seinem Kopf einschlägt. Und er hatte den Spitznamen Schweinebacke, hab' ich später erfahren. Der hat noch einen Zwölfjährigen vergewaltigt. Also das war so sein Ding mit den sexuellen Übergriffen.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Von Grenzverletzungen ist aber auch schon dann zu sprechen, wenn die Kinder bei sexuellen Handlungen der Erwachsenen dabei sein müssen, wenn sie beispielsweise die Mutter bei ihrer Arbeit als Prostituierte miterleben, sei es aus Gleichgültigkeit der Erwachsenen, sei es aus räumlicher Beengtheit, sei es weil die Mütter keine Betreuung für das Kind hatten oder auch weil die Anwesenheit von Kindern von manchen Erwachsenen als sexuell erregend erlebt wurde.

In der folgenden längeren Interviewpassage wird deutlich, wie die Kinder – ein Geschwisterpaar) – versuchen, die Situation, der sie wohl öfters ausgeliefert waren, zu normalisieren.

*AW: Wir haben ja z.B. auch, also ich z.B., weil meine Mutter – wir haben 's ja auch schon früh von der Oma erfahren, dass unsere Mutter anschaffen geht in N., weiß ich nicht, mit zehn oder was, und das Schöne war ja, die haben sich da in N. so ein Zimmerle gemietet, da war bloß so ein Schrank drin dazwischen, daneben ein Tisch und ein Stuhl, Oma hat z.B. von den Türken abkassiert, die wo danach im Nebenzimmer über ihr Frau Töchterchen drüber gestiegen sind, über meine Mutter und die Tante.*

*AM: Also man kann sich das so vorstellen, da war draußen das Zimmer, und da war ein kleiner Vorraum mit einem Tisch.*

*AW. Wir haben halt dann immer da gemalt, gespielt –*

*AM: Und da saß eine Schlange von Gastarbeitern, gehen da raus, fünf, sechs, sieben Stück, drinnen lagen die zwei Töchter auf dem Bett. Und die Oma saß da wie die Klofrau und hat kassiert und hat das Geld eingesackt. Und die sind dann immer rein für 10 Minuten oder so. Und wir waren da vorn und haben gespielt draußen. Für uns war das ganz normal. Wenn die anderen erzählt haben, [unverständlich] das haben wir schon alles [unverständlich] das war für uns ganz normal, das war nichts Besonderes für uns. Das war normal für uns, da war ich nicht erschüttert, wie [unverständlich] war für uns nichts Schlimmes. Irgendwie war's auch interessant, weil man interessante Leute auch kennengelernt hat. Auch die Freundin von unserer – die Erni, von der Mutter, mit der Perücke. Die hat dann für uns Kinder immer gestohlen beim C&A. Klammotten, Zeug, die schönsten Sachen hat's gestohlen. (Geschwisterpaar, 1960er Jahre)*

## **Psychische Gewalt und Vernachlässigung**

Die Spielarten der psychischen Gewalt, die im Kapitel 7 für die Heimerziehung ausführlich beschrieben werden, finden sich auch in den Erzählungen der Interviewpartner\*innen über ihre Herkunftsfamilie wieder.

## **Ablehnung – Bedrohung – Vorenthalten von Zuwendung – Abschieben**

Eine der folgenreichsten Varianten der psychischen Gewalt gegenüber Kindern ist die Ablehnung der Kinder durch die Eltern. Die Erfahrung ungewollt geboren zu sein, mussten viele der Interviewpartner\*innen machen. Relativ häufig finden sich Erzählungen über Abtreibungsversuche, von denen die Kinder später durch die Mütter selbst oder durch andere Verwandte erfahren haben.

*„Und das ging ja mit Abtreibungsversuchen in meinem Fall los, und es war existenziell bedrohlich, was ich mit meiner Mutter, mit meiner Kleinfamilie daheim hatte. [...] Und dass ich als jetzt drittes gemeinsames Kind eins zu viel war und dass sie mich nicht – dass das einfach finanziell ganz große Scheiße war und drum auch mich nicht haben wollten. Aber mich stimmt jetzt nicht, die haben ja nicht den Namen für mich schon gehabt oder sowas, sondern nur dieses Kind, was da unterwegs war, und haben dann ihre Abtreibungsversuche mit mir unternommen, auch bei so einem Engelmacher schlussendlich, hat alles nicht geklappt. [...] Ich hab das rausgefunden, indem ich nachgefragt hab, ich weiß es von meiner Mutter. Ja.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„...mich wollten sie auch wegmachen. Das war von meiner Oma eine Freundin, bei der Frau war ich noch, die war über 90, war ich bei der daheim mit meiner Oma. Und die wollte auch mit Stricknadeln Fruchtblase aufstechen, wo ich drin war – (...) Mit Seifenlauge, Mottenkugeln essen. Dann wo ich ein Kind war, schön kalt geduscht und im fünften Stock ans Fenster hingehockt im Winter. So Sachen haben die mit mir gemacht, dass ich halt den Löffel abgebe.“ (Mann, 1960er Jahre)*

Das „Wegmachenwollen“ setzt sich in diesem Fall nach der Geburt fort. Er hat seiner Einschätzung nach nur überlebt, weil ihn der Großvater adoptieren wollte.

Den Säugling lebensbedrohlich zu vernachlässigen, ist eine weitere Spielart, die Existenz dieses Kindes ungeschehen zu machen.

*„Anscheinend wurde sie [die Mutter] aber dann mit dem Säugling wieder nach X zurückgeschickt. Sie lebte dort in einer kleinen Wohnung, der Säugling war aber nicht alt. Der Säugling war – wie alt war ich? Gar nicht alt. Vier, fünf, sechs Wochen, irgend sowas in der Richtung. Ja, und dann hat sie diesen Säugling einfach alleine in der Wohnung liegenlassen. Die Nachbarn haben dann wohl gehört, dass das Kind ständig geschrien hat, also so haben es mir meine Pflegeeltern erzählt, und dann ist wohl die Polizei gekommen und hat den völlig – also ich spreche jetzt in der dritten Person Singular. [...] weil sonst würde es, glaub ich, gar nicht gehen, wenn ich den Ichbezug herstellen würde. Die Polizei hat den sechs Wochen alten Säugling, völlig entkräftet, halb verhungert, brüllend aus dieser Wohnung rausgeholt, erstmal ins Kinderkrankenhaus, aufgepöppelt. Und meiner Schwester hat sie erzählt, ich hätte eine Lungenentzündung gehabt. Lebenslüge.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Manchmal traf die Bedrohung auch ein Geschwisterkind.

*„Und dann ist meine Schwester noch gekommen, aber die hat sie nicht so mögen. Also weiß ich noch, die war mit meinen Brüdern in der Baugrube und im Krabbelalter, weil sie gekrabbelt ist, ist – das Bild hab ich heut noch vor mir – und hätt immer Mama geschrien, und sie hat gesagt, nein, hat sie gesagt, die verkauf ich sowieso, also was soll ich die lang mitnehmen. Also immer war die Rede davon, also meine Schwester wird verkauft.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen, die zu einer solchen Ablehnung von Kindern führten, sind weiter oben schon beschrieben worden: Uneheliche Kinder, ungewollte Schwangerschaften, Armut, Empathielosigkeit der Eltern aufgrund eigener psychischer Probleme, gesellschaftliche Ausgrenzung und Stigmatisierung.

Es gab aber auch Kinder aus gut situierten Familien, die von ihren Eltern bewusst ins Heim abgeschoben wurden, weil sie in der neuen Beziehung störten oder nicht ins Familienbild passten.



Demütigungen durch die Eltern oder Bezugspersonen werden vor allem im Zusammenhang mit der erlebten Ablehnung durch die Eltern oder durch einen Elternteil berichtet. Die Kinder entsprachen nicht den elterlichen Vorstellungen und wurden in abwertender Weise mit ihren angeblichen Unzulänglichkeiten, Unfähigkeiten und Fehlern konfrontiert.

*„Mein Problem war: Ich hab’ mit drei Jahren hatte ich Meningitis bekommen, die nicht behandelt wurde. [...] Es war immer so der Leitsatz [in der Familie]: Immer nur lächeln, immer nur lächeln, nach außen hin. Und ich hab’ nicht da reingepasst. Ich hab’ nämlich dann, bedingt durch die Krankheit, wurde ich spastisch als Kind, hatte Probleme mit der Feinmotorik; hatte einen Sprachfehler, konnte kein R, kein Sch, kein S, kein Ch sprechen und so weiter. [...] an mir wurde immer nur rumkritisiert, ich hatte das Gefühl, mit mir muss man sich schämen...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Liste der Ablehnungsgründe, die zu Demütigungen und Entmutigungen führten, ließe sich verlängern: Das falsche Geschlecht, der falsche Vater oder die falsche Mutter, die fehlende Begabung, das fehlende Geschick, etc.

*„Und hab dann Briefe von meinem Vater gelesen, das ist ja so unglaublich, ich hätte sowas nicht gedacht. [...] Ich konnte dann also sehr gut nachvollziehen, in welcher wirklich intriganten furchtbaren Art mein Vater mit Leuten vom Jugendamt sich zusammengetan hat. [...] Einem hohen Beamten vom Jugendamt, dem hat er geschrieben, also dass ich dringend wieder [...] also am besten in ein total geschlossenes Heim soll. Und er hat jetzt vor, dem Vormundschaftsrichter das und das zu schreiben. Aber er schickt ihm erstmal, dem Jugendamt-Mann, das zu, der soll beurteilen, ob man damit auch durchkommt. Und wenn nicht, dann soll er’s in den Papierkorb werfen, und dann soll der Jugendamt-Mann ihm sagen, was er schreiben soll, damit es durchgeht. In den 50er Jahren war es so, wenn du einen Titel gehabt hast und Geld gehabt hast, hast du alles machen können.“ (Mann, 1940er Jahre)*

## **Verwahrlosung**

Auch die Verwahrlosung, von der die Interviewpartner\*innen berichten, tritt in verschiedenen Varianten auf. Sie konnte aus dem bewussten oder unbewussten Wunsch resultieren, das Kind ungeschehen zu machen, sie konnte aber auch der Überforderung der Eltern und der prekären Lebenslage der Familie geschuldet sein.

*AM: Also ich war – wie sie dann mal kam wieder, seine Schwester besuchen, haben sie gesehen, ich war da in so einem Bettstadel, so weiße Stäbe, und war da quasi nackt in der Scheiße, und das hat mir dann mein Bruder erzählt. Wir haben nicht mal die Grundversorgung gekriegt, nicht mal regelmäßig Essen.*

*AW: Weil die Türken, die Jugos-Lokale haben [unverständlich] wenn die Mama mal irgendwo wieder draußen in einer anderen Wirtschaft beim Trinken war, haben sie uns unterm Tisch Zigaretten gegeben mit sechs, sieben, acht Jahren. Haben wir dann unten gedampft.*

*AM: Von den Besoffenen hat’s immer Geld gegeben.*

*AW: Ja, [...], Mutter besoffen am Tisch getanzt hat, wir waren da eigentlich immer viel dabei in den Wirtschaften. (Geschwisterpaar, 1960er Jahre)*

*„Und dann sind immer zwei Zimmer so abgegangen. Also da bist du gleich vom Treppenhaus ins Zimmer, und dann war nochmal ein Zimmer. Da kann man nicht mit Kindern und – ich weiß, also ich hab ja ein ganz, ganz frühes Erlebnis. Hab ich also, glaub ich, einen Schreikrampf oder was gehabt, in ein Kissen eingewickelt war, und irgendwo in einer Ecke im Treppenhaus oder unterm Treppenvorsatz gelegen bin. Vermute ich mal, dass da halt in der Wohnung da die Party war oder die Geschäfte und sie mich halt dann da versteckt hat derweil, dass ich nichts mitkrieg. Kleine Kinder schlafen ja viel. Aber wenn man dann wach wird und (stöhnt)“ (Frau, 1940er Jahre)*

## 6.5 JUGENDHILFE (K)EINE HILFE?

Die Gründe für das Eingreifen des Jugendamtes waren damals wie heute – wie gezeigt – zum Teil durchaus nachvollziehbar. Das Kindeswohl war in vielen Familien der ehemaligen Heimkinder zweifellos gefährdet. Sie waren teilweise von Gewalt bzw. Vernachlässigung betroffen und wuchsen zum Teil in äußerst prekären Verhältnissen und unter destruktiven Sozialisationsbedingungen auf.

Nach einer aktuellen Langzeitstudie in der stationären Jugendhilfe sind die Gründe für die Unterbringung der Kinder im Heim vor allem psychische, körperliche oder sexualisierte Gewalt, psychische und physische Erkrankungen der Eltern, Suchtverhalten, eingeschränkte Erziehungskompetenz oder das Fehlen einer Bezugsperson (vgl. Höfer et al. 2017). Gründe also, die mit einer Gefährdung des Kindeswohls zusammenhängen können und sich auch bei ehemaligen Heimkindern wiederfinden.

Dennoch zeigt sich ein bestimmtes zeitabhängiges Muster: Vom Eingreifen des Jugendamtes – und der Unterbringung im Heim – waren vor allem Kinder aus sozial benachteiligten, aus armen Familien betroffen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass eine Abweichung von der Fiktion der ordentlichen Familie zu paternalen Eingriffen des Staates führte. Das behördliche Misstrauen richtete sich vorrangig gegen ledige Mütter, deren angeblich ‚liederlicher‘ Lebenswandel per se eine Heimunterbringung rechtfertigte. Die verbreitete Stigmatisierung unehelicher Kinder fand ihren Ausdruck auch darin, dass die Einsetzung von Amtsvormündern obligatorisch war. Einweisungen ins Heim erfolgten häufig willkürlich und ohne ausreichende behördliche/gerichtliche Kontrolle.

Die Beispiele von Kindern oder Jugendlichen, die ein Entkommen aus der familiären Hölle suchten, indem sie selbst das Jugendamt um eine Heimunterbringung baten, spiegeln dieses Muster wider. Die Hilferufe dieser Kinder wurden dann nicht gehört, wenn deren Familien nach außen dem Bild einer ordentlichen Familie entsprachen, wenn sie wirtschaftlich einigermaßen abgesichert waren oder gar über einen gehobeneren Status verfügten.

Diese Praxis war dadurch begründet, dass Jugendhilfe in der frühen Bundesrepublik und bis zur Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes 1990 auf der Grundlage des Reichsju-

gendwohlfahrtsgesetzes aus der Weimarer Republik agierte. Die Jugendhilfe hatte vor allem die Aufgabe, die Versorgung von Waisenkindern sicherzustellen und eine (drohende) Verwahrlosung der Kinder und Jugendlichen zu verhüten (Reichsgesetzblatt Nr. 54 vom 29. Juli 1922).<sup>59</sup> Dies könnte die Konzentration von Jugendamtsaktivitäten auf sozial benachteiligte Milieus erklären. Professionelle Hilfen für Eltern waren kaum vorgesehen.

Was die familiäre Gewalt von der Gewaltausübung im Heim in vielen Fällen zu unterscheiden scheint, ist das Fehlen eines Plans. Elterliche Gewalt ist brutal und demütigend, aber sie folgt selten einer erzieherischen Idee, ist oft Ausdruck von Überforderung und eigenem Leiden und kann von den Kindern eher verziehen werden. In der Institution hingegen wird systematisch und planvoll gestraft. Es geht darum, den kindlichen Willen zu brechen. Es werden Methoden angewendet, die militärisch geprägt sind und noch den Geist des Nationalsozialismus atmen. Erniedrigung und Demütigung sind die Ziele der vorgeblich pädagogisch motivierten Bestrafungen im Heim. Die Eltern hingegen schlagen um sich. Auch Eltern können ihre Kinder demütigen, klein halten und Mobbing betreiben. Sie bleiben aber die Eltern – und deren Kinder übernehmen, wie wir gezeigt haben, nicht selten die Verantwortung für deren Handeln.

*„Ja. Also die Kinder wissen ja, dass sie aus der Familie geholt werden, weil es hinten und vorn nicht stimmt. Entweder sie sind misshandelt worden oder die Eltern sind nicht tauglich oder was. Und dann kommen sie da in so ein Heim, und dann werden sie ja schon so empfangen, ah ja, wissen wir schon, bist ja schon ein Schläger, und dein Vater und deine Mutter, du brauchst dich gar nicht so aufführen und so, wir wissen ja, wo du herkommst und Blablabla. Solche Sachen dürfen nicht sein. Und das lässt man sich so oft durchhängen. Und man darf da auch keine Wertung nicht reinlegen, dass man sagt, deine schlechten bösen Eltern, sondern einfach nur aufs Kind schauen, das Kind behandeln und sagen, du sollst dich da wohlfühlen. Und wenn wir was reden mögen oder auch Fragen zu deinen Eltern, warum ist das mit deinen Eltern so, dass die Leute so geschult sind, dass die dann nicht später irgendwo sich beim Psychiater anmelden müssen, sondern dass die den Spielraum und die Zeit haben, dass sie sich damit auseinandersetzen können. Dass da der Faden nicht ganz abreißt, weil selbst die schlechtesten Eltern sagen, ich liebe meine Kinder, ja. Wenn das besser funktionieren würde, dann täten die Kinder auch nicht so einen Stempel kriegen, oh Gott, ich bin ja so ein Versager, weil meine Eltern sind Versager. Ich weiß nicht, da könnte man schon was machen.“ (Frau, 1940er Jahre).*

---

<sup>59</sup> Quelle: [http://www.inklusion-als-menschenrecht.de/data/user/Dokumente/Gesetze/Reichsjugendwohlfahrtsgesetz\\_1922.pdf](http://www.inklusion-als-menschenrecht.de/data/user/Dokumente/Gesetze/Reichsjugendwohlfahrtsgesetz_1922.pdf).

## 7 DAS LEBEN IM HEIM UNTER DEM FOKUS AUF GEWALT

Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit den vielfältigen Formen von Gewalt, denen Mädchen und Jungen im fraglichen Zeitraum in Heimeinrichtungen ausgesetzt waren. Zur besseren Übersichtlichkeit werden die einzelnen Gewaltformen (strukturelle, körperliche, sexualisierte, psychische Gewalt, Vernachlässigung) getrennt voneinander behandelt. Tatsächlich zeigen aber unsere Befunde, dass Kinder in vielen Heimen einer Kombination mehrerer Gewaltformen ausgesetzt waren. Im Folgenden werden Angaben darüber gemacht, in welchem Ausmaß die befragten ehemaligen Heimkinder von den jeweiligen Gewaltformen betroffen waren und wie sich das Gewaltgeschehen aus ihrer Sicht darstellte. Es wird gezeigt, dass die Anwendung von Gewalt in vielen Heimen Teil des alltäglichen Erziehungsrepertoires war und mithin systematischen Charakter hatte. Es wird auf die Bedeutung der Zeugenschaft von Gewalt ebenso fokussiert wie auf die Rolle der zuständigen Jugendämter, die ihrer Aufsichtsfunktion zum Schutz der untergebrachten Kinder nicht nachgekommen sind. Zuletzt werden in diesem Abschnitt auch positive Funktionen der Heime (insbesondere im Sinne des Schutzes vor aversiven Familienverhältnissen) aus der Sicht ehemaliger Heimkinder dargestellt.

### 7.1 STRUKTURELLE GEWALT

Man kann von allen Heimen behaupten, dass sich in ihnen ein komplexes Arrangement von Vorschriften, Regeln und Sanktionspraktiken um die in ihnen untergebrachten Mädchen und Jungen gruppierte. Dieser Umstand folgt einer institutionellen Logik, deren Ziel zunächst darin besteht, Abläufe zu organisieren und eine funktionierende Verwaltung des Alltags zu gewährleisten. Seit Foucault wissen wir, dass solche Formen der Organisation niemals losgelöst von Fragen der Macht und dem ihnen innewohnenden Potenzial an Unterdrückung betrachtet werden können (Foucault 1994). Die Berichte der ehemaligen Heimkinder zeigen, dass sich die strukturell angelegten Machtunterschiede in bestimmte Formen der Gewalt entluden, die zunächst nur in Ansätzen als physisch identifizierbar werden (Kappeler 2017a). Wir werden weiter unten sehen, dass diese Gewaltformen von besonderer Nachhaltigkeit sind und eine hohe Relevanz für die weitere Biografie besitzen. Die Akteure und Protagonisten der strukturellen Gewalt treten in so unterschiedlicher Gestalt auf, dass sie schwerlich als Täter zu identifizieren sind; vielmehr manifestiert sich ihr Wirken in den psychologischen Resonanzen ihrer Opfer. Die Willkür mancher Behörden, denen sich das erwachsene Heimkind bei der Beantragung von Leistungen ausgesetzt sieht, ist die Reinszenierung der Durchsetzung des Regelwerks im Kinderheim. Diese Regeln sind eingebettet in eine bestimmte raum-zeitliche Struktur, die wir in diesem Kapitel weiter unten genauer beleuchten werden. Auf der Basis dessen, was uns ehemalige Heimkinder berichten, kann man sagen, dass die

strukturelle Gewalt von zwei mächtigen Komponenten getragen wird: Der Undurchschaubarkeit und der Untentrinnbarkeit. An der konkreten Strafmaßnahme am Kind wird ein Anspruch exekutiert, der einem komplexen Geflecht aus Anforderungen, Notwendigkeiten, Überzeugungen und Ideologien entspringt. Dieser „erzieherische Überbau“ bleibt den Kindern aber vollkommen verborgen. Sie können die institutionelle und gesellschaftliche Struktur nicht erkennen, innerhalb derer sie dem Agieren traumatisierter Nonnen/Mönche und Erzieher\*innen im Nachkriegsdeutschland ausgesetzt werden (Kappeler 2010a; Frölich 2013). Es gibt kein Warum, alles ist, wie es ein Interviewpartner so treffend ausdrückt, „gegeben“. Es gibt aber tatsächlich keine Gegebenheiten, die die in unseren Erhebungen geschilderten Erziehungsformen rechtfertigen würden. Diese sind mithin „gemacht“ – nicht von Strukturen, sondern von Menschen.

*„Ja, da gab es viele Bettnässer dort. Ja, da wurden sie halt – haben sie halt eine Tracht Prügel gekriegt. Die Kinder konnten aber teilweise nichts dafür, weil wir hatten so Klos gehabt, und dann hieß es, die Kinder gehen jetzt alle ins Bett, und vor zehn Uhr darf keiner aufs Klo. Es wusste aber keiner, wann's zehn ist, wir hatten ja keine Uhr. Das war sehr schwierig dann.“  
(Frau, 1940er Jahre)*

Nichts deutet darauf hin, dass die Mädchen und Jungen verstehen sollten, welchen Sinn es hat, stundenlang Kartoffel zu schälen oder jeden Tag die Schuhe zu putzen; alles ist ritualisiert und institutionalisiert, alles ist Regel, Vorschrift und auf jeden Fall nicht zu hinterfragen. Das Verstehen bleibt der retrospektiven Analyse vorbehalten:

*„Dann haben die [...], das weiß ich auch von diesen ganzen anderen – durchgehend haben sie gearbeitet bis zum Abend. Dadurch hat man sich das Personal erspart. Das ist ja nun nicht so, dass die – den Kindern sagt man, ihr müsst da arbeiten, damit ihr später auch mal arbeits-, dass ihr fleißig seid – nein, nein, das war schlicht und einfach, um das Personal zu ersparen. Weil irgendjemand muss kochen, irgendjemand muss das Haus sauber halten.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es gibt also eine ökonomische Begründung für die Regel (Frölich 2013), aber es gibt keine Begründung für die Kinder, die dieser Regel ausgesetzt werden. Wichtig ist darüber hinaus der zweite oben erwähnte Aspekt, nämlich jener der Unentrinnbarkeit. Dieser ist so entscheidend, dass wir an anderen Stellen immer wieder darauf eingehen werden müssen. Alles, was im Heim passiert, steht immer in einem bestimmten Verhältnis zu seinen Alternativen; das Tatsächliche zeigt sich immer vor dem Hintergrund des Möglichen. Man kann sagen, dass sich die strukturelle Gewalt in den Heimen durchgehend in der unerbittlichen Abwehr des Möglichen zeigte. Die Vorschrift ist einfach nur Vorschrift. Sie beinhaltet keine Information darüber, wie etwas anders gemacht werden könnte, ihre Funktion besteht in der Minimierung, ja Auflösung, des Gestaltungsspielraums. Sie organisiert die Handlungen, das Denken, das Fühlen, den Alltag, das Leben der Mädchen und Jungen. Die Vorschrift reduziert den Verhaltensmodus der Kinder auf Befolgen und Nicht-Befolgen. In dieser Reduktion ist sie unerbittlich: Das Nicht-Befolgen führt zur Bestrafung, während das Befolgen zumeist nichts

anderes ist als eine potenziell erfolgsversprechende Überlebensstrategie. Wichtig ist, dass die Mädchen und Jungen dieser dichotomen Logik der Vorschrift nicht entrinnen können. Der gesamte Alltag ist von Vorschriften durchsetzt; fast alles Handeln ist Befolgung oder Regelbruch.

In der Wahrnehmung der Mädchen und Jungen ist die/der Heimerzieher\*in diejenige Instanz, die strukturelle Gewalt in andere Gewaltformen übersetzt. Aus einer analytischen Perspektive kann es aber wichtig sein, hier eine Unterscheidung zu treffen. Die strukturelle Gewalt ist insofern eine depersonalisierte Form der Gewalt, als häufig nicht erkennbar ist, von wem sie ausgeht (Galtung 1984).

Woraus konstituiert sich jener Zeitgeist, der es notwendig erscheinen lässt, in Massenschlafsälen untergebrachte Kinder zu verprügeln? Welche Prozesse münden in eine Heimordnung, die für die Kinder und Jugendlichen permanente harte Arbeit vorschreibt? Woraus begründet sich die Notwendigkeit bestimmter baulicher Arrangements? Welche ökonomischen Zwänge dienen als Rechtfertigung dazu, dass Mädchen und Jungen in Heimen Hunger leiden müssen oder mit ungenießbarem Essen abgespeist werden? All diese Fragen lösen sich auf in der konkreten Praxis der Erziehung, die uns von den ehemaligen Heimkindern berichtet wird. Wir erkennen nur ein Geflecht mächtiger Erwachsener, bestehend aus Erzieher\*innen, Heimleitungen, Polizei, Jugendamt und Handwerksmeistern, die einen unentrinnbaren Ring um die Heimkinder bilden, um deren Arbeitskraft auszubeuten, bestimmte Erziehungsvorstellungen durchzusetzen und institutionellen Notwendigkeiten Genüge zu tun. Es scheint, als würden sich all diese Akteure regelkonform verhalten. Strukturelle Gewalt bedeutet, dass die Regeln darin bestanden, Mädchen und Jungen zu bedrohen, zu ängstigen und in ihren Entwicklungsmöglichkeiten möglichst einzuschränken.

Im Folgenden seien zwei Beispiele für strukturelle Gewalt beschrieben, die wir schon an anderer Stelle als eine bestimmte Form der raum-zeitlichen Organisation in geschlossenen Systemen identifiziert haben (Keupp et al. 2017a). Gemeint sind hier die räumliche Gestaltung der Kinderheime und die Organisation des Tagesablaufes.

## **Räume**

In Bezug auf die Gestaltung der Räume erhalten wir von unseren Interviewpartner\*innen weitgehend übereinstimmende Berichte. Es lässt sich dabei ein durchgängiges Muster der Kollektivierung feststellen, wobei in den meisten Fällen eine parallele chronologische Entwicklung zu erkennen ist: Je älter die Mädchen und Jungen sind, desto höher ist ihre Chance, in kleineren Wohneinheiten untergebracht zu werden. Und: Mit Fortdauer der Entwicklung der stationären Heimerziehung gibt es einen Übergang von Massenschlafsälen zu kleineren,

überschaubareren Gruppen. Diese Entwicklungen sind Umständen geschuldet, die auf die negativen Wirkungen bestimmter räumlicher Arrangements verweisen. Folgende Aspekte sind dabei wichtig:

**(1) Fehlende Privat- und Intimsphäre:** In großer Übereinstimmung verweisen die Berichte der ehemaligen Heimkinder darauf, dass für sie, vor allem im Vor- und Grundschulalter keinerlei Rückzugsräume verfügbar waren. Das gesamte Leben verlief „im Pulk“, die Aufgabe bestand darin, Regeln zu befolgen und zu funktionieren. Dies korrespondiert mit einem völligen Mangel an individueller Zuwendung oder Förderung. Es ist nicht unerheblich, an dieser Stelle zwischen Privat- und Intimsphäre zu differenzieren. Man könnte sagen, dass das Vorenthalten des Rechts auf Privatsphäre das Bedürfnis nach Entwicklung einer eigenen psychischen Identität korrumpiert, während die Intimsphäre die Integrität des eigenen Körpers schützt. Beides, aber noch stärker die Intimsphäre, berührt das zentrale Problem der Scham, das wir weiter unten noch ausführlicher erläutern. Das durch Regeln und bauliche Gegebenheiten vorenthalte Recht auf Intimsphäre erzeugt ein institutionelles Klima, das sexualisierte Gewalt begünstigt; man kann auch fragen, ob das Vorenthalten dieses Rechts nicht schon per se sexualisierte Gewalt ist.

*„Es gab bei uns diese Duschen, wo alle, alle sich gleichzeitig geduscht haben und saubergemacht haben. Dann gab's da in dem Duschaum nochmal drei so Baderäume, aber auch, wenn man gebadet hat, musste man die Tür immer offen lassen, so dass jederzeit kontrolliert werden konnte und so.“ (Mann, 1940er Jahre)*

**(2) Segregation/Isolation:** Von mehreren ehemaligen Heimkindern wird berichtet, dass sie bei der Aufnahme in der Einrichtung von ihren Geschwistern getrennt wurden. Dies hatte nicht nur mit der Separation der Geschlechter zu tun, sondern offenbar auch mit dem Bemühen, bestehende emotionale Bindungen aufzulösen. Es geht hierbei um eine Unterordnung der Kinder unter das Regime des Heimes, welches am besten durch die Zerschlagung bestehender Bindungen funktioniert. Es ging häufig um die Bildung autonomer Gruppenidentitäten, die fast ausschließlich den Sozialisationsraum der Mädchen und Jungen definierten.

*„Nein, nein, das sind so Gruppen gewesen, die waren unter sich. Die Gruppen haben ja nichts miteinander zu tun gehabt, das waren alles abgeschlossene Gruppen. [...] Und da war eine Nonne pro Gruppe. Die Nonnen untereinander haben Kontakt gehabt, aber wir Kinder nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es gibt Hinweise, dass die Zuordnung zu diesen Gruppen mit bestimmten Charakteristika der Kinder einherging, sodass Subsysteme konstituiert wurden, die mit hierarchischen Positionen assoziiert waren:

*„Wir waren acht Gruppen, acht Gruppen, und die Gruppen waren ungefähr so zehn bis 15 Kinder. Und die Kinder sind eingeteilt worden von den gut gesitteten, von den armen Kindern, da hast du es dann schon gemerkt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

**(3) Ausweglosigkeit:** Segregation und Isolation schaffen die räumliche Basis für das Empfinden von Ausweglosigkeit, von dem fast alle ehemaligen Heimkinder berichten. Man muss verstehen, dass die Räume eine psychologische Funktion erfüllten. Sie vermitteln den Kindern das Ausgeliefertsein gegenüber der Erziehungsgewalt des Personals. Das bedeutet, dass räumliche Arrangements alles andere als zufällig waren, so wie die räumliche Gestaltung eines Gefängnisses eine psychologische Funktion erfüllt.

*„Das muss man sich so vorstellen, einen Raum, da sind zwölf Kinder drin. Und in dem Raum ne- bendran ist ein Raum, wo man baden tut, waschen tut, und einen anderen Raum, wo man schlafen tut. Und dann kommt der Gang, und da ist eine Tür, und die ist zugesperrt. Und da kannst du nicht raus [...]. Da darfst du nur raus, wenn die aufgesperrt hat. Also du hattest mit den anderen absolut keinen Kontakt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Im H. waren ja Gitter und alles, da hättest du gar nicht raus können. In T. hab ich ja wenigstens noch abhauen können.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Zu ergänzen ist bereits an dieser Stelle, dass das Einsperren als weit verbreitete Sanktionspraxis in den Heimen berichtet wird. Innerhalb des geschlossenen Systems der Einrichtung stellte das Einsperren eine Bestrafungspraxis dar, die analog zur Isolationshaft in Lagern und Gefängnissen zu verstehen ist und ebenfalls bestimmter räumlicher Arrangements bedarf.

*„Da war eine ganz normale Zelle mit Bett, mehr war nicht drin [...]. Ja, ein Fenster war drin mit Gitter.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„So ein kleines Bett und ein Eimer, wo du reinmachst. Das Essen ist durch eine Luke geschoben worden.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Um die hier geschilderten Praxen vollziehen zu können, bedarf es der Zelle, des Gitters, des Eimers und der Luke in der Wand. Das Heim muss auf eine Weise gebaut sein, die es ermöglicht, dass das Empfinden der Kinder von Ausweglosigkeit durchdrungen ist. Der Raum korrespondiert mit bestimmten Erziehungsüberzeugungen und -praktiken, er wird zum Instrument des erzieherischen Handelns und ist gleichzeitig Grundlage und Ausdruck struktureller Gewalt.

**(4) Kontrolle:** Die Anordnung des Raumes muss der Durchsetzung des Erziehungsregimes förderlich sein. All das, was hier über das Fehlen von Privat- und Intimsphäre, über Segregation und Ausweglosigkeit gesagt wurde, kann nur zur Entfaltung kommen, wenn Mädchen und Jungen in einem möglichst permanenten Gefühl der Bedrohung leben. Der Raum muss so gestaltet sein, dass die Kinder nicht nur gut beobachtet werden können, sondern auch dann, wenn sie nicht beobachtet werden, von dem Empfinden des Kontrolliert-werdens durchdrungen sind. Es gibt immer eine tatsächliche und eine virtuelle Anwesenheit der übermächtigen Nonne oder des unberechenbaren Erziehers. Beide Formen der Anwesenheit



basieren auf räumlichen Voraussetzungen. Ein Recht auf Privatsphäre bedürfte anderer räumlicher Arrangements als die möglichst vollständige Kontrolle aller Kinder und Jugendlichen.

*„Ah, ich glaub, dass da locker 30 Kinder waren. Das ist dann irgendwann mal, also vielleicht schon in der siebten, sechsten Klasse – also dass dann also die Anordnung gekommen ist, also nimmer so viele Kinder beieinander sein dürfen. Dann haben sie es mit – haben sie so Wände durchgezogen und ein wenig abgetrennt. Und eine Klosterfrau hat mit im Schlafsaal schlafen müssen. Ja, da haben sie mitten im Schlafsaal auch so abgetrennt was hingemacht, wo dann die Schwester drin geschlafen hat.“ (Frau, 1950er Jahre)*

## **Tagesabläufe**

Viele unserer Interviewpartner\*innen schildern uns eindrucksvoll, in welchem Ausmaß ihr Leben im Heim bestimmten automatisierten Abfolgen gehorchte. Die strikte Organisation von Tagesabläufen stellt per se noch keine Form der Gewalt dar, aber man versteht, dass sie die Basis von Gewalt und das Potenzial von Schädigungen von Mädchen und Jungen in sich trägt. Man darf dabei auch nicht vergessen, dass die Organisation des Alltags eng verknüpft ist mit dem, was zuvor über die räumliche Gestaltung der Heime gesagt worden ist. Man muss hier tatsächlich von einer fast vollständig fremdbestimmten raum-zeitlichen Organisation des gesamten Lebens zumindest der jüngeren Mädchen und Jungen im Heim sprechen.

*„Ja, hast halt jeden Tag früh aufstehen müssen [...]. Dann frühstücken, dann in die Kirche gehen und beten und dann wieder in die Schule, und dann hast du wieder heim müssen. Dann hast du Kartoffel klauben gehen müssen, da hat man so ein Kopftüchle gekriegt, eine alte Schürze, und da hast du zum Kartoffel klauben gehen müssen. Da wenn du nicht gegangen bist, dann hast du halt eine Strafe gekriegt. Und das war's.“ (Frau, 1950er Jahre)*

An anderer Stelle konkretisiert die Interviewpartnerin, dass sie jeden Tag um halb fünf aufstehen musste und dass die Strafen darin bestanden, „ins Eck rein zu müssen“ und „eine Watschn“ zu kriegen. Es wird schnell erkennbar, dass die Reglementierung des Tagesablaufes primär eine disziplinarische Funktion beinhaltet. Der Umstand, dass sich die Erzählerin im obigen Zitat viermal des Verbs „müssen“ bedient, macht den Zwangscharakter der alltäglichen Abläufe unmittelbar evident. Es ist erkennbar, dass die gesamte Zeit des Tages von den Vorschriften der Institution besetzt ist. Andere ehemalige Heimkinder berichten auch von begrenzten Phasen der Freizeit, die ihnen im Heim zugestanden wurde, aber insgesamt muss von einer umfassenden Fremdbestimmung des Lebens der Mädchen und Jungen gesprochen werden.

*„Um sieben ins Bett im Sommer, sieben, halb acht. In einem Saal, wo 12 Kinder drin liegen.“ (Mann, 1950er Jahre)*

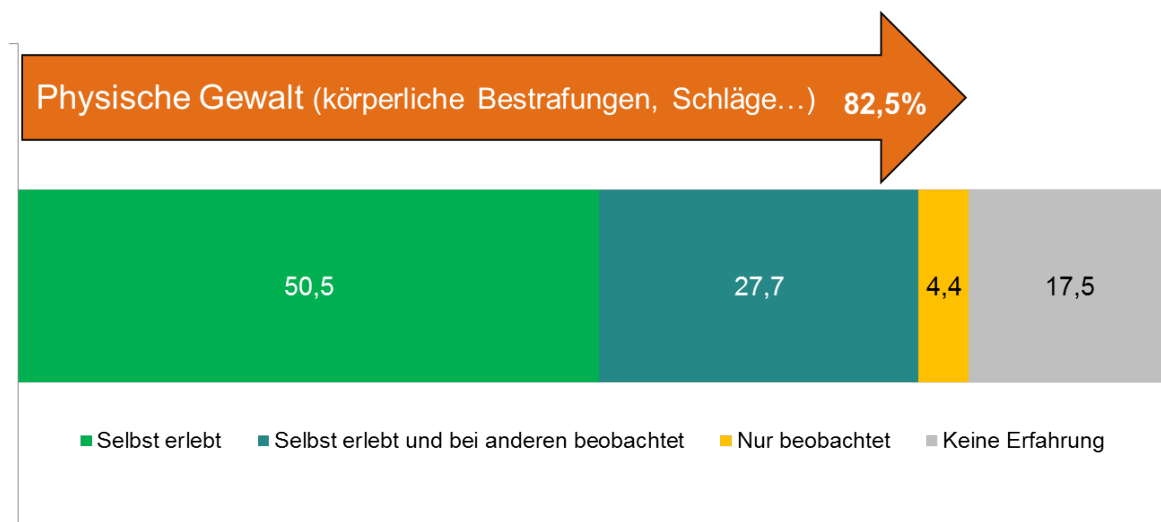
Im folgenden Zitat wird eine wichtige erzieherische Intention angedeutet, die mit dieser Durchorganisation des Tagesablaufes verbunden ist:

„Und wenn Leerlauf war am Wochenende, dann wurde der Leerlauf auch ausgefüllt mit Wanderungen. Wir mussten ja ausgepowert sein, damit wir nachts oder abends Ruhe gaben.“  
(Mann, 1940er Jahre)

Um zu verstehen, in welchem Ausmaß sich die Struktur der Institution des kindlichen Lebens bemächtigte, ist es wichtig, sich die in diesem Kapitel genannten Motive möglichst gleichzeitig zu vergegenwärtigen: Abgeschlossener, kontrollierter Raum; umfassende Besetzung der Zeit von morgens bis abends; Unkalkulierbarkeit des erzieherischen Handelns; Dichotomisierung des eigenen Handlungsspielraums in Befolgung und Nicht-Befolgung von Vorschriften. Hinter all dem lauert die Strafe, die alle Formen der Gewalt annehmen kann (Keupp et al. 2017a).

## 7.2 KÖRPERLICHE GEWALT

Aus der Befragung wissen wir, dass für über 80% körperliche Gewalt ein ständiger Begleiter ihres Heimalltags war. Davon waren die allermeisten selbst Opfer körperlicher Gewalt. Nur in 4,4% der Fälle haben sie körperliche Gewalthandlungen bei anderen beobachtet ohne selbst zum Opfer von Gewalt worden zu sein. In 77% der Fälle war jemand aus dem Personal (Erzieher, Geistliche, Hausmeister,...) der/die Täter\*in. In 19% wurden sie Opfer körperlicher Gewalt, die vom Personal und auch von anderen Heimkindern ausging. Nur eine sehr kleine Gruppe (4%) war von körperlicher Gewalt betroffen, die ausschließlich von anderen Heimkindern ausgeübt wurde.



**Abbildung 13:** Anteil körperlicher Gewalterfahrungen (N=413)

Für Jungen, und vor allem für jene, die als Kleinkinder in ein Heim kamen, lag das Risiko körperliche Gewalt zu erfahren, noch höher (bei über 90%).

Einige unserer Interviewpartner\*innen deuten nur an, was tatsächlich passiert ist, andere wiederum beschreiben detailliert die an ihnen verübten Übergriffe. Wir werden in diesem

Kapitel auf der Basis einer unvollständigen Aufzählung berichteter körperlicher Gewalt eine Klassifikation entsprechender Formen vornehmen und anhand exemplarischer Interviewzitate einen Eindruck dessen vermitteln, was die Befragten und eine unüberblickbare Anzahl ihrer Leidensgenossen durchmachen mussten.

## Schlagen

Als durchgängiges Muster ist die kaum in Worte zu fassende Intensität der Schläge erkennbar. Es ist nicht nur von „Ohrfeigen“, „Watschn“, „prügeln“ und „zuschlagen“ die Rede, sondern etwa auch davon, dass „reingeschlagen“ und „reingedroschen“ wurde. In einem Bericht wird geschildert, dass „mit dem Spaten ins Gesicht gehauen“ wurde. Andere ehemalige Heimkinder erzählen, dass sich die Peiniger „Stahlruten“ und „Schlagringe“ bedienten. In den folgenden Zitaten wird die Alltäglichkeit massiver Formen des Schlagens benannt:

*„Oder es wurde nach der Schule die Tür aufgemacht, und dann hat man einfach schon mal alle – die, die Rückhand im Gesicht gehabt. Und sie hatte auch immer noch so einen klobigen Ring, also den hat man dann schon mal – oder Schläge auf den Hintern, das war ganz normal, das war gang und gäbe.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Die hier bereits angedeutete Unberechenbarkeit der Gewaltanwendung stellt ein mehr oder weniger durchgängiges Muster der Erziehungspraxis in den Heimen dar. Manchmal fungierten Schläge als Bestrafung für Fehlverhalten, manchmal kamen sie „aus heiterem Himmel“, wodurch eine permanente Atmosphäre der Bedrohung und Angst hergestellt wurde (siehe Keupp et al. 2017a).

*„Das war – da gab’s den Schleicher, hieß er mit Spitznamen (lacht), das war unfassbar, wie der plötzlich neben einem stehen konnte und dann aber sofort zugeschlagen hat. Das war wie aus dem heitersten Himmel. Mit dem Schlüsselbund, der hatte auch – der war Pfeifenraucher – der hat auch mit der Pfeife zugeschlagen auf dem Kopf, oder also das war schon krass.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es gab „Prügelattacken“ auf Kinder; sie wurden auch „durch den Saal geschleift“, wobei auf sie so „draufgehauen“ wurde, dass ihnen „die Luft wegblieb“. Es wird von „dicken Stöcken“ berichtet, mit denen auf die Mädchen und Jungen „reingehauen“ wurde; die Kinder wurden „durchgeprügelt“, was etwa dazu führte, dass „die Wange so dick und angeschwollen war“. Man wurde aus dem Schlafsaal „rausgeprügelt“, man bekam eine „geschmiert“ oder es wurde einem „hinten ins Genick reingehaut“.

*„Wir haben Schläge gekriegt, das ist wahnsinnig.“ (Frau, 1940er Jahre)*

„Mit Schwung“ wurde „rauf“ gehauen; sowohl Hände als auch Gesicht und Gesäß wurden dabei in Mitleidenschaft gezogen. Auf den Mund wurde „gehaut“, dass die Kinder eine „dicke Lippe“ hatten. Die Finger und Gelenke wurden „zerschlagen“, auf die Ohren wurde „gehaut und geschlagen“. Ein ehemaliges Heimkind fasst seinen Bericht mit der Feststellung zusammen, dass es „körperlich misshandelt und kaputtgemacht“ wurde. Es wurde „an den

Kopf reingehauen“, es wurden „Kopfnüsse“ verteilt und „Ohren umgedreht“. Ein Kind wurde mit einer Klobürste so verprügelt, dass es „grün und blau“ war, andere bekamen „einen spezifischen Stock mit Eisenspitze“ zu spüren, mit dem ein Oberinspektor den Kindern „an den Kopf haute“. Es wird zudem berichtet, dass „Erzieher eine Gasse bildeten, durch die Jungen hindurchlaufen mussten, während sie verprügelt wurden“.

Es kann angesichts dieser nur exemplarischen Schilderungen keineswegs davon gesprochen werden, dass es sich bei diesen zahlreichen und massiven Misshandlungen um eine „damals übliche Erziehungspraxis“ gehandelt hat (Kappeler 2010a). Es ist richtig, dass das Schlagen von Kindern dem Erziehungsrepertoire vieler Eltern zuzurechnen war (und teilweise heute noch ist) und dass dies auch lange Zeit vom Gesetzgeber gebilligt wurde. Wir sprechen hier aber nicht von einfachen Schlägen, sondern von exzessiven Formen der Misshandlung und Körperverletzung. Es ist wichtig, diesen Unterschied zu akzentuieren, ohne das einfache Schlagen auch nur ansatzweise zu verharmlosen. Die hier geschilderten Misshandlungen sind im Kontext anderer Misshandlungsformen und einer biografisch bedingten Vulnerabilität der betroffenen Mädchen und Jungen zu sehen. Im folgenden Zitat nimmt der Interviewpartner unter Bezugnahme auf damals geltende Erziehungsvorstellungen eine wichtige Unterscheidung vor:

*„Es war von 63 bis 73, war ich in dem Heim. Also es war noch vor 68, es gab noch knallharte autoritäre Erziehung mit allem Drum und Dran. Also auch dort wurde geprügelt, auch von Seiten der Erzieher. In der Schule auch, war alles noch normal. Und im Heim hat sich das so ein bisschen gesteigert, weil da war's einfach noch einen ganzen Ticken härter.“ (Mann, 1940er Jahre)*

In den Gewaltexzessen gegen die Heimkinder verwirklichte sich also nicht einfach nur eine zur damaligen Zeit weit verbreitete Erziehungspraxis. Zweifellos muss angesichts der verfügbaren Berichte davon ausgegangen werden, dass die Gewalt im Heim nicht nur „ein bisschen gesteigert“ und „einen ganzen Ticken härter“ war als anderswo. Es handelte sich mehrheitlich um von Bedrohung und Gewalt geprägte Systeme, die in vielfältiger Weise die Gesundheit und allzu oft auch das Leben der ihnen anvertrauten Mädchen und Jungen gefährdeten.

### **Herumschleudern**

Eine Form der körperlichen Gewalt, die sich von den zuvor beschriebenen Praxen in gewisser Weise abhebt, bestand darin, Kinder zu packen und sie durch den Raum zu schleudern. Es könnte sein, dass durch solche Handlungen schwerste Verletzungen von Mädchen und Jungen in noch stärkerem Maße in Kauf genommen wurden als durch Schläge. So berichtet ein ehemaliges Heimkind, dass das „Lieblingsspiel“ einer Nonne darin bestand, die Mädchen an einem Bein und Arm zu nehmen, im Kreis herumzuschleudern und dann an die Wand zu klatschen. Eine andere Interviewpartnerin berichtet folgende Erinnerung:

*„Auf alle Fälle war’s halt so, dass Schuhbänder binden nicht – da hat mich auch die Schwester am Pferdeschwanz auch gehabt [...]. Und ich hab das nicht können. Dann hat mich die an meinem Pferdeschwanz gepackt und hat mich in dem Zimmer rundherum geschmissen, geschleudert, weil ich das nicht können hab, ja. Und mit spanischen Stecken Schläge und alles. Die eine hat mich gehalten, die andere hat mich geschlagen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

## **Einsperren**

Fast ebenso zahlreich und vielschichtig wie Erzählungen über das Schlagen sind Berichte darüber, dass Mädchen und Jungen eingesperrt wurden. Hier ist zu beachten, dass das Spektrum des Eingesperrtwerdens von der konkreten Verwahrung in meist kleinen, dunklen Räumen bis hin zu einer Art existenziellem Empfinden reicht, das sich oft weit bis hinein ins Jugendalter zieht. Sich nicht frei bewegen, entfalten und entwickeln zu können, ist die generalisierte Form einer erzieherischen Praxis, die darin besteht, Kinder hinter Mauern zu sperren, wo sie mit ihrer Angst, ihrer Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht allein gelassen werden. Gleichzeitig werden sie dadurch von einem Umfeld ausgeschlossen, das unter Umständen korrigierende Erfahrungen ermöglichen würde, die zu einem Infragestellen der Heimpraxis führen könnten.

Die folgenden beiden Zitate bringen exemplarisch bestimmte Formen des Eingesperrtwerdens in unterschiedlichen Entwicklungsphasen zum Ausdruck:

*„Das R.-Heim ist ja – wenn ich das erzähl, ich hab als Kind so Angst vor Mäusen gehabt. Und wenn ich irgendwas gemacht hab, was denen nicht gepasst hat, haben sie mich gleich in den Keller runtergesperrt. Und da hat sich aber eine Nonne vor die Tür hingehockt und hat gekratzt. Die Zeit haben sie sich genommen, dass ich eine Angst gekriegt hab und mir [...] geschrien hab vor lauter Angst.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Nee, ich hab eine Lehre gemacht als Einzelhandelskauffrau. Aber da in dem Geschäft ist klar, die haben das dann ausgenutzt, weil ich erstmal hinkam, und da kriegten sie ja vom Jugendamt eine Auflage, die mussten auf mich aufpassen, ich durfte nicht raus. Ich durfte gar nichts. Ich musste morgens um halb fünf aufstehen um alles zu richten im Laden. Und abends um elf saß ich immer noch an der Buchführung dann. Und raus durfte ich eben nicht. Und kriegte dafür 20 Mark damals.“ (Frau, 1950er Jahre)*

## **Essenszwang**

Unzählige Berichte stimmen darin überein, dass das Essen in den meisten Heimen unzureichend, kaum genießbar und zum Teil übelriechend war. Im Akt des Essens scheinen Konflikte zwischen dem Erziehungspersonal und den ihm anvertrauten Mädchen und Jungen häufig zu eskalieren. Die Zumutung des immer gleichen und ungenießbaren Essens stellt einen Akt der Aggression gegen die Kinder dar, der sich völlig zu entfesseln scheint, sobald die Mädchen und Jungen die solcherart dargebotene Nahrung verweigern. Eine auffällige Anzahl ehemaliger Heimkinder beschreibt, dass sie mit Gewalt gezwungen wurden, das Essen in sich hineinzustopfen; dies führte schließlich dazu, dass sie die Nahrung erbrechen mussten – mit der Konsequenz, dass sie dazu aufgefordert wurden, das Erbrochene zu essen. Ähnlich wie

bei den beschriebenen Prügelexzessen verschafft sich in diesen Szenen der wütende Sadismus der Erzieher\*innen ungebremsen Raum:

*„Und wie gesagt, wir haben sechs Jahre lang aus dem Blechteller Schleimsuppe bekommen morgens und Fischlebertran. Und wenn du den nicht gegessen hast, wurde dir dein Maul aufgerissen, und dann wurde das bis zum Ansatz geschoben, einmal auf den Kopf und den Kiefer geknallt, und dann friss oder stirb. Und wie gesagt, Sie haben mehr Schläge wie zu essen bekommen, das war in diesem – die haben sich richtig ausgetobt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### **Knien auf Holzscheiten**

Eine weit verbreitete Methode, Mädchen und Jungen Schmerzen zuzufügen, bestand darin, sie über längere Zeit auf Holzscheiten knien zu lassen. Hier verbindet sich die grobe Gewalt mit einer Praxis der Erniedrigung – das schmerzerfüllte Knien als Geste der totalen Subordination: hilflos, ohnmächtig, ausgeliefert, gebrochen. Dies zumal wenn das Knien auf Holzscheiten nur eine von vielen Spielarten in der Maschinerie des Quälens darstellt, um das widerspenstige Mädchen zur Räson zu bringen:

*„Dann bin ich in ein Alter gekommen, wo ich angefangen hab, mich zu wehren. Und zur Strafe bin ich immer eingesperrt worden. Und dabei hab ich mich nur gewehrt für das, was die mit mir gemacht haben. Oder Holzscheid knien, stundenlang auf dem härtesten Holz, aber spitz! Nicht glatt, sondern spitz! Oder da, an den Kopf reingehauen, da hab ich heut noch die Narbe.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### **Stundenlanges Stehen**

Ähnlich den anderen geschilderten Strafmaßnahmen finden im Zwang zum stundenlangen Stillstehen nationalsozialistisch geprägte Erziehungs- und Strafmethoden ganz ungehindert Eingang in die Praxis der Heimerziehung der Nachkriegszeit. Dies überrascht insofern nicht, als viele Erziehungsfunktionäre aus der Nazizeit nach dem Krieg ungehindert weiterwirken konnten und man in der Heimerziehung häufig auf „bewährtes Personal“ zurückgriff (Frölich 2013). Man fühlt sich bei den Beschreibungen der ehemaligen Heimkinder unmittelbar erinnert an die Tagesappelle in den Konzentrationslagern der Nazis. Ähnlich wie das Eingesperrtwerden ist das erzwungene Stehen eine körperlich spürbare Erfahrung der Ausweglosigkeit; im Unterschied zum Verprügeltwerden scheint das Stehen kein Ende zu nehmen – wie eine Metapher des gesamten Heimaufenthalts wird es zur schier endlosen Qual.

*„Also es war einfach so unberechenbar. Das war einfach dieses, man konnte das gar nicht einsortieren, warum hab ich jetzt eigentlich da – wegen was hab ich – welche Verfehlung hab ich jetzt gemacht? Warum muss ich jetzt da stundenlang im Bad stehen...?“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Dann hat sie mich also aus dem Schlafsaal rausgeprügelt vor allen Leuten, da musste ich in einem endlos langen Gang draußen stehen. Und dann hat sie mich vergessen. Und das war nicht das erste Mal. Und dann hast du halt da draußen bis zum Morgen gelegen. Solche Sachen haben die gemacht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

## Kollektivstrafen

Häufig wird davon berichtet, dass die gesamte Gruppe für ein „Vergehen“ bestraft wurde, das sich ein einzelnes Kind „zuschulden“ hat kommen lassen. Die damit verbundene Intention zielt wohl darauf ab, die Gruppe der Kinder zu spalten und damit zu schwächen. Wir werden weiter unten sehen, dass die Erzieher\*innen nichts taten, um (auch gewalttätig ausgelegene) Konflikte zwischen den Kindern und Jugendlichen zu verhindern. Es schien ihnen im Gegenteil daran gelegen, solche Konflikte zu forcieren. Die Kollektivstrafe wurde auch dann angedroht, wenn der „Übeltäter“ (zum Beispiel jenes Kind, das nachts im Schlafsaal geflüstert hat) nicht identifiziert werden konnte. In solchen Fällen kam es vor, dass sich ein einzelnes Kind opferte und das „Vergehen“ zugab, damit es stellvertretend für alle die Bestrafung auf sich nehmen und somit die Bestrafung der anderen verhindern konnte.

*„Es hat bloß geheißt, Ruhe, gesprochen wird nimmer. Ja. Und dann ist natürlich, bääbääb, logisch (imitiert Flüstern). Dann war das Ende vom Lied, kommt irgend so ein Scheißerzieher oder – hab ich jeden [...] ganz komische, ist ja wurscht (lacht). Wer hat da gesprochen? Da hat keiner den anderen verpiffen. Alle rausstellen, dann sind wir zu zwölf Mann am Gang gestanden, bis der erste umgefallen ist. Dann haben wir wieder ins Bett gedurft. Und da war’s aber zwölfte oder was. Das zu Rummelsberg, zu den lieben Pfaffen, Diakonie.“ (Mann, 1950er Jahre)*

## Scheinhinrichtungen, Ersticken

Zumindest über die Anstalt in Freistatt ist bekannt, dass dort Scheinhinrichtungen als besonders grausame Form der Folter zur Anwendung gebracht wurden. Ein ehemaliger Heiminsasse weist aber darauf hin, dass solche Praxen durchaus auch in anderen Heimen vollzogen wurden. Die Scheinhinrichtung ist jenes Instrument, das noch mehr als alle anderen signalisiert, dass sich das Leben der Kinder und Jugendlichen völlig in der Hand des Erziehungspersonals befindet und dass es keine Instanz gibt, die diesem in seinem Handeln Grenzen aufzuerlegen vermag.

*„Und da musstest du dann dein Grab ausheben, und dann wurdest du gefesselt und wurdest da reingestoßen in das Grab, und dann wurde es zugeschüttet. Und das geht mit dem Torfzeug recht gut, das ist weich, also da bist du nicht innerhalb von fünf Minuten...“ (Mann, 1940er Jahre)*

Eine andere Interviewpartnerin berichtet davon, in einen Kartoffelsack gesteckt worden zu sein, worauf dieser zugebunden wurde und sie keine Möglichkeit hatte, sich daraus zu befreien. Man kann sich angesichts dieser Schilderungen des Eindrucks nicht erwehren, dass mit dem Leben der Kinder und Jugendlichen insofern „gespielt“ wurde, als die Grenzen der Willkür unbestimmt blieben, d.h. bei den Mädchen und Jungen konnte sich letztlich keine Überzeugung festigen, dass ihr Leben einen an sich respektierten Wert darstellte.

## Medikamentenversuche, missbräuchliche Medikamentengabe

In den von uns geführten Interviews werden Medikamentenversuche an einigen Stellen angedeutet, wodurch Erkenntnisse aus anderen Berichten eine weitere empirische Bestätigung erfahren (Wagner 2016). In der retrospektiven Betrachtung ist es für Betroffene schwierig, schlüssige Erzählungen in Bezug auf die an ihnen verübten Intoxikationen zu memorieren, da die Medikamentengabe Wahrnehmungs- und Gedächtnisfunktionen zumindest teilweise außer Kraft setzte. Die folgende Schilderung stellt aber eine plausible Rekonstruktion einer gezielten medikamenteninduzierter Manipulation der psychischen Funktionen eines sexuell viktimisierten Kindes dar:

*„Das ging los mit acht, neun Jahren. Und dann haben sie mich entweder eingesperrt in den Speiseraum, da war's dunkel. Hab ich natürlich auch Angst gekriegt. Dann haben sie mich rausgeholt, hab ich wieder was gekriegt, dann bin ich eingesperrt worden in die Schuhkammer, abgeholt worden. Und das hab ich schon ab und zu mitgekriegt – ach so, ja, und dann bin ich aufgewacht, teilweise sogar bei mir im Bett. Dann hab ich mir auch gedacht, wie bin ich da ins Bett gekommen. Na ja. Dann haben sie mich wahrscheinlich reingetragen. Oder aber, wenn sie mich dann nimmer gebraucht haben, dann haben sie mich wieder in das Zimmer eingesperrt, wo ich war. Und ich kann mich noch dran erinnern, und das ist mir erst gekommen nachher, als ich in der Schuhkammer eingesperrt wurde, haben wir ja Fenster gehabt, also eine Türe gehabt mit Fensterle drin. Und da hab ich mal eine schwarze Gestalt gesehen, die da aufs Klo gehen wollte. Und dann ging die Tür auf, und dann kommt sie rein, und im Klo ging's plötzlich, zack, zack, zack, los. Das war die Explosion. Und hinterher ist mir gekommen, klar, da hab ich durch die Getränke, was ich von denen gekriegt hab, hab ich so einen, wie sagt man da, Irritationen [Halluzinationen, Anm. d. A.]“ (Mann, 1940er Jahre)*

Aus unseren qualitativen Daten lassen sich keine klaren Trennlinien zwischen systematischen Medikamentenversuchen und missbräuchlicher Medikamentengabe aus „erzieherischen“ Gründen (v.a. um Kinder ruhig zu stellen) ziehen. In unserer quantitativen Befragung haben aber 9,4% angegeben, dass sie von missbräuchlichen Medikamentengaben betroffen waren.<sup>60</sup>

In diesem Kontext ist auch an die Praxis der unterlassenen medizinischen Hilfe zu erinnern, die weiter unten unter dem Aspekt der Vernachlässigung noch eingehender beschrieben wird. Dies zusammenfassend kann bilanziert werden, dass Medizin bewusst und in erheblichem Ausmaß zum Schaden der in den Heimen untergebrachten Mädchen und Jungen zur Anwendung gebracht wurde.

### Kaltes Duschen

Von mehreren Personen wird berichtet, dass Kinder nachts plötzlich geweckt und gezwungen wurden, sich unter die kalte Dusche zu stellen. Solche Erziehungspraxen kombinieren körperliche Schmerzen mit dem massiven Überschreiten persönlicher Grenzen. Ähnlich wie

---

<sup>60</sup> Darunter mehr als doppelt so viele Frauen als Männer. Aufgrund der kleinen Fallzahl ist dieses Ergebnis jedoch nicht signifikant.

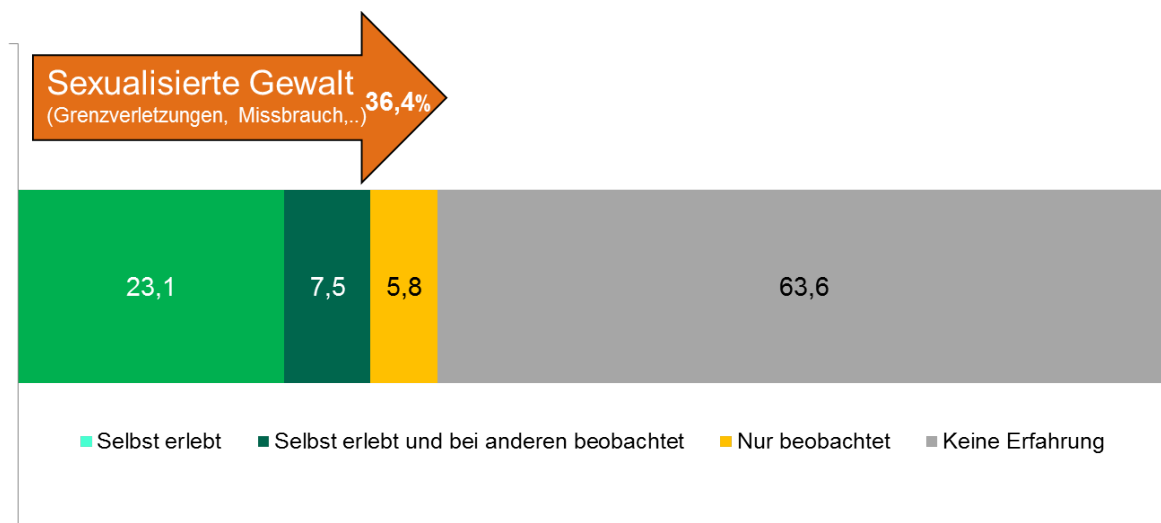


in Klosterinternaten finden wir in Heimen auch andere Formen der körperlichen Züchtigung, die unzweifelhaft eine sexuelle Konnotation beinhalten und nichts anderes zum Ziel haben als die Entwürdigung der Opfer:

*„Die in T., die ziehen mich nachts um eins aus dem Bett raus, ziehen mir das Nachthemd aus, stellen mich nackt unter die Dusche und spritzen mich eiskalt ab.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### 7.3 SEXUALISIERTE GEWALT

Unzweifelhaft waren Heime ein Ort, an dem sowohl für Mädchen als auch für Jungen ein erhöhtes Risiko bestand, sexualisierte Gewalt erleiden zu müssen.<sup>61</sup> In der Befragung haben mehr als ein Drittel der Befragten über sexualisierte Formen der Gewalt berichtet. Davon waren wie auch bei anderen Gewaltformen meistens sie selbst Opfer. In 5,8% der Fälle haben sie sexualisierte Gewalthandlungen bei anderen beobachtet ohne selbst zum Opfer geworden zu sein. In über der Hälfte der Fälle (58%) war jemand aus dem Personal (Erzieher, Geistliche, Hausmeister...) der/die Täter\*in. In 15% wurden sie Opfer sexualisierter Gewalthandlungen durch das Personal und/oder durch andere Heimkinder. 27% wurden Opfer sexueller Übergriffe, die ausschließlich von anderen Heimkindern ausgingen.



**Abbildung 13:** Anteil sexualisierter Gewalterfahrungen (N=412)

Die Gründe für die Vielzahl sexualisierter Gewalthandlungen sind vielfältig (Behnisch & Schäfer 2018). Zunächst ist zu berücksichtigen, dass viele der untergebrachten Kinder aufgrund ihrer Vorgeschichte vulnerabel waren für Übergriffe und Grenzverletzungen. Aufgrund von Vernachlässigung, Verwahrlosung, Gewalt und/oder unzureichend ausgeprägten Bindungen in der Herkunftsfamilie wurde ihnen die Entwicklung eines Sensoriums für die eigene Intim-

<sup>61</sup> Mädchen im Vergleich etwas weniger: 26% betroffene Mädchen zu 36% Jungen (Verteilung in der Stichprobe 53% zu 47%).

sphäre und die eigenen Körpergrenzen erschwert. In den meisten Fällen bildete das Heim ein Milieu, in dem genau diesen Entwicklungsanforderungen keinerlei Rechnung getragen wurde. Den Mädchen und Jungen wurde das Recht auf den eigenen Körper, auf die eigene Intimsphäre versagt. Sie wurden mit ihrem Bedürfnis nach Zuwendung, Liebe und körperlicher Nähe alleine gelassen; ihnen wurde die Möglichkeit vorenthalten, selbstbestimmt die Nähe und Distanz zu ihren Mitmenschen zu regulieren.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt besteht darin, dass diese Mädchen und Jungen in den meisten Fällen keine Lobby hatten; manche von ihnen hatten Eltern, die sich zumindest ansatzweise um sie bemühten. Die meisten waren allerdings auf sich selbst gestellt und es gab keine Instanz, von der sie Schutz und Hilfe erwarten konnten, wenn ihre Grenzen überschritten wurden. Das Empfinden von Ausweglosigkeit spielte bei sexuellen Viktimisierungen eine ebenso große Rolle wie bei anderen Gewalterfahrungen. Während allerdings körperliche und psychische Gewalt zumindest ansatzweise zum weithin „anerkannten“ Erziehungsrepertoire gehörte, unterlag sexualisierte Gewalt einem strengen Tabu. Alles, was damit zusammenhing, verstärkte den Ring des Schweigens um die sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Jungen in den Heimen: Die Deutungshoheit der Erwachsenen; das fehlende Wissen über Sexualität auf Seiten der Kinder; die allgemein geteilte Unvorstellbarkeit von sexueller Gewaltausübung durch Nonnen/Mönche und Pfarrer; das völlige Fehlen von Sexualaufklärung; die umfassende Entrechtung und Entmündigung der Kinder im Heim.

Wir finden in unseren Interviews eindrucksvolle Zeugnisse über die Schwierigkeiten insbesondere auf Seiten betroffener Jungen, sexualisierte Gewalt als solche zu erkennen, da die Manipulationen der Täter\*innen im Kontext eines geschlossenen Systems eine besondere Wirkmächtigkeit entfalten konnten (Keupp et al. 2017a, 2017b). Der folgende Interviewausschnitt wird etwas ausführlicher zitiert, weil der Erzähler außerordentlich erhellende Einblicke gibt in die Strategien von Täterinnen und in die psychologische Repräsentation des Missbrauchs auf Seiten des sexuell ausgebeuteten Kindes und des retrospektiv erzählenden Erwachsenen:

*„Und was immer wir dann [mit anderen Heimkindern, Anm. d. A.] sexuell exploriert haben, das war für mich das Normalste von der Welt, mit all der Scham und Schwierigkeiten und Ekel. Und wie es dann losgegangen ist, dass auch Erzieherinnen sich einen Spaß quasi mit uns geliefert haben oder wir mit ihnen, das war fließend [...]. Oder verführt. Das ist der Punkt halt. Ich hab keinerlei, weder bei mir selber, noch bei jemand anderem Gezwungenes erlebt oder gehört. Aber viel verführt, viel verführt, seitens – also gegenseitig. Und drum – da möchte ich auch wieder nicht der Richter sein um das zu unterscheiden, was dann einvernehmlich ist und was dann doch nicht einvernehmlich war. [...] Extrem perfide, wie es dann zustande gekommen ist. Ich kann aus meinem Persönlichen nur sagen, bei mir war die Grenze dann erreicht, wenn ich mich angefangen hab zu ekeln. Aber das war auch nicht gleich eindeutig und offensichtlich von Anfang an, sondern dummerweise zeitversetzt fast, möchte ich sagen. [...] Aber ich glaub, diese Neugier und diese Unbedarftheit und so, die wurde schon massiv ausgenutzt und manipuliert, eben von Seiten der Erziehungsberechtigten. Ja. Und (zögert) ich kann jetzt in der Rückschau nur sagen, dass ich mich extrem manipuliert gefühlt hab und ausgenutzt gefühlt hab und, und (zögert) dass mir da auch eben (zögert) was geblieben ist, was mich auch heute noch beschäftigt. [...] Das fing früh an. Also die Erzieherinnen fingen quasi damit an, dass sie einen gewaschen haben, ganz arglos (lacht). Und dann aber, wenn, wenn, wenn, wenn das dann am Glied sozusagen stattgefunden hat (lacht) und unnötig lange stattgefunden hat. [...] Je jünger man war, desto irgendwie normaler war's. Aber es wurde immer weniger normal, je älter man wurde, ja. [...] Eben, genau. Die tauchte dann auf. Und dann sagte die auch mal, jetzt, du wäschst dich ja gar nicht, steh mal auf, das machen wir jetzt mal gründlich. So ging das los. [...] Ja, oder erst, glaub ich, waren wir die Manipulierten, und dann haben wir versucht, auch die zu manipulieren.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Über allem lag die beispiellose Bigotterie der kirchlichen Sexualmoral: Auf der einen Seite die moralische Vernichtung der Mütter vieler Heimkinder, nämlich solcher Mütter, die mit den Vätern ihrer Kinder nicht verheiratet waren, die alleine lebten oder die darauf angewiesen waren, sich mit Prostitution über Wasser zu halten. Wenn diesen Müttern vom Jugendamt ihre Kinder abgenommen wurden, so mag das Motiv in vielen Fällen ebenso im Schutz dieser Kinder gelegen haben. In jedem Fall lag darin aber außerdem eine starke moralische Konnotation, die auf die Kinder übertragen wurde. Diese Kinder trugen in gewisser Weise das Mal der Erbsünde auf ihrer Stirn, welches ihre Position im Heim zumindest in relevantem Ausmaß festlegte. Auf der anderen Seite Nonnen/Mönche, Pfarrer, Erzieher\*innen, die diese Mädchen und Jungen sexuell ausbeuteten: Akteure einer religiösen Kaste, die es sich anmaßte, sich moralisch über jene Menschen zu stellen, deren Kinder ihnen zur Betreuung anvertraut wurden. Manche dieser Kinder haben in ihrer Herkunftsfamilie sexualisierte Gewalt erfahren und sie wurden danach an jenen Orten, an denen für ihren Schutz, ihre Erziehung und ihre Bildung gesorgt werden sollte, erneut sexuell ausgebeutet. Sie waren, man kann es angesichts der unüberschaubaren Anzahl von Berichten ehemaliger Heimkinder kaum anders ausdrücken, eine „leichte Beute“ für Menschen, deren Verlogenheit, Bigotterie und Brutalität kaum zu überbieten ist.

*„Und, ja, hier in dem Raum, da haben wir immer liegen müssen, und da hat der Pfarrer A. uns immer die Eisenstange in den Hintern rein. Und dann hat der U. gesagt, ja, und die mussten wir ja dann anschließend immer sauber machen und abputzen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Was wir in Bezug auf sexualisierte Gewalt in kirchlichen Heimen erheben konnten, entspricht den Erkenntnissen, die inzwischen aus ähnlichen Einrichtungen in vielen anderen Ländern der Welt sowie aus elitären Klosterinternaten im deutschsprachigen Raum vorliegen (Fernau & Hellmann 2014; Keupp et al. 2017a, 2017b). Jene Orte, an denen Mädchen und Jungen katholischen Geistlichen im Rahmen geschlossener Systeme zur Erziehung anvertraut wurden, waren mit hoher Wahrscheinlichkeit Orte, an denen diese Kinder sexualisierte Gewalt erleiden mussten. In unserer Erhebung fallen insbesondere die zahlreichen Berichte über Nonnen auf, die Jungen, aber auch Mädchen, sexuell misshandelten, wobei sie diese Übergriffe häufig im Rahmen von Pflegehandlungen begingen und auf diese Weise den Charakter der sexuellen Ausbeutung zu verbergen versuchten. Sie setzten dabei – ebenso wie männliche Täter – auf die Überzeugung, dass den Kindern, sollten sie überhaupt jemals die Gelegenheit erhalten sich anzuvertrauen, nicht geglaubt werden würde. Und sie sollten damit Recht behalten.

*A: Ja, die ersten waren auch, das war eben – der erste war – der sich unheimlich an mir vergangen hat, und man hat ja immer gelogen, wenn man was gesagt hat. Dann hieß es, man lügt nur.*

*I: Also hat er Sie sexuell...?*

*A: Ja. Und man durfte das aber nicht sagen. Es hieß, du brauchst gar nichts sagen, du lügst ja so oder so nur, dir glaubt ja so oder so keiner. (Frau, 1950er Jahre)*

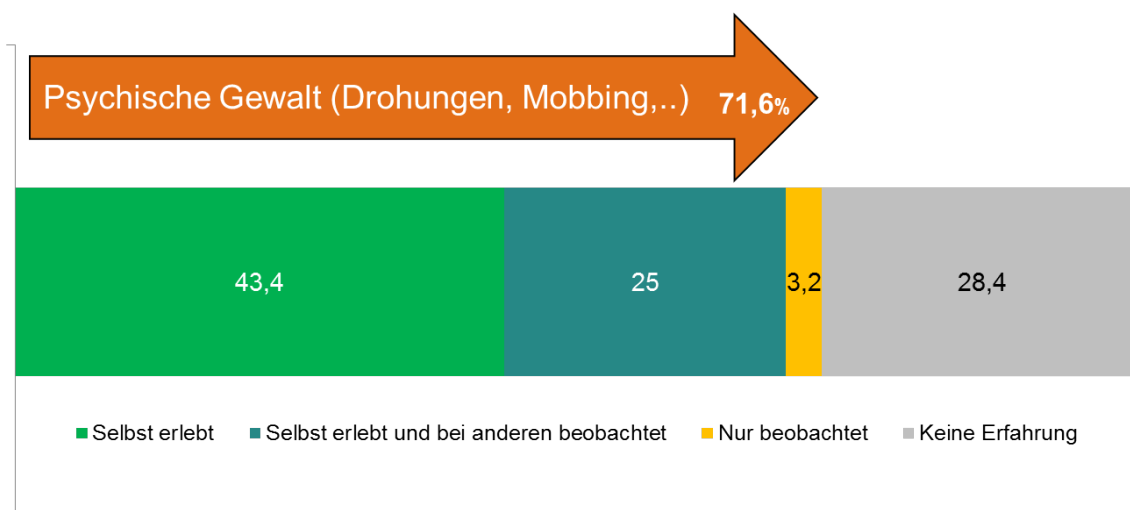
Drei andere Aspekte spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle: (1) Es existieren Berichte, wonach Heimkinder nicht nur von dem für sie zuständigen Personal sexuell ausgebeutet wurden, sondern auch von Personen, die von außerhalb kamen und sich an den schutzlosen Minderjährigen „bedienten“. Die Rede ist hier von Priestern, Ordensgeistlichen aus Klöstern und amerikanischen Soldaten. (2) Einige Mädchen und Jungen wurden während ihrer Aufenthalte bei ihren Familien an Wochenenden sexuell missbraucht. Dies gelangte den Einrichtungen zur Kenntnis, ohne dass darauf Maßnahmen zum Schutz der Kinder eingeleitet worden wären. Man kann sich in diesem Zusammenhang des Eindrucks nicht erwehren, dass insbesondere bei Mädchen deren sexuelle Viktimisierung als Zeichen ihrer moralischen Verkommenheit gesehen wurde. (3) Es spricht einiges dafür, dass Kinder und Jugendliche zur Ausübung sexualisierter Gewalt gegen andere Kinder ermuntert wurden oder teilweise sogar von den Erzieher\*innen an den sexuellen Misshandlungen beteiligt wurden. Wir finden in den Heimen wieder das Muster der forcierten Reinszenierung, das wir schon in anderen Untersuchungen identifiziert haben (Keupp et al. 2017b).

*„Das war das R.-Heim. Und dann war eine Betreuerin drinnen, die hat mit den Buben Sex gehabt, in ihrem Zimmer, nebendran war unser Schlafzimmer, dann sind die Buben raus und sind zu uns ins Bett rein. Und die hat das gesehen und hat uns aber nicht geholfen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es darf nicht vergessen werden, dass diese Mädchen und Jungen in einem Klima, das von vielfältigen Formen von Gewalt, von strenger Reglementierung, Bedrohung und ausgeprägter moralischer Strenge gekennzeichnet war, Opfer sexualisierter Gewalt geworden sind. Diese Kinder waren aufgrund ihrer häufig traumatischen Vorgeschichte besonders verletztlich, besonders schutzbedürftig und besonders anfällig für nachhaltige emotionale Beeinträchtigungen (Helfferich et al. 2018). Alles deutet darauf hin, dass diese Voraussetzungen von vielen Erzieher\*innen in den Heimen nicht als Auftrag für Schutz und Fürsorge für diese Kinder, sondern als günstige Möglichkeit ihrer sexuellen Ausbeutung gesehen wurde (Colton et al. 2010). Es wird angesichts der Erzählungen unserer Interviewpartner\*innen keine Instanz erkennbar, die solche Möglichkeiten eingeschränkt oder verhindert hätte. Es liegt nahe, hier von einem weitreichenden Systemversagen auf Seiten der Jugendämter zu sprechen.

### Psychische Gewalt

Die psychische Gewalt ist nahezu so allgegenwärtig wie die körperliche Gewalt. Aus der Befragung wissen wir, dass für über 70% psychische Gewalt zu ihrem Heimaltag gehörte. Davon waren die allermeisten selbst Opfer. Nur in 3,2% der Fälle haben sie psychische Gewalt bei anderen beobachtet ohne auch selbst davon betroffen zu sein. In 66% der Fälle war ausschließlich jemand aus dem Personal (Erzieher\*innen, Geistliche, Hausmeister...) der/die Täter\*in. In 26% wurden sie Opfer psychischer Gewalt, die vom Personal und auch von anderen Heimkindern ausging. Wiederum eine kleine Gruppe (8%) hat psychische Gewalt ausschließlich durch andere Heimkinder erlebt.



**Abbildung 14:** Anteil psychischer Gewalterfahrungen (N=413)

Während sich strukturelle Gewalt sehr oft auf Vorschriften bzw. Regeln bezieht, ist die psychische Gewalt viel unmittelbarer, willkürlicher und „persönlicher“. Man könnte fast sagen,

dass es in den Heimen keine Anwendung von Gewalt gibt, die „nicht-psychisch“ wäre. In allem, was bisher beschrieben wurde, gibt es ein unübersehbares Element der psychischen Schädigung von Mädchen und Jungen. Wenn hier nun von psychischer Gewalt die Rede ist, dann gründet sich diese auf einer Art Negativbestimmung: Es handelt sich um Übergriffe, die sich nicht direkt gegen den Körper der Heimkinder richten und die nicht einfach auf die „strukturellen Gegebenheiten“ der Institution rückführbar sind.

Die Beispiele sind unzählig. Ähnlich wie bei der körperlichen Gewalt kann der Versuch unternommen werden, die Vielfalt der Erscheinungsformen psychischer Gewalt zu clustern, wobei man sich des Informationsverlusts bewusst sein muss, der damit einher geht. Man sollte sich angesichts der Vielzahl der Schilderungen und des unermesslichen Bereichs dessen, was nicht geschildert wurde, nicht der Illusion hingeben, dass man einen umfassenden Überblick davon bekommen kann, wie Erziehungspersonal in Heimen alltägliche psychische Gewalt gegen Mädchen und Jungen ausübte. Die folgende Aufzählung soll aber einen Eindruck vermitteln. Auch hier ist wiederum darauf hinzuweisen, dass die beschriebenen Phänomene im Kontext eines institutionellen Systems zu betrachten sind, das gleichzeitig ein ganzes Spektrum anderer Gewaltformen hervorbrachte.

### **Bedrohung**

Die Bedrohung ist die mächtigste Strategie im Erziehungsrepertoire der schwarzen Pädagogik. Sie kalkuliert mit dem Empfinden der Angst auf Seiten der Mädchen und Jungen. Wie schon an anderer Stelle beschrieben, ist die Bedrohung etwas anderes als die vollzogene körperbezogene Gewalt (Keupp et al. 2017a). Die Bedrohung steht in einer positiven Beziehung zur Gewalt. Sie „funktioniert“ in dem Maß, als die Bedrohten wissen, dass Gewalt möglich ist. Das ausweglose Heim mit seinen immer wieder auftretenden Gewaltmanifestationen ist ein geeigneter Nährboden für die Wirkung der Bedrohung. Das Kalkül besteht darin, das Kind mit dem jederzeit einlösbaren Versprechen gefügig zu machen, dass etwas passieren könnte. Wir werden später, wenn wir uns mit initialer Bewältigung befassen, sehen, dass die Verhaltens- und Überlebensstrategien der Mädchen und Jungen als unmittelbare Reaktion auf dieses latente Potenzial an Gewalt zu verstehen sind. Man kann sagen, dass in den Heimen vielleicht nicht die Gewalt, aber die Bedrohung allgegenwärtig war. Es ist nicht immer etwas passiert, aber es konnte immer etwas passieren, denn wie wir gesehen haben, stand die Bestrafung in einem unbestimmten Zusammenhang zur Regel.

*„Wir haben ja schon gebibbert, wenn die Tür aufgegangen ist, so Angst haben wir gehabt.“  
(Frau, 1940er Jahre)*

In dieser einfachen, kurzen Beschreibung scheint all das zusammengefasst, was uns unzählige andere ehemalige Heimkinder erzählen. Es ist immer wieder von der Permanenz der Angst, von der Angst als Grundgefühl, die Rede. Es wird dabei deutlich, dass dieses Gefühl –

ganz im Sinne der Erzieher\*innen – das Verhalten der Kinder in hohem Maße steuerte und regulierte. Wir können beobachten, dass sich psychische Gewalt in Form von Bedrohung nicht allein dadurch manifestierte, dass mit der Angst kalkuliert wurde, sondern die Erzieher\*innen schienen durchaus kreativ zu sein in ihren Möglichkeiten, Angst allein mit psychologischen Mitteln aktiv zu produzieren. Insbesondere katholische Geistliche konnten dabei auf das ganze Repertoire ihrer beängstigenden Mythologie zurückgreifen:

*„Und wenn dann nachts – ich und eine Freundin, wir sind nachts, weil wir haben ja pieseln müssen, [...] alle Tage ins Bett gepieselt. Und da haben wir Durst gehabt, weil wir haben ja nichts mehr bekommen. Da sind wir an die Wasserleitung, und ich bin die erste gewesen, wo eigentlich an die Wasserleitung gegangen ist. Ich mach die Tür auf, dann war an der Wasserleitung eine Teufelsmaske. Ich hab ja nicht gewusst, dass es eine Teufelsmaske ist. Ich hab gedacht, das ist der Teufelskopf. Raus, ich hab geschrien wie nochmal was. Und dann ist die Schwester – die hat eben am selben Stock das Zimmer gehabt – und ich hab eigentlich zu der Schwester nicht mal was sagen können. Ich hab ja nicht sagen können, dass das Wasser und so, gell. Ja, dann hat sich das wieder gelegt, dann bin ich in mein Bett, und das haben die immer wieder gemacht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist schwer zu beurteilen, inwieweit es im christlichen Moralkodex statthaft ist, sich mit dem Teufel zu verbünden, um Kinder zu disziplinieren. Man muss aber daran zweifeln, dass sich die Nonnen, von denen hier die Rede ist, an irgendeine Moral gebunden fühlten. Hier verbindet sich die strukturelle Gewalt, die darin besteht, den Kindern Trinken vorzuenthalten, mit einer heftigen Form der psychischen Gewalt, deren Sinn darin besteht, das Mädchen von der Wahrnehmung eines Grundbedürfnisses abzuhalten. Man versteht vollkommen die erzieherische Intention hinter diesem Handeln. Der abschließende Hinweis, dass „die das immer wieder gemacht haben“ überrascht kaum: Die Geschichte ist exemplarisch für das gesamte erzieherische Arrangement, von dem diese Kinder umzingelt waren. Angesichts dieser Episode ist unmittelbar nachvollziehbar, dass der uferlose, unmittelbare Schrecken auf Seiten des Kindes die Wirksamkeit der Bedrohung als Erziehungsmittel immer wieder aufs Neue entfachte.

Zuletzt sei noch kurz eine weitere offenbar häufig angewandte Form der Bedrohung erwähnt, nämlich der Verweis auf eine mögliche Abschiebung in eine Einrichtung, in der alles noch viel schlimmer ist:

*„Ich wusste sehr schnell, wie ich mich zu verhalten hab’ und dass das Aufmucken nichts bringt, weil dann war man nämlich ganz schnell in einem Schwererziehbaren-Heim. Da wurde man schon sehr schnell beseitigt.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Wie viele andere lernte auch dieses ehemalige Heimkind aus der Beobachtung, dass Drohungen auch tatsächlich wahr gemacht wurden und passte seinen Verhaltensmodus entsprechend an. Offenbar war das Erziehungspersonal bemüht, die Vorstellung zu verbreiten, dass die Verhältnisse anderswo wesentlich schrecklicher wären, womit die Information einherging, dass die Kinder froh sein sollten, hier in der eigenen Einrichtung untergekommen zu

sein. Das Prinzip der Bedrohung ist immer das gleiche: Das fremde, brutale Heim erfüllt die Funktion der Teufelsmaske; überall bieten sich Möglichkeiten, die kindliche Angst zu evozieren. Und die Erzieher\*innen machten reichlich Gebrauch davon.

### **Entmutigung/Schikane**

Das Erziehungspersonal gab sich wenig Mühe, dem Stigma, mit dem das „Heimkind“ per se belastet wurde, in irgendeiner Form entgegenzuwirken. Die meisten Berichte deuten – im Gegenteil – darauf hin, dass es häufig darum ging, die Entstehung eines positiven Selbstbildes auf Seiten der Mädchen und Jungen zu verhindern. Dahinter liegt wohl ein Misstrauen gegenüber dem selbstbestimmten, selbstbewussten und damit potenziell aufsässigen Kind, das für die alltäglichen Reglementierungen nicht mehr im gewünschten Ausmaß zugänglich sein könnte. Es wirkt, als wäre die erzieherische Grundhaltung häufig jene des Kampfes gewesen. Es ging für die Erzieher\*innen darum, stärker zu sein als die zahlenmäßig überlegenen Kinder. Alles, was das Kind schwächt, verschafft mithin den Erziehenden eine günstigere Position. Wir werden später im Zusammenhang mit den biografischen Auswirkungen sehen, dass die Entmutigung eine Form der psychischen Gewaltanwendung ist, die besonders hartnäckige Spuren im weiteren Lebenslauf zu hinterlassen scheint. Sie ist darauf angelegt, die ganze Person zu schwächen. Ihr geht es nicht nur darum, dem Kind zu vermitteln, dass es nichts kann, sondern auch, dass es nichts ist.

*„Bloß eben praktisch hatte ich eben linke Pfoten, was den Schwestern nicht gefallen hat. Ich hab' ja nicht einmal einen Besen richtig in der Hand gehalten. Immer bekam man deswegen geschimpft: Du machst Fehler, machst alles verkehrt. Und das wusst' ich ja sowieso schon, was ich alles falsch mach', also bin ich nutzlos. So bin ich auch großgezogen worden.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Andere berichten, dass ihnen immer eingepflichtet wurde, dass sie nichts können und zu nichts zu gebrauchen sind – eine Erfahrung, die viele sowohl in ihrer Familie als auch im Heim gemacht haben. Eine konkrete Form der Entmutigung bestand in der Schikane: Wenn der Schrank nicht sauber eingeräumt war, die Betten nicht exakt gemacht waren oder die Wäsche nicht perfekt gebügelt war, wurde alles wieder herausgerissen und die Kinder zur neuerlichen Bearbeitung aufgefordert. Man versteht intuitiv, dass es hier nicht um die Verbesserung der Arbeit, sondern um die psychische Schwächung des als feindlich erlebten Kindes geht. Es fällt auf, dass bestimmte Formen der Entmutigung (bzw. Erniedrigung) besonders stark auf Mädchen abzielten. Eine davon betrifft die äußere Erscheinung. Angesichts zahlreicher Berichte liegt die Annahme nahe, dass es insbesondere in katholischen Einrichtungen, die von Nonnen geführt wurden, einen Vorbehalt dagegen gab, dass Mädchen aus einem Heim hübsch aussehen könnten, vermutlich weil es den Nonnen nicht möglich war, eine ansprechende äußere Erscheinung unabhängig zu sehen von sexuellem Begehren und dem ganzen moralischen Arrangement aus Angst, Wut und Neid, das sich darum gruppierte. So



berichtet ein ehemaliges Heimkind, das wegen seiner angeblichen Eitelkeit schikaniert wurde, dass plötzlich eine Teufelsmaske im Spiegel auftauchte, als sie ihre Haare kämmte. Die Schilderung einer anderen Interviewpartnerin weist in eine ähnliche Richtung:

*„Weil die Nonnen wenn ihren Rappel gehabt haben, wegen jeder Kleinigkeit sind sie immer gleich her und haben uns einen Ratzenkopf geschnitten. Und ich hab schöne lange blonde Haare gehabt. Und als Kind hab ich ja lauter Locken gehabt. Und später waren sie schön lang [...]. Dann haben sie meine Haare wieder geschnitten [...]. Das war der ihre Methode, einfach immer die Haare – aber nicht einen schönen Schnitt, gell, so einen richtigen Ratzekopf, dass es ausschaut als wie eine Hex.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die andere Form der Entmutigung, die geradezu ubiquitär erscheint und ebenfalls verstärkt bei Mädchen angewandt wurde, bezieht sich auf deren Bildungsmöglichkeiten. Auch Jungen bekamen immer wieder zu spüren, dass aus einem Heimkind „nichts Richtiges werden“ kann, doch bei Mädchen war diese Haltung – lange Zeit durchaus nicht im Widerspruch zu gesellschaftlich verbreiteten Imperativen – besonders ausgeprägt. Nur in seltenen Fällen gab es einzelne Erzieher\*innen, die sich veranlasst sahen, erkennbare Talente von Mädchen zu fördern; in den meisten Fällen erschien aber das Bedürfnis nach Bildung verdächtig. Im biografischen Verlauf wird ein Muster erkennbar, dass Mädchen immer wieder aktiv daran gehindert wurden, ihre Bildungsziele zu erreichen und/oder ihre beruflichen Ambitionen zu verfolgen. Man könnte sagen, dass sich die Jugendämter häufig damit schuldig machten, dass sie das große Projekt der Entmutigung zu Ende führten, das von den Heimen initiiert wurde.

### **Erniedrigung**

Die Erniedrigung ist die verschärfte Form der Entmutigung. Während sich die Entmutigung zunächst darauf zu beschränken scheint, das Handeln und die Fähigkeiten des Kindes zu kritisieren, zielt die Erniedrigung direkt auf die Person ab. Ihre Methode besteht darin, die Beschämung der Person zu inszenieren. Die zugrundeliegenden Motive entsprechen jenen, die zur Entmutigung führen, aber der Sadismus der Täter wird im Akt der Erniedrigung sichtbarer. Die darin enthaltene Botschaft schließt häufig unmittelbar an der Erfahrung an, dass viele Mädchen und Jungen von ihren Eltern und Familien abgelehnt und „weggegeben“ wurden. Im Akt der Erniedrigung wird diese Ablehnung reinszeniert, wobei in manchen Fällen sogar unmittelbar und explizit an der Ablehnung seitens der Eltern angeschlossen wird:

*„Das war ja immer schon so Thema. Dich wollte ja keiner, die hat dich gleich nach der Geburt ins Säuglingsheim. Und das ist eine ganz schlechte Mutter und gut, so wurde das auch dann in den Berichten geschrieben.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Als besonders häufiger Anlass für Erniedrigungen wird von den Interviewpartner\*innen das Bettnässen genannt. Es ist, als wollten sich die Erzieher\*innen in fast allen Heimen der Körperausscheidungen der Kinder bedienen, um ihr ganzes Repertoire an Beschämung zur Geltung bringen zu können. Das Bettnässen erscheint wie ein Fetisch, auf den sich Nonnen und

Geistliche und auch weltliche Erzieher\*innen stürzen, um das Exempel ihrer erzieherischen Macht zu statuieren. Man ahnt, dass sich in ihren Motiven Lust und Ekel und ein rätselhaftes sexuelles Begehren mischen. Anders ist es nicht zu erklären, weshalb das Bettnässen von Kindern immer wieder auf die Bühne exzessiven erzieherischen Handelns gehoben wird.

*„Bis zur Hüfte, Taille eigentlich, ja. Und es war, ich weiß nicht warum, ich hab halt ins Bett gepieselt. Eines schönen Tages hat eine Schwester, die [...] Buben-Schwester haben wir gesagt, gell, also ein Hockerl, hab ich mich raufstellen müssen, hab ich nicht gewusst, um was es geht. Da hat sie mir meine ganzen Haare runtergeschnitten [...]. Weil das geht nicht, dass ich – dass meine Haare immer voll Urin sind, gell, so ungefähr hat sie halt gesagt, gell. Und jetzt schneiden wir die weg. Wir können nicht immer jeden Tag Haare waschen. So, waren sie weg.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Erzieher\*innen waren ständig bemüht, die Bettnässer als solche erkennbar zu machen; sie wurden in einen Raum gesteckt, wo sie „vor sich hinstinken“ sollten; sie mussten die nasse Wäsche vor allen anderen Kindern über den Hof zur Waschküche tragen, wo sie von der Nonne mit den Worten „Ihr Dreckschweine!“ begrüßt wurden; sie mussten andere Kleidung tragen usw. Die Erniedrigung ist die Methode, um den Mädchen und Jungen Stigmata anzuhängen: Als Heimkinder, Nichtsnutze, als nicht-deutsche Kinder (gezeugt von Besatzungssoldaten), Bettnässer und von ihren Familien abgelehnte Kinder.

### **Zerstören von Bindungen/Isolation**

Die totale Institution muss sich als universell und allgegenwärtig inszenieren, um ihre Macht vollkommen entfalten zu können. Wir sehen in den Heimen deutliche Parallelen zu Gefängnissen, Lagern, Psychiatrien oder Klöstern, die darauf angewiesen sind, sich ihrer Insassen möglichst vollständig zu bemächtigen (Goffman 1973; Foucault 1994). Die Methode der Bemächtigung ist die Isolation. Aber sie begnügt sich nicht mit der räumlichen Segregation, sondern sie muss auch dafür sorgen, dass affektive Bindungen abgeschnitten werden, die die Macht der Institution relativieren könnten. Man kann nicht sagen, dass alle Heime konsequent danach trachteten, die emotionalen Bindungen der ihnen anvertrauten Mädchen und Jungen zu zerstören. Sie unterschieden sich in dem Ausmaß, in dem der Kontakt zu Eltern zugelassen und gefördert wurde, zumal hier die Jugendämter als weitere Akteure über die wesentlichen Entscheidungsbefugnisse verfügten. Aber auch die Eltern selbst unterschieden sich in ihrer Bereitschaft und ihrer Fähigkeit, einen zuverlässigen Kontakt zu ihren Töchtern und Söhnen herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten. Insofern gab es durchaus unterschiedliche Grade von Durchlässigkeit zwischen den Institutionen und dem sie umgebenden Außen. Diese Feststellung beinhaltet aber auch die Beobachtung, dass manche Kinder massiv isoliert und davon abgehalten wurden, bestehende Bindungen aufrecht zu erhalten oder neue Bindungen aufzubauen. Mehrere ehemalige Heimkinder berichten beispielsweise, dass ihnen der Kontakt zu ihren Geschwistern, die im selben Heim untergebracht waren, untersagt

wurde. Immer wieder ist davon die Rede, dass man schon am Tag der Einweisung im Heim separiert wurde, was angesichts des häufig dramatischen Übergangs in die neue Lebenswelt als besonders belastend erlebt wurde. Die meist strikt praktizierte Geschlechtertrennung tat ihr Übriges, um den Kontakt zwischen Geschwistern zu unterbinden:

*„Also man hat sich so gut wie nie gesehen, weil wir sind ja strengstens getrennt gewesen. Genau. Man hat sich vielleicht mal in der Küche schnell getroffen, wenn man das Essen geholt hat. Oder Spielplatz haben wir auch bloß gehen dürfen, wenn die Buben nicht draußen waren. Ja, ja, das war ganz streng.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es ist unmittelbar erkennbar, dass die Kinder auf diese Weise einer wertvollen, fast überlebenswichtigen psychischen Ressource beraubt wurden. Dahinter steckt ein ausgeprägtes Misstrauen gegenüber den Affekten und Emotionen der Kinder. Immer wieder wird uns erzählt, dass sich auch innerhalb der Heimgruppe, in der die Kinder Tag für Tag unter dem Regime eines ausgeprägten Regulativs zusammenlebten, kaum Freundschaften entwickelten. Durch den Schulbesuch ergaben sich für die Heimkinder aber zwangsläufig Gelegenheiten zum Aufbau sozialer Kontakte und affektiver Bindungen – allerdings nur dann, wenn sie nicht von vornherein als „die Heimkinder“ stigmatisiert und mehr oder weniger explizit segregiert wurden. Wenn sich dennoch Kontakte anbahnten, so war das Heim häufig bemüht, diese im Keim zu ersticken:

*„Also Freundschaften waren nicht erwünscht. Ich weiß noch, ich hab dann mal einen Jungen – genau, der wollte mit mir Schlittschuh fahren gehen, und dann hab ich ihm die Nummer gegeben vom Heim. Und dann hat der da wirklich angerufen, und dann hab ich aber eine solche gescheuert gekriegt.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Angesichts eines Klimas, innerhalb dessen sich affektive Bindungen nur marginal entwickeln können<sup>62</sup>, überrascht es nicht, dass Heimkinder Beziehungen zu Tieren, die als „bessere Menschen“ erscheinen, aufbauen. Dies ist durchaus auch als Bewältigungsmuster für den weiteren Lebensverlauf erkennbar. Die folgende kurze Erzählung verrät außerordentlich viel darüber, welchen Wert viele Heimerzieher\*innen affektiven Bindungen beigemessen haben. Es scheint, als fühle sich die Institution von allem bedroht, was an positiven Gefühlen zwischen Lebewesen entstehen könnte:

*„Ich hab dann eine Katze gehabt, und dann hat der Nonne wieder was nicht gepasst, dann hat sie mir meine Katze weggenommen. Das war das Schlimmste, was sie hat machen können [...]. Das war dann der Auslöser, wo es dann – weil sie mir einfach meine Katze weggenommen hat. Das Tier hab ich heiß und innig geliebt, die hat mein Lebtage noch nie was gehabt, das Kätzle. Dann nimmt die mir die Katze weg. Ja, wenn sie es bloß weggenommen hätt, die hat sie umgebracht!“ (Frau, 1940er Jahre)*

---

<sup>62</sup> Beispielsweise berichtet jede/r Zweite in der Befragung am eigenen Fall, dass Freundschaften oder/und auch der Kontakt zur Familie verhindert wurden.

## List/Täuschung

In den meisten im Rahmen unserer Untersuchung berichteten Spielarten von List und Täuschung geht es nicht so sehr um eine unmittelbare Verletzung des Kindes, sondern um den Schutz der Institution. Man kann hier mithin von einer mittelbaren Form der psychischen Gewalt sprechen, weil sich das moralische System, dem die Mädchen und Jungen ausgesetzt waren, auf diese Weise immer wieder selbst korrumpierte. Allein in der Täuschung der Außenwelt wurde erkennbar, dass sich die Institution durchaus bewusst war, dass sie die ihr anvertrauten Kinder und Jugendlichen mit ihren Erziehungspraktiken schädigte, sodass es notwendig schien, Informationen zu manipulieren. Es war also auch den Verantwortlichen und dem Personal klar, dass ihre Form der Erziehung durchaus nicht mit dem „Zeitgeist“ konform ging, sondern im Widerspruch zu grundlegenden Menschenrechten stand (Kappeler 2010a). Dies erklärt, weshalb Gutachten, Berichte und sogenannte „Strafbücher“ gravierende Lücken aufweisen, Erfundenes beinhalten und in Form von Euphemismen formuliert sind (Frölich 2013). Dies erklärt auch, warum Besuche von potenziell einflussreichen Außenstehenden (Regierungsbeamte, Jugendämter, reiche Eltern,...) immer wieder Anlass zu heuchlerischen Inszenierungen boten. Die Kinder mussten „schicklich“ angezogen sein und sich artig benehmen. Plötzlich wurden neue Kleider sichtbar und gutes Essen verabreicht.

*„Und da kam mein Vater, und immer wenn der kam, der Herr Doktor, ja, man hat mich immer T. genannt. Ach T., gell T., dir geht's ja – bei uns geht's dir ja gut, hat man gesagt. Ich hab kein Wort gesagt, kein einziges Wort! Ich saß da vorne nur, hab aus dem Porzellanteller essen dürfen, und dann haben sie immer gesagt, ja, der T. geht's ja gut bei uns, die entwickelt sich ja gut, haben sie immer zu meinem Vater gesagt. Herr V., sehen Sie doch, sie entwickelt sich – gell, T., du entwickelst dich gut.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Wenn's heißen hat, es kommt jemand vom Jugendamt [...], ist eh klar, die haben sich ja angekündigt. Da war alles – da waren wir sauber und haben lächeln müssen und also wie gut dass es uns geht und so weiter [...]. Der hat das angeschaut, dann haben sie ihn mitgenommen ins Refektorium, und da haben sie ihn natürlich also dann bewirtet.“ (Frau, 1950er Jahre)*

In einer anderen Erzählung wird berichtet, dass das Personal des Heims der Schule mitteilte, ein Junge sei gestürzt, um die schweren Verletzungen zu erklären, die ihm durch massive Schläge zugefügt worden waren. Es liegen uns auch Berichte vor, denen zufolge Jugendamtsmitarbeiter mit einem Kofferraum voll Essen ausgestattet wurden (was in der Nachkriegszeit eine nicht unerhebliche Form der demonstrativen Wertschätzung darstellte).

Als Teil der Vertuschungsstrategie der Heime ist zudem die Zensur von Briefen und Paketen zu verstehen. Mädchen und Jungen hatten kaum die Möglichkeit, die tatsächlichen Verhältnisse in den Heimen nach außen zu kommunizieren. Entweder sie hatten gar keine zuverlässigen Bindungen nach außen oder aber ihnen wurde nicht geglaubt. In den seltenen Fällen, in denen sich Eltern bei der Heimleitung beschwerten, führte dies zu verschärften Strafen gegen das Kind, das den „Verrat“ begangen hatte. Im Übrigen hatten die Heime freie Hand,

die Kinder in Bezug auf ihre Herkunft und ihre familiären Verhältnisse zu belügen oder deren Eltern zu verunglimpfen.

Das folgende Beispiel zeigt, dass Heimkinder aufgrund dessen, was vorher über Entmutigung und Erniedrigung gesagt wurde, auch im späteren Lebensverlauf ein erhöhtes Risiko hatten, Opfer von List, Täuschung und Ausbeutung zu werden:

*„Mit 19 haben sie mich dann von T. entlassen. Und da haben sie mich – da wollte ich immer mit den Kindern – mit den Kindern wollte ich was machen. Und dann haben sie mich nach R. ins L.-Krankenhaus geschickt, und da haben sie mir schön die Stationen gezeigt, und ich hab mich schon gefreut. Dann bin ich von T. entlassen worden und komm dahin, da haben sie mich in die Waschküche reingesteckt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### **Ausweglosigkeit**

Die Ausweglosigkeit bildet die Grundlage und den Hintergrund für alle Praktiken der Gewalt, die in den Heimen angewandt wurden. Es war von größter Bedeutung, den Mädchen und Jungen zu vermitteln, dass sie letztlich keine Möglichkeit hatten, dem Regime des Heims zu entkommen. Man kann sagen, dass auf diese Weise mehrere psychologische und reale Mauern um die Kinder errichtet wurden.

Die **erste und unmittelbarste Mauer** realisierte sich in den weiter oben beschriebenen räumlichen Arrangements der Heime und in den konkreten Erziehungspraktiken, die als unentrinnbare Erziehungsgewalt spürbar werden sollten. All die Formen der Gewalt, die zur Anwendung gebracht wurden, dienten dazu, den Eindruck des Ausgeliefertseins und der Unberechenbarkeit zu verstärken und den Kindern das Gefühl zu vermitteln, dass sie über keinerlei Handlungsmacht verfügten. Neben den bereits angeführten Beispielen zeigen die zwei folgenden Beschreibungen sehr deutlich den Funktionsmodus der erzieherisch implantierten Ausweglosigkeit:

*„Also das ging ganz schnell. Ein falsches Wort, wusch, hast du eine geschmiert gekriegt. Das war ja noch das Harmloseste. Wenn du gefragt hast, warum, hast gleich noch eine gekriegt. Wenn du dumm gegrinst hast, dann hieß es, was, du grinst? Gleich noch eine. So war das. Du hast nichts gemacht, du hast einfach nichts gemacht eigentlich.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Und die Freundin und ich sind beschuldigt worden. Wir haben es aber nicht gehabt. Ja, wir müssen das zugeben, wir haben das! Wir geben nichts zu, wir waren es nicht, wir haben es nicht genommen. Holzscheit auf'd Nacht, haben wir uns aufs Holzscheit knien müssen, bis wir's zugegeben hätten. Wir haben's nicht zugegeben, weil wir's nicht waren. Dann haben sie die Buben rausgeschickt, Brennessel zu holen, dann haben sie uns mit den Brennesseln geschlagen, dass wir's zugeben sollten. Haben wir's noch nicht zugegeben. Dann kriegt ihr nichts zum Abendessen. Ja, wir haben es nicht zugegeben, weil wir's nicht waren. Und so ist das immer gegangen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die **zweite Mauer** konstituierte sich aufgrund des Mangels an familiären Bindungen bzw. verfügbarer Eltern. Hier taucht wieder das Problem der Isolation auf, das eng mit dem Empfinden von Ausweglosigkeit verbunden ist. Da es bei vielen Mädchen und Jungen keine fami-

liäre Instanz gab, die eine Alternative für den Heimaufenthalt dargestellt hätte oder im Sinne eines Ansprechpartners überhaupt so etwas wie Entlastung in Aussicht gestellt hätte, waren diese Kinder auf Gedeih und Verderb der Willkür der Heimerzieher\*innen ausgeliefert. Manche Interviewpartner\*innen berichten, dass sie von ihren Eltern trotz offenkundiger Not auf Seiten des Kindes wieder ins Heim zurückgeschickt wurden, dass es keine Eltern gab oder dass das Leben in der Familie als noch grausamer angesehen wurde als das Leben im Heim:

*„Dieselbe Scheiße, nur in anderer Farbe [...]. Und das war eine Flucht, aus der Familie raus in diese Einrichtung. Und die war ja erstmal geglückt und insoweit gut. Aber dann vom Regen in die Traufe quasi, nur nimmer so existenziell bedrohlich, wie ich's ja schon mal hatte. Und drum hab ich da auch, glaub ich, jetzt nicht die entscheidende Macke mir geholt im Heim. Ich hab dann nur quasi dasselbe in grün oder wie es so schön heißt – also nochmal bestätigt bekommen, dass diese Welt für mich kein gemütlicher Ort ist.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Dass die Welt kein gemütlicher Ort ist, mussten jene Heimkinder erfahren, die Bekanntschaft machten mit **der dritten Mauer**, von der sie umgeben waren. Diese konstituierte sich aus den Bedingungen, auf die die Kinder und Jugendlichen trafen, wenn sie aus dem Heim flüchteten. In vielen Fällen wurden sie früher oder später von der Polizei aufgegriffen und den Einrichtungen wieder zugeführt. Es stellte sich hier niemals in Frage, dass es die Heimkinder waren, die sich eines Rechtsbruches schuldig gemacht hatten und nicht die Erzieher\*innen, die diese Kinder misshandelt, sexuell missbraucht und gedemütigt hatten.

*„Der G. ist hier auf die Wache, da in der Stadtmitte ist die, ist der hingegangen und wollte sich überm Heimleiter beschweren, und daraufhin hat er die Nacht in der Zelle verbracht. Das war damals so. Wenn du über Hochwürden was gesagt hast, über einen Erzieher was gesagt hast, du hast keine Chance gehabt oder auch über einen Polizisten...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es ist eine bedeutsame Erfahrung von existenzieller Ausweglosigkeit, wenn man von der Polizei wieder seinen Peinigern zugeführt wird.

Die „Welt da draußen“ ist für viele Heimkinder aber auch ein Ort der Reviktimisierung, weil sie, ohne jegliche soziale und materielle Ressourcen, anfällig dafür sind, Opfer von Gewaltverbrechen zu werden, für die sie sich in den Augen des Heimpersonals selbst schuldig fühlen sollten und daher im Heim nochmals bestraft werden:

*„Wie ich noch in T. war, bin ich mal weggelaufen. Und da hab ich bei einer Ehemaligen, die wo in Z. gewohnt hat, hab ich bei der geschlafen. Und die hat mich mal in die Kaserne mitgenommen, und da war ich so müd, da bin ich da eingeschlafen. Und da muss irgendeiner von denen, muss sich sexuell dann an mir vergangen haben. Ich weiß es nicht, aber von nichts kann ich ja nicht schwanger werden. Nur, ich wusste ja nicht, dass ich schwanger bin, aber die Nonnen haben's gewusst. Und die haben mir Abführtabletten und Schlaftabletten gegeben. Und da bin ich drei Monate todkrank – haben sie mich in ein Zimmer, in ein Krankenzimmer reingesperrt, drei Monate!“ (Frau, 1940er Jahre)*

Diese Schilderung steht neben vielen anderen Berichten, in denen ein unentrinnbar scheinender Kreislauf an Verletzung, Demütigung, Herabwürdigung und dem Vorenthalten von Schutz und Hilfe beschrieben wird. Immer wieder erzählen ehemalige Heimkinder, dass

ihnen nicht geglaubt wurde und dass sie von keiner Seite Hilfe zu erwarten hatten: Nicht von den Heimen, die sich eigentlich um deren Schutz und Versorgung kümmern hätten sollen, nicht von den Eltern, nicht von den Jugendämtern und schon gar nicht von der Polizei. Umgeben von drei Mauern, innerhalb derer Gefühle von Ausgeliefertsein und Unberechenbarkeit immer wieder neu entfacht wurden, entwickelten viele Mädchen und Jungen Widerstand, nur um wieder aufs Neue zu erfahren, dass sie keine Chance hatten:

*„Das hab ich ein paar Jahre lang mitgemacht, und irgendwann hab ich meinen Koller gekriegt und hab der Nonne die Ding runtergerissen und hab sie selber in die Dusche reingehauen. Dann haben sie mich schon wieder ein halbes Jahr eingesperrt im vier Quadratmeterzimmer.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In einer Situation vollkommener Ausweglosigkeit stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten des physischen und psychischen Überlebens. Wir werden weiter unten sehen, welche Bewältigungsstrategien sich Mädchen und Jungen angeeignet haben, um die Zeit im Heim zu überstehen.

### **Religiös gefärbte Gewalt**

Die meisten Heime Bayerns (und anderer Bundesländer) waren in der Trägerschaft der Kirche (Frölich 2013). Es war daher naheliegend, dass der Alltag unter anderem auch von religiösen Motiven und Praktiken geprägt war. Die Mädchen und Jungen mussten beten und zur Messe gehen. Im Nachhinein sagen weit über 200 der Befragten, dass sie eine religiöse Zwangserziehung erfahren haben. Mit einem Anteil von 53,2% ist dies die vierthäufigste der genannten Gewaltformen.

Die Mädchen und Jungen mussten gleichzeitig aber auch die Erfahrung machen, dass die gläubigen Nonnen und Pfarrer sie körperlich misshandelten und sexuell ausbeuteten.

*„Das war ein evangelisches Kinderheim, und die eine hieß Tante D., sie soll in der Hölle braten. Und der andere war der Hausvater L., der soll auch in der Hölle braten. Die haben sich so ausgelebt an den Kindern, sowas können Sie sich nicht vorstellen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Viele Kinder nahmen den Widerspruch, wonach „Wasser gepredigt, aber Wein getrunken“ wurde, sehr deutlich wahr. Sie sahen sich von religiösen Motiven und moralischen Imperativen umzingelt, erlebten aber gleichzeitig, dass sich diejenigen, die ihnen eine strenge Moral und einen unbedingten Glauben an Gott auferlegten, selbst häufig geradezu unmenschlich verhielten. Am deutlichsten wurde diese Diskrepanz im Zusammenhang mit Sexualität. Wir haben gesehen, dass das Erziehungspersonal die Mädchen und Jungen häufig sexuell ausnutzten. Gleichzeitig schärften sie den Kindern und Jugendlichen ein, dass alles Körperliche Sünde sei:

*„Und uns wurde immer eingebläut, ja nicht mit den Jungs, die war ja wahnsinnig prüde, die Frau. Und keinen Kontakt zu den anderen, weil da könntet ihr schlechten Umgang haben.“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Als Mädels oder als Erwachsene sogar, man liegt manchmal so im Bett. Reißt mir die die Decke von meinem Körper, da hat's gesagt, was machst denn du da? Hab ich gesagt, ja nichts! Ich lieg halt so. Das ist Unkeuschheit! Hab ich gesagt, Unkeuschheit, ja, ich mach ja gar nichts. Ich hab ja gar nicht gewusst, um was dass es da geht noch! Ich hab ja gar nichts gewusst, gell. Sind wir ja nicht aufgeklärt worden auch, überhaupt nichts.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es tauchen hier die Motive der Bedrohung, der Beschämung, der Erniedrigung und der Isolation auf, die als für die Gewaltanwendung im Heim konstitutiv identifiziert wurden. Diesen Motiven liegt in den hier genannten Beispielen eine religiöse Ideologie zugrunde, die sich als eindeutig körper- und sexualfeindlich definiert und auf der Basis dieser Ablehnung Demütigungen und Bestrafungen als gerechtfertigt ansieht (Hackenschmied & Mosser 2018b).

Scheinheiligkeit und Härte erscheinen als wesentliche Erziehungsprinzipien der christlichen Erzieher\*innen:

*„Einem anderen Mädels haben sie auch – meine Freundin, die hat gelogen, dann haben sie ihr den Mund so her gehaut, dass sie so eine dicke Lippe gehabt hat. Ja, ja. Ja. Und dann sind sie wieder zum Beten gegangen, ja, ja. Mehr beten als wie was anderes.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Also ich wechsele heute noch die Straßenseite, wenn ich eine Nonne sehe. Das hat wirklich ganz tiefe Spuren hinterlassen, weil das ist kein christliches Verhalten, was die gemacht haben. Die haben uns teilweise morgens um fünf oder um sechs geweckt, dann mussten wir in die Kirche, auf nüchternen Magen Weihrauch einatmen, und mir ist regelmäßig schlecht geworden. Das hat die alles überhaupt nicht interessiert.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wir treffen bei der Untersuchung der Heime erneut auf all jene Motive, die wir in katholischen Klosterinternaten identifiziert haben (Keupp et al. 2017b, 2017a): Ein ungeklärtes Verhältnis zur Sexualität; sexualisierte Übergriffigkeit und Gewalt; Bedrohung und Abhärtung als zentrale Erziehungsmittel; Isolation nach außen; reaktionäre Geschlechterbilder; Bigotterie. Es überrascht daher nicht, dass manche ehemalige Heimkinder die Ansicht vertreten, dass Kinderbetreuung generell nicht in kirchliche Hand gegeben werden dürfe. In der Befragung klagt mehr als jede/r Zweite über religiöse Zwangserziehung.

#### 7.4 ZEUGENSCHAFT VON GEWALT

Es würde der Vielzahl von Belastungen, denen Kinder im Heim ausgesetzt werden, nicht gerecht werden, wenn man die unmittelbare Betroffenheit von Gewalt isoliert betrachten würde. Das existenzielle Ausgesetztsein bezieht sich auf eine bestimmte institutionelle Atmosphäre, die durchaus nicht primär davon geprägt wird, was einem selbst angetan wird, sondern insbesondere auch dadurch, was einem angetan werden könnte. Aber dies ist nur ein wesentlicher Aspekt der Zeugenschaft von Gewalt: Das Versprechen, das es jeden und jede treffen könnte, was einem anderen Kind angetan wird. Der andere Aspekt ist jener der



Empathie: Das stellvertretende Mitfühlen des unmittelbaren Leids, das einem anderen Kind zugefügt wird.

Es wird häufig vergessen, dass die Zeugenschaft von Gewalt selbst eine Form der Gewalt darstellt, die nachgewiesenermaßen ein hohes Schädigungspotenzial für Kinder in sich birgt (Dlugosch 2010; Kindler 2007). In der quantitativen Befragung haben über 98% berichtet, dass sie Zeuge von Gewalt geworden sind. Der größte Teil war zudem selbst Opfer. Wir verfügen in unseren qualitativen Befunden über eine größere Anzahl von Berichten, die sich auf das Miterleben von allen bisher geschilderten Varianten von Gewalt gegen Mädchen und Jungen beziehen: Brutale körperliche Gewalt, sexualisierte Gewalt, psychische Gewalt. Kinder mussten miterleben, wie andere Kinder schwer misshandelt, „halbtot geschlagen“, sexuell missbraucht und vernachlässigt wurden.

*„Also man wurde mit allem konfrontiert, was es da gibt.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Die erzieherische Intention dahinter ist durchsichtig. Es geht darum, ein Exempel zu statuieren. Es geht darum, Bedrohung zu etablieren und ein Klima der Angst zu implementieren, welches dazu geeignet sein soll, die Mädchen und Jungen gefügig zu machen. Solche Motive wurden zum Teil in Form regelrechter Inszenierungen verwirklicht. In vielen Fällen geschahen Bestrafungen und Züchtigung aber einfach nur „aus der Situation“ heraus, wobei man sich natürlich keine Mühe gab, den anderen Kindern den emotionalen Stress der Zeugenschaft zu ersparen.

*„Das war so schlimm. Wenn man mit anschauen hat müssen, das ist so schlimm. Und grausam.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wichtig ist hier auch die Erfahrung vollkommener Hilflosigkeit. Es ist schlechterdings kaum vorstellbar, wie Mädchen und Jungen eine solche Konstellation verarbeiten sollen. Selbst gefährdet, der Gewalt, die anderen Kindern angetan wird, ohnmächtig ausgesetzt und somit gefangen in einer Spirale der existenziellen Gefährdung, erscheint die Abspaltung unerträglicher Gefühle häufig als einzige Möglichkeit, das psychische Überleben zu ermöglichen. Umso beeindruckender erscheinen Empathie und Mitgefühl, wie sie aus vielen Erzählungen unserer Interviewpartner\*innen hervorgehen.

*„R.-Heim war schlimm. Die ersten Mädle, wo gekommen sind, die hat man an den Stuhl hin gebunden und ratzeputz die Haare weggeschnitten. Und da weiß ich, da ist eine mal gekommen, die hatte wunderschönes langes Haar. Die hat geweint, und dann ist die auf einmal weggelau-  
fen, rennt oben rauf und springt zum Turmfenster runter. Da liegt die da unten, und du bist sieben Jahre alt und siehst das. Das sind grausame – ich darf da gar nicht dran denken.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist unmittelbar evident, dass die an sich selbst gerichtete Aufforderung „gar nicht dran zu denken“ auch nach vielen Jahrzehnten die einzige Möglichkeit darstellt, um mit solchen Erlebnissen umzugehen. Auch wenn „Kinder rausgezogen und in der Mitte des Saales vor hun-

dert Kindern zusammengeprügelt werden“, wird wissentlich in Kauf genommen, dass hier gleichzeitig alle Kinder, die dieser Szene beiwohnen, geschädigt werden. Als besonders belastend wurde erlebt, wenn anderen Kindern Schutz und Hilfe vorenthalten wurde. Besonders drastisch erscheint in diesem Zusammenhang folgender Bericht, der sich auf ein 14-jähriges Mädchen bezieht, das durch eine Vergewaltigung des Vaters schwanger wurde:

*„Die haben sie gezwungen, das Kind zu kriegen. Und sie hat das Kind auf dem Klo gekriegt, nachts. Ich bin morgens zur Schule und hab dann in der Schule erzählt – das erzählt die V. heute noch – das war für die ganz furchtbar (lacht), dass ich dann in die Klasse komme und erzähle, was da so passiert im Heim. Und das war meine Sexualaufklärung. Und da war immer für mich klar, nee. Nee! Ich mich auf einen Mann einlassen? Im Leben nicht!“ (Frau, 1950er Jahre)*

Hier wird auch erkennbar, wie sich damals bei der Zeugin dieser extremen Form der unterlassenen Hilfeleistung innere Skripts als Folge der nicht zu verarbeitenden Erfahrung entwickelten. Sich „im Leben nicht“ auf einen Mann einzulassen, erscheint aus der Perspektive der Schülerin angesichts dessen, was sie miterleben musste, durchaus funktional und vernünftig. Man kommt nicht umhin, die Überzeugung zu äußern, dass die Mädchen und Jungen aus der Zeugenschaft von Gewalt etwas „lernen“ sollten. Der – zuweilen auch wörtlich als solcher bezeichnete – Pranger erfüllt die Funktion der Züchtigung des kollektiven Empfindens. Er schreibt sich ein in das Bewusstsein des Publikums als Demonstration der Macht und als Imperativ der Unterwerfung: Es ist sinnvoll und wahrscheinlich überlebenswichtig, sich dem Gesetz des Stärkeren zu beugen. Wenn Foucault (1994) über Veränderungen des Strafvollzugs am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert schreibt, dass die „Züchtigung [...] nicht mehr eine Kunst der unerträglichen Empfindungen [ist], sondern eine Ökonomie der suspendierten Rechte“ (S. 19) ist, dann kann man annehmen, dass die Heimerziehung danach trachtete, möglichst beides zu verwirklichen. Wenn uns von einer Interviewpartnerin berichtet wird, dass ein Junge drei Tage lang wie am Pranger dasaß und alleine rohes Blaukraut essen musste, dann ist dies sowohl Ausdruck einer gewissen psychologischen Raffinesse als auch einer mittelalterlichen Strafsymbolik. Indem körperliche Gewalt und strukturelle Gewalt ständig miteinander kombiniert werden, werden sowohl Körper als auch Bewusstsein der Mädchen und Jungen korrumpiert. Man muss aber feststellen, dass die Erziehungspraktik in den Heimen insbesondere in Form der Instrumentalisierung der Zeugenschaft von Gewalt primär auf „unerträgliche Empfindungen“ baute und somit einem Rechtsverständnis geschuldet war, das schon hundert Jahre zuvor gesellschaftlich nicht mehr vermittelbar war.

## 7.5 VERNACHLÄSSIGUNG

Vernachlässigung ist eine weit verbreitete Form der Kindeswohlgefährdung, die sich nicht unmittelbar in der aktiven Verletzung des kindlichen Körpers und dem Angriff gegen seine psychische Integrität manifestiert. Sie wirkt vielmehr dadurch, dass Bedürfnisse des Kindes

ignoriert werden. Das Problem ist also jenes der Unterlassung (Deegener & Körner 2005). Die Berichte der ehemaligen Heimkinder liefern zahlreiche Hinweise auf Vernachlässigung. Fast 40% nennen die Vernachlässigung in der Befragung als eine der Gewaltformen, die sie selbst erfahren haben. Dies ist umso bedenklicher, als gerade diese Mädchen und Jungen einen besonderen Anspruch auf die Befriedigung elementarer Bedürfnisse gehabt hätten, da vielen von ihnen genau dies in ihren Herkunftsfamilien nicht zugestanden wurde. Im Phänomen der Vernachlässigung zeigt sich besonders deutlich der Charakter der Heimeinrichtungen als Verwahranstalten, die einem wie auch immer gearteten Anspruch auf Schutz und Förderung der ihnen anvertrauten Mädchen und Jungen in den meisten Fällen nicht annähernd gerecht wurden. Vielmehr zeigt sich eine Erziehung, die darauf ausgelegt ist, die untergeordnete Position von Heimkindern in der Gesellschaft zu perpetuieren und Verwirklichungschancen einzuschränken. Empirische Belege für diese Beobachtung finden sich sowohl in den vorangegangenen Kapiteln wie auch in den Berichten zu Vernachlässigungsphänomenen, wie sie im Folgenden dargestellt werden.

Vernachlässigung wird verstanden als Vorenthalten von Bedürfnissen und Möglichkeiten. In diesem Sinne konnten aufgrund des empirischen Materials die folgenden Formen von Vernachlässigung in der Heimerziehung identifiziert werden:

### **Vorenthalten von Zuwendung**

Der zynisch anmutende Begriff der „Aufbewahrung“ von Kindern und Jugendlichen zeigt sich am deutlichsten in Gestalt des völligen Mangels an liebevoller Zuwendung für die im Heim untergebrachten Mädchen und Jungen.

*„Und bei uns ist so viel versaut worden, ohne Liebe, ohne Geborgenheit aufwachsen und grad dann, wenn die Pubertät kommt, ist keine alte Sau da gewesen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*A: Nein, aber die Heimzeit, das macht halt so viel – erstens mal keine Liebe, keine Geborgenheit, keine Ansprache. Damals – ja, heute würde man – da ist sowas nimmer, das –*

*I: Gab’s irgendjemanden, dem Sie sich hätten anvertrauen können im Heim?*

*A: Nein! Niemand! (Frau, 1940er Jahre)*

Es muss daran erinnert werden, dass diese Kinder im frühen Alter aus ihren Familien herausgenommen wurden, in den meisten Fällen deshalb, weil deren Eltern deren Versorgung nicht gewährleisten konnten. Diese Mädchen und Jungen waren insofern vorbelastet und vulnerabel, weil ihre basalen Bedürfnisse nach Liebe und Zuwendung von Seiten ihrer Eltern häufig nicht gestillt worden waren. Es handelte sich also nicht selten um vernachlässigte Kinder und es wäre Aufgabe des Heimes gewesen, diesen Mangel an Zuwendung so weit als möglich zu kompensieren. Man hat offenbar nicht verstanden, dass es nicht allein darum geht, diesen Kindern zu essen zu geben, sie in eine Tagesstruktur zu zwingen und sie zu anständigen, d.h.

anpassungsfähigen, jungen Menschen zu erziehen. Man hat nicht verstanden, dass diese Kinder Aufmerksamkeit, Zuwendung und eine gesunde emotionale und körperliche Nähe brauchten. Die Berichte unserer Interviewpartner\*innen legen eher die Annahme nahe, dass in den Heimen katholische, protestantische und/oder nationalsozialistisch geprägte Erziehungsregimes (im Sinne einer schwarzen Pädagogik) herrschten, in denen die genannten kindlichen Bedürfnisse keinen Platz hatten, weil deren Berücksichtigung die Gefahr der „Verweichlichung“ oder – noch schlimmer – der „Widerspenstigkeit“ mit sich gebracht hätten.

*„Es war nichts Liebevolleres, so wie ich meinen Kindern, wenn ich die Tür aufmache und sage, mei, wie war's in der Schule, oder wie ist es denn gelaufen. Da war gar keine – man ist einfach mitgelaufen. Es war halt einfach so – so lange man seine Dienste gemacht hat und gespurt hat, war alles in Ordnung. Aber wehe, man ist dann irgendwie ausgebrochen. Manche haben halt natürlich dann extrem gewütet oder waren aggressiv oder sonstiges.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Wir werden sehen, dass diese Form der Vernachlässigung für viele Heimkinder bedeutsame Auswirkungen auf ihre sozialen, familiären und intimen Beziehungen im späteren Lebensverlauf haben werden. Der dominante psychische Modus ist das Misstrauen, der dominante Verhaltensmodus ist das Streben nach Autonomie: Man kann sich nur selbst helfen und es gibt nie eine Gewissheit darüber, dass man als Mensch von anderen vollkommen angenommen wird.

### **Vorenthalten von Privatsphäre**

Bei der Beschreibung der räumlichen Gegebenheiten in den Heimen wurde bereits darauf hingewiesen, dass diese als Manifestationen struktureller Gewalt die Verfügbarkeit von Privatsphäre für die Mädchen und Jungen verhinderten. Es ist wichtig darauf zu verweisen, dass damit eine bedeutende Form des Vorenthaltes eines zentralen menschlichen Bedürfnisses einhergeht. Die Mädchen und Jungen leben in einem permanenten Zustand der Bezogenheit auf das Handeln ihrer Erzieher\*innen und ihrer Mitbewohner\*innen im Heim. Es ist unter diesen Bedingungen schwierig, ein Gefühl für das eigene Selbst und für die eigenen Grenzen zu entwickeln, es ist als würde sich das Individuum im ständig anwesenden Kollektiv auflösen. Das Bedürfnis nach Ruhe, nach Innehalten, nach Konzentration auf sich selbst bleibt unbefriedigt. Alles Handeln und Fühlen ist Reaktion oder – wie weiter oben beschrieben – Befolgung oder Nicht-Befolgung von Regeln. Vielleicht noch schwerwiegender ist das Vorenthalten des Bedürfnisses nach Intimsphäre. Im kollektiven Nebeneinander, welches nur ansatzweise ein Miteinander zu kennen scheint, verlieren sich die Grenzen des Körpers und das Gefühl für das Recht auf Unversehrtheit. Wir werden sehen, dass viele ehemalige Heimkinder im späteren Lebensverlauf ihrem eigenen Platz, ihrer Wohnung, ihrem Rückzugsort eine besondere Bedeutung bei der Bewältigung ihrer leidvollen Erfahrungen einräumen.

## Vorenthalten von Hilfe und Schutz

In einem sozialen System, das von der Ausübung von Gewalt geprägt ist, ist es wenig erstaunlich, dass Kindern Schutz und Hilfe verwehrt bleiben. Dahinter lauert das Prinzip der Abhärtung, von dem die Erziehungsvorstellungen in den meisten Heimen geprägt waren. Die unterlassene Hilfeleistung ist in gewisser Weise das Reziprok zur Gewaltausübung. Beide Praxen bilden zusammen eine der vielen Varianten der Ausweglosigkeit und der Bedrohung. Das Vorenthalten von Schutz und Hilfe geht ebenfalls einher mit dem Vorenthalten von Zuwendung und menschlicher Wärme. Alles trägt dazu bei, dass sich bei den Mädchen und Jungen ein Gefühl des Ausgeliefertseins etabliert, das sie gefügig macht oder in den verzweifelten Widerstand treibt. Zahlreiche Beispiele zeigen, dass Kindern auch bei schweren Erkrankungen wie zum Beispiel Mumps keine medizinische Versorgung zugestanden wurde. Eine Interviewpartner\*innen berichtet, dass bei ihr schon bei Aufnahme ins Heim eine chronische Mittelohrvereiterung diagnostiziert wurde. Die Verweigerung jeglicher medizinischen Behandlung führte schließlich zu einem lebenslangen Gehörschaden. Auch bei Verletzungen sahen sich Erzieher\*innen häufig nicht dazu veranlasst, medizinische Maßnahmen einzuleiten – zumal dann, wenn die Verletzungen von Gewalttaten ihrer Kolleg\*innen oder von ihnen selbst stammten. Ein Interviewpartner berichtet, dass ein ganzes Schuljahr niemand merkte, dass er aufgrund seiner eingeschränkten Sehfähigkeit nicht lesen konnte, was auf der Tafel stand. Daher war er gezwungen, das Schuljahr zu wiederholen.

Zahlreiche Berichte weisen darauf hin, dass Kindern der Schutz vor Gewalt durch andere Kinder und Jugendlichen versagt blieb. Man muss in den meisten Fällen von gewaltaffinen Systemen sprechen, in denen auf Seiten der Verantwortlichen kein Sensorium dafür zu existieren schien, was das Erleiden von Gewalt bei Menschen anrichtet.

*„Da haben die Kinder alles gewusst, was mit meiner Mutter ist. Und ich hab die Frau gar nicht gekannt. Franzosen schießen in die Hosen, in den Sack reingebunden und haben mich die Treppe runtergeschmissen. Die Nonnen haben gar nichts gemacht. Sag ich ja, ein Brett an den Fuß hin gebunden, wie das Schienbein gebrochen war, das war alles.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In dieser Schilderung kumulieren verschiedene Formen der Schädigung eines Kindes: Die Erniedrigung, die Stigmatisierung, die körperliche Verletzung und das Vorenthalten von Hilfe und Schutz – sowohl in Bezug auf die Verhinderung der verübten Gewalt als auch auf die dringend notwendige medizinische Versorgung. Darüber hinaus gibt es einige Berichte von unterlassener Hilfeleistung in Bezug auf sexualisierte Gewalt, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Heime gegen Mädchen und Jungen verübt wurde. Insbesondere Mädchen, die sexualisierte Gewalt erleiden mussten, wurden massiv stigmatisiert. Der Schutz vor weiteren Übergriffen und Vergewaltigungen blieb ihnen versagt.

## Vorenthalten von Nahrung

Weiter oben wurde bereits beschrieben, dass der Zwang zu essen eine weit verbreitete Form der körperlichen Gewalt in Heimen darstellte. Es ist dem hinzuzufügen, dass Mädchen und Jungen in manchen Fällen über längere Zeit hungern mussten oder nur sehr geringe Mengen zu essen bekamen.

*„Sie haben fast nichts zu essen bekommen [...]. Das ist das Schlimmste gewesen überhaupt, Sie haben immer unter Hunger gelitten, im wahrsten Sinne des Wortes.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Dieses Phänomen ist vor allem der unmittelbaren Nachkriegszeit zuzuordnen. Unklar bleibt, ob Heime tatsächlich über geringe Nahrungsressourcen verfügten und das Vorenthalten von Essen ein wichtiger Kostenersparnisfaktor war oder ob es sich hierbei auch um eines von vielen Disziplinierungsmitteln gegenüber den Kindern handelte. Unbestreitbar ist, dass Essensentzug oder die Reduzierung von Essen als Strafmaßnahme gegen Mädchen und Jungen zur Anwendung gebracht wurden. Mehrfach wird auch davon berichtet, dass Kinder ab einer bestimmten Tageszeit nichts mehr zu trinken bekamen, um nächtliches Einnässen zu verhindern – in vollkommener Ignoranz der Tatsache, dass die Mädchen und Jungen nicht aufgrund des Trinkens, sondern infolge ihrer nicht zuletzt durch den Heimaufenthalt selbst bedingten schweren psychischen Belastungen einnässten.

Unzählige Berichte stimmen darin überein, dass das Essen im Heim scheußlich schmeckte, von minderer Qualität und manchmal auch verdorben war. Man muss hier angesichts der Vielzahl dieser Berichte von einem systematischen Vorenthalten eines vitalen Grundbedürfnisses nach wohlschmeckendem und gesundem Essen sprechen.

*„Ich könnt gar nicht sagen, ob das jetzt Semmeln oder Brot oder was das auch war, aber es war so eklig. Also ich musste auch jahrelang so eine komische Paste immer essen, weil ich so unterernährt war. Also es war nicht zu essen.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Die Mädchen und Jungen merkten durchaus, dass ihre Schulkamerad\*innen in deren Elternhäuser ganz andere Speisen bekamen als sie selbst.

*„Und in der Schule haben sie alle erzählt, was für einen tollen Sonntagsbraten und Zeug sie hatten.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Das minderwertige Essen war also ab einer bestimmten Zeit durchaus nicht mehr den ökonomischen Verhältnissen in Deutschland geschuldet, sondern Ausdruck der Geringschätzung gegenüber den Bedürfnissen von Heimkindern. Den Mädchen und Jungen wurde keine Chance gegeben, einen eigenen Geschmack auszubilden oder eigene Vorlieben zu entwickeln und es ist ihnen verboten, Nein zu sagen zu dem, was ihnen widerstrebte. Mangelndes und schlechtes Essen bildeten also einen wesentlichen und für die Kinder alltäglichen Teil des ganzen Arrangements von Vernachlässigungen und Gefährdungen, dem sie ausgesetzt wurden.

## Vorenthalten von Bildungschancen und mangelnde Vorbereitung auf das spätere Leben

Eine der am nachhaltigsten wirksamen Formen der Vernachlässigung bestand darin, dass Mädchen und Jungen in den Heimen kaum gefördert wurden und dass Bildungschancen, die sie hätten ergreifen können, aktiv verhindert wurden. Wie schon weiter oben beschrieben, traf dies offenbar noch stärker gegenüber Mädchen als gegenüber Jungen zu. Ausbildung und Beruf wurden oftmals weder als Werte an sich noch als wichtige Voraussetzung zur Gestaltung eines gelingenden Lebens gesehen. Wir finden viele Erzählungen, in denen Mädchen und Jungen aufgrund ihrer Leistungen die Möglichkeit gehabt hätten, auf höhere Schulen zu gehen. Dies wurde aber unter anderem mit dem Hinweis verhindert, dass sie bei einem Wechsel ins Gymnasium umziehen müssten, was nicht möglich sei. Auch Realschulambitionen wurden mit Sticheln und Lästern quittiert: Die Mädchen sollten sich bloß nichts auf ihre Intelligenz und ihre schulische Leistungsfähigkeit einbilden. Nonnen verhinderten, dass Kinder die Mittlere Reife machen konnten und sie verboten – nicht selten in Übereinstimmung mit dem Jugendamt – jungen Menschen die Verwirklichung ihrer Berufswünsche. Es waren pragmatische und administrative Gründe, die zur Zuweisung zu bestimmten Berufssparten führten, die für die Jugendlichen weder interessant waren noch Aussicht auf eine anspruchsvolle berufliche Laufbahn versprachen. Das Vorenthalten von Bildung geschah aber nicht nur in den Heimen, sondern manchmal auch an Schulen, wo die Heimkinder als stigmatisierte Gruppe von vornherein den Verlierern zugerechnet wurden:

*„Und dann sind wir in die öffentliche Schule gekommen, da wollten wir auch gerne so wie die anderen Kinder alles lernen. Da hieß es aber von Haus aus, ihr seid dumm, ihr seid nur Heimkinder, und ihr dürft z.B. kein Englisch lernen. Weil Heimkinder sind ja eh blöd, das war immer – das hab ich mein Leben lang gehört.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wir finden hier wieder das Motiv der Entmutigung, mittels dessen eine Festlegung der Heimkinder als untergeordnete gesellschaftliche Gruppe umgesetzt wurde. Alles ist hier Zuschreibung und Verhinderung: Dumm und minderwertig zu sein als Folge der familiären Herkunft, ferngehalten zu werden von den Möglichkeiten der schulischen und beruflichen Bildung. Es drängt sich hier unweigerlich der psychologische Modus der sich selbst erfüllenden Prophezeiung auf (Watzlawick 2005). Nichts wird getan, um Heimkindern die Chance zu bieten, ihre ungünstigen biografischen Ausgangsbedingungen zu bewältigen und den Weg in eine vielversprechende Bildungs- und Berufskarriere zu ebnen. Wir werden später sehen, welche Bedeutung Interessen, Begabungen und Talente bei der Bewältigung aversiver Lebensbedingungen spielen, aber es ist kaum erkennbar, wie diese kindlichen Ressourcen von Seiten der Heimerzieher\*innen gefördert wurden. Es gibt hier bedeutsame Ausnahmen, die nichts an dem empirisch gut belegten Eindruck ändern, dass die Heimerziehung über weite Strecken offenbar keinen Bildungsauftrag für sich beanspruchte und damit einen wesentlichen Beitrag zur Perpetuierung gesellschaftlicher Ungleichheit leistete. In diesem Zusam-

menhang ist auch die Rolle von Einstufungstest äußerst kritisch zu beleuchten: Wer als wenig intelligent getestet wurde, kam oftmals vorschnell in eine Sonderschule oder in Heime für geistig Behinderte und erhielt dort eine nicht annähernd angemessene kognitive Förderung.

Besonders deutlich kommt der Mangel an Unterstützung auch in jenen Schilderungen zum Ausdruck, die sich auf den Übergang vom Heim ins Leben „draußen“ beziehen. Das Problem der Übergänge ist ein hochrelevantes Thema von Heimkindern. Man muss sich der besonderen entwicklungspsychologischen Bedeutung von Übergängen bewusst sein, um einen Eindruck von den psychischen Risiken, denen Heimkinder immer wieder ausgesetzt wurden, zu bekommen. Um den Übergang gruppiert sich eine komplizierte psychologische Gemengelage, die mit Bindung, Verlust, Angst, Hoffnung, Autonomie und einer aus all dem resultierenden Ambivalenz und Unsicherheit assoziiert ist. Im Falle von Heimkindern haben solche Übergänge häufig den Charakter von fremdbestimmten Brüchen. Entwicklung erhält dann primär den Charakter des Überlebens. Wir werden später sehen, dass sich die Biografien der Heimkinder im Zusammenhang mit der Zumutung von Brüchen hinsichtlich ihrer Quantität und Qualität unterscheiden. Wir werden uns dabei auch mit der Flucht als selbstbestimmte Herbeiführung von Brüchen beschäftigen. Wichtig ist bei all diesen Themen der Aspekt der (fehlenden) Vorhersehbarkeit: Totale Vorhersehbarkeit des Tagesablaufes, Unkalkulierbarkeit der Erziehungsgewalt, Unberechenbarkeit von Übergängen. Vor diesem Hintergrund ist der Übergang vom Heim in die „Außenwelt“ als existenzielle Anforderung meistens in Folge einer ganzen Serie von häufig sehr dramatischen Übergängen seit frühester Kindheit zu sehen.

Die meisten Berichte deuten darauf hin, dass der Übergang vom Heim in die Welt „draußen“ weniger mit Ängsten verbunden war als vielmehr mit dem Empfinden, endlich dem Alltagsregime der Einrichtung zu entkommen. Man darf dabei nicht vergessen, dass nun meistens das Jugendamt – in Zusammenarbeit mit den Betrieben, in denen die jungen Menschen dann (vielleicht) arbeiteten – dieses Regime übernommen hat. Wichtig ist hier vor allem, dass durch diese Übergänge das Problem der Abhängigkeit zumeist nicht gelöst wurde. Indem nichts dafür getan wurde, um die jungen Menschen auf ihre nächste Entwicklungsaufgabe, nämlich die selbständige Gestaltung ihres Bildungs- und Lebensweges, vorzubereiten, blieb der „lange Arm der Heimerziehung“ in gewisser Weise weiterhin wirksam. Zentral ist hier das Prinzip der fehlenden Einflussnahme und der Fremdbestimmung; auch wenn die Akteure der Fremdbestimmung wechseln, so ändert dies nichts daran, dass die jungen Menschen weit davon entfernt sind, über ihr Leben bestimmen zu können.



*„Da hat's dann das Zeugnis nachgeschaut: Dreier, Vierer, Fünfer – Bäcker! Ende. So ist mir das vorgekommen. Auf jeden Fall, meine Mutter hat dann – oder ich glaub', das hat sogar das Jugendamt, ich weiß nimmer – hat dann eine Lehrstelle für mich gefunden als Bäcker, wo aber der Meister die Erziehungsberechtigung gehabt hat über mich, bis zum Ende der Lehrzeit. Bin ich natürlich vom Regen in die Traufe gekommen, also Sechs-Tage-Woche mit 16 Stunden am Tag war keine Seltenheit, das war ganz normal.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Die geradezu unüberschaubare Anzahl von Berichten, die in vielfältigen Formen auf das Problem der Fremdbestimmung verweisen, lassen die Annahme zu, dass hierin eine gemeinsame Quelle sowohl für psychische als auch soziale und berufliche Schwierigkeiten im Lebensverlauf liegt. Immer wieder wird davon erzählt, dass man „sich nicht wehren“ konnte, dass man „einfach weggenommen“ wurde, dass man in Einrichtungen „reingesteckt“ oder „hingeschoben“ oder „geschickt“ wurde oder dass das Jugendamt über das Schicksal der Kinder und jungen Menschen „bestimmt“ hat. Dies betraf die Unterbringungsform und den Unterbringungsort genauso wie die Zuweisung einer Ausbildung und eines Berufs. Es hat den Anschein, dass es in diesem Zusammenhang häufig in gravierender Weise an einer „entwicklungspsychologischen Anpassung“ fehlte, d.h. dass Jugendlichen und jungen Menschen am Übergang zum Erwachsenenalter nicht wesentlich mehr Handlungs- und Entscheidungsfreiheit zugestanden wurde als jüngeren Kindern. Es wirkt, als sollte die strukturelle Benachteiligung des Kindes solange wie möglich aufrechterhalten werden: Auch junge Erwachsene mussten sich dem alles bestimmenden Regime von Behörden, Chefs und übergriffigen Eltern fügen. Nicht von ungefähr kommt die Formulierung einer Interviewpartner\*in, wonach der Sachbearbeiter des Jugendamtes über ihr ganzes Leben entschieden habe, da gerade im Übergang zum Erwachsenenalter einschneidende Weichen für den weiteren Lebensweg gestellt werden.

*„Ich weiß nicht warum, wie das abgegangen ist. Weil es ist ja so, das ist ja hinter unserem Rücken eigentlich, oder hinter meinem Rücken jetzt auch viel mit dem Jugendamt irgendwo abgesprochen worden, gell. Ja, nur nicht nach Hause, aber das ist ja ein Schmarrn gewesen! Und da weiß ich nicht, warum. Das weiß ich nicht, warum ich wieder woanders hingekommen bin.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, beruht die Praxis der Fremdbestimmung häufig auf dem Vorenthalten von Information, welches den Eindruck des Ausgeliefertseins zusätzlich verstärkt. Die jungen Menschen fühlen sich „hin- und hergeschoben“ von machtvollen Instanzen und es liegt nahe, dass solche Erfahrungen, wenn sie sich an entscheidenden Punkten des Lebens mehrfach wiederholen, das soziale Empfinden kontaminieren und einen depressiven Modus wahrscheinlich werden lassen. Wir werden weiter unten sehen, dass häufig anzutreffende chronifizierte Muster der erlernten Hilflosigkeit (Seligman & Rockstroh 1979) und der vorseilenden Unterwerfung auf die Erfahrung umfassender Fremdbestimmung zurückzuführen sind. Es gibt hier auch einen Zusammenhang zu Ausbeutung und Reviktimisierung sowohl im beruflichen Kontext als auch im Bereich von Partnerschaftsbeziehungen.

Viele junge Menschen verfügten zum Zeitpunkt ihrer Entlassung aus dem Heim über keinerlei finanzielle Ressourcen. Sie wurden nicht darauf vorbereitet, ihren Alltag zu gestalten, sich selbst zu organisieren, mit Geld umzugehen und soziale Ressourcen, wenn vorhanden, zu nutzen.

*„Ich war noch keine 18, wie ich raus bin aus dem Heim und hab auch jede, wie soll ich sagen, Anmeldefrist versäumt. Ich wusste auch noch nicht, was ich dann mach, wenn ich rausgehe. [...] Auch für Schulen oder so. Einfach zu dem Zeitpunkt wollte ich wirklich nur noch raus.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Der Übergang ist negativ bestimmt. Seine Dynamik erhält er aus dem, was nicht mehr ist, aber es gibt häufig keine zielführenden Vorstellungen darüber, was werden soll.

*„Weil man war einfach nicht lebensfähig. Man hatte ja immer Verpflegung, und mit dem Geld konnte man nicht umgehen, und man ist dann – viele sind dann einfach zu ihren Eltern, in diese kaputten Familien rein.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Das Leben im Heim war geprägt von nahezu vollständiger Fremdbestimmung. Man ahnt, dass die Erfüllung des Wunsches nach Autonomie und Gestaltung immer auch die Fähigkeit zur Autonomie und Gestaltung voraussetzt. An diesem Punkt entstand regelhaft ein Konflikt zwischen dem Anspruch an das Leben und den Möglichkeiten, die dieses bot. Man muss hier von einer weit verbreiteten Praxis der Verunmöglichung sprechen, die für die jungen Menschen, die aus dem Heim entlassen wurden, mit hohen Risiken verbunden war. Wieder „in diese kaputten Familien reinzugehen“, stellte eine Form der Gefährdung dar. Darin zeigt sich das allgemeinere Problem der verstetigten Abhängigkeit. Vor dem Hintergrund vielfältiger Formen der Vernachlässigung entwickelte sich bei den jungen Menschen in vielen Fällen ein ausgeprägtes ökonomisches und emotionales Angewiesensein auf Andere. Ausgestattet mit der im Heim vorbereiteten Befürchtung, „nicht lebensfähig“ zu sein, mussten Möglichkeiten des Überlebens gesucht werden, die häufig mit ernststen Risiken verbunden waren. Wir werden sehen, dass Arbeitsverhältnisse, soziale und sexuelle Beziehungen nicht selten mit dem mächtigen Prinzip der Reviktimisierung assoziiert waren: Immer wieder zum Opfer werden, immer wieder ausgebeutet werden. Dies ist Folge der emotionalen Vernachlässigung, Folge des Vorenthaltens von Bildung, das ökonomische Probleme geradezu zwangsläufig erzeugt.

Wenn wir uns weiter unten mit Auswirkungen der Heimerziehung und Fragen der Bewältigung befassen, wird dieser Aspekt immer wieder auftauchen. Der Umstand, dass viele Heimkinder beim Übergang ins Erwachsenenleben „fremdbestimmt alleingelassen“ wurden, prägte die weiteren Lebenswege häufig in entscheidender Weise.

## 7.6 DYNAMIKEN ZWISCHEN KINDERN IM HEIM

Es ist in vielerlei Hinsicht nicht möglich und sinnvoll, von einer gesellschaftlichen Gruppe der „Heimkinder“ zu sprechen. Dieser Terminus suggeriert ein Ausmaß an Homogenität, das zu

unterstellen den Unterschieden in Bezug auf Vorgeschichte, familiären und sozialen Ressourcen, Belastungen, Gewalterleben, Bewältigungsformen und Bindung zum Heim nicht gerecht würde. Das, was sie zu „Heimkindern“ macht ist zunächst der Umstand, dass sie eine mehr oder weniger lange Zeit ihres Lebens in einem Kinderheim verbrachten.

Es ist wichtig zu verstehen, dass Mädchen und Jungen aus sehr unterschiedlichen Verhältnissen und aufgrund sehr unterschiedlicher Anlässe in Heimen untergebracht wurden. Manche verfügten über Bindungen nach außen, waren körperlich gesund und emotional eher ausgeglichen. Andere wurden schon als Säuglinge fremduntergebracht oder kamen aus massiven Gewalt- und Vernachlässigungsverhältnissen ins Heim; sie waren krank und psychisch schwer belastet. Das Heim wurde für alle zu einem Ort, wo sie sich neu orientieren mussten, wo sie innerhalb einer mehr oder weniger durchschaubaren sozialen Konfigurationen einen Platz finden mussten, wo sie in vielen Fällen Überlebensstrategien entwickeln mussten, um in aversiven und gefährlichen Verhältnissen bestehen zu können.

Wenn wir im Folgenden einen Blick auf die Dynamiken zwischen den damaligen Heimkindern werfen, so müssen wir uns vor Augen führen, dass diese Dynamiken weitgehend „gemacht“ waren. Dies bedeutet, dass man das soziale Verhalten der Kinder untereinander nicht losgelöst sehen kann von den kontextuellen Bedingungen, unter denen dieses Verhalten einen bestimmten Sinn bekam, indem es die Funktion des sozialen und psychischen Überlebens erfüllte. Wir werden dies an anderer Stelle unter dem Aspekt der Bewältigung noch genauer betrachten. Die Darstellungen in diesem Kapitel verbleiben eher auf einer phänomenologischen Ebene. Es geht darum, bestimmte Muster des Verhaltens zu identifizieren und zu beschreiben. Man kann auf der Basis der uns vorliegenden Berichte grob zwischen zwei Typen von Bezogenheiten unterscheiden, nämlich (1) Kinder als Gefährdung und (2) Kinder als Ressource. Die Gefährdung zeigt sich vorrangig im Ausüben von Gewalt, die Ressource erscheint uns in Gestalt der Schicksalsgemeinschaft.

### **Gewalt von Kindern gegen Kinder**

Wir haben weiter oben ausführlich beschrieben, dass die Heime als gewaltaffine Systeme funktionierten. Es wurde deutlich, dass auf dem Boden autoritärer Erziehungsvorstellungen, die in nationalsozialistischen und/oder kirchlichen Traditionen wurzelten, vielfältige exzessive und sadistische Praxen der Gewaltausübung Eingang in die Heimerziehung fanden. Es überrascht vor diesem Hintergrund nicht, dass sich die in solchen Einrichtungen untergebrachten Kinder gegenüber anderen Kindern ebenfalls gewalttätig verhielten. Über 35% aller Befragten haben andere Kinder/Jugendliche als Täter\*in genannt.<sup>63</sup> Es wäre aber verkürzt zu schließen, dass diese Kinder das Modell ihrer Erzieher\*innen einfach übernommen haben.

---

<sup>63</sup> 90% der Befragten nannten Mitglieder des Personals als Täter\*in.

Man kann nur sagen, dass sie zumeist schon im Laufe ihrer Frühsozialisation gelernt haben, dass Gewalt ein weit verbreitetes und offenbar auch legitimes Mittel zwischenmenschlichen Verhaltens ist. Wir erfahren von unseren Interviewpartner\*innen, dass sie von anderen Heimkindern gemobbt, geprügelt, gequält und sexuell ausgebeutet wurden. Die Beschreibungen legen nahe, dass dies – ganz im Sinne des oben beschriebenen Vorenthaltens von Schutz und Hilfe – unter (zum Teil wohlwollender) Billigung der Erzieher\*innen stattgefunden hat. Man gewinnt zuweilen den Eindruck, dass Kinder als „verlängerte Arme“ des auf Bedrohung basierenden Erziehungsprinzips der Erwachsenen fungierten. In manchen Berichten wird die starke Angst deutlich, denen Heimkinder eben auch gegenüber anderen Kindern ausgesetzt waren: Angst vor Schlägen, Angst vor Mobbing, Angst vor sexuellen Übergriffen. Diese Angst wird genährt durch die Erfahrung, dass es keine Instanz gibt, die möglichen Gefährdungen durch andere Kinder Einhalt gebieten könnte. Es gibt Berichte über sexuell übergriffige Mädchen, über Jungen, die sich sowohl an Jungen als auch an Mädchen sexuell vergehen; es gibt Schilderungen von Ausgrenzung, Demütigung, Herabwürdigung, die ohne Schwierigkeiten mit dem damals noch nicht existierenden Begriffs des Mobbing beschreibbar sind. Auch im Hinblick auf diese Gewaltform ist darauf hinzuweisen, dass sie sowohl von Mädchen als auch von Jungen ausgeübt wurde. Körperliche Gewalt wird eher allgemein als habituelles Verhaltensmuster beschrieben, nämlich im Sinne eines „Sich-Prügelns“ unter Heimkindern – ein Verhaltensmodus, aus dem sich manchen Berichten zufolge eine gewisse Exklusivität der Heimkinder begründete:

*„In V. war die Schule außerhalb. Da sind sie jeden Tag mit dem Marmeladeneimer hin und hatten trocken Brot gehabt, nur mit Marmelade bestrichen und sonst nichts. Und dann haben sie zu den Dorfkindern gesagt, schenkst du mir deine Semmel? Dann bin ich für eine Woche dein Beschützer. Und dann haben sie sich für die Dorfkinder geprügelt. So haben sie das gemacht als Heimkind, weil die Dorfkinder waren ja drei, vier nur in den Schulen, das andere waren alles Heimkinder. Das war das gewesen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Volksschule, da waren wir so eine Phalanx von acht, neun Heimkindern in einer Klasse, das waren – wir waren natürlich die Heimkinder, ganz klar. Und wir waren natürlich auch, wie soll ich sagen – da ging’s, bumm, wie soll ich denn sagen, da ging’s sehr grob zu.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Was sich hier auf einer phänomenologischen Ebene als eine Art „Naturalisierung“ der Gewalt bei Heimkindern zeigt, lässt sich bei genauerer Betrachtung auf mindestens zwei dominante Dynamiken zurückführen, denen wir bei den Schilderungen unserer Interviewpartner\*innen immer wieder begegnen: Die eine besteht in der forcierten Reinszenierung, die andere in Positionskämpfen.

Die forcierte Reinszenierung (Keupp et al. 2017b) ist das Ausführen eines impliziten Auftrags zur Gewaltausübung. Sie ist mithin mehr als das „Nachmachen“ dessen, was das Erziehungspersonal vorlebt. In der forcierten Reinszenierung kommt es zu einem Prozess der Verinnerlichung von Stigmatisierung. In gewisser Weise kann man sagen, dass das Heimkind zum

Heimkind erzogen wird. Oder präziser, das reale Heimkind wird zum sozial konstruierten Heimkind „herangezogen“. Das sozial konstruierte Heimkind ist das verwahrloste, sündige, verrohte, Gewalt ausübende Kind, vor dem sich die „normalen“ Dorfkinder in Acht nehmen müssen. Es wirkt, als hätten die Heimerzieher\*innen nichts getan, um diesem Stigma entgegenzuarbeiten – im Gegenteil; alles in ihrer Erziehung war Erzeugung und Perpetuierung des sozialen (i.e. stigmatisierten) Heimkinderstatus. Die folgende Szene mutet unweigerlich wie die Umsetzung einer erwachsenen Erziehungspraxis an, wie sie in den Heimen häufig anzutreffen war:

*„Und dann sagten wir als Kinder, wer kriegt denn deinen Apfelputzen? Dann sagt sie, wer auf den Knien zuerst bei mir ist. Jetzt war der Schlafsaal aber sehr lang. Und dann hab ich gesagt, okay, wir fangen an.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Noch konkreter zeigt sich der nicht nur implizite Auftrag zum Mobbing in der nächsten Sequenz:

*„Das ist ja – die Nonnen haben ja die Kinder untereinander aufgehetzt. Wenn meine Mutter den Unterhalt nicht gezahlt hat, dann hat die das denen erzählt, und die Kinder sind auf mich losgegangen, deine Mutter ist eine Hure! Oder Hure, und ich mit denen geschlägert, ja, das war ja das, das war das Psychische, was ich gemeint hab.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die forcierte Reinszenierung resultiert also sowohl aus impliziten als auch expliziten Aufträgen zur Gewaltausübung. Dies trifft ebenso auf sexualisierte Gewalt zu. Man erfährt nicht viel darüber, dass Kinder explizit zu sexuellen Handlungen mit anderen Kindern aufgefordert wurden, aber wir kennen den Bericht, in dem beschrieben wird, dass Jungen, die unmittelbar davor von den Nonnen sexuell ausgebeutet wurden, selbst sexuelle Übergriffe gegen die im Heim untergebrachten Mädchen begingen. Immer wieder erscheint das sexuelle Agieren der Mädchen und Jungen als Erfüllung eines Auftrags, der aus den abgewehrten sexuellen Impulsen der Nonnen erwächst. Alles ist Verbot, Doppelmoral, Geheimnis, Körperfeindlichkeit und Ignoranz von Sexualität.

*„Aufklärung (lacht) gab’s in Anführungsstrichen höchst merkwürdige, wie es zu der Zeit – ich weiß gar nicht, wie’s heut ist. In der Schule wie auch im Heim ganz unbeholfen, sehr unbeholfen. Da haben wir uns lieber selber aufgeklärt (lacht), in Anführungsstrichen. Und das meine ich, die Sexualität untereinander, das war jetzt, glaub ich, eher normal, das müsste ja theoretisch andere auch irgendwie durch – die in den Familien groß geworden sind, nur wir hatten halt viel mehr.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Dieses Zitat wirft einige Fragen auf. Die Vorstellung, dass im Heim „viel mehr“ Sexualität zwischen den Kindern stattgefunden hat, lässt nicht nur positive Assoziationen zu. Die erwachsene „Unbeholfenheit“ steht hier als Risikofaktor neben einem generell gewaltaffinen Institutionsklima, welches die Annahme nahelegt, dass die sexuellen Aktivitäten zwischen den Heimkindern durchaus nicht nur wechselseitig, einvernehmlich, grenzachten und rücksichtsvoll waren (Keupp et al. 2017a, 2017b). Mehrere Berichte über schwere sexualisierte Gewalt bestätigen diese Vermutung.

Neben der forcierten Reinszenierung erscheinen die Positionskämpfe als zentrale Motivation zur Gewaltausübung von Seiten der Heimkinder. Auch dieser Dynamik liegt erzieherisches Versagen zugrunde, da es Aufgabe des Personals gewesen wäre, für eine förderliche und stärkende soziale Organisation in den Gruppen zu sorgen. Es ist nachvollziehbar, dass die Kinder, sobald sie im Heim aufgenommen wurden, danach trachteten, einen Platz in ihrer Gruppe zu finden, der die unweigerlich auftretenden psychischen und sozialen Belastungen möglichst abmildern sollte. Es ist nicht erkennbar, dass diesen Kindern von Seiten der Erzieher\*innen dabei geholfen wurde. Vielmehr deuten die meisten Berichte darauf hin, dass die Heimkinder trotz der oben beschriebenen rigiden Kontrolle des Tagesablaufes bei der sozialen Organisation ihrer Gruppe weitgehend sich selbst überlassen waren. Wir verfügen über eine ganze Serie von Berichten, die diesen Sachverhalt belegen, und aus denen exemplarisch die folgenden Zitate aufgeführt werden. Dabei lassen sich einige wenige, aber offenbar wirkmächtige zentrale Kriterien identifizieren, die als Parameter für die soziale Organisation in der Gruppe galten: Alter, körperliche Stärke, sozialer Status.

*„Die ersten Jahre waren wir so 20 in einem Schlafsaal. Da wenn man nicht das gemacht hat, was die Größeren dann wollten von den Kleineren, dann haben sie einen genommen und haben die Matratzen aus dem Fenster geschmissen, und dann musste man auf diesem Draht schlafen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Typen, die alle viel stärker waren, ich war plötzlich nicht mehr die Nummer 1 in der Gruppe, ich musste mich abfinden mit einem Platz unter ... einmal dem Mittelplatz in der Hierarchie, das war sehr unangenehm.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Aus den folgenden beiden Zitaten geht die Beobachtung hervor, dass Positionskämpfe in geschlechtshomogenen Gruppen offenbar nach ähnlichen Prinzipien verliefen. Es ging schlicht darum, Stärke zu zeigen, sich Respekt zu verschaffen. Die soziale Organisation in der Gruppe wurde dabei als unabdingbarer Auftrag empfunden, sich gegenüber den anderen zu behaupten – ein Modus, der sich häufig auch im weiteren Lebensverlauf als Verhaltensmuster etablieren sollte.

*„Da waren wir eigentlich zu stark für die, weil ja auch im Heim ein ständiges Hauen und Stechen geherrscht hat. Im Heim wurde die Hierarchie gnadenlos quasi ausgekämpft, unter den Jungs. Also Jungs und Mädels waren natürlich getrennt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Also es war immer ein Kampf. So der Stärkere überlebt, und ich hab immer dafür gesorgt, dass ich nicht in diese Opferrolle als Kind kam, auch unter diesen Gleichaltrigen. Sondern ich hab immer dafür gesorgt, dass ich die Stärkere war.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die retrospektiven Betrachtungen mündeten relativ einheitlich in das Prinzip des „survival of the fittest“, wobei „survival“ durchaus auch im wörtlichen Sinne verstanden werden kann. Ohne äußere Bindungen, der Erziehungsgewalt des Personals vollkommen ausgeliefert und geprägt von der Erfahrung, dass Schutz und Hilfe von keiner Seite zu erwarten sind, mussten Strategien entwickelt werden, die das körperliche und psychische Überleben ermöglichen

würden. Dabei konnten Mädchen und Jungen auch etwas entwickeln, was sich als eine bestimmte Art der moralischen Festigkeit etablierte:

*„Also ich sag mal so, die Rangordnung, da wo ich mich jetzt hineinbegeben hatte, das war ja diese Ordnung, wo ich sagte, du willst ein Held sein. Ich will kein Loser sein, ich will kein Schläger sein, kein Mistkerl oder sonst irgendwas. Es gab Kinder, die haben geklaut wie die Raben und solche Sachen, das hätt ich nie gemacht. Nie! Lieber wär ich verhungert.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es wird erkennbar, dass dieser Überlebenskampf bestimmte innere Skripts evozierte, die im weiteren biografischen Verlauf eine hohe Funktionalität besitzen würden.

### **Schicksalsgemeinschaften**

Viele Berichte weisen darauf hin, dass die Mädchen und Jungen im Heim vielfach auch die wichtigste Ressource in diesem Überlebenskampf darstellten. Es entsteht das Bild von Schicksalsgemeinschaften, die sich intuitiv konstituieren, da die Kinder merken, dass sie von Erwachsenen keine Unterstützung zu erwarten haben – weder von ihren Eltern und schon gar nicht von dem sie betreuenden Erziehungspersonal.

Der Zusammenschluss bewirkt häufig eine Art stellvertretende Versorgung. All das, was ihnen von den Erwachsenen an Zuwendung, Sorge und Interesse vorenthalten wird, versuchen diese Kinder ansatzweise von anderen Kindern zu bekommen oder ihnen dies zu geben. Die Bedingungen dafür sind aber schwierig, weil das institutionelle Klima nicht auf wechselseitige Unterstützung und Fürsorge ausgerichtet ist. Es entwickelten sich informelle Regeln, die für den Gruppenzusammenhalt eine bedeutende Rolle spielten. Es könnte sein, dass die Beachtung bzw. die Nichtbeachtung dieser Regeln maßgeblich dafür waren, ob die Gruppe als Gefahr oder als Ressource erlebt wurde:

*„Das – nö, war einfach eine verschworene Gemeinschaft, aber es war der Kodex immer, ja nicht petzen. Also wenn man da irgendwas gepetzt hat, dann konnte man schon ganz schön Ärger kriegen. Aber im Großen und Ganzen haben wir uns zwischenzeitlich dann halt auch ein bisschen mit betreut und aufgefangen.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Aus mehreren Erzählungen geht hervor, dass der Zusammenschluss in der Gruppe nicht nur eine versorgende und betreuende Funktion hatte, sondern dass es auch um ganz konkreten Schutz ging. Immer wieder ist von Jungengruppen die Rede, die sich als „Rowdys“ und „Outlaws“ aufführten, um anderen Angst einzujagen und sich im Überlebenskampf zu behaupten.

*„Das Erlebnis von Solidarität, das hab ich mir im Heim geholt. Dass man da sich auch zusammen tun kann und sich wehren kann.“ (Mann, 1940er Jahre)*

In diesem Zitat wird dem Heim auch eine positive Bedeutung in der eigenen Biografie zugeschrieben. Man könnte hier von einer Art ‚Reframing‘ sprechen, wie es für retrospektive Betrachtungen der eigenen Heimbiografie nicht untypisch ist. Es wirkt, als hätten die Kinder aus der Not eine Tugend gemacht. Das Heim ermöglicht demnach bestimmte Qualitäten des

sozialen Zusammenhalts, wie sie in anderen Kontexten möglicherweise nicht erfahrbar gewesen wären. Doch die Ausgangsbedingung, die diesen verbindenden Mechanismus in Gang bringt, gerät nicht in Vergessenheit:

*„So, wir können eigentlich nur überleben, wenn wir zusammenhalten. So war bei uns die Prämisse.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Dieser Zusammenhalt führte dazu, dass sich manche Kinder für andere opferten, wenn Vergehen bestraft werden sollten; er führte auch dazu, dass Kinder von anderen Kindern versorgt wurden. Vor allem zwischen Geschwistern wird zuweilen eine besondere Fürsorge praktiziert, wobei wiederum erkennbar wird, dass ältere Geschwister voll und ganz jene Lücke auszufüllen versuchen, die von den Erwachsenen hinterlassen wurde.

Trotz einer unübersehbaren Anzahl von Berichten, die davon handeln, dass sich alle vertrauen haben, dass man sich gegenseitig geholfen hat, dass man „eine verschworene Gemeinschaft“ gebildet hat, dass man miteinander gespielt hat und der Zusammenhalt „echt top“ war, entsteht bei der Gesamtbetrachtung der Erzählungen der Eindruck, dass die Gruppen „aus der Not“ heraus geboren waren, also eher den Charakter von passageren Not- bzw. Schicksalsgemeinschaften hatten. Nur selten wird von tiefen, stabilen, langfristigen Freundschaften berichtet, die sich während der Heimzeit etablieren konnten. Es ist eines der gravierendsten Versäumnisse der Heimerziehung, dass sie nichts dafür getan hat, dass Kinder mit anderen Kindern stabile, befriedigende Bindungen aufbauen konnten, um die frühen Erfahrungen der Vernachlässigung und des Verlassenwerdens wenigstens partiell abzumildern. Sie hat vielmehr einen Kriegsschauplatz erzeugt, in dem Zusammenschlüsse zwischen den Kindern zuallererst dem Zweck des Überlebens unterworfen waren.

## 7.7 DAS JUGENDAMT ALS ORT DER (UNSICHTBAREN) FREMDBESTIMMUNG

Obwohl die Rolle der Jugendämter nicht zum zentralen Fokus unseres Forschungsauftrages gehört, ist es wichtig, diese einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. Die Jugendämter stellen einen konstitutiven Teil jenes Systems dar, das für an früherer Stelle beschriebene Phänomene der strukturellen Gewalt, der Mädchen und Jungen ausgesetzt waren, verantwortlich ist (Frölich 2013). Fast alle diesbezüglichen Beschreibungen unserer Interviewpartner\*innen deuten darauf hin, dass die Jugendämter das weit verbreitete Empfinden von Ausweglosigkeit auf Seiten der Heimkinder verfestigten. Das Problem lässt sich auf mindestens drei Ebenen festmachen: (1) Auf die Entscheidung zur Herausnahme aus den Familien und die Unterbringung im Heim, (2) auf die Verwaltung des Heimaufenthaltes und (3) auf die Gestaltung des Übergangs vom Heim in die „Zeit danach“. Wir finden zu allen drei Bereichen Hinweise auf pädagogisches Versagen, weitreichende Fehlentscheidungen, Vernachlässigung/Desinteresse, Täuschung/Intransparenz und mindestens einen unsensiblen



Umgang mit den Bedürfnissen der Mädchen und Jungen. Am augenfälligsten ist der Befund, dass die Jugendämter ihrer Funktion als notwendiges Korrektiv der Heimerziehung nicht nachgekommen sind (Frölich 2013). Aus der Sicht der Mädchen und Jungen ist es unerheblich, ob dieses Versäumnis in einem ausgeprägten Nicht-Wissen über die Zustände und Erziehungsmethoden in den Heimen wurzelte oder ob es eine grundsätzliche Übereinstimmung zwischen Jugendämtern und Trägern hinsichtlich der in den Heimen realisierten Erziehungsgedanken von Bedrohung, Bestrafung und struktureller Benachteiligung von Heimkindern gab.

Wichtig ist, dass sich die Mädchen und Jungen von den Jugendämtern allein gelassen fühlten. Am häufigsten wird das ausgeprägte Desinteresse auf Seiten der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Jugendämter beanstandet. Viele Befragte erinnern sich gar nicht daran, während ihres Heimaufenthaltes überhaupt jemals Kontakt zur zuständigen Person am Jugendamt gehabt zu haben. In keinem Fall ist erkennbar, dass sich das Jugendamt den Mädchen und Jungen aktiv als Beschwerdeinstanz angeboten hätte. Am ehesten schien die Behörde ihrem Auftrag dadurch gerecht zu werden, dass Kinder hoch aversiven und gefährdenden familiären Verhältnissen entzogen wurden. Zumindest äußern einige ehemalige Heimkinder, dass sie froh waren, aus ihren Familien herausgenommen worden zu sein, da sie dort von Gewalt und Vernachlässigung bedroht und betroffen waren. Es sind aber schon in diesem Zusammenhang wesentliche Versäumnisse identifizierbar: Gerade in jenen Fällen, in denen die Kinder bereits sehr früh (z.B. in Säuglingsheimen) untergebracht waren, scheinen sich Jugendämter niemals darum bemüht zu haben, diese Kinder in einer späteren Entwicklungsphase über ihre familiäre Herkunft aufzuklären und bei der Entwicklung entsprechender innerer Repräsentationen zu unterstützen. Man kann sagen, dass diese Kinder im existenziellen Nichts belassen wurden und sich die Jugendämter alles andere als unterstützend zeigten, wenn sie als Erwachsene Identitätsarbeit zu leisten versuchten. Das Problem der Intransparenz, das bei individuellen Aufarbeitungen im Zusammenhang mit dem Fonds Heimerziehung Jahrzehnte später vielfach reinszeniert werden sollte (Kappeler 2015), schien das Agieren der Jugendämter in jeder Phase des Kontakts mit den Heimkindern zu prägen. Die Kinder verstanden, dass das Jugendamt Entscheidungen von außerordentlicher Tragweite fällte, aber sie verstanden häufig nicht, wodurch diese Entscheidungen zustande kamen. Aus den meisten Erzählungen geht hervor, dass die Mädchen und Jungen das Jugendamt als eine Art „verlängerten Arm“ der Erziehungsgewalt der Heimerzieher\*innen erlebten. Gleichwohl blieb diese Instanz aber über weite Strecken unsichtbar. Angesichts dessen, was wir über das Ausmaß und die Intensität der Gewaltausübung in Heimen erfahren, handelt es sich hier nicht nur um ein grobes Versäumnis der Jugendämter, sondern um eine – soweit dieser Befund aufgrund des verfügbaren Datenmaterials zulässig ist – strukturelle Vernachlässigung der Heimkinder, mithin um eine Komplizenschaft mit den Täterinnen und Tätern in

den Einrichtungen (Frölich 2013). Soweit erkennbar wissen wir nur von einer einzigen Begebenheit, in der die Beschwerde von Kindern über Misshandlungen zu einem Einsatz der Polizei und zur Verlegung des betroffenen Jungen in eine andere Einrichtung führte. Ansonsten schienen sich die Jugendämter auf die Berichte der Heime zu verlassen. Diese Informationsquellen waren ebenso manipulierbar wie die eventuell stattfindenden Besuche von Jugendamtsmitarbeiter\*innen in den Einrichtungen – wie weiter oben unter den Stichworten ‚List und Täuschung‘ beschrieben wurde. Gab es dennoch direkte Kontakte zwischen Kindern und den für sie zuständigen Jugendamtsmitarbeiter\*innen, so wurden diese den in sie gesetzten Erwartungen zumeist nicht gerecht.

*„Aber so, eben, mei, hab‘ ich mir gedacht, auf deine Wünsche gehen die ja gar nicht ein; und hab‘ auch denen geschrieben, dass ich lernen wollte, warum ich dort sein möchte [...], ich hab‘ doch ganz andere Interessen. Ich möchte doch so gern ... Und warum darf ich keine wissenschaftlichen Bücher lesen und werde da nicht gefördert? Das hab‘ ich mal geschrieben ans Jugendamt, da hab‘ ich aber keine Antwort bekommen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Hier wird unmittelbar erkennbar, dass sich die Praxis der Vernachlässigung vom Heim unterschiedslos zum Jugendamt fortsetzte. Nicht von ungefähr sprechen unsere Interviewpartner\*innen davon, dass sie als Kinder nur verwaltet wurden, dass sich das Jugendamt nicht für sie interessierte, indem es die kindlichen Bedürfnisse nicht wahrnahm oder erst gar nicht „auf der Bildfläche erschien“.

*„Und fürs Jugendamt war’s aus den Augen, aus dem Sinn.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Ohne den Anspruch auf Verallgemeinerung zu erheben, wird in der folgenden Episode deutlich, in welcher Weise sich das Jugendamt an der Konstruktion einer existenziellen Ausweglosigkeit – im Zusammenspiel mit Heimen und Eltern beteiligt hat. Der Jugendamtsmitarbeiter schreckt auch nicht davor zurück, sich der konkreten Praxen der Gewalt zu bedienen, wie sie im Heim alltäglich umgesetzt wurden. Der Erzähler hatte versucht, dem Heim zu entfliehen. Aber er hat keine Chance:

*„Das Jugendamt hat gleich die Eltern informiert, dass ich fehle, dass ich verschwunden bin. Und wie ich da war, haben die gleich das Jugendamt informiert, und der hat nicht lang überlegt. Der Herr U. kam vorbei, hat mich sofort abgeholt, in T. in so eine Art Zelle eingesperrt drei, vier Tage, ja. [...]. Bis er mich zurückgebracht hat das erste Mal. Und das zweite war, ich bin da länger gesessen, wo ich das zweite Mal abgehaut bin, weil mich C. nicht mehr nehmen wollte. Weil ich hab mir gedacht, beim zweiten Mal mach ich’s so, dass die mich nicht mehr nehmen.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Die Szene ist, wie gesagt, nicht generalisierbar, aber sie verfügt über einen hohen symbolischen Gehalt: Nicht die Praxis der Heimerziehung, die den Jungen zur Flucht veranlasst, wird beleuchtet, sondern das Jugendamt bedient sich genau der in den Heimen üblichen Praxen, um den Jungen gefügig zu machen.

Immer wieder wird von pädagogischen Fehlentscheidungen seitens der Jugendämter berichtet: Ein Mädchen kommt in ein Heim für junge Schwangere, obwohl es nicht schwanger ist; ein anderes Kind kommt in eine der berüchtigten Einrichtungen für „Schwererziehbare“, weil es einer Nonne den Schleier vom Kopf gerissen hat; eine andere Interviewpartnerin erzählt, dass sie und ihre Geschwister im Alter von ein, drei und fünf Jahren im „Schwererziehbarenheim“ untergebracht wurden und wirft dabei die Frage nach der Definition von Schwererziehbarkeit in den genannten Lebensaltern auf. Ein anderes Mädchen wurde von einem Jugendamtsmitarbeiter bei der Verlegung in ein anderes Heim begleitet, wobei er ihr plötzlich anbot, dass sie abhauen könne und er ihr eine halbe Stunde Vorsprung lassen würde, bevor er Meldung erstatten würde. Diese Beispiele stehen in einer Reihe mit Erzählungen von ehemaligen Heimkindern, die nicht verstehen konnten, warum sie aus ihren Familien herausgenommen wurden und die den damit verbundenen existenziellen Bruch als entsprechend traumatisch erlebten.

*„Das Bestimmende, ich muss jetzt da, ich muss da mitmachen und auch, wir haben – da hab ich einen Vormund bekommen, ja, und eben das Gefühl, meine Eltern hatten gar nichts mehr zu sagen, ja, und ich war eigentlich gerne daheim, ja [...]. Ja, ich wollt halt immer nach Hause. Ich war ein kleiner Junge, der heim wollte [...]. Die [Eltern, Anm. d. Autors] wollten immer, dass ich zu Hause bleib. Die haben auch dagegen versucht zu klagen, und das Jugendamt hat sich einfach quergestellt, ja. Die haben gesagt, die können sich nicht drum kümmern.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Man kann aus solchen Schilderungen keine prinzipielle Kritik an der damaligen Unterbringungspraxis von Jugendämtern ableiten; Unterbringungsentscheidungen sind kompliziert und mit einem hohen Maß an Verantwortung verbunden. Die Feststellung, dass auf diese Weise sowohl lebensrettende Hilfen initiiert als auch gravierende Fehlentscheidungen getroffen wurden, ist trivial. Aus dem Zitat geht aber auch der wichtige Aspekt der Entmachtung der Eltern hervor, der für das ehemalige Heimkind offenbar immer noch in besonderer Weise repräsentiert ist. Es taucht immer wieder das Problem der Fremdbestimmung und der fehlenden Transparenz auf, das sich auch dann wieder reaktiviert, wenn sich Erwachsene Einsichten verschaffen wollen in ihre Kindheit im Heim:

*„Und übrigens zu ihren Akten noch zu sagen, die sind eigentlich so, wie man sie oft findet. Man findet in ihren amtlichen Akten eigentlich in erster Linie nur solche Sachen drin wie, wann das Jugendamt Kleidung, Unterhose, sonst was – also solche Verwaltungsakten. Aber privater Schriftverkehr vom Jugendamt zum Heim, vom Heim zum Jugendamt, von der Mutter vielleicht irgendwohin, diese Sachen fehlen zum allergrößten Teil. Das hatte mir übrigens auch die Dame am Jugendamt gesagt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Im Zusammenhang mit der Aktenführung erhebt sich erneut die Frage, inwieweit die Versäumnisse der Jugendämter Ausdruck von Desinteresse gegenüber den Heimkindern oder doch eher das Resultat einer aktiven Komplizenschaft mit den Heimen sind, da es möglicherweise auch darum ging, die Anwendung vielfältiger Formen von Gewalt zu vertuschen

(Frölich 2013). Diese Frage ist aufgrund unserer Daten nicht zu beantworten und sie ist vermutlich in Form eines allgemein gültigen Befundes auch nicht beantwortbar. Zu resümieren ist aber, dass sich die überwiegende Anzahl der von uns befragten ehemaligen Heimkinder von den für sie zuständigen Jugendämtern im Stich gelassen fühlten und dass sich an diesem Empfinden im Verlauf der weiteren Biografie nichts änderte.

## 7.8 DIE ALLGEGENWÄRTIGE GEWALT – QUANTITATIVE VERGLEICHE

Wir haben bisher vor allem die qualitativen Aspekte der Gewaltverhältnisse thematisiert. Die Befragung von über vierhundert Heimkindern erlaubt aber auch eine quantitative Ein- und Zuordnung zu Alters-, Geschlechts- und weiteren Querschnittskategorien. Vier Befunde sollen kurz dargestellt werden:

### Multiple Gewalterfahrungen sind die Regel (Gewaltformen vermischen sich)

Wir haben zu insgesamt neun unterschiedlichen Gewaltformen erhoben, wer jeweils von diesen betroffen war, ob die befragte Person selbst betroffen war oder die Anwendung dieser Gewaltform bei anderen Heimkindern beobachtet hat (bzw. ob beides zutrifft) und von wem die Gewalt ausging (vom Personal und/oder anderen Heimkindern).

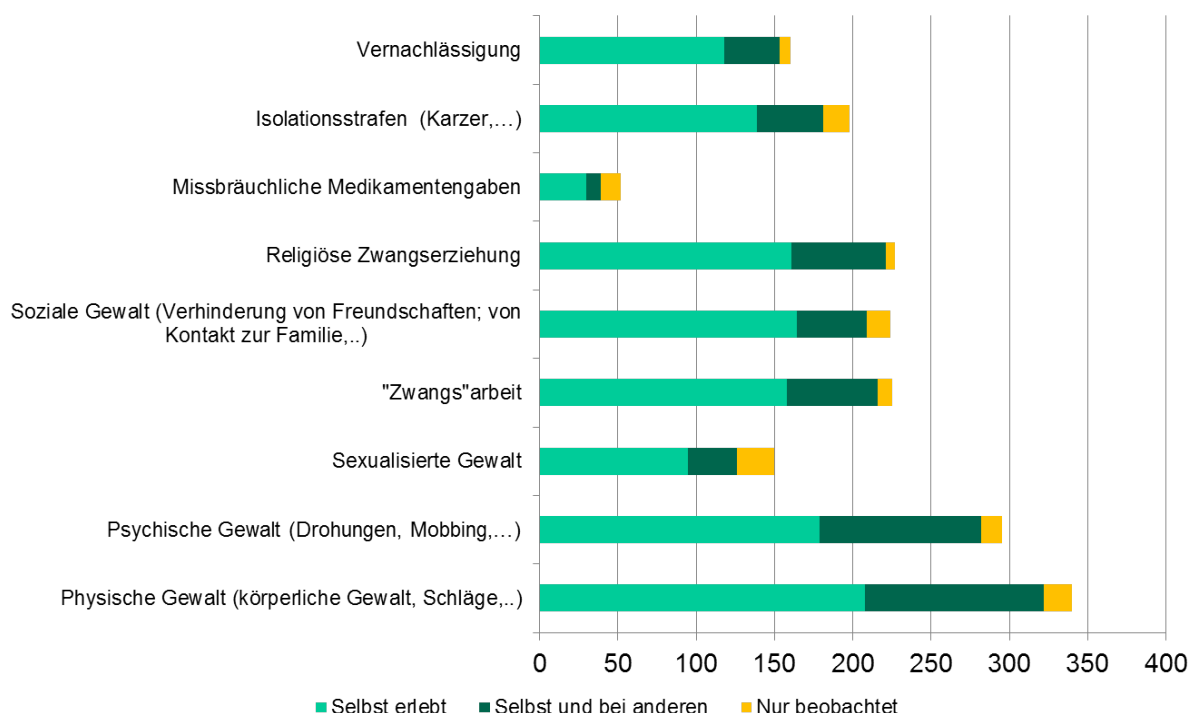
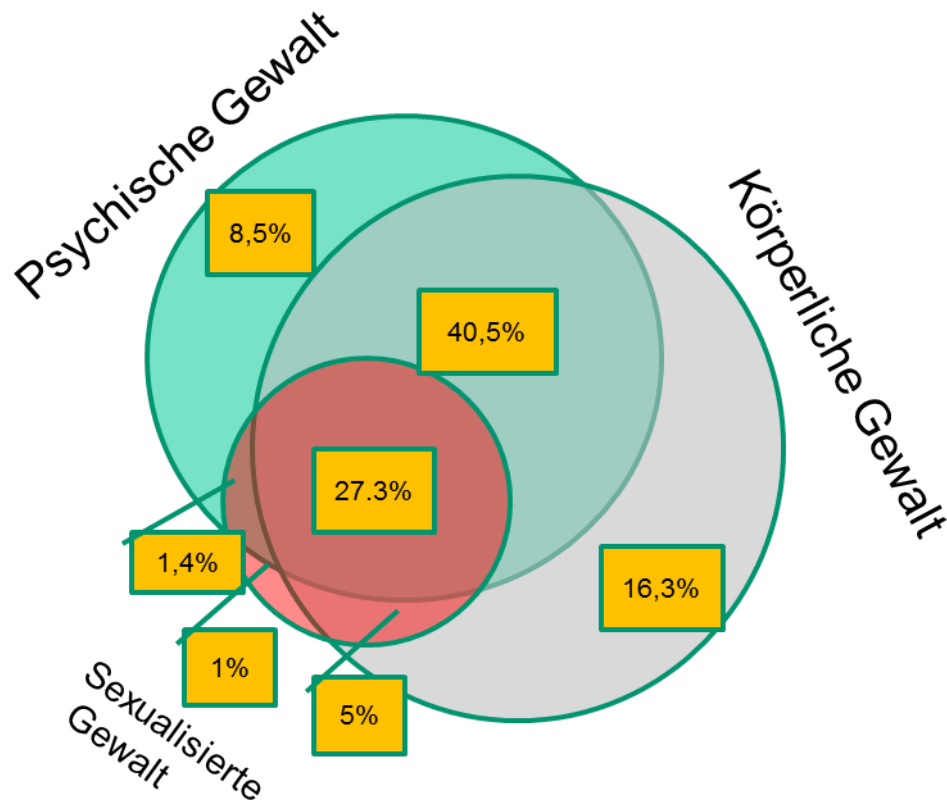


Abbildung 15: Erfahrene Formen der Gewalt (N=430)

Wie wir oben schon dargestellt haben, ist es eher die Ausnahme, dass jemand von nur einer Gewaltform betroffen ist. Dies zeigt die folgende Abbildung am Beispiel der physischen, psychischen und sexualisierten Gewalt eindrücklich.



**Abbildung 16:** Psychische, körperliche und sexualisierte Gewalt (N=412)

Wie auch die Interviews zeigen, werden diejenigen, die sexualisierte Gewalt erleben, zusätzlich auch noch geprügelt, gedemütigt/gemobbt usw. Wie wir im Folgenden noch darstellen werden, führen multiple Gewalterfahrungen zu deutlichen Folgen in der weiteren Biographie und zur Einschränkung von Bewältigungschancen. Deswegen ist es wichtig zu wissen, dass sechs von sieben Heimkindern angeben, von mehreren Formen der Gewalt betroffen zu sein. Ein Drittel aller Befragten nennt sechs und mehr Formen.

### **Geschlechtsunterschiede**

Mit Ausnahme der körperlichen und der sexualisierten Gewalt finden wir keine signifikanten Unterschiede.<sup>64</sup> Nicht statistisch signifikante, in der Verteilung jedoch deutliche Unterschiede, finden sich bei den missbräuchlichen Medikamentengaben. Hier geben doppelt so viele Frauen als Männer an betroffen zu sein.

<sup>64</sup> 71,2% der Frauen und 85,9% der Männer geben an, Opfer von körperlicher Gewalt geworden zu sein. 36% der Männer und 26% der Frauen berichten, dass sie von sexualisierter Gewalt betroffen waren.

## **Gibt es ein Besser im Schlechten? – Einfluss des Alters bzw. des Jahrzehnts der Unterbringung**

Der Fonds Heimerziehung betrifft die Zeit zwischen 1949 und 1975. Folglich umfasst unsere Stichprobe eine Altersspanne zwischen 1934 und 1975 geborenen Heimkindern. Wir finden hinsichtlich der Gewaltbetroffenheit je nach Altersgruppe unterschiedliche, aber keine signifikanten oder gar linearen Werte. In der Tendenz scheint jedoch in den 1960er Jahren am meisten Gewalt ausgeübt worden zu sein.

**Je früher ins Heim und je mehr Heime, desto größer ist das Risiko.** Wir haben bezüglich des Heimeintritts unterschieden zwischen jenen, die im Alter unter drei Jahren ins Heim kamen, jenen, die zwischen 4 und 10 waren und den über 10jährigen. Mit Ausnahme zweier Gewaltformen<sup>65</sup> zeigt sich, dass diejenigen, die bereits als Kleinkind ins Heim gekommen sind, von Gewalt stärker betroffen sind als diejenigen, die erst mit 11 und älter kamen. Der Grund mag die längere Zeit sein, die diese Kinder im Heim verbrachten oder – was wahrscheinlicher<sup>66</sup> ist – dass dem Personal der Machtmissbrauch gegenüber den kleinen und noch wehrloseren Kindern leichter fiel. Das gleiche gilt für die Zahl der Heime, in denen man untergebracht war. Wer in drei und mehr Heimen war, hatte ein erhöhtes Risiko vor allem hinsichtlich der Bandbreite der erfahrenen Gewaltformen.

### **7.9 DAS HEIM ALS ORT DES SCHUTZES UND DER VERSORGUNG**

Im Rahmen der bisherigen Ausführungen wurden die Heime primär mit Blick auf die Gefährdungen und Viktimisierungen, die Mädchen und Jungen innerhalb der Einrichtungen zu erleiden hatten, analysiert. Eine solche Betrachtungsweise schließt nicht aus, dass Heimeinrichtungen zugleich auch der ihr zugeordneten Funktion des Schutzes und der Versorgung von Kindern gerecht wurden. Aus den Berichten unserer Interviewpartner\*innen geht hervor, dass sich die Heime hinsichtlich ihres institutionellen Klimas und der in ihnen zur Anwendung gebrachten Erziehungspraxis durchaus unterschieden. Gerade solche ehemaligen Heimkinder, die mehrere Einrichtungen erlebten, nehmen in der retrospektiven Betrachtung deutliche Differenzierungen vor. Zu berücksichtigen ist außerdem, dass sich die Heimerziehung im Verlauf des untersuchten Zeitraumes in eine positive Richtung verändert hat (Kappeler 2010a), was zu der Beobachtung führt, dass sich die Wahrscheinlichkeit, in einer von massiver Gewalt geprägten Einrichtung aufzuwachsen, im Laufe der Zeit verringert hat. Dies bedeutet naturgemäß nicht, dass es 1980 keine gewaltaffinen Heime mehr gab oder dass kein Risiko mehr bestanden hätte, schwere Gewalt zu erleben. Darüber hinaus ist darauf hinzuweisen, dass unsere Datenbasis primär in retrospektiven Betrachtungen ehemaliger Heim-

---

<sup>65</sup> Soziale Gewalt und Zwangsarbeit.

<sup>66</sup> Die reine Dauer der Heimunterbringung erklärt statistisch wenig.

kinder besteht. Wir greifen also auf Erinnerungen und Rekonstruktionen der Vergangenheit zurück, die naturgemäß sehr stark mit Empfindungen (i.S. von Halbwachs 1985) korrespondieren

*„Drum bin ich auch, das ist ja das Verrückte, mein Bruder war ja auch im Heim. Und ich hab das Heim in positiver Erinnerung, in großen Anführungsstrichen. Und für meinen Bruder war's ein großes Desaster, von Anfang an. Also so unterschiedlich.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Wenn im Folgenden eine Reihe von positiven Aspekten benannt werden, die von ehemaligen Heimkindern mit den Einrichtungen assoziiert werden, dann steht dies nicht im Widerspruch zu den bisherigen Ausführungen. Das Leben im Heim bietet ein unüberschaubares Konglomerat von Erfahrungen, die sowohl positiv als auch negativ erlebt werden können. Diese Feststellung ist aber nicht geeignet, die empirisch nicht anzuzweifelnde Tatsache zu relativieren, dass eine Vielzahl von Heimen für viel zu viele Mädchen und Jungen Orte der Bedrohung und des jahrelangen Schreckens darstellten.

### **Versorgung**

Insbesondere in der unmittelbaren Nachkriegszeit – einer Zeit des Mangels – mussten viele Kinder in Verhältnissen aufwachsen, in denen ihr physisches Überleben nicht gesichert war. Aber auch in späteren Jahren fielen viele Mädchen und Jungen einer ausgeprägten Vernachlässigung ihrer Eltern zum Opfer, sodass das Heim zu jenem Ort wurde, in dem diese Kinder erstmals eine zuverlässige Fürsorge in Form von Nahrung erhielten. Das Heim wird daher in der Erinnerung einiger Interviewpartner\*innen als Ort der Rettung und Erlösung von den unerträglichen Lebensverhältnissen in ihrem jeweiligen familiären Umfeld wahrgenommen.

*„Essen haben wir schon gekriegt, also da kann man nichts sagen. Und sonntags haben wir ja auch nachmittags Mohrenkopf und so Zeug – eine Waffel und das haben wir am Nachmittag gekriegt oder mal ein Eis, das haben wir auch gekriegt, ja. Drum sag ich, es hat schöne Dings auch gegeben, nicht nur – aber dreiviertel von meinem Leben ist versaut. Ist versaut. Total versaut. Ja.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Dieses Erinnerungsmuster, wonach die basale Versorgung mit Nahrung zwar sichergestellt war, andere Bedürfnisse jedoch ungestillt blieben, findet sich in mehreren Erzählungen. Es gibt aber auch Berichte, wonach das Heim tatsächlich die kompensatorische Funktion einer versorgenden Instanz erfüllte, was auch an bestimmten Erziehungspersonen festgemacht wird. Der Unterschied zu einem kalten, ablehnenden und bedrohlichen Elternhaus wird von den Mädchen und Jungen als wohltuend und letztlich lebensrettend wahrgenommen.

*„Ich habe meinen geregelten Tagesablauf gehabt, ich hab mein geregeltes Essen gehabt, ich hab meine Pädagogik gehabt. Ich will nicht nur schimpfen [...]. Und ich fing auch an, das Heim zu lieben. Es war eine Heimat.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Andere Schilderungen belegen aber, dass die Fremdunterbringung einen Übergang „vom Regen in die Traufe“ markierte.

## Schutz

Im Zusammenhang mit dem Problem der Vernachlässigung sind Versorgung und Schutz kaum trennscharf voneinander zu differenzieren. Indem die Kinder Essen, Kleidung und die Möglichkeit zum regelmäßigen Schulbesuch bekamen, wurden sie vor einer ansonsten progressiv verlaufenden Verwahrlosung geschützt. Dies wissen die ehemaligen Heimkinder als Erwachsene zu honorieren.

*„Wenn man dann so zwischendrin gehört hat, ja, also du bist dann Kind Nummer fünf, oder das müssen irgendwie ganz schlimme Verhältnisse gewesen sein, denk ich mir dann oft, ja, vielleicht hätt's auch anders laufen können [...]. Dann in irgendeiner verwahrlosten Familie. Aber man ist halt als Heimkind ziemlich schnell dann den Eltern weggenommen worden.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Aber auch der unmittelbare soziale Vergleich ermöglichte einzelnen Heimkindern schon damals die Wertschätzung der Einrichtung als tragendes Milieu im Gegensatz zu den Gefährdungen, die mit einem Aufwachsen in der Familie verbunden waren.

*„Ich war immer ein neugieriger Mensch und hab dann auch dem einen oder anderen, mit dem ich mich befreundet hab in der Schule – bin ja zu denen auch nach Hause mal mitgegangen. Und dann hab ich immer gesagt, mei, bin ich froh, dass ich nimmer in so einer Familie sein muss. Der hat ja keine Chance. Und mir würd's daheim genauso gehen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Die retrospektive Einschätzung ist aber nicht ganz frei von Spekulationen. Das Heimkind ist – auch noch als Erwachsene – angewiesen auf das dominante Narrativ der Heimerzieher\*innen, die vielleicht auch die Funktion haben, die institutionelle Erziehung als das kleinere Übel zu „verkaufen“. In anderen Fällen lässt sich aber die Schutzfunktion des Heimes unzweifelhaft belegen, weil das Kind im familiären Umfeld schwerer Gewalt ausgesetzt war:

*„Und bei meiner Mutter gab's nur Verbote und wenn ich zu Hause war, musste ich die Wohnung putzen, die Schuhe putzen. Und wenn die Schuhe nicht ordentlich geputzt waren, hab ich einen Stöckelschuh auf den Kopf gekriegt, da hatte ich ein Loch im Kopf. Dann ist sie mit mir zum Arzt, dann sollte ich den Arzt belügen, dass ich mit dem Kopf untern Wasserhahn gekommen bin und all solche Storys, ja.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Indem das Heim dem Kind einen Ausweg bietet aus dem Ausgesetztsein gegenüber familiärer Gewalt und Vernachlässigung, erfüllt es in vielen Fällen die Funktion der Sicherung des physischen Überlebens. Wir haben aber gesehen, dass das überlebenswichtige Bedürfnis nach sicherer Bindung für die Mädchen und Jungen, die im Heim untergebracht wurden, nicht befriedigt wurde. Die Kinder waren daher darauf angewiesen, sich mit anderen Kindern zusammenzuschließen.

## Schicksalsgemeinschaften

Die soziale und emotionale Funktion von Gruppenbildungen zwischen den Heimkindern wurde bereits weiter oben im Zusammenhang mit Dynamiken zwischen den Kindern beschrieben. An dieser Stelle soll noch einmal darauf hingewiesen werden, dass Kontakte und



Verbindungen zu anderen Kindern eine eminent bedeutsame Ressource für viele Heimkinder waren. Allerdings eignet sich diese Beobachtung – eingedenk dessen, was über Gewalt zwischen Kindern berichtet wird – nicht für Verallgemeinerungen. Wiederum ist die schwankende Bedeutung dieser Ressource relational zu sehen, nämlich in Abhängigkeit davon, inwieweit Kinder in ihrem familiären Umfeld die Möglichkeit hatten, Freundschaften aufzubauen. Je nachdem, wie umfassend der Tagesablauf im Heim strukturiert wurde, konnten sich im Heim Freiräume für die Nutzung der anderen Kinder als soziale Ressource ergeben.

*„Und das war das einzig Schöne an diesem Ding, dass man da diese Riesenfläche hatte, im Waisenhaus, wo man verschwinden konnte und weit ab vom Schuss war und ein bisschen Unbeschwertheit erleben konnte. Weil es waren ja immer welche da zum Spielen, waren sehr viele Leidensgenossen, wo man nicht lange sagen muss, du, ich kann mich jetzt da nicht auf die Bank setzen [...] aber die hat da jetzt grad Hiebe gekriegt. Da musste man sich nicht lange erklären.“  
(Frau, 1960er Jahre)*

Der Begriff der Schicksalsgemeinschaft wird aus dieser Schilderung unmittelbar nachvollziehbar. Im nächsten Zitat wird der funktionale Charakter von Zusammenschlüssen zwischen Kindern deutlich. Die Erfordernisse, die das Aufwachsen in einem gewaltaffinen institutionellen Klima, mit sich bringen, scheinen der Gruppenbildung auf den ersten Blick förderlich zu sein. Aber der Erzähler äußert auch Misstrauen gegenüber seiner eigenen Wahrnehmung; retrospektiv ist es vermutlich schwierig, zwischen der Funktionalität und der emotionalen Wärme einer Gruppe zu unterscheiden.

*„Aber im Heim sind wir ja viel mehr, wir können uns besser verstecken, wir können uns besser wehren usw. Ich hab dann eine Zeitlang halt – ich weiß gar nicht, ob das ein Märchen ist, oder heute würde man sagen, ein Narrativ, dass das – das Erlebnis von Solidarität, das hab ich mir im Heim geholt. Dass man da sich auch zusammentun kann und sich wehren kann.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Immer wieder treffen wir auf Erzählungen, wonach die Kinder „in einem Boot gefangen“ waren und versucht haben, sich gegenseitig zu stützen. Es kann anhand der Daten nicht abschließend festgestellt werden, inwiefern es sich hier häufig vor allem um „fürsorgliche Notgemeinschaften“ gehandelt hat. Das abschließende Zitat legt – wenngleich idealisierend – durchaus auch eine Sichtweise nahe, der zufolge das Zusammensein in der Kindergruppe per se als bereichernd und stärkend empfunden wurde:

*„Es waren halt alles entweder Spezl oder halt immer eine Gruppe, und wir haben auch viel – wenn ich mir vorstelle, wie wir früher in unserer Jugendzeit naturmäßig aufgewachsen sind, mit – ja, okay, wir sind früher ja nur Barfuß gegangen. Im Sommer [wahrscheinlich Winter, Anm. d. A.] haben wir Schuhe gehabt, aber sonst, Frühjahr, Sommer und im Herbst nur Barfuß. Und wenn's noch so heiß war, die Straße, wo wir gelaufen sind, sind wir dann auch gegangen, da haben wir ganz schön heiße Füße gekriegt. Aber so sind wir raus mit Schlitten und Pipapo.“  
(Mann, 1940er Jahre)*

Hier wird die Bedeutung von Freizeitaktivitäten angesprochen, die im Folgenden näher ausgeführt werden soll.

## Aktivitäten

Vor dem Hintergrund einer häufig ausgeprägten Deprivation im familiären Milieu kommt bestimmten Aktivitäten, Beschäftigungen und Festen, die Mädchen und Jungen im Heim genießen konnten, eine wichtige Funktion zu. Gemeinsam mit anderen Kindern ins Schwimmbad oder zum Eislaufen zu gehen, Ausflüge in die Natur zu unternehmen, Berge zu besteigen, Beeren und Pilze zu sammeln – all das sind Erfahrungen, die vielen Kindern nicht zugänglich waren, solange sie sich in der Obhut ihrer Familien befanden. Es kann nicht rekonstruiert werden, wie viele Heime in welchem Ausmaß den ihnen anvertrauten Kindern solche Aktivitäten ermöglichten. Unbestreitbar ist aber, dass es sich dabei um besondere Highlights handelte, die den erwachsenen Interviewpartner\*innen in lebhafter Erinnerung geblieben sind. Vereinzelt wird auch davon berichtet, dass Talente wie Singen, Basteln oder das Spielen von Instrumenten gefördert wurden; allerdings handelt es sich hier offensichtlich um sehr seltene Ausnahmen. Das Erwerben bestimmter Fertigkeiten wird in der Rückschau eher kritisch gesehen – da diese Fertigkeiten in einem problematischen Verhältnis zu all dem standen, was den Kindern nicht beigebracht wurde.

*„Stricken hab ich gelernt, ich hab Häkeln gelernt, Flicker hab ich gelernt, Bitte und Danke, Gottesfürchtigkeit. Aber das andere, wo so wichtig gewesen wär, haben wir nicht gelernt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Von besonderer Bedeutung waren die Feste, die für viele offenbar eine einzigartige, positiv besetzte Zäsur im Jahresverlauf bildeten. Der Buchtitel „Weihnachten war immer sehr schön“ (Rädlinger 2014), der sich auf das Leben in den Münchner Kinderheimen bezieht, bringt den Kontrast zum häufig harten und wenig anregenden Alltag in den Einrichtungen zum Ausdruck. Die Erinnerungen wirken vor diesem Hintergrund entsprechend idealisierend.

*„Der Heilige Abend, der war dort – das war das Allerschönste. Da haben wir im Trockenraum unseren Tagesablauf gehabt, und dann sind wir in den Schlafsaal gegangen, und da ist dann – haben wir uns umziehen dürfen, und da haben wir dann zuerst links und rechts nicht schauen dürfen, dann der Christbaum. Die Tische waren gedeckt, das war das Schönste [...] Geschenke, ich hab mal ein Federballspiel gekriegt. Und das weiß ich noch, eine Puppe, aber das andere weiß ich nimmer.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es erscheint kaum möglich, solche Schilderungen nicht vor dem gleichzeitig existierenden Hintergrund einer ausgeprägten emotionalen und sensorischen Deprivation, der viele Mädchen und Jungen innerhalb des Heims ausgesetzt waren, zu lesen. Dies wiederum ändert nichts daran, dass das Erleben von Festen und die Teilnahme an Aktivitäten eine wichtige Funktion bei der Bewältigung des Heimalltags hatten.

## Bildungschancen

Zuletzt sei auf sehr vereinzelt auftretende Berichte über bessere Bildungschancen aufgrund des Heimaufenthalts verwiesen. Diese haben sich durch den Umstand ergeben, dass Kinder

aus familiären Verhältnissen „gerettet“ wurden, die keinerlei Aussicht auf Bildung zugelassen haben.

*„Ja, ich bin wahrscheinlich nur auf die höhere Schule gegangen, weil ich im Heim war. Ich hab auch das Heim immer als ersten Blick über meinen Tellerrand erlebt. Also so gesehen war ich – ich bin nach wie vor der Meinung, dass es für mich von Vorteil war, in einem Heim groß zu werden.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es ist allerdings deutlich darauf aufmerksam zu machen, dass solche singulären Einschätzungen in deutlich geringerer Anzahl auftreten als jene Berichte, die das Verwehren von Bildungschancen durch die Heimerziehung dokumentieren. Dies zeigen auch die Zahlenverhältnisse. Den 7,8% mit Abitur und/oder Studium sowie den 17,8% mit einem mittleren Bildungsabschluss (in der Regel die Mittlere Reife) stehen 74,4% mit einem niedrigen Bildungsabschluss (maximal Quali) gegenüber.

## 8 DIE AUSWIRKUNGEN UND BEWÄLTIGUNGEN (FRÜH)KINDLICHER BELASTUNGEN IN DEN FAMILIE UND IM HEIM

Im Folgenden wird anhand quantitativer und qualitativer Ergebnisse dargestellt, wie sich die Erfahrungen im Heim für die dort untergebrachten Kinder und späteren Erwachsenen ausgewirkt haben. Dabei sind zunächst grobe Unterscheidungen anhand zweier Dimensionen vorzunehmen, nämlich in Bezug auf chronologische Aspekte (unmittelbare Auswirkungen in Kindheit und Jugend vs. Langzeitwirkungen im Lebensverlauf) und hinsichtlich der Qualität der Auswirkungen, die man einerseits im Sinne von Symptomen und andererseits als Formen der Bewältigung beschreiben kann. „Auswirkungen“ werden in diesem Sinne als Reaktionen verstanden, die die Betroffenen in Folge ihrer Heimsozialisation zeigen. Es wird dargestellt, dass sich solche Reaktionen hinsichtlich verschiedener Lebensbereiche (Beruf, Beziehungen, Gesundheit) als funktional oder dysfunktional erweisen.

Im ersten Teil wird auf Belastungen fokussiert. Nach der Darstellung quantitativer Befunde erfolgt eine Beschreibung initialer Reaktionen von Mädchen und Jungen auf die Lebensbedingungen im Heim. Danach werden Belastungen im weiteren Lebensverlauf beschrieben. Daran schließt sich ein Abschnitt zu den Bewältigungsstrategien der ehemaligen Heimkinder an, die wiederum chronologisch eingebettet werden. Dieser Teil schließt mit einer Darstellung entsprechender quantitativer Ergebnisse, in denen u.a. auf das Konzept der Handlungsbefähigung als zentralen Parameter langfristiger Bewältigungskompetenzen fokussiert wird.

Wenn wir in den nun folgenden Kapiteln die „Auswirkungen“ oder „Folgen“ der Sozialisation in den Heimen für die Betroffenen darzustellen versuchen, so hat dies wichtige theoretische Implikationen. Unsere Datenbasis sind vor allem die Interviews und die quantitativen Befragungsergebnisse mit ehemaligen Heimkindern. Wir sind in beiden Fällen auf retrospektive Selbstbeurteilungen angewiesen, wenn wir versuchen zu verstehen, wie sich die Bedingungen im Heim auf die damaligen Mädchen und Jungen auswirkten. Naturgemäß würden wir andere bzw. vollständigere Befunde erhalten, wenn uns auch Fremdbeurteilungen durch Erziehungspersonal oder Eltern zur Verfügung stünden. Die Annahme, dass Fremdbeurteilungen ein höheres Maß an „Objektivität“ aufweisen würden, wäre aber viel zu optimistisch. Es ist nur wichtig zu berücksichtigen, dass eine größere Zahl von Informationsquellen und Perspektiven zu einer erhöhten Tiefenschärfe des sich bietenden Bildes führen würde (Breuer 1996).

## 8.1 QUANTITATIVE BEFUNDE ZU DEN AUSWIRKUNGEN IM ÜBERBLICK

Für die quantitativen Analysen gilt, dass wir zum einen direkte Selbstbeurteilungen erhoben haben, wie zum Beispiel die Frage nach den Folgen der Heimbiographie für verschiedene Lebensbereiche. Zum anderen können wir zwischen den erfahrenen Formen der Gewalt und anderen aktuellen Zustandsbeschreibungen (zur gesundheitlichen Situation, der aktuellen Lebenszufriedenheit, der Einkommens- und beruflichen Situation) eine korrelative Beziehung herstellen. Wenn beispielsweise diejenigen, die viele Gewaltformen erlebt haben, eine höhere gesundheitliche Belastung aufweisen als jene mit weniger Gewalterfahrung, hat dies eine durch die Forschungsliteratur belegte Plausibilität (Price-Robertson et al. 2013; Finkelhor et al. 2007), ist jedoch nicht mehr als eine These. Ebenfalls denkbar wäre zum Beispiel, dass bei diesen ehemaligen Heimkindern im Verlauf ihres späteren Lebens unabhängig von deren Gewalterfahrungen gesundheitliche Risiken aufgetreten sind, die die aktuellen Werte erklären.

### Das ganze Leben?

Selbstbeurteilungen darüber, wie stark die Heimerfahrungen das weitere Leben belastet haben, wurden neben der übergreifenden Kategorie (das Leben insgesamt) auch für weitere sechs Aspekte erhoben.

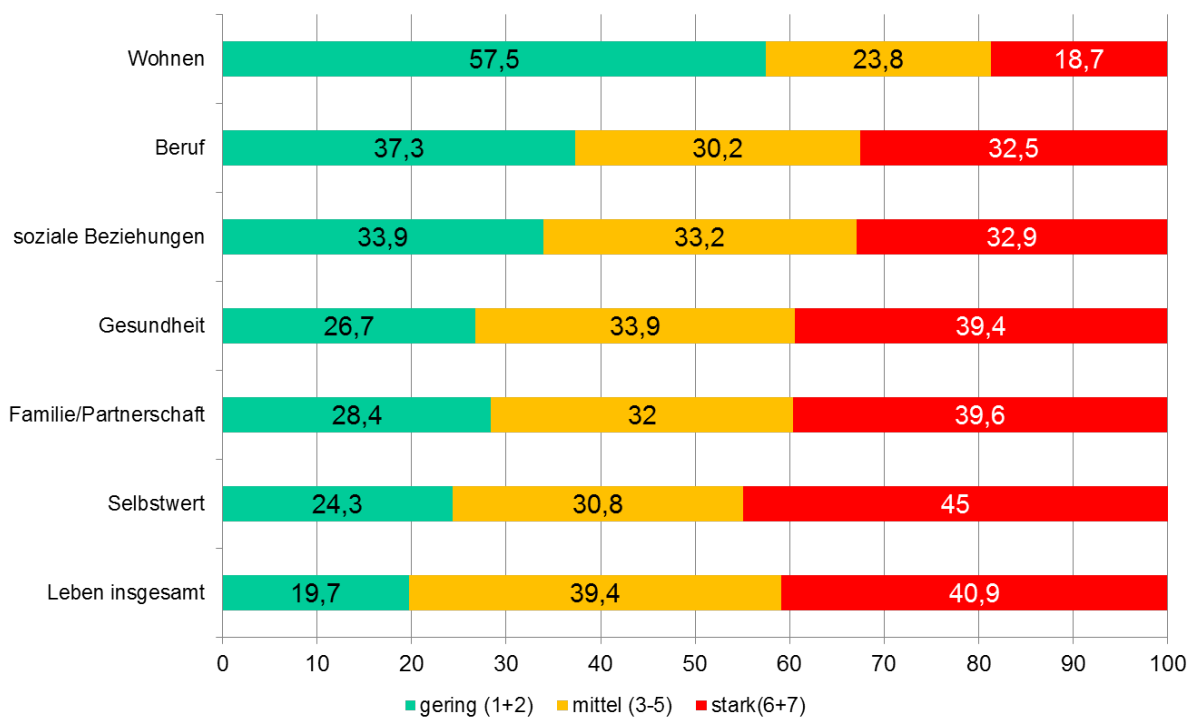


Abbildung 17: Belastungsgrad nach Lebensbereichen (N=407)

Wie man sieht, gibt es keinen Bereich, der als nicht belastet erlebt wird. Fast jede/r fünfte Befragte sieht auch Folgen für den Wohnbereich. In den qualitativen Interviews finden wir hier Berichte über Phasen der Obdachlosigkeit, häufigen Wohnungs- und Wohnortwechsel bis hin zur Schwierigkeit, sich in den eigenen vier Wänden zu beheimaten. Gleichwohl ist das Wohnen der Bereich mit den geringsten Auswirkungen. In allen anderen Bereichen sieht man, dass die Gruppe derjenigen, die keine oder nur geringe Auswirkungen für sich sieht, maximal zwischen einem Fünftel und einem Drittel schwankt. Die deutlichsten Folgen ergeben sich für den eigenen Selbstwert, für Familie/Partnerschaft und die eigene Gesundheit.

### 8.1.1 STÄRKERE GESUNDHEITLICHE BEEINTRÄCHTIGUNGEN

Der Frage, ob sie sich aktuell gesundheitlich beeinträchtigt fühlen bzw. sind, haben 80% der Befragten zugestimmt. Hinsichtlich aller neun Formen der Gewalt haben jene, die dieser Gewalt jeweils ausgesetzt waren, höhere Werte als jene, bei denen dies nicht zutrifft. Signifikante Korrelationen finden wir vor allem bei psychischer, körperlicher und vor allem sexualisierter Gewalt.

In einem zweiten Schritt wurden die Befragten gebeten anzugeben, wodurch sie sich gesundheitlich beeinträchtigt fühlen. Angaben dazu finden sich in folgender Tabelle:

**Tabelle 10:** Tabelle Gesundheitliche Beeinträchtigungen

		Frauen in %	Männer in %	Gesamt in % (N)
	Fühlen Sie sich (sind Sie) aktuell gesundheitlich beeinträchtigt?	81,4%	79,5%	80,5% (N=330)
<b>Und wenn ja, wodurch:</b>				
1	Erkrankungen des Herz-, Kreislaufsystems	32,5%	37,7%	34,9% (N=131)
2	Magen-Darmerkrankungen	29,5%	29,7%	29,6% (N=111)
3	Übergewicht	40,5%	34,9%	37,9% (N=142)
4	Untergewicht	7,5%	7,4%	7,5% (N=28)
5	Bluthochdruck	45,5%	52,0%	48,5% (N=182)
6	Angstzustände/ Depression <sup>67</sup>	65,5%	44,6%	55,7% (N=209)
7	Suchterkrankungen (Alkohol, Drogen,..)	9,1%	14,4%	11,6% (N=43)
8	Diabetes	15,5%	20,7%	17,9% (N=67)
9	Tumorerkrankungen	10,0%	8,6%	9,3% (N=35)

<sup>67</sup> Signifikanter Geschlechtsunterschied ( $p=0.000$ ,  $r=0.210$ ).

Zusätzlich wurden von mehr als einem Drittel der Befragten auch psychische Erkrankungen angegeben (Borderline, Schizophrenie, Phobien,...) und von etwas mehr als der Hälfte weitere körperliche Erkrankungen.

Zwei der Krankheitsbilder lassen sich klar der erfahrenen Gewalt zuordnen:<sup>68</sup> **Herz-Kreislauf-Erkrankungen** sind vor allem bei älteren Menschen eine häufige Erkrankung. Sie sind auch die führende Todesursache in Deutschland (Robert Koch Institut 2014b) Ein Drittel aller Befragten und knapp die Hälfte der über 70jährigen hat eine solche Erkrankung benannt. Neben dem Alter zeigen sich vor allem physische Gewalterfahrungen als Risikofaktoren für Erkrankungen des Herz- Kreislaufsystems. Bei Einfluss von physischer Gewalt steigt die Erkrankungswahrscheinlichkeit um mehr als das Doppelte.

Zu den auch weltweit häufigsten **psychischen Störungen** gehören **Depressionen**. Die Depression fungiert als „Oberbegriff für Störungen der Gemütslage, deren Hauptsymptome Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Interessenverlust sowie Energie- und Antriebslosigkeit sind. Sie können als eigenständige Störung auftreten oder als Folge von anderen schweren Grunderkrankungen oder Belastungen“ (Robert Koch Institut 2014a).

Im Vergleich der Altersgruppen finden sich in der Bevölkerung in der Gruppe der 45- bis 64-Jährigen die höchsten Anteile derjenigen, die eine diagnostizierte Depression berichten. Bei Frauen beträgt die 12-Monats-Prävalenz in dieser Altersgruppe 14%, bei Männern 9%. In diese Altersgruppe fallen auch die meisten der hier befragten ehemaligen Heimkinder. Die von diesen selbst berichtete Häufigkeit an Depressionen zu leiden, liegt bereits bei den Männern ohne Gewalterfahrungen im Heim deutlich höher (19%) als im Bevölkerungsdurchschnitt. Ebenfalls deutlich höher sind die Werte bei den Frauen ohne Gewalterfahrungen im Heim (47%). Der Grund für diese hohen Werte dürfte in der Fremdunterbringung und Trennung von den Eltern liegen bzw. auch in der in der Herkunftsfamilie erfahrenen Gewalt. Kommen nun noch weitere Gewalterfahrungen im Heim hinzu, steigen die Anteile nochmals drastisch an. Bei den Opfern von sexualisierter Gewalt im Heim liegt der Wert sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen um das ca. 4-fache höher als im Bevölkerungsdurchschnitt (Männer 36%, Frauen 68%). Noch deutlicher schlägt der Einfluss psychischer Gewalt zu Buche (Männer 44%, Frauen 72%).

### *8.1.2 REDUZIERUNG VON BILDUNGSCHANCEN UND DES BERUFLICHEN ERFOLGS*

Hier können wir zum Vergleich<sup>69</sup> die folgenden drei Indikatoren heranziehen: (1) Den erreichten Bildungsabschluss, (2) den Anteil jener, die ohne Ausbildung geblieben sind und (3)

---

<sup>68</sup> Grundlage sind logische Regressionsanalysen.

<sup>69</sup> Eine Möglichkeit bestünde darin, den Vergleich mit der Normalbevölkerung zu wählen. Allerdings weiß man, dass Heimkinder auch ohne Gewalterfahrungen damals wie heute über einen niedrigeren Bildungsstatus verfü-

den Anteil jener, die aktuell aus dem Transfersystem (Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe, Hartz IV) finanziert werden. Zusätzlich haben wir fünf Selbsteinschätzungen zum Einfluss der Heimbiographie auf den beruflichen Erfolg erhoben.<sup>70</sup>

Ein direkter Einfluss der Gewaltbiographie auf den erreichten Bildungsabschluss und das Fehlen einer Ausbildung lässt sich zunächst nicht belegen. Anders verhält es sich aber bei jenen, die zum Zeitpunkt der Befragung Mittel aus dem staatlichen Transfersystem erhalten haben: Bei der Gruppe derjenigen, die „nur“ eine Gewaltform erlebt haben, liegt der Anteil der Personen, die Mittel aus dem staatlichen Transfersystem erhalten, bei 6%. Bei denjenigen, die 2 bis 5 Gewaltformen erlebt haben, liegt der entsprechende Anteil bei 19,9%. Von denen, die 6 und mehr Gewaltformen erlebt haben, befinden sich aktuell 25,9% im staatlichen Transfersystem.<sup>71</sup> Etwas schwächere, aber von der Tendenz ähnliche, Zusammenhänge finden sich zwischen dem Status „auf staatliche Unterstützung angewiesen“ zu psychischer, physischer, sexualisierter und religiöser Gewalt.

Wir haben für die weitere Auswertung drei der berufsbiographischen Angaben<sup>72</sup> der Befragten zu einer Typologie (Typen A – E in untenstehender Tabelle) zusammengefasst.

---

gen als eine altersgleiche Population. Wir wählen deshalb eine andere Möglichkeit und setzen innerhalb der Befragtenstichprobe jene mit spezifischen Gewalterfahrungen in Relation zu jenen ohne diese Gewalterfahrungen.

<sup>70</sup> Auf die Frage „Wie hat sich Ihr beruflicher Lebensweg nach der Heimentlassung gestaltet“ konnten sich die Befragten u.a. zu folgenden Items positionieren „Ich habe lange Zeit in einem Beruf gearbeitet, der nicht meinen Neigungen und Wünschen entsprach“, „Nach der Heimentlassung war ich immer wieder mal arbeitslos“, „Ich habe mich beruflich mühsam durchgeschlagen“, „Ich habe viele berufliche Erfolge erlebt“. Zudem wurden die Befragten um eine übergreifende Bewertung gebeten. Auf die Frage „Inwiefern belasten die Folgen Ihrer Heimgeschichte Ihre berufliche Situation?“ konnten sie auf einer Skala von 1 (=überhaupt nicht) bis 7 (sehr stark) bewerten.

<sup>71</sup> Bezieht ALG 1 oder Hilfe zum Lebensunterhalt oder ist ein „Aufstocker“.

<sup>72</sup> Es handelt sich um die Fragen „Nach der Heimentlassung war ich immer wieder mal arbeitslos“, „Ich habe mich beruflich mühsam durchgeschlagen“, „Ich habe viele berufliche Erfolge erlebt“.



**Tabelle 11:** Typologie der beruflichen Karriere (N=371)

Typ	Selbstbeschreibung der beruflichen Karriere	Prozentanteil	Durch Heimbiographie stark beruflich belastet (p.=0.000)	Verteilung der Personen mit sexualisierter Gewalterfahrung (p.=0.001)	Anteil der Personen mit niedriger Bildung (p=0.000)	Anteil derjenigen, die ihr Einkommen als niedrig einstufen (p=0.000)
A	Erfolgreich und ohne Probleme	15,6%	6,9%	12,5%	52,7%	19,0%
B	Erfolgreich mit Problemen	7,9%	25,0%	11,4%	71,0%	48,9%
C	Nicht erfolgreich ohne größere Probleme	24,2%	27,0%	19,5%	73,7%	55,6%
D	Nicht erfolgreich mit einigen Problemen	33,1%	44,7%	30,1%	80,5%	62,0%
E	Nicht erfolgreich mit zahlreichen Problemen	16,3%	49,2%	26,8%	88,8%	67,2%
		100,0%	DS 32,9%	100,0%	DS 75,1%	DS 53,0%

Die Tabelle zeigt, dass es einen deutlichen Zusammenhang hinsichtlich der Frage gibt, inwiefern die Heimsozialisation einen negativen Einfluss auf die berufliche Biographie hat. Dabei zeigt sich auch, dass der Anteil der Personen mit einer sexualisierten Gewalterfahrung unter den beruflich „Nicht-Erfolgreichen“ (vor allem Typ E und D) signifikant höher ausfällt als bei den beruflich Erfolgreichen. Insgesamt finden wir bei sieben der neun Gewaltformen<sup>73</sup> signifikante Zusammenhänge zu einzelnen der beruflichen Items. Außerdem zeigen sich hier auch die erwarteten Zusammenhänge zum Bildungsstand und zum Einkommen.

Somit gibt es eine Reihe von belastbaren Hinweisen für die These, dass jene, die sich später im beruflichen Leben schwerer getan haben (weniger berufliche Erfolge erlebt haben, häufiger arbeitslos wurden, immer wieder das Gefühl hatten, sich mühsam durchschlagen zu müssen) in ihrer Heimzeit auch stärker mit Gewalt konfrontiert waren bzw. unter dieser Gewalt stärker gelitten haben. Diese Ergebnisse bestätigen sich, wenn wir im Folgenden die Aussagen zu Familie und Partnerschaft näher analysieren.

### 8.1.3 KAUM UNTERSTÜTZUNG DURCH DIE HERKUNFTSFAMILIE

Wie stark der Bruch in der Beziehung zur Herkunftsfamilie nach (bzw. schon während) der Zeit im Heim ist, zeigt sich an den Antworten auf die Frage, ob man nach der Entlassung aus

<sup>73</sup> Keine Zusammenhänge finden wir bei der religiösen Gewalt und bei der Zwangsarbeit.

dem Heim durch die Familie unterstützt wurde. Nicht einmal 8% geben an, dass sie eine solche Unterstützung erfahren haben. Und selbst von jenem Drittel, das nach der Heimzeit noch einmal zu den Eltern zurückgekehrt ist, erfährt nur ein kleiner Teil (18%) eine weitere Unterstützung. Natürlich gibt es viele Gründe für dieses Unterstützungsdefizit, u.a. auch denjenigen, dass zahlreiche Heimkinder nach der erfahrenen Vernachlässigung und Gewalt durch die Herkunftsfamilie keinen Kontakt mehr wollten. Unabhängig davon stellt es jedoch eine deutliche Benachteiligung dar, wenn man große Teile seines Lebenswegs ohne jegliche Unterstützung aus der Herkunftsfamilie bestreiten muss.<sup>74</sup>

#### *8.1.4 SOZIALE PROBLEME; OFT EINSAM UND ALLEIN*

Wie wir weiter unten in unseren qualitativen Analysen noch genauer darstellen, führen die vielen Erfahrungen von Gewalt und Erniedrigung, des ausweglosen Ausgeliefertseins und der immer wieder erfahrenen Willkür sukzessive dazu, dass das Vertrauen in andere Menschen abnimmt und dass man beginnt, sich auch nach der Zeit im Heim eher auf sich selbst zurück zu ziehen. Dies kann zu unterschiedlichen Formen der Einsamkeit und Beziehungslosigkeit führen. Zwei Items aus dem Fragebogen geben einen Hinweis darauf, wie viele der ehemaligen Heimkinder davon betroffen waren bzw. sind. Auf die Frage „Wie ging es Ihnen nach der Heimzeit mit Ihren persönlichen Beziehungen“ haben 52,3% zugestimmt, dass sie nach ihrer Heimzeit oft alleine und einsam waren. Nicht einmal einem Viertel aller Befragten (23,2%) gelang es, „schnell in ein neues Leben mit neuen Beziehungen“ hineinzufinden.

Aus diesen beiden Fragen und den Fragen nach den Auswirkungen der Heimgeschichte auf die Familiensituation, auf Partnerschaften und soziale Beziehungen im Allgemeinen wurde wiederum eine Typologie hinsichtlich des Ausmaßes der Belastungen auf der Beziehungsebene (Typen A – E in unten stehender Tabelle) gebildet.

---

<sup>74</sup> Zur aktuellen Careleaver Debatte vergleiche <https://www.igfh.de/cms/projekt/was-kommt-nach-der-station%C3%A4ren-erziehungshilfe-gelungene-unterst%C3%BCtzungsmodelle-f%C3%BCr-care>

**Tabelle 12:** Belastungen auf der Beziehungsebene (N=369)

Typ	Belastungen auf der Beziehungsebene		Anteil in %	Anteil Frauen: Männer (s=0.005)	Eintrittsalter ins Heim (0-3) (4-10) (11 & älter) (s=0.001)	Anteil sexualisierte Gewalt in % (s=0.001)
A	Sehr niedrig	Fühlen sich nur wenig belastet haben schnell neue Partnerschaften gefunden, nur seltene Gefühle von einsam und allein	16,0%	11:21	25% 45% 29%	19,3%
B	Niedrig	Teilweise einsam und allein oder auch Probleme bei neuen Partnerschaften, fühlen sich aber weniger belastet	26,3%	23:30	22% 52% 26%	20,4%
C	Mittel	Fühlen sich mittel belastet unterschiedliche Erfahrungen mit Einsamkeit und erhöhte Probleme beim Finden von neuen Beziehungen	15,4%	16:15	36% 53% 11%	33,9%
D	Stark	Fühlen sich hoch belastet, immer wieder mal alleine, es gelang aber auch neue Partnerschaften zu finden	6,5%	7:6	33% 46% 21%	39,1%
E	Sehr stark	Fühlen sich hoch belastet, haben sich schwer getan neue Partnerschaften zu finden, immer wieder mit der Erfahrung von Einsamkeit und Alleinsein	35,8%	44:27	50% 37% 13%	49,6%
			100%	54:46	35% 46% 19%	MW 32,0%

Bei der **Gestaltung der persönlichen Beziehungen** finden wir in den Typen D und E über 40% der ehemaligen Heimkinder mit massiven Folgen, die bis in die Gegenwart reichen. Nur jede/r sechste der ehemaligen Heimkinder zählt zu jenen mit wenigen bis keine Belastungen. Wie die Tabelle zeigt, sind Frauen stärker betroffen als Männer und wie in vielen anderen Analysen spielt es eine Rolle, in welchem Alter man ins Heim kam. Das Risiko von Beziehungsproblemen ist bei jenen, die schon als Kleinkind ins Heim kamen, doppelt so hoch wie bei jenen, die erst nach dem zehnten Lebensjahr erstmals in einem Heim untergebracht wurden. Auch bei den verschiedenen Formen der Gewalterfahrung gibt es signifikante Zusammenhänge, wie beispielsweise hinsichtlich der sexualisierten Gewalt. Die Unterschiede zwischen den Typen (vor allem zwischen E und A) lassen die These zu, dass jene mit sexuali-

sierten Gewalterfahrungen deutlich häufiger im späteren Leben Beziehungsprobleme angeben.<sup>75</sup>

Zwischen der **beruflichen Ebene** und der **Ebene der sozialen Beziehungen** gibt es zudem eine deutliche Wechselwirkung.<sup>76</sup> Die Wahrscheinlichkeit, dass sich eine starke/sehr starke Belastung auf der Beziehungsebene auch in ausgeprägten beruflichen Problemen niederschlägt und umgekehrt, liegt bei fast 80%.<sup>77</sup>

## 8.2 QUALITATIVE AUSWERTUNGEN ZU DEN AUSWIRKUNGEN

Vorweg sind folgende Bemerkungen wichtig: Da es sich um eine sozialwissenschaftliche und keine klinische Studie handelt, werden die beobachteten Phänomene nicht hauptsächlich in Termini einer psychologischen oder medizinischen Diagnostik gefasst. Dort, wo sich Berührungspunkte zu dieser Terminologie auftun, werden diese auch benannt. Es ist in diesem Zusammenhang zu beachten, dass die auf das Kind bezogene Psychodiagnostik in der untersuchten Zeitepoche von deutlich anderen Begriffen, Ideen und Ideologien geprägt war als dies gegenwärtig der Fall ist (z.B. Schleim 2017). Dies wirkt sich ohne Zweifel sehr stark auf die (retrospektive) Konstruktion von „Krankheit“ und „Auffälligkeit“ aus. Es zeigt sich überdies, dass die „Auswirkungen“ der Heimsozialisation nicht unabhängig von Bewältigungsversuchen der (ehemaligen) Heimkinder gesehen werden können. Wenn wir dennoch versuchen, „Auswirkungen/Folgen“ und „Bewältigung“ getrennt darzustellen, dann ist dies einer besseren Übersichtlichkeit der Darstellung geschuldet. Es ist darüber hinaus zu erkennen, dass eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Initialfolgen und Langzeitfolgen häufig schwierig ist, da die Erzählungen unserer Interviewpartner\*innen nur selten einer strengen Chronologie folgen und zeitliche Markierungen nicht immer eindeutig sind. Die Inkonsistenz des Narrativs bringt allerdings recht deutlich eine Art logischer biografischer Stringenz der „Auswirkungen“ der Heimerziehung zutage. Die Informationen der ehemaligen Heimkinder vermitteln tiefe Einsichten in die Genese von Reaktionsweisen und Bewältigungsversuchen, die den Charakter von „Symptomen“ und „Pathologien“ erhalten können. Es wird eine biografische Logik erkennbar, die nicht zwangsläufig, aber vor dem Hintergrund ihres Bedingungsgefüges, verstehbar wird. Die nun folgende Gliederung in „Initialfolgen“, „Langzeitfolgen“ und „Bewältigung“ dient einer Strukturierung, die nicht über ein permanentes logisches Ineinandergreifen der beschriebenen Bereiche hinwegtäuschen soll.

---

<sup>75</sup> Neben der sexualisierten Gewalt gibt es signifikante Unterschiede auch zur psychischen Gewalt, zur Erfahrung von Isolationsstrafen und von Vernachlässigung.

<sup>76</sup> Signifikant ( $p=0.000$ ) bei einer hohen Korrelation ( $r=0.561$ ).

<sup>77</sup> Über die gesamte Stichprobe gesehen gibt es aber immerhin auch ein Drittel der Befragten, für die eine hohe Belastung in einem Bereich mit einer niedrigen Belastung in einem anderen Bereich verknüpft ist.

### 8.2.1 INITIALE REAKTIONEN

Wir sprechen zunächst nicht von „Initialfolgen“, sondern von „initialen Reaktionen“, um den relationalen und produktiven Charakter der zu beschreibenden Phänomene deutlich zu machen. Man kann sagen, dass sich die ganze Vielfalt der Gewalt, die wir ausführlich dargestellt haben, mehr oder weniger nachhaltig in das Heimkind einschreibt. Das Symptom ist nicht „im Kind“, sondern das Kind verhält sich zu den Bedingungen, die ihm zugemutet werden.

Es würde der Komplexität des Problems nicht gerecht werden, eine Liste von Symptomen oder „Auffälligkeiten“ anzufertigen, die die Mädchen und Jungen aufgewiesen haben. Es scheint nicht einmal möglich, berichtete Initialreaktionen auf eine Weise zu clustern, die die für eine erkenntnisfördernde Analyse notwendige Trennschärfe gewährleisten würde. Alles, was beschrieben wird, bewegt sich innerhalb eines multipel aufeinander bezogenen logischen Komplexes. Man könnte fast von einem sich selbst organisierenden, geschlossenen System von Gewalt, Reaktionsweisen und Bewältigungsversuchen sprechen. Die übergeordnete Klammer ist jene des Überlebens. Dies ist wörtlich gemeint. Es ist daher wichtig, der Gratwanderung zwischen Leben und Tod ein eigenes Kapitel zu widmen. In einem weiteren Abschnitt wird der Versuch unternommen, bestimmte Erscheinungsformen unter dem Begriff des Sozialverhaltens zusammenzufassen, wobei sich die Frage der Anschlussfähigkeit an die moderne Diagnose der „Störung des Sozialverhaltens“ (Petermann & Petermann 2013) stellt. Ein letzter Komplex befasst sich mit dem Körper des misshandelten Kindes. Er ist gleichzeitig Zielscheibe von Verletzungen und Sensorium für deren Auswirkungen.

#### **Risikoverhalten, selbstschädigendes Verhalten, Reviktimisierung, Suizidalität**

Die Überschrift ist voller beängstigender Andeutungen. Am Ende steht der Tod oder der Wunsch zu sterben. Man kann sich bei der Sammlung von Interviewausschnitten, die diesen Komplex beschreiben, nicht dem Sog entziehen, der von der Logik des Todes überschattet ist. Und man versteht, dass der Wunsch zu sterben nicht besonders weit entfernt ist von dem Versuch zu überleben. Wenn wir von Risikoverhalten und selbstschädigendem Verhalten sprechen, dann sprechen wir nämlich gleichzeitig auch von Überlebensstrategien. Dies kann anhand der folgenden Schilderung deutlich gemacht werden:

*„Und dann ist mir das eingefallen, dass wie ich noch in T. war, bin ich mal weggelaufen. Und da hab ich bei einer Ehemaligen, die wo in Z. gewohnt hat, hab ich bei der geschlafen. Und die hat mich mal in die Kaserne mitgenommen, und da war ich so müd, da bin ich da eingeschlafen. Und da muss irgendeiner von denen, muss sich sexuell dann an mir vergangen haben. Ich weiß es nicht, aber von nichts kann ich ja nicht schwanger werden. Nur, ich wusste ja nicht, dass ich schwanger bin, aber die Nonnen haben´s gewusst. Und die haben mir Abführtabletten und Schlaftabletten gegeben. Und da bin ich drei Monate todkrank – haben sie mich in ein Zimmer, in ein Krankenzimmer reingsperrt, drei Monate!“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man könnte hier von Risikoverhalten oder von selbstschädigendem Verhalten sprechen. Es wäre für die Jugendliche besser gewesen, nicht in die Kaserne mitzugehen. Es wäre unter dem Gesichtspunkt des Risikos außerdem besser gewesen, nicht aus dem Heim wegzulaufen und sich bei der „Ehemaligen“ einzuquartieren. Wir ahnen das Risikomilieu und möchten das Mädchen davor bewahren, traumatische Erfahrungen machen zu müssen. Was ist hier das Motiv? Der Wunsch zu sterben oder der Wunsch zu leben? Es ist leicht zu erkennen, dass das Heim selbst ein Risikomilieu darstellt. Das Gewaltpotenzial der Nonnen wird wahrscheinlich vollständig sichtbar. Vor diesem Hintergrund ist schwer zu entscheiden, ob die Flucht als Risikoverhalten oder Überlebensstrategie zu bewerten ist. Man muss diesem Verhalten jedenfalls eine gewisse Funktionalität zugestehen, selbst wenn die daraus resultierenden Folgen verheerend sind.

Es würde aber keineswegs ausreichen, den Sinn des Risikoverhaltens und des selbstschädigenden Verhaltens allein auf der Ebene des Äußeren zu ergründen. Es begegnen uns immer wieder zwei wesentliche Antriebskräfte, die Praktiken der Selbstgefährdung in Gang zu setzen scheinen: Der Wunsch nach Liebe und der wahrgenommene Mangel an Selbstwert. Man kann nicht behaupten, dass diese inneren Kräfte auch nur annähernd vollständige Erklärungsfolien für die in diesem Zusammenhang berichteten Phänomene abgeben. Ihre Wirkmächtigkeit ist jedoch schwerlich anzuzweifeln.

Alles, was uns ehemalige Heimkinder über die vielfältigen Formen der Gewalt geschildert haben, begründet recht zwangsläufig den Mangel an Selbstwert: Verinnerlichung der äußeren Behauptung. Dieser Prozess ist kompliziert; man wäre geneigt eine einfache Kausalität anzunehmen, aber es ist zu beobachten, dass sich die Heimkinder durchaus unterscheiden in Bezug auf den Wert, den sie ihrer eigenen Person zumessen. Die verfügbaren Daten lassen die Darstellung systematischer Zusammenhänge nicht zu, aber es lässt sich vermuten, dass die Frage des Selbstwertes mit dem Verhältnis zu den Eltern und zur Familie interagiert. Das von den Eltern abgelehnte und abgeschobene Kind hat andere Voraussetzungen als jenes Kind, das primär aufgrund ökonomischer Zwangslagen im Heim versorgt werden muss. Diese Feststellung ist trivial und übersieht den riesigen Zwischenraum, der das Extrem der elterlichen Vernachlässigung von der bedingungslosen elterlichen Liebe trennt. Sie übersieht auch die unterschiedliche Kontaktfrequenz zur Familie und das Interagieren von Heimerziehung und familiären Verhältnissen. Aus den meisten Berichten geht aber deutlich hervor, dass das Regime der Heimerziehung nicht darauf ausgerichtet war, den Selbstwert der Mädchen und Jungen zu fördern. Im Gegenteil: Man vermutet den systematischen Versuch, Kinder dadurch gefügig zu machen, indem man ihnen jeglichen Wert der eigenen Person abspricht. Dies erklärt eine ganze Serie von Aussagen, durch die regelrechte Verwüstungen des Selbst-

werts der Mädchen und Jungen scheinen. Die folgenden Zitate haben exemplarischen Charakter:

*„Ich hab’ auch angefangen, mich zu verletzen, hab’ mir die Haare ausgerissen. Ich wollte ganz dumm sein und hab’ eigentlich, wollte in Asphalt beißen. Ich hab’ mich mit dem Kopf gegen harte ... Ich wollte einfach blöd sein, ich wollte eben blöd sein, dass ich meine Welt nicht mehr begreife.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Und wissen Sie, was wir Heimkinder eigentlich haben? Es ist uns im Heim gesagt worden und auch später, das hat auch meine Oma zu mir gesagt, du kannst nichts, du bist nichts, und aus dir wird nichts. Und wo sollte man da Selbstvertrauen kriegen? Immer wieder!“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist zu ergänzen, dass sich auch Schulen und Jugendämter in vielen Fällen tatkräftig an der Kontaminierung des kindlichen Selbstwerts beteiligt haben. Die Internalisierung oder Introjektion der Botschaft, nichts wert zu sein, begründet das ganze Spektrum von Verhaltensweisen zwischen Risiko, Selbstschädigung und Suizid. Wie oben erwähnt kommt noch etwas dazu, nämlich der Wunsch nach Liebe. Er manifestiert sich am deutlichsten in der traumatischen Bindung an Eltern und/oder Erzieher\*innen (Brisch & Hellbrügge 2015). Die traumatische Bindung ist eine endlose Quelle von Gefährdungen. Sie manifestiert sich in dem kindlichen Bemühen, sich mit jenen Personen zu verbinden, die es von sich stoßen und misshandeln. Dahinter verbirgt sich der überlebensnotwendige Wunsch, in einer kalten und undurchschaubaren Welt überhaupt mit jemandem verbunden zu sein – der immer wieder aufkeimender Wunsch geliebt zu werden. Die weiter oben beschriebene Vergewaltigung des geflohenen Mädchens in der Kaserne ist ein Paradigma für die Gefährdungen, die sich aus dem Wunsch nach Liebe seitens des ungeliebten Kindes ergeben können: Das Problem der Verwechslung zwischen Liebe und sexueller Ausbeutung. Wir finden dieses Problem beim sexuellen Missbrauch an Kindern in strukturell ähnlicher Form wie in vielen Beziehungen, die jugendliche Heimkinder mit vermeintlichen „Freunden“ eingehen. Die sexuelle Ausbeutung beruht darauf, dass die Täter die Verwechslung absichtsvoll herbeiführen: Es soll wie Liebe aussehen. Wenn es wie Liebe aussieht, dann wird der Wunsch nach Liebe auf Seiten des Opfers unerbittlich aktiviert. Die Verwechslung ist ein wichtiges Prinzip der Reviktimisierung: Immer wieder wird der Wunsch nach Liebe mit Ausnutzung beantwortet – immer wieder die absichtsvoll irreführende Sexualität. Die Voraussetzungen für diesen Mechanismus werden im Heim geschaffen. Vorenthalten von Zuwendung und Anerkennung, Kontaminierung des Selbstwertes, umfassende Entmutigung und mangelnde Vorbereitung auf das Leben draußen. Das Fehlen von emotionalen und sozialen Ressourcen bildet einen fruchtbaren Nährboden für Abhängigkeiten und Ausbeutungen: Vulnerabilität für Reviktimisierungen (Helfferich et al. 2018). Wir erfahren von unseren Interviewpartner\*innen, dass die Reviktimisierungen die Überzeugung perpetuieren, nichts wert zu sein. Die Logik des Kreislaufs ist ohne Schwierigkeiten erkennbar: Viktimisierung – Mangelnder Selbstwert – Risikoverhalten – Reviktimi-

sierung – mangelnder Selbstwert – Selbsthass – selbstschädigendes Verhalten – Reviktimisierung. Innerhalb dieser Logik entsteht ein Risikobereich, der eine Vielzahl von biografischen Varianten begründet. Es ist nicht schwer zu verstehen, dass sich innerhalb dieses Bereichs die Wahrscheinlichkeit negativer *life events* unweigerlich erhöhen muss. Es entsteht ein umfassendes biografisches Gefährdungsszenario, für dessen Genese der torpedierte Selbstwert des Kindes und sein Wunsch nach Liebe eine entscheidende Rolle spielen. Innerhalb dieses Szenarios finden wir schwere Unfälle, Verletzungen, Todesfälle nahestehender Personen. Die *life events* reaktivieren immer wieder aufs Neue die Empfindung, dass die Welt ein unsicherer Ort ist.

**Frau N.: Gravierende emotionale Vernachlässigung in der Familie, Mobbing im Heim, wiederholte sexuelle Viktimisierung: „Ich hab’ mich als Kind gefühlt wie ein Regenwurm, auf dem rumgetrampelt wurde; ... Aber ... es gibt eine Art Würmer, die haben die Fähigkeit, sich zu teilen, ... wo jede Hälfte wieder für sich funktionieren kann.“**

N. wird 1955 in einer süddeutschen Großstadt als drittes von vier Kindern wohlhabender Eltern geboren. Mutter und Vater genießen als Künstler eine hohe gesellschaftliche Anerkennung. Die Arbeit der Eltern hat – so beschreibt es N. – immer Vorrang gegenüber den Bedürfnissen der Kinder und bestimmt deren Leben in hohem Maß. Die Familie reist bspw. sehr viel herum – N. spricht vom Chaos daheim. Im Alter von drei Jahren erleidet sie eine neurologische Erkrankung, die nicht behandelt wird. Durch die Krankheit entwickeln sich u.a. eine motorische Störung und ein Sprachfehler. Damit sei sie aus der Familie rausgefallen, wird vor Bekannten und Freunden „versteckt“ und ständig kritisiert.

N. nennt ihre Kindheit „unheimlich traurig“. Ihre Geschwister dagegen hatten „alle Freiheit“, waren jedoch ebenfalls den Prügeln beider Eltern und „emotionaler Kälte“ ausgesetzt. Mit fünf Jahren riss sie zum ersten Mal von zu Hause aus. N. hat – wie später festgestellt wird – einen sehr hohen IQ, sie ist hochbegabt und tröstete sich sehr früh damit, wissenschaftliche Bücher zu lesen, was zu Hause und in der Schule als Spinnerei abgetan wurde. Sie interessierte sich nicht für Mode oder Ähnliches, sondern nur für Naturwissenschaften, was für Mädchen als unpassend empfunden wurde. Sie habe deshalb keine Freundinnen gehabt. Im Alter von zwölf Jahren hielt sie es zu Hause nicht mehr aus und wollte Suizid begehen – ein erster von mehreren Versuchen. Ein Mann rettete sie und vergewaltigte sie in weiterer Folge.

Am nächsten Tag setzte sie sich in einen Zug, wollte in ein Nachbarland fortlaufen, wurde aber an der Grenze von der Polizei aufgegriffen und wieder nach Hause gebracht. Aufgrund



des Suizidversuchs und der Vergewaltigung sollte sie in eine Kinderklinik aufgenommen werden, was die Eltern ablehnten. Sie erhielt eine Zeit lang Unterstützung durch eine Kinderpsychologin, die sie sehr schätzte, bis ihre Eltern auch dies unterbanden. Auf die Frage hin, warum sie die Therapie aufgeben musste, äußert sie die Vermutung, dass ihr Vater als Freiberufler nicht versichert gewesen sei und selbst hätte zahlen müssen. Außerdem hätte die Familie öffentlich in ein schlechtes Licht gerückt werden können.

Auch in der Schule, im Gymnasium wurde sie zum Mobbingopfer und „Spottobjekt“. Größere Mädchen lauerten ihr auf dem Heimweg auf und verprügelten sie. Da sie so zu spät zum Essen nach Hause kam, setzte ihr Vater noch eins drauf. N. fing an, sich selbst zu verletzen.

Im Alter von dreizehn Jahren riss zum dritten Mal von zu Hause aus und landete auf dem „Babystrich“. Tagsüber setzte sie sich in eine naturwissenschaftliche Bibliothek und las Bücher zu Astrophysik, Genetik, Biologie, abends ließ sie sich von Freiern mit nach Hause nehmen, um zu überleben. Sie erhoffte sich von Seiten der Männer Anerkennung und Zuneigung und hegte den Wunsch, über die Männer in eine andere Familie aufgenommen zu werden. Was tatsächlich passierte, war gewalttätiger Sex, gegen den sie sich nicht wehren konnte.

Bald wurde sie wieder aufgegriffen. Das Jugendamt entzog den Eltern das Sorgerecht, N. wurde in ein Mädchenheim gebracht, das von Nonnen geleitet wurde. Sie hatte die Hoffnung, dass das Leben jetzt besser werden würde und nahm sich vor, das Beste daraus zu machen. Hier setzten sich aber die Mobbing Erfahrungen fort: Sie ist anders, da sie aus einer Familie mit höherem Status stammt, allein schon von der Kleidung her unterscheidet sie sich, sodass die anderen Mädchen mit Eifersucht reagierten und Geschichten über sie erfanden, die sie den Betreuerinnen erzählten. Zudem wurde sie von Anfang an wegen ihres Allgemeinwissens und ihres Interesses für Naturwissenschaft gehänselt und „der Professor“ genannt. Sie besuchte in diesem Heim die Hauptschule und war intellektuell völlig unterfordert, jedoch praktisch unbegabt und wurde deswegen von den Nonnen häufig getadelt.

Bilanzierend sagt sie zu diesem Heim und ebenso zu dem nächsten, in dem sie untergebracht wurde, dass die Nonnen sie nicht einzuschätzen wussten und ihr letztlich nicht gewachsen waren. Zudem konnten sie mit ihrer neurologischen Erkrankung nicht umgehen, obgleich diese nun behandelt wurde.

Im Heim erfuhr sie sexuellen Missbrauch durch eine andere Heimbewohnerin, mit der sie sich an sich gut verstand, die ein „lieber Mensch“ war, gegen deren sexuelle Forderungen sie sich jedoch nicht durchsetzen konnte. Nach eineinhalb Jahren in diesem Heim wurde sie von

diesem Mädchen überredet auszureißen, lebte drei Wochen lang in der Großstadt, bis sie wieder aufgegriffen wurde. Nach einiger Zeit in einem Übergangsheim wurde sie in ein ebenfalls von Nonnen geleitetes Mädchenheim in einer anderen Stadt gebracht. Dieses Heim war repressiver, „man neigte zu Schlägen“. Zudem stammten die hier untergebrachten Mädchen aus Familien mit Gewalthintergrund, es gab keinerlei therapeutische Unterstützung und man „prallte aufeinander“, d.h. untereinander setzte sich die Gewalt fort.

Aus Anlass einer Ungerechtigkeit, – sie wurde für etwas beschuldigt, was sie nicht getan hat –, riss sie einer Nonne den Schleier herunter und wurde für drei Monate eingesperrt. Dies war für sie die „schönste Zeit“ in diesem Heim, da sie endlich Ruhe hatte vor den anderen und lesen konnte, da ihr eine Nonne Bücher gab.

Jene Erfahrung stellte jedoch eine Ausnahme dar, denn die Erziehungshaltung in allen Heimen war „auf Angst und Gefügigkeit“ ausgerichtet. Man wurde nicht angehört. Ihr persönliches Interesse sei schon früh gewesen, studieren zu können, was niemanden interessiert habe. Als weiteres Beispiel erzählt N., dass bei einer Untersuchung im Gesundheitsamt festgestellt wurde, dass sie eine Geschlechtskrankheit hatte und niemand nachfragte, wie sie dazu gekommen sei.

Die Kontakte zum Jugendamt waren im Wesentlichen verwaltungsmäßiger Art. N. wurde zwar ermuntert, Wünsche zu äußern, wobei diese aber weitgehend ignoriert wurden.

Aus dem zweiten Heim, in dem sie bis zum 15. Lebensjahr lebte, wurde sie als „unverbesserlich“ entlassen und wieder vorübergehend in dem repressiven Übergangsheim untergebracht, in dem sie vorher schon Zeit verbracht hatte und in dem durchweg Gewalt-„Pädagogik“ herrschte und Kinder z.B. zum Essen gezwungen wurden. N.'s Erzählung nach erinnert die Organisation des Heims an ein Gefängnis: Jedes Kind hatte eine Zelle, in die man abends gesperrt wurde, was jedoch für N. eine Erleichterung bedeutete, wenigstens abends allein zu sein. Tagsüber musste stupide Zwangsarbeit geleistet werden. Von diesem Heim aus wird sie plötzlich ohne weitere Begründung wieder nach Hause geschickt.

Die Eltern zwingen sie zu einer Berufsausbildung im kaufmännischen Bereich und verbieten ihr, eine Aufbau-Abendschule zu besuchen. Ihre Viktimisierung setzt sich in der Lehre fort; sie wird von einem älteren Mitarbeiter im Lager sexuell missbraucht.

Sie beendet die Ausbildung und arbeitet als Sachbearbeiterin bei einer Verwaltungsbehörde, berichtet jedoch von Panikattacken bei Kundenkontakten und lässt sich tendenziell im Job

ausnutzen. Mit 18 Jahren erlebt sie zum ersten Mal freundschaftliche Beziehungen in einem Kreis von Männern, die sie nicht sexuell belästigen, sondern kumpelhaft ihr wissenschaftliches Interesse teilen und wie sie regelmäßig ein Institut besuchen, was sie als „Sprungbrett in die Freiheit“ wahrnimmt, denn die Arbeit als Sachbearbeiterin ist äußerst unbefriedigend.

Da sie gleichzeitig ehrenamtlich für das Jugendamt als Ferienbetreuerin von Kindern arbeitet, bietet man ihr nach einiger Zeit die Schwangerschaftsvertretung für die Leitung eines Kinderkurheims in einem anderen Bundesland an, was sie annimmt, auch wenn sie ihre wissenschaftlich interessierten Freunde dadurch verliert. Obwohl sie nur kurz eingearbeitet wird und sich von den Mitarbeiter\*innen ausnutzen lässt, indem sie bspw. deren Schichtdienste mitübernimmt, gefällt ihr diese Stelle; sie bleibt ein halbes Jahr. Danach geht sie nicht mehr in die Heimatstadt zu ihren Eltern zurück, sondern nimmt in einem anderen Bundesland eine Stelle an, beginnt dort eine Abendschule, holt das Abitur nach und schreibt sich zu einem naturwissenschaftlichen Studium ein. Durch die Doppelbelastung Arbeit und Studium schadet sie sich jedoch gesundheitlich, ihre neurologische Erkrankung verschlechtert sich, sie schläft kaum noch und nach einem Zusammenbruch kommt sie in eine psychosomatische Klinik. Hier lernt sie ihren Mann kennen, mit dem sie 14 Jahre bis zu seinem Tod verheiratet ist. Die Ehe wird als eigentlich ungewollt und lieblos beschrieben.

Von ihren Schwiegereltern wird sie massiv abgewertet. Dies verstärkt sich, als das erste Kind, eine Tochter, nach 10 Monaten stirbt und das zweite Kind, ebenfalls eine Tochter, mit einer Behinderung zur Welt kommt, wofür ihr die Schuld zugeschrieben wird. Ihr Mann wechselt häufig seine Stellen und damit auch den Wohnort. Schließlich gibt er es ganz auf, Geld zu verdienen, so dass N. die Familie mit Honorartätigkeiten durchbringen muss. Zwischendurch gibt es Episoden in verschiedenen psychiatrischen Kliniken; N. wird eine „Andauernde Persönlichkeitsänderung nach Extrembelastung“ als Diagnose zugeschrieben. Im Alter von 30 Jahren wird sie mit einer Berufsunfähigkeitsrente in den Ruhestand geschickt. Das hindert sie jedoch nicht daran, sich weiter zu entwickeln. Da der Kontakt mit Menschen so schwierig für sie ist, wendet sie sich Tieren zu, lässt sie sich bspw. als Gespannführerin ausbilden.

Nach dem Tod ihres Mannes, der an Herzmuskelschwäche stirbt, geht sie nach Süddeutschland zurück. Erst im Alter von 48 Jahren erhält sie in einer psychiatrischen Klinik eine Therapie, die ihr wirklich grundlegend hilft. Diese Therapie begleitet sie vier Jahre lang.

Eine Partnerschaft ist sie nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr eingegangen. Kontakte zu den Eltern blieben schwierig.

N. hat neben ihrer Berufsunfähigkeitsrente immer kleine Nebenjobs angenommen, von Nachhilfe bis Arbeit in einer Kunstbibliothek, hat Übersetzungen gemacht, mit Pferden gearbeitet und macht jetzt „Tiersitting“, versorgt Tiere, deren Besitzer bspw. in den Urlaub fahren. Ehrenamtlich macht sie Sterbebegleitung, z.B. bei einem anderen ehemaligen Heimkind, und engagiert sich in einer Selbsthilfe für neurologisch Erkrankte.

Ihre Tochter, die ebenfalls in einer Einrichtung schweren sexuellen Missbrauch erlebt hat, arbeitet in einer Behindertenwerkstatt und hat eine staatliche Betreuerin, die den Kontakt von Mutter und Tochter nicht gerne sieht, so N.

Inzwischen darf N. im ersten Heim, in dem sie untergebracht war und in dem immer noch Nonnen desselben Ordens leben, ab und zu kostenlos Urlaub machen. Der Orden habe sich inzwischen bei ihr entschuldigt, ihre Ferienaufenthalte im Kloster dienen als eine Art Abbitte für all das Unrecht, was ihr dort angetan wurde. Sie arbeitet zudem ehrenamtlich in einem weiteren Kloster dieses Ordens mit, in dem sie sich wohl fühlt und zur Ruhe kommt.

Die Frage, ob sie irgendwelche positiven Erfahrungen oder irgendeinen Nutzen in Bezug auf die Heimerfahrungen sehen könne, verneint sie kategorisch. Sie habe aber für sich das Motto entwickelt, dass auf dem Mist, den sie erlebt hat, Früchte gedeihen können.

Den Hinweis auf die Anlauf- und Beratungsstelle erhält sie lediglich zufällig durch eine weitere Ehemalige und kritisiert die mangelnde Öffentlichkeitsarbeit für den Fonds. Die Schwestern des Ordens aus dem ersten Heim, zu denen sie Kontakt hält und die sich inzwischen für die damaligen Vorkommnisse entschuldigt haben, ermutigen sie, den Antrag zu stellen. Von sich aus hätte sie es nicht gemacht, auch wenn sie das Geld gut brauchen konnte; es fällt ihr nach wie vor sehr schwer, etwas zu fordern.

Sie wird von der Mitarbeiterin in der Anlauf- und Beratungsstelle so freundlich empfangen, dass sie sich angenommen fühlt und Vertrauen entwickeln kann, trotz ihrer sonstigen Angst und Panik vor Menschen. Zwar muss sie lange auf einen Termin warten, ihre telefonischen Anfragen jedoch werden immer sehr prompt beantwortet. Ihre übliche Skepsis, ob das wirklich klappt mit dem Geld, hat das Warten nicht gerade erleichtert, auch wenn sie von sich sagt, sie sei ein geduldiger Mensch. Die Beraterin hat ihr bei der Planung der Beantragung sehr geholfen. Kritik übt sie daran, dass man in Vorleistungen gehen musste, sie hat dafür einen Kredit aufnehmen müssen, den sie von einer Stiftung des Ordens erhalten hat; sie konnte aber immer die Beraterin um Rat fragen, wenn sie Angst hatte, ob das Geld wirklich kommt und ob ein Kredit sinnvoll ist. Bis zur Auszahlung verging ein Jahr, ein doch sehr lan-

ger Zeitraum. Mit dem Geld konnte sie eine Reise mit der Tochter machen, einen Laptop und neue Möbel kaufen, da sie immer nur in Gebrauchtmöbeln gelebt habe. Zudem ermöglichte das Geld ihr, in dem Kloster, in dem sie ehrenamtlich arbeitet, an Workshops teilzunehmen. Seit dem Fonds sei es leichter für sie, über die Heimerfahrungen zu sprechen. Das Geld sei jedoch lediglich ein Trostpflaster, das die seelischen Wunden nicht heilen könne.

Sie fühlt sich aber in der Beratungsstelle und durch den Fonds ernstgenommen und erlebt dadurch, dass nicht sie selbst das Problem ist.

In vielen Erzählungen scheint der Suizid als Lösung durch. Man muss berücksichtigen, dass hier von Kindern und Jugendlichen die Rede ist. Die suizidale Phantasie, der versuchte und vollzogene Suizid sind dem Bereich der Initialreaktionen ebenso wie den Langzeitfolgen der Heimsozialisation zuzuordnen. Es muss festgehalten werden, dass vielen Mädchen und Jungen sowohl in ihren Familien als auch an den Orten, wo sie Schutz und Hilfe finden sollten, nach dem Leben getrachtet wurde. Die Beschreibungen der vielfältigen Formen von Gewalt lassen keinen anderen Schluss zu. Zentral ist dabei die Herstellung eines Empfindens von Ausgeliefertsein und Ausweglosigkeit.

*„Ich bin isoliert worden, ich hab dann auch einen Selbstmordversuch gemacht, bin auf der Fensterbank gesessen oben im vierten Stock und wollte runterspringen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Was in dieser Sequenz mit unerbittlicher Deutlichkeit zum Ausdruck kommt, wird in abgewandelter Form immer wieder geschildert. Die Isolation, das Eingesperrtsein lassen an einem bestimmten Punkt nur noch einen Ausweg offen. Das Fenster im vierten Stock ist wie eine Metapher des Todes. Das Fenster bietet die Möglichkeit, der andauernden Angst zu entkommen. Der Tod hebt die Angst vor dem Sterben auf. Wir wissen nicht, in welcher Weise der Tod im Empfinden der Heimkinder repräsentiert war, aber angesichts der Erzählungen über Gewalt und Ausweglosigkeit erscheint es verständlich, dass manche Kinder den Weg in den Tod wählten. Wir wissen nicht, ob diese Kinder Astrid Lindgrens „Nangijala“ (Lindgren et al. 2011) phantasierten oder viel stärker von der christlichen Höllenfolklore beeinflusst waren. Das Leben, das sie führen mussten, ließ ihnen keinen anderen Ausweg. Der Suizid steht in einem komplizierten Verhältnis zur Flucht. Er ist selbst Flucht vor unerträglichen Verhältnissen, aber er sieht die Flucht in das Außen einer möglichen Welt nicht als reale Option. Es ist, als gäbe es – wie in dem Roma „Raum“ von Emma Donoghue (Donoghue & Gontermann 2012) – gar kein Außen. Als sei das ausweglose Heim die Welt selbst. In anderen Fällen wird mit der Flucht nichts anderes verbunden als eine weitere Möglichkeit des Todes:

*„Und dann bin ich weg, dann war ..., genau, dann bin ich abgehauen. Da hab' ich gedacht, ich hab' sowieso keine Chance. Eigentlich hab' ich ja gehofft, genau, mein Hintergedanke war ja, dass mich dann ja jemand umbringen könnte, wenn ich auf den Strich geh'.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die introjizierte Ausweglosigkeit des Heimes: Selbst, wenn man die Mauern der Institution überwunden hat, überlebt das generalisierte Empfinden des Ausgesetztseins.

Anhand der uns vorliegenden Daten kann keine Aussage getroffen werden über das Ausmaß an Suizidalität auf Seiten von Heimkindern. Entsprechende empirische Untersuchungen sind unseres Wissens nach nicht verfügbar. Unsere Befunde legen aber die Annahme eines weit verbreiteten „suizidalen Komplexes“ nahe, der riskante und selbstschädigende Verhaltensweisen ebenso in sich vereint, wie ein sich wiederholendes biografisches Muster, in dem Opfererfahrungen und Unfälle mit auffälliger Häufigkeit auftreten. Es sollte hinsichtlich dieser Verhaltensweisen und Erfahrungen eher keine bewusste Intentionalität unterstellt werden. Der Suizidversuch und der vollzogene Suizid sind hier in einer Reihe von biografischen Manifestationen zu stellen, die sich sehr eng um den schmalen Grat zwischen Leben und Tod gruppieren. Es ist, als wären viele Mädchen und Jungen von Anfang an viel zu nah an den Abgrund des Todes geschoben worden, an dessen Rand sie ihr Leben aufbauen mussten. Es fehlen uns die Erzählungen derer, die jenseits dieses Abgrundes gestoßen wurden.

### **Sozialverhalten oder: Vorenthalten des Sozialen**

Einer Interviewpartnerin verdanken wir ein aussagekräftiges Dokument über erzieherische Haltungen seitens des Heimpersonals, dem man einen prototypischen Charakter zuzuweisen geneigt ist. Sie zitiert folgendermaßen aus ihrer Heimakte:

*„Sie zählt sich selber auch noch immer zu den Kleineren und möchte immer eigens betreut werden. Zu kleinen Arbeiten hat sie leider noch gar keine Freude. Bei all ihrem Tun, Aus- und Anziehen, Spiel, ist sie recht langsam und bedächtig. Im Allgemeinen aber ist sie ein gutmütiges und folgsames Kind. Sie ist alle Zeit freundlich und gut aufgelegt. In der Schule muss sie sich sehr plagen. Ihre letzten Noten waren folgende, Religion zwei, Singen drei, Handarbeit drei, Deutsch fünf, Heimatkunde drei, Schrift fünf, Rechnen sechs. Bemerkung, Betragen gut [...]. T. arbeitet mündlich fleißig mit, versagt aber bei den schriftlichen Arbeiten vollständig, weil sie da selbstständig denken soll. [...]. Das Aufsteigen in das vierte Schuljahr war nicht möglich. Sie muss nochmal den dritten Schuljahrgang wiederholen. Für ihr Alter, elf Jahre, ist T. noch recht kindisch. Sie ist lebhaft und schwätzt sehr viel. Ihr Gerede ist ohne tieferen Inhalt. Auf den ersten Eindruck hat sie schon manches gemein, man habe es mit einem geistig geweckten Kind zu tun, bald aber muss man feststellen, dass sie wirklich schwach begabt ist. Hoffentlich zeigt sie mit der Zeit noch mehr Freude zur Arbeit, damit sie einmal ein gutes Dienstmädchen werden kann.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist auf den ersten Blick evident, dass dieses Dokument viel mehr über die Erzieherinnen aussagt als über das 11-jährige Mädchen: Harmloses Regime des katholischen Kleinmuts. Die Interviewpartnerin nimmt in der retrospektiven Analyse naturgemäß eine kritische Distanz gegenüber dieser Serie erzieherisch verbrämter Unterstellungen und Bewertungen ein. Es ist

von Vorteil, sich selbst an irgendeinem Punkt nicht mehr durch die Augen der allmächtigen Erzieherinnen zu sehen. Was wir besonders deutlich erkennen, ist die Depression des Kindes und die funktionale Anpassung an das Regime der Entmutigung. Gegen den erkalteten Modus der Folgsamkeit erhebt sich zuweilen noch dummes Geschwätz, im Großen und Ganzen werden aber die Konturen eines kleinen Mädchens sichtbar, dass sich mit viel Mühe gegen den drohenden psychischen Untergang stemmt. Es ringt der Versuch kindisch zu sein gegen die Plage der Anpassung. Wir ahnen die weitere Entwicklung unter dem fortdauernden Imperativ, ein gutes Dienstmädchen werden zu müssen. Es ist hier nicht die rohe Gewalt erkennbar, aber der weite Sumpf der kindlichen Depression.

Die Annahme einer weit verbreiteten Depression ist sehr hilfreich, um die berichteten Verhaltensmanifestationen jenseits von Flucht und Widerstand zu verstehen. Wir werden weiter unten alle Formen des Widerstands unter den Begriff der Bewältigung analysieren. Dies stellt eine bewusste Gegenposition zur Pathologisierung widerständigen Verhaltens innerhalb von Gewaltverhältnissen dar. Man könnte aus verschiedenen Perspektiven das widerständige Verhalten als Initialreaktion im Sinne einer psychodiagnostischen Zuschreibung verstehen. Auf diese Weise würden wir zur Diagnose der oppositionellen Verhaltensstörung gelangen, die unter Zuhilfenahme einer klinischen Terminologie so klingt: „Die oppositionelle Verhaltensstörung (ODD) ist ein sich wiederholendes und andauerndes Muster eines negativen, trotziges oder sogar feindseligen Verhaltens gegenüber Autoritätspersonen. Die Diagnose wird klinisch gestellt. Die Behandlung ist eine individuelle Psychotherapie in Verbindung mit einer Therapie der Familie oder der Betreuungsperson. Manchmal müssen auch Medikamente eingesetzt werden, um die Reizbarkeit zu vermindern“ (MSD Manual 2018). Es wird klar, dass die kindliche Verhaltensmanifestation auf der Grundlage einer schwierigen Verstrickung zwischen Funktionalität und Zuschreibung konstruiert wird. Diese Verflechtungen sind allgegenwärtig. Die Erzählungen der ehemaligen Heimkinder helfen uns dabei, den Sinn von „Verhaltensauffälligkeiten“ freizulegen und diese anders zu konnotieren als es in den Institutionen üblich war.

Bevor wir die vielfältigen Manifestationen der Depression einer genaueren Analyse unterziehen, erscheint es lohnend, einen Blick auf das aggressive Verhalten zu werfen, dessen Genese ein Interviewpartner eindrucksvoll beschreibt:

*„Und das ... dann hatte ich seelisch bedingt schwere Schuppenflechte, also Hautausschläge überall, am ganzen Körper, wurde kahlgeschoren und gesalbt mit dicker, fetter Salbe. Und dadurch bin ich ausgegrenzt worden von meiner Gruppe, da hat sich keiner mit mir abgeben wollen mehr und so weiter, gell, und das hat natürlich zu ..., in der Psychologie eines Kindes führt das natürlich zu Extremsituationen, gell? Und da haben sie mich in die Nervenlinik gebracht, 59 haben sie mich in eine Nervenlinik gebracht wegen besonderer Aggressivität. In Wirklichkeit waren das nur Entladungen gewesen [...]. Das hat auch später mal ein Gutachten ergeben: Die Nervenlinik hat das da in einem Gutachten festgehalten [...]. Die sind nicht auf die einzelnen Kinder eingegangen. Und dass so eine Behandlung dann eben aber ab einem gewissen Alter zu einer gewissen, ja, nach außen hin negativen Entladung führt, das ist natürlich auch wieder klar [...]. Na ja, vor allem gegen die Schläge auch, ge? Da wurde immer da das Ohr umgedreht, mit Kopfnüssen und ... Und, ja, später haben sie dann, bis ich zwölf, dreizehn war, da hab' ich ..., die Nonne wollt' mich wieder schlagen, da hab' ich zurückgeschlagen. Und dann haben sie mich eben zu den Männern gebracht. Und die haben halt dann richtig zugeschlagen mit ... mit so Scheitholz hat der Schreiner F., der hat da immer ein Scheitholz g'habt. Der hat schon g'wusst, wenn einer kommt, zack!, und runter mit der Hose und dann drauf auf den nackten Arsch, ge? Na ja, gut, man hat das alles überlebt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Man könnte das Zurückschlagen des Jungen gegen die Nonne als oppositionelles Verhalten oder im Sinne einer Störung der Impulskontrolle bewerten. Zumindest bildete eine solche Deutung offenbar die Grundlage für eine klinische Intervention. Dieser Schritt ist nicht trivial. Man mag angesichts der zeitlichen Distanz und der Komprimiertheit der Erzählung voller Unverständnis den Kopf schütteln, aber die durchaus nicht absurde Logik der Symptomorientierung lässt die Überweisung des verhaltensauffälligen Jungen in die „Nervenlinik“ sinnvoll erscheinen. Die uns vorliegenden Berichte machen deutlich, dass „negative Entladungen“ sowohl auf Seiten von Jungen als auch von Mädchen in vielfältigen Formen in den Heimen vorkamen, sei es als Widerstand gegen die Erzieher\*innen, sei es im Rahmen von Positionskämpfen zwischen den Kindern und Jugendlichen, sei es aufgrund des Verhaltens der Eltern(teile):

*„Daran kann ich mich erinnern, weil zu dem Zeitpunkt ist mein Erzeuger in mein Leben wieder getreten. Der hat dann mal eine Zeit lang in K. gearbeitet, hat da auch eine Lebensgefährtin gehabt in K., und da war ich ab und zu am Wochenende. Und irgendwann ist er nicht mehr erschienen. Da hat er halt wieder Scheiße gebaut. Und dann war ich halt damals, das hab' ich da irgendwo vage im Hinterkopf, so stinkesauer und hab' alles zusammengeschlagen. Ne? War man einfach enttäuscht, ne?“ (Mann, 1960er Jahre)*

Es ist unmittelbar evident, dass die aggressiven Verhaltensmanifestationen der Kinder relational verstanden werden müssen. Es wäre aber verkürzt, sie nur als kausale Reaktionen auf unmittelbare Zumutungen zu sehen. Sie bilden zumeist den verhaltensbezogenen Ausdruck einer inneren Befindlichkeit, die durch alle Formen der Gewalt, wie sie oben beschrieben worden sind, biografisch vorbereitet wurden.

Die ätiologische Stringenz der Depression ist im Falle der Heimkinder vielleicht weniger stark ausgeprägt als jene der Aggression. Man sollte die Depression auch nicht im strengen Sinn einer Diagnose begreifen, sie ist eher ein Chiffre für vielfältige Stimmungslagen und Selbst-



konzepte, durch die eine Reihe von Verhaltensmanifestationen begründbar erscheinen. Man könnte diese, psychodiagnostisch gesprochen, unter dem Terminus der „internalen Störung“ (Achenbach & Edelbrock 1983) zusammenfassen. Plastischer ließe sich von einer „resignativen Einsamkeit“ sprechen, auf deren Boden sich eine größere Phänomenologie sozialen Verhaltens auffächert.

Eine wesentliche Grundlage für die Ausformung depressiv wirkender Verhaltensweisen bilden die weiter oben unter dem Begriff der psychischen Gewalt beschriebenen Zumutungen und Attacken gegen die Mädchen und Jungen. Das Bedingungsgefüge ist aber vermutlich komplexer und beinhaltet eine ausgeprägte Fremdbestimmung, mangelnde Förderung, Einschüchterung, Entmutigung und Entmündigung. Wir finden hier wieder das Problem des kontaminierten Selbstwerts, der aber nicht nur in selbstschädigende Verhaltensweisen münden kann, sondern in eine Art Katatonie: „Langsam, bedächtig“ und „ohne Freude“ nähert sich das „schwach begabte“ Mädchen, von dem oben die Rede ist, seinen Aufgaben. Es ist dies Ausdruck einer verinnerlichten Entmutigung. Der Mut, den Menschen benötigen, um Entwicklung in Angriff zu nehmen, Neues auszuprobieren, Übergänge zu schaffen, sich für Veränderungen zu interessieren, wird durch den wirkmächtigen Imperativ der umfassenden Insuffizienz des Heimkindes weitestgehend gebrochen. Häufig kennen die Mädchen und Jungen diesen Imperativ schon aus ihren Familien oder aus der Schule. Eine Interviewpartnerin erinnert sich daran, dass ihre Lehrerin sie im Unterricht nicht „mitkommen“ ließ:

*„Und die hat mich halt einfach abgeschoben, einfach, sagen wir mal praktisch, weg. Geh weg, so ungefähr.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Dieses Muster war für das Mädchen nicht neu. In ihrer Familie war die Entmutigung bereits systematisch vorbereitet worden:

*„Ich hab ja nicht mal daheim an den Herd hin dürfen, ich hab nicht mal den Ofen einschalten dürfen, ich hab gar nichts dürfen. Da hat's geheißen, du kannst das nicht, du kannst das nicht. Immer hat's das geheißen. Du kannst das nicht, du kannst das nicht, du kannst das nicht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die verinnerlichte Entmutigung ist die Quelle der generalisierten Hoffnungslosigkeit und eines ausgeprägten Pessimismus. Wir wissen, dass die Vorstellungen, die wir uns in Bezug auf unsere Zukunft machen, in hohem Maße unser Befinden in der Gegenwart beeinflusst. Die hoffnungslose Zukunft ist das Symptom des gegenwärtigen Traumas. Das Fehlen von Aspirationen schränkt unsere soziale Beweglichkeit schon früh ein und der Mangel an sozialen Ressourcen minimiert die subjektiv empfundenen Möglichkeiten, die das Leben bieten könnte (Clemens 2018). Das Kind beginnt im Kreis der eigenen Depression zu navigieren. Was bleibt, ist die Imagination. Aber man muss befürchten, dass es auch zur Imagination keine Ermutigung gibt. Wir werden sehen, wie sehr sich die verinnerlichte Entmutigung im weiteren Lebensverlauf zu einem generalisierten Pessimismus auswächst.

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen. Das ganze Projekt der Entmutigung mündet in eine soziale Praxis, die allem Anschein nach von der Heimerziehung absichtsvoll herbeigeführt wurde: Vorauseilende Unterwerfung. Man könnte hier auch von Angepasstheit sprechen, aber dieser Begriff bringt das zugrundeliegende Verhältnis von uneingeschränkter Macht und subjektiv empfundener Ohnmacht nicht klar genug zum Ausdruck. Die vorauseilende Unterwerfung ist eine aktive soziale Strategie, die intentional auf das Überleben innerhalb eines Bedrohungssystems ausgerichtet ist. Sie resultiert aus der systematisch herbeigeführten verinnerlichten Entmutigung.

*„Nee, da hat man keine Chance, ich hab das sofort erkannt, dass da einfach so eine große Mauer ist. Man kann sich nicht gegen die Gruppenmutter auflehnen, weil die war ja vom Herrn Z. [Heimleiter, Anm. d. A.] ja – ich weiß gar nicht, manchmal hab ich immer so das Gefühl gehabt, die hätten was gehabt (lacht). Aber das sind jetzt nur so – weiß ich jetzt nicht.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Viele, vor allem weibliche Interviewpartner\*innen berichten, dass sie früh gelernt haben, folgsam zu sein und nicht aufzufallen. Ihr Bestreben lag primär darin zu verhindern, dass ihnen „etwas passiert“. Immer wieder wird darauf verwiesen, dass sich auf diese Weise ein Verhaltensmodus etablierte, der die weitere Biografie nachhaltig prägen sollte. Die vorauseilende Unterwerfung folgt einem Kalkül, demzufolge sich das Kind ein Mindestmaß an Kontrolle innerhalb einer Situation des Ausgeliefertseins ausrechnet. Diese Rechnung funktionierte manchmal, jedoch durchaus nicht immer. Aber es erschien in der kindlichen Wahrnehmung funktional und vernünftig sich zu unterwerfen, da die Wahrscheinlichkeit der Bestrafung verringert wurde. So gesehen stellte die vorauseilende Unterwerfung einen relevanten, wenn auch nicht verlässlichen, Schutz vor Gewalt dar. Entmutigt und ausgeliefert griffen die Kinder auf diese letzte Möglichkeit der Einflussnahme zurück und es kann sein, dass sie sich in diesem Modus bestärkt fühlten. Die erzieherische Macht fordert die Unterwerfung. Diese bietet keinen Ausweg aus dem Machtverhältnis, aber sie erhöht die Wahrscheinlichkeit des Überlebens.

Neben der Funktion des Schutzes gibt es auch jene der Schonung für die Erwachsenen. Das Kind versteht, dass es den Erwachsenen „einen Gefallen tut“, wenn es sich unterwirft. Die Erwachsenen werden durch das kindliche Verhalten sozusagen „belohnt“. Im folgenden Beispiel bezieht sich die Erzählerin auf ihre Eltern, die nicht von den Problemen, die das Kind im Heim hat, belastet werden sollten:

*„Und ich hab immer eins gemacht, ich habe nie geklagt, weil ich mir immer gesagt hab als Kind, die haben so viel Probleme mit sich selber, dass ich nicht mit meinem Zeug ankommen kann von den Heimen. Außerdem hätten die nie verstanden, dass in den Heimen so gewütet und geprügelt wurde [...]. Und da hab ich mir gedacht, nee, ich kann – mit meinen Sachen komme ich nicht, ich versuche, alles gut zu machen, so dass jeder sagt, sie macht ihre Sache gut. Sie verlangt nichts, sie fordert nichts, sie will nichts.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die vorausseilende Unterwerfung steckt voller Belohnungen. Es ist, als würde sich in diesem Verhaltensmodus der Erfolg der Erziehung äußern: Hilflose, bemitleidenswerte Eltern und prügelnde Erzieher\*innen werden von dem Kind, das nichts will, in ihrem Tun bestätigt. Und das Kind selbst darf mit einer nicht gut kalkulierbaren Berechtigung hoffen, vom Wüten des Heimpersonals mehr verschont zu werden als andere Kinder.

Dies bilanzierend wirkt es so, als würde man bei der vorausseilenden Unterwerfung gar nicht von einer Verhaltensstörung sprechen können. Sie erscheint geradezu als das Gegenteil der Verhaltensstörung. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass sie mit allem korreliert, was wir an „internalen Störungen“ im Heim antreffen: Sozialer Rückzug, Mutismus, Einsamkeit, Beziehungslosigkeit zwischen den Kindern, soziale Ausgrenzung, mangelnder Selbstwert. Im Sumpf der Depression kreist das kindliche Befinden immer wieder um dieselben Manifestationen. Nur in jenen vereinzelt Erzählungen, in denen Gruppen von Kindern als Schicksalsgemeinschaften rekonstruiert werden, scheinen fühlbare Qualitäten sozialer Bindungen auf. Ansonsten treffen wir immer wieder auf etwas, was man als Vorenthalten des Sozialen bezeichnen könnte, zumal wenn man „das Soziale“ vor allem mit der Praxis der wechselseitigen Rücksichtnahme auf der Basis empathischer Gefühle assoziiert. Es ist nicht weiter verwunderlich, wenn Mädchen und Jungen den Weg in die Sprachlosigkeit und – wenn möglich – an einen Rückzugsort wählen, um „dem Sozialen“, so wie es sich für sie ihm Heim darbietet, zu entkommen. Denn das Zusammenleben im Heim wird vielfach nicht als Ressource gesehen, sondern als Quelle von Gefährdungen. Was bleibt, ist der Rückzug ins Selbst.

*„In der Heimzeit hab ich nicht geredet.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man muss nicht davon ausgehen, dass dies als Verhaltensauffälligkeit wahrgenommen wurde. Vielleicht ist es doppelt funktional zu schweigen: Für die Erzieher\*innen, die sich nicht mit den Äußerungen des Kindes herumschlagen müssen und für das Kind, das sich Erniedrigungen und Bestrafungen erspart. Die ganze biografische Serie der Entmutigungen, die ein Kind dazu bringt, nichts mehr zu sagen, kann man aus erzieherischer Sicht unberücksichtigt lassen. Die Depression ist keine Verhaltensauffälligkeit.

Aus der nächsten Schilderung wird klar, dass auch die Dissoziation keine Verhaltensauffälligkeit ist. Sie ist im Kontext der Heimerziehung ein sozial verträgliches Phänomen:

*„In der Gruppe [...] war es so, dass wir Kinder hatten von zweieinhalb bis zwölf, dreizehn, alle Altersstufen waren vertreten; und G. kam da an, ich war schon da und ich kann mich gut erinnern, dass die Jahre, die ich noch mit verbracht habe, eigentlich so verliefen, dass immer G. neben sich stand. Die hat immer so geschaut, ja? Das heißt, die war total traumatisiert von diesem Ereignis und wusste nicht, was ihr Trauma war.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Niemand scheint in all den Jahren eine Veranlassung gesehen zu haben, dieses Mädchen von seinem inneren Schrecken zu befreien. Dass sie „immer so geschaut“ hat, muss für das Funk-

tionieren der Gruppe nicht schädlich gewesen sein. Es ist daher wichtig zu verstehen, dass die psychischen Verwüstungen, die den Mädchen und Jungen durch vielfältige Formen von Gewalt und Vernachlässigung zugefügt wurden, auf der Ebene des Sozialverhaltens nachhaltig wirksame „Unauffälligkeiten“ verursachten. Diese waren dem Primat der Funktionalität unterworfen. Es erschien meistens ziemlich vernünftig, sich zu unterwerfen, zurückzuziehen und in der eigenen Innenwelt zu verlieren. Man könnte hier auch das Wirken einer Art Depersonalisation im Sinne einer Entfremdung gegenüber der eigenen Identität und einer spürbaren Mitmenschlichkeit vermuten. Wenn ehemalige Heimkinder im Interview sehr nachvollziehbar davon berichten, dass sie sich wie „ein Regenwurm“ gefühlt haben, dann wirkt dies intuitiv stärker als eine einfache Metapher. Gleiches gilt für die folgende Schilderung:

*„Also man muss sich überlegen, wenn man von morgens bis abends nur gesagt kriegt, du bist unwertig, du bist nichts, du bist ein Stück Scheiße, du kommst mal ins Zuchthaus. Das war damals immer, Zuchthaus war immer – ganz sicher, du kommst ins Zuchthaus – wenn du immer nur behandelt wirst wie ein Gegenstand, nicht mal wie ein Tier. Übrigens, Tiere sollte man genauso gut behandeln wie einen Menschen, aber nicht mal das. Dann, da kann man sich nicht von freimachen, das hängt irgendwann hier drin. Hab ich übrigens eigentlich bei allen Heimkindern kennengelernt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Sich selbst fremd werden, andere als fremd empfinden, das ist die soziale Atmosphäre in vielen Heimen, in denen Menschen „wie Gegenstände“ behandelt werden. Im Zusammenhang mit Initialfolgen kann man hier ganz allgemein von innerem und äußerem Rückzug sprechen. Alles deutet darauf hin, dass die Mädchen und Jungen aufgrund des Fehlens an menschlicher Wärme traurig werden. Entmutigte, misstrauische Kinder innerhalb der undurchdringbar wirkenden Mauern des Heimes.

#### **Herr F.: Innerer Rückzug und Brav-Sein einer Vollwaise<sup>78</sup>**

**„Durch den dauernden Druck wurde man zum Ja-Sager und Duckmäuser erzogen ...“**

Herr F. wurde kurz vor Ende des Zweiten Weltkrieges als fünftes und jüngstes Nachzügler-Kind in einer mittelgroßen Stadt in Bayern geboren.

Als er acht Jahre alt ist, sterben beide Eltern kurz nacheinander. Mit seinem vier Jahre älteren Bruder kommt er in ein von Nonnen geleitetes Kinderheim. Die weiteren Geschwister sind wesentlich älter und leben in Deutschland verstreut. Das Heim kennt er bereits, da es nicht weit von seinem vorherigen Zuhause war und er dort bereits – als die Eltern erkrankt waren – mit seinem Bruder um eine warme Suppe betteln gegangen ist. Sieben katholische

---

<sup>78</sup>Ergänzend zum Interview hat F. seine Materialsammlung, in der das Leben im Heim dokumentiert wird, zur Verfügung gestellt. Darauf wird im Folgenden auch Bezug genommen.

Nonnen sind in diesem Heim für die Kinder, die F. „Heiminsassen“ nennt, zuständig.

Das Heim ist nicht untypisch für die sogenannten Waisenhäuser zu dieser Zeit. Die Kinder schlafen in Schlafsälen, die Jungen etwa zu zwanzig. Die Fotos, die F. seiner Beschreibung beigelegt hat, zeigen einen kargen Speisesaal, der gleichzeitig Spielsaal war, wo die Kinder an langen Tischen sitzen. Betrachtet man die Fotos, macht das Haus einen klösterlichen Eindruck; dass hier Kinder leben, sieht man den langen Gängen nicht an. Es gibt einen großen Gemüsegarten, Hühner und Ziegen – das Haus ist im Grunde ein Selbstversorgerhaus. F. berichtet – im Gegensatz zu anderen ehemaligen Heimkindern – dass es reichlich gutes Essen gab. Wie aber auch von anderen häufig berichtet, muss aufgeessen werden, was man nicht mag – selbst wenn man gezwungen wird, länger vor dem Teller sitzen zu bleiben. Und es gibt für jedes Kind jeden Tag Lebertran vor der Schule.

Fast jeden Morgen müssen die Kinder vor der Schule in die Messe gehen. Die Jungen werden bisweilen an andere Pfarreien als Ministranten „ausgeliehen“; ab und zu erhalten sie für solche Dienste bei Hochzeiten oder Taufen fünfzig Pfennig – was einen Schatz für die Heimkinder darstellt. F. kauft sich davon im Laufe der Zeit viele „Heftl“. Eines Tages muss er mit ansehen, wie die Küchenschwester diese Heftl im Herd verbrennt.

Im Heim müssen die Kinder viele Arbeiten mit übernehmen: Kartoffeln schälen, Fische ausnehmen, Schuhe putzen, den Taubenkot aus dem Glockenturm entfernen, Bettwäsche mangeln. Die Jungen werden, ebenso wie die Mädchen, zum Strümpfe-Stopfen und zum Bohren der Holzböden herangezogen.

In den Ferien müssen Kartoffelkäfer vom Feld gesammelt und die Ziegen und Hühner versorgt werden. Für die Hühner wurden abgeerntete Felder nach liegengelassenen Ähren abgesucht, wobei die spitzen Halme zu Verletzungen an den Füßen führten, die vereiterten und nur schwer verheilten. Für die Ziegen wurden Gras und Heu von den fünf Kilometer entfernten Bergwiesen in großen Säcken auf Leiterwagen zum Heim gebracht. Die älteren Kinder hatten die Aufgabe, die Hühner zu schlachten.

Widerrede in Bezug auf die zu erledigende Arbeit gab es nicht. Gehorsam zu fordern, war die Grundlage der Pädagogik. Verweigerte man sich, wurde mit einem Heim für so genannte „schwer erziehbare“ Jungen gedroht – eine Drohung, von der andere ehemalige Heimkinder ebenso berichten. Gerade ältere Jungen, aber auch Mädchen, die bspw. Probleme mit ihren Lehrherren hatten, wurden schnell in andere Heime abgeschoben; so geschah es dem älteren Bruder von F., nachdem er zwei Tage nicht zur Arbeit erschienen war.

Verlassen durfte man das Heim nur für den Gang zur Schule oder für die geschilderten Arbeiten. Ausflüge waren die Ausnahme. Dann mussten die Kinder in einer Schlange hinterei-

inander gehen, so dass jeder Passant sofort wusste, das sind Heimkinder.

Freundschaften mit Kindern aus dem Dorf konnten nicht entstehen. Auch im Heim hatte F. keine Freunde, nur „Konkurrenten“; die Hierarchie war hart, ältere Kinder drangsalierten die Jüngeren.

F. versuchte, sich Prügeln und Strafen zu entziehen, indem er sich möglichst still und unauffällig verhielt. Er behielt die tiefe Traurigkeit nach dem Verlust beider Eltern für sich, wie er an einer Stelle erwähnt: es gab keinen Raum, diese auszudrücken. Von den Schwestern und den anderen Kindern wurde er in einem Lied mit einem Spottnamen als Langweiler gehänselt und gedemütigt.

Sein Verhältnis zu den Strafen, von denen es diverse gab (vom Stehen in der Ecke, Schlägen mit dem Rohrstock auf Handflächen oder Gesäß, über Ohrfeigen, Haare ziehen und Strafarbeiten, bis zum Knien auf Holzschelten) ist ambivalent; er sagt im Interview, dass er nur geprügelt wurde, wenn es „gerechtfertigt“ war, wenn die Anordnungen nicht befolgt wurden. So erzählt er von einem Erlebnis, bei dem er einem Hausmädchen mit einem Schneeball die Brille kaputtgemacht hatte und ihm dann „die Hosen strammgezogen wurden“. Bei anderen Heimkindern hat F. allerdings beobachtet, wie brutal Gewalt angewendet wurde.

Man hatte, so F., ein Dach über dem Kopf, etwas zum Anziehen und zu essen. Aber es fehlte jegliche Wärme und Freundlichkeit. Man konnte niemandem vertrauen. F. reagierte mit Rückzug und versuchte alles zu tun, was verlangt wurde.

Lediglich die Advents- und Weihnachtszeiten hat er in guter Erinnerung: Plätzchen backen, Krippenspiel, geschmückter Baum und eine Art „Bescherung“, bei der man nützliche Dinge erhielt. Positiv waren auch die Einladungen in die amerikanische Kaserne, bei der die Kinder Süßigkeiten erhielten, bei Festen im Chor sangen und viel zu Essen bekamen.

Das Jugendamt war eine entfernte Größe; F. hatte – im Gegensatz zu seinem Bruder – einen Vormund, der zumindest keine sadistischen Tendenzen hatte und ihn sogar im späteren Leben als Lehrling bei einer gerichtlichen Angelegenheit unterstützt hat. Eine Akteneinsicht, um die er sich bemüht, als das Heim geschlossen wurde, war nicht möglich, aber F. hat sich heimlich Listen mit Namen anderer Kinder im Heim kopiert und später mit einigen wieder Kontakt aufgenommen.

Das Leben im Heim ohne liebevolle Fürsorge führt im weiteren Leben dazu, dass er wenig Selbstvertrauen und kein Selbstwertgefühl entwickeln konnte. F. analysiert, dass er zum Ja-Sager und Duckmäuser erzogen wurde und sich im späteren Leben sowohl in persönlichen Beziehungen als auch im Arbeitsleben tendenziell ausnutzen ließ.

Eher sehr cursorisch und kurz berichtet er über Aufenthalte in einer psychosomatisch orien-

tierten Klinik, als er bereits berufstätig war. Er hatte zwei Hörstürze und seither einen Tinnitus, von dem er „ausgeflippt“ sei und der ihm nach wie vor zu schaffen macht, weil er dadurch sehr schlecht schläft. Außerdem machen ihm die Folgen eines brutalen Überfalls zu schaffen. F. wurde von stadtbekanntem Schlägern grundlos krankenhaushausreif geprügelt und hat davon bleibende gesundheitliche Schäden behalten.

Mit 14 Jahren verlässt er das Heim, in dem er sechs Jahre gelebt hat, wechselt zunächst in ein ebenfalls strenges Jugendwohnheim und macht eine Lehre im Bereich Metallverarbeitung. Trotz seiner offensichtlichen Intelligenz war höhere Bildung für ihn nicht vorgesehen.

Zeitweise wohnt er danach bei seiner zwanzig Jahre älteren Schwester, die ihn „gnädigerweise“ aufnimmt, weil sie allein lebt. Sie wird von F. jedoch als noch strenger als das Jugendwohnheim beschrieben. Sie verlangt von ihm, abends daheim zu bleiben und die Hälfte seines Lehrgeldes abzugeben. In dieser Zeit ist er mit Einsamkeit und innerer Leere konfrontiert.

Nach der Lehre arbeitet er viele Jahre bei einer Firma im Außendienst, repariert Motoren in verschiedenen Ländern. Bei einem Autounfall wird er schwer verletzt, muss monatelang im Krankenhaus bleiben und wird nicht wieder vollständig gesund. Seine Arbeit kann er daraufhin nicht mehr ausüben. Er macht zwar noch die Meisterprüfung, arbeitet dann aber bis zur Rente als Kaufmann im Büro. In dieser Zeit besucht er viele Fortbildungskurse (z.B. Englischkurse und Computerkurse). Dies macht er jedoch hauptsächlich für sich selbst, beruflich habe es ihn nicht weitergebracht:

Um seine Einsamkeit zu lindern, hält er den Kontakt mit dem ehemaligen Heim in ungewöhnlich intensiver Art und Weise und hofft darauf, dass von den ehemaligen Mitbewohnern mal jemand vorbeikommt.

Da er bereits in der Zeit, in der er noch im Heim gelebt hat, vom Hausmeister in dessen diverse Tätigkeiten eingeführt wurde, hat er – nach dem Tod des alten Hausmeisters – dessen Funktion ehrenamtlich übernommen und dafür von der Küchenschwester Essen bekommen.

Nach fast 25 Jahren ehrenamtlicher Hausmeisterarbeit wurde ein neuer Hausmeister angestellt, der ein Auto zur Verfügung gestellt bekam. Daraufhin legte F. seine ehrenamtliche Tätigkeit nieder. Er fühlte sich ungerecht behandelt, musste er doch sogar für den Parkplatz vor dem Heim zahlen. Dennoch blieb er dem Heim verbunden, kümmerte sich um einige der alt gewordenen Nonnen. Dass die inzwischen demente alte Oberin ihn bei einem Besuch nicht mehr erkennt, ist für ihn eine große Enttäuschung.

Um die Heimgeschichte gewissermaßen als Familiengeschichte zu ordnen und damit Konti-

nuität im Leben herzustellen, ist er auf der Suche nach Fotos,<sup>79</sup> die er für andere mit ihm untergebrachte Kinder zu Videos und auf DVDs zusammenstellt. Dadurch hat er Kontakte zu anderen Ehemaligen und ist zu einer Art „Anlaufstelle“ für sie geworden, wie er sagt, wobei viele schon gestorben seien. Zu seiner Schwester und zu dem vier Jahre älteren Bruder, der letztlich Fernfahrer geworden ist, hat er sporadischen Kontakt gehalten und ist in seinem Urlaub mit dem ebenfalls als Fernfahrer tätigen Schwager auf dessen Fahrten mitgefahren.

Aus seiner Einsamkeit heraus hat er Anschluss gesucht bei einem Paar. Der Mann ist ebenfalls ein ehemaliges Heimkind. F. sagt heute, es seien seine einzigen Freunde. Er war ihnen jederzeit handwerklich behilflich und möchte den Mann, dessen Frau gestorben ist und der körperlich wie psychisch gehandicapt ist, weiterhin unterstützen. F. sagt, man müsse für Kontakt „bezahlen“. Im Interview wird immer wieder ein Bemühen um Anerkennung deutlich sowie die ausgeprägte Neigung, anderen helfen zu wollen.

Die Beziehungen zu Frauen, zur „Weiblichkeit“, waren früher schwierig. F. fühlte sich tendenziell ausgenutzt, beispielsweise als guter Handwerker geschätzt, dann aber wieder abgeschrieben.

Seit 34 Jahren lebt er mit einer Partnerin zusammen, hat deren vier Kinder mit großgezogen und mit der Familie im Haus der Schwiegermutter gelebt. Zu den Kindern und den drei Enkelkindern hat er ein gutes Verhältnis. So hat er doch noch eine Familie, ein „warmes Nest“ gefunden. Mittlerweile sind die Partnerin und er gesundheitlich angeschlagen und jeder ist dem anderen auch Krankenpfleger.

#### Anlauf- und Beratungsstelle

Sich um andere kümmern, ist gewissermaßen seine Lebensdevise geworden. So bedauert er es zutiefst, dass er die Information zum Fonds nicht an andere ehemalige Heimkinder weitergegeben hat. Er hatte angenommen, dass jedem selbstverständlich der Hinweis auf den Fonds in Form eines Schneeballsystems weitergeben wird. Beim Fonds wollte er sich anfangs nicht melden, denn er dachte, man habe das Recht auf Fondsleistungen nur dann, wenn man schwer misshandelt worden ist. Inzwischen ist er sehr zufrieden, sowohl mit der Freundlichkeit der Sachbearbeiterin als auch mit den Leistungen. Ein Hauptanliegen war für ihn das Geld: Damit konnte er seine Zähne ordentlich reparieren, das Bad renovieren lassen und sich noch einen Computer kaufen.

---

<sup>79</sup> Im Gegensatz zu anderen ehemaligen Heimen scheint es in diesem Heim Fotos von Kindern zu geben.



## **(Psycho)somatische Initialreaktionen oder: Der kindliche Körper als Resonanzboden für Gewalt**

Der Körper des Kindes ist der Ort, in den sich die Vielfalt der Gewalt unerbittlich und nachhaltig einschreibt. Es ist unausweichlich, den Körper als biopsychosoziales System zu verstehen, das mit seiner Umwelt interagiert. Wenn wir unseren Interviewpartner\*innen gegenüber sitzen, so sehen wir gleichzeitig den Körper, der überlebt hat und den, der verletzt wurde. Vieles von dem, was es dem Körper ermöglicht hat zu überleben, werden wir im Kapitel „Bewältigung“ einer genaueren Betrachtung unterziehen. An dieser Stelle erfolgt eine Analyse der Reaktionen des Körpers auf das, was den Mädchen und Jungen in den Heimen angetan wurde.

Man erkennt anhand der Berichte vielfältige Formen der Gefährdung des Körpers: Unmittelbare Einwirkung durch körperliche Gewalt, Vorenthalten von Hilfe bei Krankheit und Verletzungen, körperliche Erkrankung durch die Einwirkung von psychischem Stress. Man darf dabei nicht das katholische Misstrauen gegenüber dem Körper vergessen: Erbsünde, kindliche Unschuld und die düsteren Kräfte der Sexualität. Man darf nicht vergessen, dass der Körper des Kindes nicht minder moralisch überladen wird wie der Körper des Erwachsenen. Irgendwo lauert immer die Gefahr der Beschmutzung; irgendwas hat der Körper immer mit Schuld zu tun. Man darf auch nicht vergessen, dass sich der geprügelte Körper nicht schuldig gemacht hat, während dies für den sexuell ausgebeuteten Körper durchaus zutrifft. Das für die religiöse Empfindung so konstitutive Leiden Jesu Christi beruht auf dem Schmerz, der ihm durch körperliche Gewalt zugefügt wurde. Er wäre ein anderer, wenn er sexuell ausgebeutet worden wäre. Die ganze christliche Rhetorik wäre eine andere. Unter den Armen, Unterdrückten und Geknechteten, derer sich die christliche Kirche annimmt, befinden sich nicht die sexuell Ausgebeuteten. Es gibt ein Verhältnis zum Körper, in dem die Wunde und die Verletzung einen nicht weiter zu hinterfragenden Platz findet, aus dem aber das Sexuelle ausgeschlossen ist.

Das merkwürdige Verhältnis der katholischen Kirche zu Körper, Sexualität und sexualisierter Gewalt ist vielfach beschrieben und muss hier nicht weiter ausgeführt werden (Hackenschmied & Mosser 2017, 2018b). Es soll aber daran erinnert werden, dass dieses Verhältnis einen bedeutenden Einfluss auf die Erziehung in katholischen Heimen hatte. Wir haben oben ausführlich beschrieben, dass der kindliche Körper sowohl zum Objekt körperlicher Misshandlungen als auch sexueller Ausbeutung wurde und es liegt nahe, in vielen Fällen tatsächlich von einer „Objektivierung“ des Körpers zu sprechen. Die Initialfolge der körperlichen Verletzung ist zwangsläufig: Wunde, Schmerz und ein mehr oder weniger schnell verlaufender Heilungsprozess. Es ist klar, dass die Spur, die auf dem Körper hinterlassen wird mit einer Spur einhergeht, die im Inneren des Kindes repräsentiert bleibt. Dieses Innere kann sich in

einer generalisierten Angst, in einer Schreckhaftigkeit, in Konzentrationsstörungen oder in diesem ganzen Ensemble an Symptomen, die als „posttraumatisch“ gelten, manifestieren. Dieses Innere zeigt sich in morphologischen Veränderungen des Gehirns, in neurochemischen, neurophysiologischen und/oder in hormonellen Prozessen (Bellis & Zisk 2014). Es ist das alles nur analytisch voneinander zu trennen. Indem Gewalt auf den Körper einwirkt, wird er in seiner Gesamtheit im Sinne des oben erwähnten biopsychosozialen Systems beschädigt. Wir kennen inzwischen die Varianten und das Ausmaß der Schädigungen aus einem unerschöpflichen Fundus an Literatur, der sich mit den Folgen von Kindesmisshandlung und sexualisierter Gewalt beschäftigt (Deegener & Körner 2005; Mosser 2018).

Zunächst ist es wichtig zu ergänzen, dass der Körper nicht nur durch unmittelbare Gewalt einwirkung beschädigt wurde, sondern auch durch unterlassene Hilfeleistung. Wir verfügen über mehrere Berichte, denen zufolge kranke Kinder ihrem Schicksal überlassen wurden. Man kann dahinter nichts anderes vermuten als eine weitere Spielart von Gewalt. Dies gilt auch für die dilettantischen Versuche einer „medizinischen Behandlung“:

*„Und dann hat's ja mit den Ohren Probleme – anstatt dass die mit mir zum Ohrenarzt gegangen ist, hat man bloß das spitze Ding genommen und hat da immer ausgeputzt, weil's ja immer geeitert hat. Und davon ist das dann – dann bin ich in die Schule gekommen [...]. Und da ist schon vom Gesundheitsamt ein Schreiben da, dass ich eine chronische Mittelohrvereiterung hab. Und das mit sechs Jahren.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man kann gar nicht rekonstruieren, worin die chronische Mittelohrvereiterung ihren Ursprung hat. Man kann aber sagen, dass die Schädigung des Gehörs, unter dem die Interviewpartnerin ein Leben lang leiden wird, durch die Art und Weise verursacht wurde, wie die Erzieher\*innen mit der Erkrankung des Kindes umgegangen sind, nämlich in Form einer persistierenden Körperverletzung. Ähnliche Berichte finden wir im Zusammenhang mit gynäkologischen Beschwerden junger Mädchen. Die Folgen einer Abtreibung und die Geschlechtskrankheit werden zuallererst unter dem Aspekt der Schuld betrachtet. Nur unter diesem Aspekt ist es auch erklärbar, dass ein 14-jähriges Mädchen dazu gezwungen wird, das Kind zu gebären, das von ihrem Vater gezeugt wurde. Nicht die Nonnen sind die Urheberinnen all dieser Verletzungen von weiblichen Körpern, aber sie tun alles, um diese Verletzungen nicht heilen zu lassen. Es ist, als wollten sie das Zeichen der Schuld in diesen weiblichen Körpern verewigen. Und selbst machen sie sich mindestens auf dreifache Weise schuldig: Unterlassene Hilfeleistung, fortgesetzte Körperverletzung, brutale psychische Gewalt. Man darf auch nicht vergessen, dass Geschlechtskrankheiten, Abtreibungen und Geburtsschmerzen nichts anderes sind als die Folgen von Gewalt: Sexualisierte Gewalt, Reviktimisierung, Vorenthalten von Zuwendung, Liebe, Schutz und Wissen.

Wir erhalten darüber hinaus vielfältige Hinweise auf Erkrankungen, die angesichts der Lebensverhältnisse in den Heimen als Ausdruck stressbedingter Immunschwächen auf Seiten

der Mädchen und Jungen zu interpretieren sind: Fieber, Mumps, Hauterkrankungen. Es ist von Beschädigungen des Bewegungsapparats die Rede, die recht unmittelbar auf fortdauernde körperliche Misshandlungen zurückzuführen sind. Mehrere Kinder berichten von epileptischen Anfällen und von Ohnmachtsanfällen, beispielsweise aufgrund des Weihrauchgeruchs in der Kirche.

Zwei Symptome verdienen aufgrund der häufigen Nennung besondere Beachtung: Das Einnässen und die Essstörung.

Im Einnässen manifestiert sich geradezu brennpunktartig das biopsychosoziale Drama der Kindheit im Heim. Wenn das Kind, das den ganzen Tag lang mit Strategien der Angstbewältigung und des Überlebens beschäftigt war, abends in sein Bett im Schlafsaal geht, verliert es die mühsam aufrechterhaltene Kontrolle über sein Handeln. Alles war darauf ausgerichtet, nicht aufzufallen und die Impulse zur Gegenwehr zu bezwingen. Während des Schlafs aber gibt es keine Kontrolle des ums Überleben kämpfenden Bewusstseins. Der bedrohte, geschlagene, deregulierte, ständig wachsame Körper kann die Kontrolle nicht mehr aufrechterhalten. Aber damit nicht genug. Das nasse Bett wird zum Gegenstand von Inszenierungen, die genau jenen Logiken folgen, die das Bettnässen verursachen. Es gibt kaum einen stärkeren ätiologischen Faktor für das Bettnässen als die beständig aufrecht erhaltene Angst vor dem Bettnässen und den daraus resultierenden Folgen. Die Frage, weshalb die Erzieher\*innen mit ebenso einheitlicher wie ungebremster Vehemenz das Bettnässen sanktioniert haben, lässt sich auf vielerlei Arten beantworten. Im vorliegenden Zusammenhang ist von Bedeutung, dass das Bettnässen ein Symptom ist: Symptom für das ganze Grauen der Heimerziehung. So verstanden ist das heftige Agieren der Erzieher\*innen Ausdruck einer abgewehrten Schuld, denn sie ahnen vielleicht, dass sie für das Grauen verantwortlich sind, das in den Kindern permanenten Stress erzeugt, der zum Bettnässen führt. Der nasse Fleck im Bett ist mithin das Symbol für die Schuld der Erzieher\*innen. Einige ehemalige Heimkinder berichten, dass sie bis ins Jugendalter oder ins frühe Erwachsenenalter einnässten. Man versteht, dass das biopsychosoziale System des Körpers nicht vergisst, welchem Stress es sowohl auf biologischer als auch auf psychischer als auch auf sozialer Ebene ausgesetzt war (und ist). Im Bettnässen manifestieren sich die Folgen der kindlichen Belastung am offensichtlichsten. Man muss dabei in Erinnerung behalten, dass das Bettnässen als psychosomatisches Symptom sowohl Folge als auch Ursache schwerer Misshandlungen war.

Nicht anders verhält es sich mit der Essstörung. Sie wurde von den Erzieher\*innen vielleicht in noch stärkerem Maße als Akt des Widerstands interpretiert, der unweigerlich mit abgewehrter Schuld und Wut einhergehen musste. So wie es gefährlich war, ins Bett zu machen, so war es gefährlich, nicht essen zu können. Man kann im eigentlichen Sinne natürlich nicht von einer „Störung“ sprechen, da die Kinder sehr nachvollziehbar auf die Zumutung des Es-

sens und den Zwang zum Essen reagierten. Tatsächlich schafft diese Konstellation ein erhöhtes Risiko auf die Ausbildung einer chronifizierten Essstörung im Jugend- und Erwachsenenalter.

*„Und Essen musste ganz aufgeessen werden, kam schon vor, dass ich mal drei Stunden vor meinem kalten Spinat saß. Das hab ich schon noch sehr in Erinnerung. Mit ganz vielen Tricks, mal so in die Backe und aufs Klo oder so, aber da sind sie irgendwie draufgekommen. Dann hab ich's mal aus dem Fenster gespuckt.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Das körperliche Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme wurde durch das ganze Arrangement von Regeln, Zwängen und Strafen zu einer psychologischen Tortur. Hinzu kam, dass das Essen häufig per se nicht genießbar war. Man kann die Fülle von Wirkfaktoren, die zu Essstörungen führten, in ihrer Gänze nicht überschauen. Zu erinnern ist hier auch an die häufig berichtete Praxis, Kinder das von ihnen Erbrochene aufessen zu lassen. Die Aufnahme von Nahrung wird vollkommen besetzt: Strikte Zeit, Ekel, Bedrohung, Strafe. Wir haben oben gesehen, dass das Vorenthalten von (genießbarem) Essen eine bedeutsame Form der Vernachlässigung in den Heimen darstellte. Man darf nicht vergessen, dass es sich hier um einen nachhaltig wirksamen Angriff auf den Körper des Kindes handelt.

Es ist zu bilanzieren, dass der „objektivierte Körper“ des Kindes in den Heimen vielfachen und schweren Bedrohungen ausgesetzt war. Er wurde verletzt und erkrankte. Der verletzte und erkrankte Körper des Kindes wurde selbst wiederum zum Anlass für weitere Angriffe. Die psychosomatische Reaktion des Körpers wurde nicht als solche erkannt und es spricht einiges dafür, dass die damit verbundene Schuld der Erzieher\*innen von diesen abgewehrt werden musste, was erneute Gewalt wahrscheinlich machte. Im Zusammenhang mit den weiter unten beschriebenen Langzeitfolgen ist es wichtig sich zu vergegenwärtigen, dass der Körper als biopsychosoziales System vielfältige Formen des Gedächtnisses in sich versammelt. „Etwas“ bleibt in Erinnerung, auch wenn die bewusste Erinnerung nicht mehr verfügbar ist. Die Spuren der Gewalt, die in den Körper eingeschrieben werden, sind mannigfaltig. Im Körper des Erwachsenen lebt der kindliche Körper. Es ist der starke Körper des Überlebenden; es ist aber auch der Körper mit seinen Verletzungen und Wunden (Herman 2010).

### **8.2.2 FOLGEN DER HEIMSOZIALISATION IM LEBENSVERLAUF**

Weiter oben wurde bereits festgestellt, dass die dem Begriff „Folgen“ innewohnende Kausalität gewissen Einschränkungen unterliegt. Man muss eher von einem komplizierten Bedingungsgefüge ausgehen, wenn man beschreiben will, in welcher Weise das Aufwachsen im Heim die Biografie der ehemaligen Heimkinder beeinflusste. In den folgenden Kapiteln wird der Versuch unternommen, dieses Bedingungsgefüge aufzufächern. Dieses besteht – ganz allgemein betrachtet – aus sozialen, emotionalen und gesundheitlichen Dynamiken und Effekten, die wechselseitig miteinander interagieren (Mosser, im Erscheinen). Man kann hier

von einer horizontalen Ebene sprechen, auf der mehr oder weniger gleichzeitig innerpsychische Prozesse mit konkreten Lebenslagen korrelieren. Zudem zeigt sich eine vertikale Linie, die Veränderungen im Lebensverlauf beschreiben. Diese Veränderungen haben etwas mit Entwicklung, Übergängen und der Bewältigung von *life events* (i.S. besonderer Lebensereignisse) zu tun. Anhand dieser vertikalen Prozesse können logische und phänomenologische Kongruenzen zwischen den oben beschriebenen Initialreaktionen und den Langzeitfolgen der Heimsozialisation erkennbar gemacht werden. Vor dem Hintergrund der hier kurz skizzierten theoretischen Perspektiven werden im weiteren Verlauf die Langzeitfolgen anhand ausgewählter Bereiche beschrieben, deren Relevanz im Rahmen unserer Studie gut belegt werden konnte.

#### 8.2.2.1 Eingeschränkte Verwirklichungschancen in Ausbildung und Beruf

Um die bei den quantitativen Vergleichen angesprochenen Probleme im Bereich der beruflichen Entwicklung nachvollziehbar beschreiben zu können, ist es zunächst notwendig, sich noch einmal die vielfältigen Erschwernisse in Erinnerung zu rufen, mit denen Heimkinder während ihres Aufenthalts im Heim und beim Übergang ins Erwerbsleben belastet wurden. Darin wurzeln viele Probleme, die sich im weiteren Lebensverlauf im Bereich der Arbeit auf-tun und nicht selten in lange Zeiten der Arbeitslosigkeit bzw. Erwerbsunfähigkeit münden (Helming et al. 2011; Noll et al. 2009). Es wird in diesem Zusammenhang auch notwendig sein, die Dynamik der Ausbeutung und der Selbstaubeutung genauer in den Blick zu nehmen, bevor in einem abschließenden Teil die Auswirkungen der untersuchten Probleme in Form bestimmter Lebenslagen dargestellt werden.

#### **Biografische Vorbelastungen**

Vieles, was hier wichtig ist, wurde bereits weiter oben, insbesondere im Zusammenhang mit dem Vorenthalten von Bildungschancen, dargestellt. Heimkinder erhielten häufig keine angemessene schulische Förderung; sie wurden vielmehr auf das Stigma des „dummen Kindes“ festgelegt, dessen Fähigkeiten und Potenziale aufgrund ihrer Herkunft eingeschränkt seien. Damit wurde eine wirkmächtige gesellschaftliche Zuweisung vorgenommen, die das Spektrum des beruflich Möglichen häufig von vornherein erheblich einschränkte. Dabei spielte die Entmutigung vielfach eine besondere Rolle, weil sie als eine Art Introjizierung der beruflichen Aussichtslosigkeit wirkte: Das Selbstbild wurde in Einklang gebracht mit gesellschaftlichen Zuschreibungen an das Heimkind. Die innere Entmutigung korrelierte mit den äußeren Beschränkungen im Sinne eines Imperativs, dem zufolge jemandem, der nichts kann, auch keine Entwicklungsmöglichkeiten gegeben werden sollten. Wir finden in vielen Biografien eine längere Reihe von Verhinderungen: Verhinderung einer guten Schulausbildung, Verhinde-

rung einer angemessenen Berufsausbildung, Verhinderung der Verwirklichung von Berufswünschen, Verhinderung von gelingenden Übergängen ins Erwerbsleben.

*„Wenn man meine ganzen Heimakten liest, ich wollte immer wieder eine Ausbildung machen. Hat man mich nicht machen lassen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Immer wieder weisen Interviewpartner\*innen darauf hin, dass ihnen bereits im Schulalter aufgrund von Etikettierungsprozessen die Rolle des Versagers zugewiesen wurde. Erst in der Retrospektive können sie erkennen, dass Schulversagen durch die Bedingungen des Aufwachsens im Heim aktiv erzeugt wurde.

*„Wenn man dreimal sitzenbleibt, Heimweh hat bis zum Geht-nicht-mehr und nicht lernen kann, Fünfer und Sechser hat, ich konnte ja keinen Beruf nicht lernen! Wer hätte mich genommen? [...] Und mir wurde ein Beruf verwehrt, und ich konnte das nicht, weil's ja vom Zeugnis nicht gegangen ist.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Viele ehemalige Heimkinder berichten, dass sie durchaus konkrete Vorstellungen darüber hatten, in welche berufliche Richtung sie sich orientieren wollten; solche Wünsche wurden aber sehr häufig ignoriert. Stattdessen mussten sie sich in Ausbildungen begeben, die in den Heimen angeboten wurden, die sie nicht interessierten und keine Aussicht auf eine interessante berufliche Weiterentwicklung zuließen. In vielen Fällen wurde die Verantwortung für die Jugendlichen an Lehrherren abgegeben – auch die Zuständigkeit für Unterbringung und Ernährung. In diesem Zusammenhang ist auch auf geschlechtsspezifische Unterschiede hinzuweisen. Frauen wurden oftmals in „niedrigen“ hauswirtschaftlichen Berufen ausgebildet, während Männer eher die Chance eines besser bezahlten handwerklichen Berufes erhielten. Die Palette möglicher Ausbildungen war überdies häufig auf wenige Berufe reduziert (Gärtnerei, Druckerei, Werkstätten etc.); gearbeitet wurde oftmals ohne Ausbildungsabschluss. Nicht erst im Nachhinein erkennen viele Betroffene, dass die ihnen aufgezwungenen Berufe unnützlich und nicht mehr zeitgemäß waren.

*„Ja, das ist alles vom Jugendamt – ich hab Wäscheschneiderei lernen müssen, den Beruf hat ein paar Jahre später keine alte Sau mehr gemacht. Ich wollt schöne Schneiderei lernen, nein, hab ich nicht dürfen. Das hat der E. so bestimmt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man kann das Problem recht umfassend unter dem Begriff der Fremdbestimmung subsumieren. Niemand scheint sich für die Bedürfnisse und Potenziale der jugendlich gewordenen Heimkinder zu interessieren. Es geht offenbar nicht darum, Chancen zu bieten, sondern sie in eine vorbestimmte Rolle zu pressen, die meistens darin besteht, „niedrige Arbeiten“ zu verrichten. Diese strukturelle Determination konkurriert aber bei vielen Heimkindern mit deren starkem Wunsch, „aus sich etwas zu machen“ und gegen alle Widerstände berufliche Perspektiven zu verfolgen und sich hartnäckig Ausbildungsoptionen zu erarbeiten.

Wir haben weiter oben gesehen, dass Heimkinder häufig nicht auf den Übergang in die „Außenwelt“ vorbereitet wurden. In vielen Fällen kam es dazu, dass die Jugendlichen wieder in

ihre Herkunftsfamilien rückgeführt wurden, womit gleichzeitig eine Auferlegung besonders prekärer ökonomischer Verhältnisse einherging. Die Risiken, denen die Kinder durch die Fremdunterbringung entzogen worden waren, wurden den Jugendlichen häufig wieder zugemutet, was ihre beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten erheblich einschränkte.

*„Dann sagte meine Mutter zu mir: Du, dann gehst du von der Schule, ich hab' kein Geld, dich weiterhin aufs Gymnasium<sup>80</sup> gehen zu lassen. Sag' ich, ja, okay, dann mach' ich halt ... Dann sagt sie: Eine Lehre auch nicht. Du musst richtiges Geld verdienen. Ich bin also von heute auf morgen sozial abgestürzt und hab' auch dann zwei Jahre als Lagerist [...] Remittenten sortiert, ja? Das war so mein Abstieg. Und da war ich völlig verzweifelt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Man erkennt, dass sich unterschiedliche Akteure mit unterschiedlichen Motiven an der Fremdbestimmung beteiligten. Es entsteht der Eindruck, dass sich für Eltern, Jugendämter, Betriebe und Heime die Frage nach der Verwertbarkeit dieser jungen Menschen im Sinne des Verfügens über billige Arbeitskräfte gestellt hat. Wer auch immer davon profitieren sollte – die Heimkinder taten es jedenfalls nicht.

### **Arbeit, Arbeitslosigkeit**

Auch wenn es zahlreiche biografische Verläufe gibt, in denen berufliche Entwicklungen und Erfahrungen unter dem Aspekt der Ressource gesehen werden können (siehe unten), ist doch festzuhalten, dass die Heimsozialisation in sehr vielen Fällen die Voraussetzungen für eine Festlegung auf prekäre ökonomische Verhältnisse schuf (Kappeler 2011). Wie im vorigen Abschnitt beschrieben, wurde den Heimkindern im Übergang zum Erwachsenenalter der Zugang zu regelmäßiger, gut bezahlter Arbeit erheblich erschwert. Es entstehen Arbeitsbiografien, die von Diskontinuitäten und Brüchen gekennzeichnet sind. Jedes vierte Heimkind bewegt sich als ungelernte oder schlecht ausgebildete Arbeitskraft auf einem Markt, der sie häufig primär unter dem Aspekt ihrer Verwertbarkeit aufnimmt oder wieder ausschließt. Sie sind aufgrund aufgezwungener Ausbildungen auf Berufe festgelegt, die keine reellen Zukunftsperspektiven bieten oder sie schlagen sich mit schlechtbezahlten Jobs durch, die gerade noch dazu geeignet sind die Existenz zu sichern. Dies alles findet vor den Hintergrund jeweils unterschiedlicher makroökonomischer Verhältnisse statt, die mehr oder weniger Chancen für stabile Beschäftigungsverhältnisse bieten<sup>81</sup>.

*„Ja, dann war ich in D. und hab – ja, was ist denn jetzt eigentlich, gell? Dann hab ich mir wirklich die Augen gerieben. Und dann hat mein Bruder, der zwei Jahre älter ist und ich und so und hm, und jobben und zu der Zeit war's easy, Geld zu verdienen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Der Umstand, dass es – „zu der Zeit“ (das heißt: angesichts der aktuellen wirtschaftlichen Situation) – leicht war, Geld zu verdienen, kann hier nicht darüber hinwegtäuschen, dass der

---

<sup>80</sup> Der Besuch eines Gymnasiums stellte für Heimkinder eine absolute Ausnahme dar.

<sup>81</sup> Obwohl der Arbeitsmarkt während der Zeit des „Wirtschaftswunders“ bessere Chancen bot als später, war es für ehemalige Heimkinder im Allgemeinen dennoch schwierig, Fuß zu fassen.

ohne Vorbereitung und ohne Ausbildung in die Großstadt geworfene junge Mann über keine zuverlässigen beruflichen Optionen verfügt und auf kurzfristig verfügbare Jobs angewiesen ist. Dadurch ist die Grundlage für ein Muster von Abbrüchen und Übergängen gelegt, das nicht selten das Risiko von Abstürzen in sich birgt. Wenn man unterstellt, dass eine nachhaltige Sicherung der eigenen Existenz die Verfügbarkeit stabiler, entwicklungsfähiger Arbeitsverhältnisse voraussetzt, dann muss man im Falle der ehemaligen Heimkinder häufig von dauerhaften existenziellen Gefährdungslagen sprechen. Die Abbrüche von Ausbildungen und Arbeitsverhältnisse stellen sich in vielen Fällen nicht einfach nur als überbrückbare Veränderungen dar, sondern als Zäsuren, die mit der Konnotation des Scheiterns einhergehen. Die Erfahrung, etwas nicht geschafft zu haben, korrespondiert mit der introjizierten Entmutigung aus der Heimzeit.

In der Gesamtschau finden wir daher eine erhebliche Anzahl von Berichten, die von finanzieller Not zeugen. Viele der ehemaligen Heimkinder stellen ohne Zweifel eine Risikogruppe für Armut dar. Wir werden weiter unten sehen, dass sich die diskontinuierlichen Arbeitsverhältnisse insbesondere im Alter zu wahrhaft existenzbedrohenden finanziellen Nöten auswachsen können. Zeitungen zu verkaufen, Plakate zu kleben und als Bedienung in der Gastronomie zu arbeiten, bietet keine reelle Chance auf dauerhafte Existenzsicherung. Aber auch jene Personen, die es geschafft haben, sich in einigermaßen stabilen beruflichen Verhältnissen zu etablieren, sehen sich häufig mit beängstigenden finanziellen Verhältnissen konfrontiert. Die Gründe dafür sind vielfältig; sie korrespondieren mit fehlenden sozialen Ressourcen, gesundheitlichen Problemen, Trennungen und Brüchen im familiären und Beziehungskontext und der mangelnden Fähigkeit, mit Geld umzugehen. Letztere wird von einigen Betroffenen auf die unheilvolle Praxis der Entmündigung im Heimkontext und der unzureichenden Vorbereitung auf das Leben „draußen“ zurückgeführt. Dabei darf nicht vergessen werden, dass der Umgang mit Geld immer auch in einem bestimmten Verhältnis zu gesellschaftlichen Anforderungen in Form eines wirkmächtigen Imperativs des Konsums steht. Die vielfältigen Zusammenhänge zwischen einer Kindheitsbiografie, die von Vernachlässigung und Vorenthalten dominiert ist, und einer tief in der Gesellschaft verankerten Suggestion, wonach Geld und Besitz glücklich machen und den Wert eines Menschen bestimmen, lassen sich anhand unserer Daten nicht schlüssig rekonstruieren. Wir können aber beobachten, dass ein problematischer Umgang mit Geld und das daraus resultierende Anhäufen von Schulden häufig als persönliches Versagen interpretiert werden.

Die Attribution auf individuelle Makel und Fehlleistungen, die in den Heimen als grundlegende Erziehungspraxis fungierte, setzt sich auch dann fort, wenn die ehemaligen Heimkinder auf die Inanspruchnahme von Sozialleistungen angewiesen sind. Im Umgang mit den entsprechenden Behörden werden Szenarien berichtet, die Analogien zu jenen Formen der



strukturellen Gewalt freisetzen, von denen die Lebensbedingungen im Heim geprägt waren. Hier spielen Praktiken des Vorenthaltens, der individuellen Schuldzuweisung, der Unterstellung, der Entmündigung und der Entmutigung eine Rolle.

*„Ja, dann konnte ich das nicht machen. Dann musste ich aufs Arbeitsamt rennen. Dann haben die mich schon wieder gesperrt, weil sie gesagt haben, ja, das geht nicht, bis ich dann Gott sei Dank mal einen Amtsarzt erwischt hab, der wo das bestätigt hat, dass das nicht geht, dass man Leute mit Hörapparat an elektrische Maschinen setzt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist wichtig, das Muster der Fremdbestimmung und Abhängigkeit zu sehen, dass durch diesen kurzen Bericht durchscheint, und es ist wichtig, dieses Muster vor dem Hintergrund einer Heimsozialisation zu verstehen, die von ganz ähnlichen Dynamiken geprägt ist.

Vereinzelt liegen uns Berichte vor, die von einer Möglichkeit zeugen, diesem Muster zu entfliehen. Diese besteht in einer bestimmten Form der Flucht, die sich als Bruch mit gesellschaftlichen Konventionen manifestiert. Ein Interviewpartner beschreibt (siehe Fallbeispiel Hr. L.), wie er zunächst in einer Bäckerlehre gezwungen wurde, danach den Wehrdienst absolvierte und in der darauffolgenden Zeit wiederum als Bäcker und später als Holzfäller arbeitete. Schließlich machte er sich in einem Akt des Widerstands einer schweren Sachbeschädigung schuldig und landete im Gefängnis. Seine diesbezüglichen Erzählungen lassen ein kaum unterbrochenes Muster der Fremdbestimmung erkennen. Er verharrt in Strukturen, in denen er der unerschütterlichen Macht unterschiedlicher Autoritäten ausgesetzt ist: Heim, Lehre, Militär, Arbeit, Gefängnis. Die hartnäckigen Versuche, innerhalb dieser Strukturen eine erträgliche Lebensperspektive zu entwickeln, führen letztlich zu einer Art „existenziellem Paradigmenwechsel“, den der Interviewpartner so beschreibt:

*„Und dann, wie ich rausgekommen bin, dann war mir eigentlich alles wurscht. Da bin ich auf der Straße – da hab ich knappe sieben Jahre auf der Straße gelebt, wie Gott in Frankreich. Wenn ich jetzt zu ihr [der Lebenspartnerin, Anm. d. A.] immer sag, das war die schönste Zeit in meinem Leben, da sagt sie, du spinnst. Aber das ist wirklich so.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Die Frage, wie es dem Mann gelang, sieben Jahre „wie Gott in Frankreich“ auf der Straße zu überleben, bleibt unbeantwortet. Wichtig ist hier vor allem, dass dem Erzähler nach einer auch im Erwachsenenalter weiterbestehenden Fremdbestimmung „eigentlich alles wurscht“ ist und die Freiheit vor allem darin besteht, nicht zu arbeiten, frei von Autoritäten und räumlichen Zwängen zu sein. Diese Freiheit muss nicht zwangsläufig romantisierend verstanden werden. Es geht hier um Qualitäten wie Autonomie und Handlungsfähigkeit, die innerhalb der biografisch vorgezeichneten Strukturen nicht realisierbar erscheinen. Als einziger Ausweg bietet sich für den Erzähler der radikale Bruch mit diesen Strukturen, den er auch retrospektiv als gelungen bezeichnet. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Möglichkeit, auf der Straße zu leben, zumindest als eine existenzielle Option für Menschen, deren Kindheit, Jugend und junges Erwachsenenalter von struktureller Gewalt (und anderen Gewaltformen)

geprägt war. Das geht auf Kosten einer „bürgerlichen Existenz“ und stabiler ökonomischer Verhältnisse.

Eine ganze Reihe von Interviewpartner\*innen erzählt uns aber auch davon, mit welcher Vehemenz und Hartnäckigkeit sie sich aus widrigen Arbeitsverhältnissen herausgearbeitet und wie sie es erreicht haben, sich eine dauerhafte Grundlage für ihre Existenz zu schaffen. Solche Erzählungen können aber nur unter Zuhilfenahme eines ausgeprägten Zynismus jenen ehemaligen Heimkindern vorgehalten werden, die letztendlich auf die Inanspruchnahme von Sozialleistungen angewiesen sind. Viel zu dicht ist das hier skizzierte Netz aus Entmutigungen, Verhinderungen, Abhängigkeiten und negativen *life events*. In ihrer Gesamtheit war (und ist?) die Heimerziehung ein Risikofaktor für prekäre Arbeitsverhältnisse und unsichere Existenzbedingungen.

### **Ausbeutung**

Dem Phänomen der Ausbeutung wird hier ein eigener Abschnitt gewidmet, weil hier alles, was bisher über die Schwierigkeiten im Kontext von Arbeit und Beschäftigung gesagt wurde, gleichsam wie unter einem Brennglas verdichtet wird. Viele unserer Interviewpartner\*innen haben die Ausbeutung zunächst in Form der Ausnutzung ihrer Arbeitskraft während ihrer Kindheit und Jugend im Heim kennengelernt. Sie wurden dafür nicht bezahlt, nicht einmal mit Anerkennung entlohnt. Sie leisteten einen Beitrag zur ökonomischen Entwicklung der Heime selbst oder von Betrieben, die sich das im Heim verfügbare Arbeitspotenzial zunutze machten (Kappeler 2011).

*„Ich hab´ mal so ein bisschen ausgerechnet, welche Arbeitsleistung ich erbracht hab´ in zehn Jahren [...] Diese Einrichtungen der Kirchen haben sich auf dem Rücken der Kinder einen ..., eine Wirtschaftsmacht erschaffen [...] Also in Neuendettelsau ..., also wenn ich mir überleg´, dass ich zehn Jahre gearbeitet habe, von meinem sechsten bis sechzehnten Lebensjahr [...] ohne Gegenleistung. Auf dem Rücken dieser Kinder. Sie müssen sich einmal vorstellen: In den zehn Jahren, in denen ich im Heim war, gab es keine einzige Putzfrau, die angestellt war! Also das geht nur mit Kinderarbeit. Das Ganze setzt sich ja fort in den Bügelstuben, in der Küche, in allem.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wenn die Jugendlichen alt genug waren, wurden sie in Beschäftigungsverhältnisse verschoben, die nicht selten den Charakter von Sklavenarbeit hatten.

*„Keinen Urlaub gehabt, keinen freien Tag. Jeden Tag um fünf aufstehen [...]. Ich durfte – ich bin mal in einen Nagel reingetreten, durfte ich nicht zum Doktor gehen. Dann hab ich mir die zwei Fersen erfroren gehabt, da hat´s ja Pantoffeln – Holzpantoffel angehabt. Dann bin ich am Sonntag immer zur Oma gefahren, zweieinhalb Stunden. Um fünf hab ich wieder da sein müssen. Ja, dann hab ich gesagt, Mama, mir tun meine Füße weh, ich kann nimmer gehen. Da hat Mama gesagt, du bleibst jetzt da.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist in all diesen Schilderungen die Verflechtung einer ökonomischen mit einer psychologischen Dimension erkennbar. Beide Dimensionen sind vielfältig und nur schwer durchschaubar. Es bedarf häufig der retrospektiven Analyse, um zu erkennen, wie sehr zum Beispiel

handwerkliche und landwirtschaftliche Betriebe, aber auch die Heime selbst, von der Arbeitskraft der Kinder und Jugendlichen profitiert haben. Dieser Profit alleine begründet schon die Logik der Ausbeutung. Um aber ein vollständigeres Verständnis von dieser Logik zu entwickeln, ist es wichtig, die psychologische Dimension näher zu beleuchten. Sie manifestiert sich häufig in introjizierten Gewaltverhältnissen, die durch das Empfinden von Ausweglosigkeit gekennzeichnet sind. Weiter oben wurde dargestellt, dass die vorauseilende Unterwerfung für viele Heimkinder eine zentrale Überlebensstrategie darstellte. Dieser Verhaltensmodus läuft Gefahr, immer wieder auf Verhältnisse zu treffen, die auf dem Prinzip der Ausbeutung gründen. Der kontaminierte Selbstwert der Mädchen und Jungen aus den Heimen fungiert als nützliches Kalkül für Bauern, Bäcker, Dienstherrn und andere Personen, die ihren Betrieb „am Laufen halten müssen“.

Eingedenk dessen, was wir über das Problem der Reviktimisierung erfahren haben, ist es notwendig, den Begriff der Ausbeutung biografisch weiter zu fassen: Er bezieht sich nicht nur auf Beschäftigungs-, sondern auch auf soziale und Beziehungsverhältnisse. Nicht selten greift alles ineinander.

*„Und dann hab' ich auch immer die Angst gehabt, ich hatte Angst vorm Heimkommen und Angst natürlich von dort. Ich ließ mich ausnutzen natürlich, hab' freiwillig immer – meine Eltern wollten immer, dass ich Überstunden mach' freiwillig. Und wenn ich mal krank war, dann musste ich auch schon wieder früher gehen, ehe die Krankmeldung abgelaufen war, musste ich schon früher wieder reingehen, damit sie sehen, dass ich fleißig bin.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Eingezwängt zwischen den Autoritäten von Eltern und Arbeitgeber sieht diese Interviewpartnerin keinen anderen Ausweg, als den an sie gestellten Anforderungen vollständig gerecht zu werden. Dahinter lauert die Angst als jener Mechanismus, der das Ausbeutungsverhältnis verstetigt. Man ahnt das Risiko der Entwicklung eines Verhaltensmodus, der den Charakter der Selbstausbeutung hat. Er ist die internalisierte Form der Ausbeutung. Er gründet auf der Annahme, dass Anerkennung und Selbstbehauptung nur unter der Bedingung der Verleugnung von Bedürfnissen nach Ruhe, Erholung, Geborgenheit und Wohlbefinden möglich sind. Es geht dabei aber nicht nur um die Möglichkeit der Anerkennung; es geht in vielen Fällen um eine psychologische Gefahrenabwehr, die viel weiter geht, nämlich bis zur prinzipiellen Existenzberechtigung. Viele machten die Erfahrung, dass es gar keine Alternative zur Ausbeutung gab, sodass die „Bereitschaft“ zur Ausbeutung einen Überlebensmodus darstellte, der Gefahr lief, generalisiert und chronifiziert zu werden. Vor diesem Hintergrund muss in Betracht gezogen werden, dass die Selbstausbeutung auch zu einer funktionalen Kompensationsstrategie werden kann: Ein sich stetig auswachsendes Übermaß an Arbeit kann geeignet sein, Anerkennung zu bekommen, die Existenz zu sichern und die Konfrontation mit den psychischen Wunden der Vergangenheit zu vermeiden.

Da weiter unten die Folgen der Heimerziehung auf soziale und Beziehungsverhältnisse detaillierter dargestellt werden, reicht an dieser Stelle der Hinweis auf die Gefahr der Generalisierung von Ausbeutungsverhältnissen vom Bereich der Arbeit auf den Bereich der Beziehungen. Es liegen uns auch mehrere Berichte vor, die sexuelle Ausbeutungen im Rahmen von Arbeitsverhältnissen beschreiben. Im folgenden Zitat verdichtet sich dieser ganze Komplex der Stigmatisierung, Erniedrigung und „Entmenschlichung“, der für Ausbeutungsverhältnisse konstitutiv ist und der in der Heimerziehung häufig unerbittlich „vorbereitet“ wurde.

*„Und bei dem letzten Arbeitgeber hat´s auch geheißen, dass ich zwar fleißig bin und gutmütig, aber bei genauerer Betrachtung merkt man, sie sei geistesschwach, dass ich plempel bin. Und so haben die, die wo mich vergewaltigt haben mit 18 Jahren, mit der hat man´s ja machen können, weil die ist ja sowieso nicht ganz normal im Kopf.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Interviewpartnerin recurriert hier auf eine generalisierte Entwertung ihrer Person, die sie einer kaum kontrollierbaren Gefährdung aussetzt. Es verdichten sich in dieser kurzen Sequenz die Prinzipien von Ausbeutung und Reviktimisierung. Arbeitgeber und Vergewaltiger machen sich die Schutzlosigkeit einer Frau zunutze, der als Mädchen Geborgenheit, Zuneigung, Privatsphäre und schulische Förderung vorenthalten wurden.

## **Lebenslagen**

Probleme im Zusammenhang mit Erwerbstätigkeit und beruflicher Entwicklung können nicht isoliert betrachtet werden; sie stehen in einem mehr oder weniger komplexen Zusammenhang zu anderen menschlichen Existenzbedingungen, die weiter unten noch eingehenderen Analysen unterzogen werden. Daher beschränken sich die hier dargelegten Ausführungen auf das unmittelbare Zusammenwirken bestimmter Lebenslagen mit der Erwerbstätigkeit oder der verhinderten Erwerbstätigkeit ehemaliger Heimkinder. Zunächst ist auf die große Anzahl von Berichten zu verweisen, die den engen Zusammenhang zwischen körperlichen und psychischen Erkrankungen mit Schwierigkeiten im Berufsleben belegen (siehe hierzu ausführlich die quantitativen Befunde weiter oben zu Auswirkungen der Heimsozialisation auf Berufsleben und Beziehungen). Wir werden sehen, dass diese gesundheitlichen Belastungen in einem engen Zusammenhang mit der Heimsozialisation zu sehen sind. Bei der Beschreibung der initialen Reaktionen auf die Heimerziehung wurden bereits einige gesundheitliche Schädigungen aufgeführt, die häufig einen chronischen Verlauf annahmen. Dadurch war das Berufsleben vieler ehemaliger Heimkinder durch körperliche Schäden am Bewegungsapparat oder an den Sinnesorganen nachhaltig beeinträchtigt. Trotz dieser Erschwernisse kämpften viele Frauen und Männer darum, sich im Arbeitsleben zu etablieren. Dabei mussten sie erkennen, dass sie ihre beruflichen Ziele nicht erreichen konnten, weil der Körper „nicht mehr mitmachte“. Dazu kamen häufig psychische Belastungen zum Beispiel in Form von Ängsten, Panikattacken oder Depressionen, die eine dauerhafte Beschäftigung

nicht zuließen. Viele Berufsbiografien mündeten daher in ausgeprägte Erschöpfungszustände, die eine dauerhafte Beschäftigung unmöglich machten. Zum Zeitpunkt der Befragung sind knapp 20% auf Sozialleistungen angewiesen.

Ein weiterer Bereich, der nicht unabhängig von gesundheitlichen Problemen gesehen werden kann, betrifft soziale Schwierigkeiten mancher ehemaligen Heimkinder. Der Mangel an sozialen Ressourcen und Unterstützungspotenzialen vermindert häufig die Chancen, befriedigende und stabile Erwerbsmöglichkeiten zu finden und Probleme am Arbeitsplatz konstruktiv zu bewältigen. Dazu kommt, dass ehemalige Heimkinder davon berichten, dass sie „ein Problem mit Autoritäten“ haben oder es ihnen schwer fällt, aggressive Impulse zu kontrollieren. Die komplexen sozialen Anforderungen der Arbeitswelt machen es immer wieder erforderlich, auf vielfältige persönliche Ressourcen zurückzugreifen. Wenn die eigene Biografie von Vernachlässigung, Gewalt, Stigmatisierung und Reviktimisierung gekennzeichnet ist, ist die Verfügbarkeit solcher Ressourcen naturgemäß schwankend. In manchen Fällen zeigt sich, dass bestimmte für das Heim typische soziale Konstellationen, die mit Macht, Fremdbestimmung und Ausbeutung zu tun haben, in der Arbeitswelt reinszeniert werden. Dies stellt hohe psychische und soziale Anforderungen an die ehemaligen Heimkinder.

In einigen Interviews wird deutlich, dass die Berufsbiografien von Frauen durch Kinder eine deutliche Zäsur erfuhren. Hier spielen vor allem zwei Konstellationen, die weiter unten noch genauer ausgeführt werden, eine wichtige Rolle: Durch Kinder wurden häufig die Abhängigkeitsverhältnisse, in denen sich die Frauen gegenüber ihren Männern befanden, zusätzlich in einer Weise verschärft, dass man auch hier teilweise von Ausbeutungs- und Reviktimisierungsdynamiken sprechen kann: Indem sie Kindererziehung, Hausarbeit und belastende, schlecht bezahlte Erwerbsarbeit leisten mussten, gerieten die Frauen in Lebensverhältnisse, die extrem anforderungsreich und erschöpfend waren. Eine zweite problematische Konstellation ergab sich dadurch, dass Frauen alleinerziehend und daher auf eine dauerhafte ökonomische Zwangslage festgelegt waren, die die Entwicklung ausbaufähiger beruflicher Perspektiven in vielen Fällen verhinderte.

Ein weiterer Faktor, der naturgemäß einen negativen Einfluss auf berufliche Möglichkeiten ausübte, ist jener der Delinquenz. Es liegt nahe, die von Gewalt geprägten Lebensbedingungen in den Heimen als wesentlichen Risikofaktor für die Entwicklung delinquenter Verhaltensweisen anzusehen. Diese fungieren mithin häufig als Überlebensstrategien.

*„Bis ich mich an den ganzen Lebensstandard, wie es von einem verlangt wird, angewöhnt hab. Weil früher war's ja so, man hat kein Geld nicht gekriegt, man hat keine Wohnung, nichts gekriegt [...]. Da hast schauen müssen, wo bleibst. Ja, jetzt hast du keine Wohnung nicht, da wirst du kontrolliert. Früher bist du auf der Straße kontrolliert worden, kein Ausweis, schon bist auf einmal Landstreicher. Keine Wohnung, und schon hat man mich wieder in den Jugendarrest gesteckt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es wird erkennbar, dass das hier geschilderte „kriminelle Verhalten“ in einem engen Zusammenhang steht mit einem Mangel an Ressourcen sowie mit Stigmatisierungs- bzw. Kriminalisierungspraktiken. Wir können diese Beobachtung anhand unserer Daten nicht verallgemeinern. Es ist außerdem etwas anderes, wenn jemand wegen „Landstreicherei“ kriminalisiert wird, als wenn ehemalige Heimkinder wegen Brandstiftung oder Körperverletzung verhaftet werden. Das komplizierte Geflecht an biografischen Bedingungsfaktoren, das zu mehr oder weniger ausgeprägtem delinquenten Verhalten führt, kann aber nicht Gegenstand dieser Untersuchung sein. Wichtig ist hier jedoch die Feststellung, dass es für viele Heimkinder sehr schwierig ist, „sich den Lebensstandard, wie es von einem verlangt wird, anzugewöhnen“. Diese Schwierigkeit hat zu einem nicht unwesentlichen Teil mit dem nicht geahndeten kriminellen Verhalten der Erzieher\*innen in den Heimen zu tun hat.

Ein weiteres gravierendes Problem, das mit problematischen Berufsbiografien einhergeht, ist jenes der mangelnden gesellschaftlichen Teilhabe. Viele ehemalige Heimkinder machen die Erfahrung, dass ihnen bestimmte Lebensbereiche, die bedeutungsvoll sind oder zumindest als bedeutungsvoll „verkauft“ werden, nicht zugänglich sind. Eine Gesellschaft, die sich in wesentlichem Ausmaß auch als „Freizeit- und Konsumgesellschaft“ definiert und stilisiert, grenzt diejenigen aus, denen die finanziellen Mittel für entsprechende Teilhabechancen fehlen. Auf diese Weise werden Dynamiken der Entmutigung, der Stigmatisierung und Ausgrenzung reaktiviert, von denen häufig bereits die Kindheit im Heim geprägt war.

*„Es war irgendwo – warst du froh, dass du jetzt selber mal irgendwie was machen konntest. Ich hab mein erstes Fahrrad mit 33 mir gekauft, mir geleistet. Verstehen Sie, man muss auch mal das sehen! Das ist vorher – das war alles vergeudete Zeit.“ (Frau, 1940er Jahre)*

„Selber mal irgendwas machen können“ ist in diesem Sinne an die Verfügbarkeit finanzieller Ressourcen gebunden. Man darf nicht vergessen, dass viele ehemalige Heimkinder auf eine Biografie zurückblicken, die ganz wesentlich von einer erzieherischen Praxis des Vorenthaltes geprägt ist. Das Vorenthalten von Ressourcen während der Kindheit verlängert sich nicht selten in ein Vorenthalten von Teilhabemöglichkeiten im Erwachsenenalter. Berufliche und finanzielle Probleme spielen in diesem Zusammenhang eine entscheidende Rolle.

*„Aber es ist halt – mit Kultur ist nichts drin, weil’s Geld fehlt. Das Geld fehlt. Ich bin viel draußen, mei, wir gehen mal ab und zu in die Kantine, dass du mal zwischenrein eine Apfelschorle trinkst oder mal ein Gläsle Wein. Das geht ja noch, aber so mehreres, wo du ein bisschen zahlen musst – ich tät so gern mal wieder in den Urlaub fahren. Aber das ist schon wieder mit ein paar hundert Euro, das geht nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Der durch fehlende finanzielle Ressourcen bedingte Mangel an gesellschaftlicher Teilhabe kann kaum deutlicher zum Ausdruck gebracht werden als in diesem Zitat. Wir müssen uns hier alles vergegenwärtigen, was wir von unseren Interviewpartner\*innen zur Frage der eingeschränkten Verwirklichungschancen in Ausbildung und Beruf erfahren haben. Es ist das

Risiko zu konstatieren, dass das Leben von Frauen und Männern, die ihre Kindheit im Heim verbrachten, in einem Bereich jenseits der „Mehrheitsgesellschaft“ festgelegt wird.

#### 8.2.2.2 Soziale Probleme

Wenn hier ganz allgemein von sozialen Problemen gesprochen wird, so ist es zunächst wichtig, den thematischen Raum abzustecken, auf den sich die folgenden Ausführungen beziehen. Alles, was hinsichtlich der Auswirkungen der Heimerziehung auf den Lebensverlauf festgestellt werden kann, betrifft in irgendeiner Form „das Soziale“. Da aber in diesem Bereich dem Bereich der Arbeit, den familiären und Paarbeziehungen und dem Problemen im Alter eigene Kapitel gewidmet werden, erfolgt in diesem Abschnitt eine inhaltliche Konzentration auf zwei umfassende Bereiche: Der erste bezieht sich auf das Phänomen des „überdauernden Kriegszustandes“, das sich insbesondere in Schilderungen nachweisen lässt, die auf Kontakte zu Behörden und Institutionen rekurrieren. Der zweite Bereich beinhaltet primär Bekanntschaften, Freundschaften und soziale Zusammenhänge im unmittelbaren Lebensumfeld, wobei das Problem der Exklusion im Zentrum steht. Dies schließt nicht aus, dass es in den folgenden Ausführungen jeweils auch Berührungspunkten zu anderen sozialen Feldern gibt.

#### **Überdauernder Kriegszustand**

Aus der Traumaforschung ist bekannt, dass sich der kindliche Organismus bei entsprechender Stressbelastung schon früh auf einen Überlebensmodus einstellt, der sich auf der Grundlage eines inneren Kriegszustandes entwickelt (Bellis & Zisk 2014). Auf der psychophysiologischen Ebene ist das Hyperarousal, das sich in einem Zustand permanenter Übererregung, Wachsamkeit und Schreckhaftigkeit manifestiert, das deutlichste Zeichen einer solchen Überbelastung (Huber 2003; Fischer & Riedesser 2016). Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung finden wir Hinweise auf eine Chronifizierung eines solchen „Kriegsempfindens“, das naturgemäß in den Bereich des Sozialen übergreift. Es ist klar, dass das Aufwachsen in einem Klima der Bindungslosigkeit, der Bedrohung und der Gewalt eine Welt errichtet, in der die Mitmenschen zuallererst als Gegner oder Verbündete wahrgenommen werden und der Modus des Kampfes überlebensnotwendig erscheint. In vielen Fällen finden wir auch den traumatheoretisch begründeten Mechanismus der vorauseilenden Unterwerfung beziehungsweise der Anpassung, der aus der Einsicht entsteht, dass dieser Kampf nicht zu gewinnen ist. Wir erkennen aber an einigen Berichten unserer Interviewpartner\*innen, dass sich Impulse, die im Kindesalter nicht gelebt werden können, im Erwachsenenalter situativ verwirklichen können (Hackenschmied & Mosser 2018a; Müller-Schwefe 2015). Der Kampf, der als Kind, nicht zu gewinnen war, wird stellvertretend geführt, wenn es zum Erwachsenen geworden ist (Keupp et al. 2018). Es versteht sich von selbst, dass die Manifestationen des überdau-

ernden Kriegszustandes zu realen Konflikten in der sozialen Welt des erwachsen gewordenen ehemaligen Heimkindes führen. Auslöser dieser Konflikte sind in vielen Fällen Konfrontationen mit mächtigen Instanzen, die im Sinne von Übertragungsreaktionen stellvertretend für die vernachlässigenden Eltern oder die prügelnden Heimerzieher\*innen agieren. Wir werden weiter unten sehen, dass solche Konfrontationen als Trigger fungieren, die bestimmte Gefühle auslösen, die mit den Erfahrungen aus der eigenen Kindheit assoziiert sind. Das bestimmende Gefühl des überdauernden Kriegszustandes ist jenes der Wut, das sich in vielen Zitaten unserer Interviewpartner\*innen Geltung verschafft.

*„Und diese Geschichten, zu sagen, ja, das waren die Zeichen der Zeit damals, also ich muss sagen, ich bin dann zehn, 15 – ja, ich bin 15, 20 Jahre nach dem Hitler vergewaltigt worden, aber viele sind noch – wie lange hat der Zeitgeist dann noch geherrscht? Wie lange ist der Geist dafür noch zuständig? Das ist ein Wahnsinn.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Unerbittlich setzt sich der reale äußere Krieg in dem fort, was der Frau in jungen Jahren angetan wurde; aber er findet auch seine Fortsetzung in der nach wie vor lebendigen Wut gegenüber einem System der Heimerziehung, das zum damaligen Zeitpunkt noch umfassend kontaminiert war von der Ideologie des Nationalsozialismus. Immer wieder stoßen wir in den Beschreibungen ehemaliger Heimkinder auf eine besondere Konflikthaftigkeit ihrer sozialen Interaktionen. Es spricht einiges dafür, dass sich darin eine Kumulation vieler Belastungsfaktoren aus Kindheit und Jugend zeigt: Angst, Bedrohung, Gewalt, Demütigung, Erniedrigung und alle Arten von initialen Bewältigungsversuchen wie Reaktanz und Widerstand, die im entsprechenden Kapitel noch beschrieben werden. Das aggressive und konfrontative Auftreten im Kontakt mit (über)mächtigen Instanzen kann in einigen Fällen einen als erfolgreich erlebten Bewältigungsmodus im Sinne der Selbstermächtigung darstellen. Es geht dabei auch um den psychischen Gewinn, der mit dem Ausagieren von Gefühlen und Impulsen einhergeht, was als Akt des Widerstands erlebbar wird.

*„Und dann hat der mich dermaßen angemacht. Und so redet man mit mir nicht. Punkt. Ich hab gelernt eins, aus diesem Heim gab's nur zwei Möglichkeiten: Entweder du bist als Kämpfer rausgekommen oder als Loser und hast dich irgendwann umgebracht. Mehr nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Katholische Mistviecher waren das. Jaja, ja, für uns ganz schlimm, heut noch. Ich will von der Kirche nichts wissen, ich flipp da aus. Da darf man mir nichts sagen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Aus solchen Zitaten wird deutlich, wie stark die Erfahrungen der Kindheit die soziale Wahrnehmung der erwachsen gewordenen ehemaligen Heimkinder beeinflussen. Es lässt sich hierbei nicht beurteilen, inwieweit die Vertreter\*innen bestimmter Instanzen durch ihr Verhalten immer wieder dazu beigetragen haben, dass der „innere Kriegszustand“ in der realen Interaktion neu entfacht wurde. Zumindest ist häufig ein Mangel an korrigierenden Erfahrungen erkennbar, die es den Betroffenen ermöglicht hätten, den als überlebensnotwendig empfundenen Kampfmodus aufzugeben. Viele Forschungsbefunde legen die Annahme nahe,



dass es sich dabei tatsächlich um sehr früh etablierte, physiologisch und biochemisch gebahnte Empfindungs- und Verhaltensmuster handelt, die das psychische und soziale Leben der Betroffenen nachhaltig beeinträchtigen können (Bellis & Zisk 2014) Man muss in diesem Zusammenhang dennoch vor einem unreflektierten Determinismus warnen, der die Komplexität biopsychosozialer Prozesse und die Wirkmächtigkeit korrigierender Lebenserfahrungen nicht hinreichend im Blick behält (Mosser, im Erscheinen).

Im nächsten Abschnitt wird deutlich, dass der „überdauernde Kriegszustand“ eben nicht nur ein „innerer Modus“ von Menschen mit Gewalt- und Vernachlässigungserfahrungen ist, sondern dass vielfältige soziale Praxen, die sich gegen ehemalige Heimkinder richten, zwischenmenschliche Konflikte immer wieder „befeuern“.

### **Exklusion, Stigmatisierung**

Eine genaue Analyse unserer Interviews lässt die Einschätzung zu, dass wichtige Bereiche der „sozialen Probleme“ ehemaliger Heimkinder ganz allgemein unter der Perspektive der Exklusion gesehen werden können. Wir finden soziale Zuschreibungs- und Zuweisungsprozesse, die von den früheren Heimkindern internalisiert werden oder aufgrund von Vorerfahrungen bereits internalisiert sind. Man kann eine ganze Serie von Praktiken der Exklusion auffächern, die nicht immer trennscharf voneinander unterschieden werden können. Diese korrespondieren mit Verhaltensmustern und Empfindungsweisen der ehemaligen Heimkinder.

Die Frage, inwieweit die Heimkinder aufgrund ihrer Verhaltensweisen, die sozialen Probleme, unter denen sie leiden, selbst verursachen, kann nur ideologisch beantwortet werden. Der soziale Rückzug, das generalisierte Misstrauen und die offene Aggression stellen zumeist keine hilfreichen Strategien im Kontext zwischenmenschlicher Kommunikation dar. Es ist hier also ein ernstzunehmendes Potenzial für wiederholtes Scheitern im Rahmen sozialer Beziehungen zu konstatieren. Vieles von dem, was uns unsere Interviewpartner\*innen erzählen, lässt es notwendig erscheinen, sich von ideologisch begründeten Deutungen sozialer Probleme zu distanzieren und sich sehr genau mit der Genese und Aufrechterhaltung dieser Probleme zu befassen. Im Zentrum der ideologischen Deutung steht die Schuld: Das ehemalige Heimkind ist selbst schuld, wenn es sein Leben nicht auf die Reihe kriegt, wenn es Schwierigkeiten mit seinen Mitmenschen hat, wenn es gewalttätig und delinquent wird. Die Sozialisation im Heim wird innerhalb dieser Logik als Alibi für das Versagen und Scheitern entlarvt. Es wäre müßig, das Ausmaß der persönlichen Schuld und der persönlichen Verantwortung für negative Entwicklungen allgemein abzuschätzen oder „wissenschaftlich“ zu bestimmen. Etwas anderes ist hier aber wichtig: Die Zuweisung von Schuld wird selbst als Teil einer institutionellen und gesellschaftlichen Praxis der Exklusion erkennbar. Wir können uns nicht anmaßen zu deklarieren, in welchem Ausmaß Menschen Schuld und Verantwortung

tragen für ihre Lebensverläufe, aber wir können verstehen, wie die genannten Exklusionspraktiken diese Lebensverläufe beeinträchtigen. Die bereits beschriebenen Prozesse der Re-viktimisierung und Ausbeutung sind in diesem Zusammenhang hochrelevant. Und alles, was über die Anwendung unterschiedlicher Gewalt- und Vernachlässigungsformen sowie über entsprechende Initialreaktionen gesagt wurde, erklärt überzeugend, weshalb sich ehemalige Heimkinder auch noch als Erwachsene entmutigt, ängstlich oder wütend fühlen und warum diese Gefühle in bestimmten sozialen Situationen reaktiviert werden. Diese Gefühle können sich ungünstig auf solche Situationen auswirken, und es kann zu einer wiederholten Verstärkung einer ausgeprägten sozialen Negativität kommen.

Im Folgenden werden anhand einer Reihe von Zitaten verschiedene Exklusionspraktiken und bestimmte Resonanzen auf Seiten der ehemaligen Heimkinder beschrieben.

Das zentrale Vehikel des sozialen Ausschlusses ist die Stigmatisierung. Aus vielen Interviews geht hervor, dass es sich hierbei um so etwas wie eine biografische Konstante von Heimkindern handelt. Weiter oben haben wir im Zusammenhang mit psychischer Gewalt beschrieben, wie Heimkinder sowohl im Heim aber noch stärker in der Schule oder im Dorf von anderen Kindern aufgrund sozialer Zuschreibungen beleidigt und ausgegrenzt wurden. Damit gingen die vielfältigen Formen der Abwertung und Entmutigung von Seiten der Heimerzieher\*innen, des Jugendamtes und vieler Lehrkräfte an Schulen einher.

*„Und das sind halt so Sachen gewesen, wo ich einfach gemerkt hab, dass ich die Schläge jetzt nur gekriegt hab, weil ich ein Franzosenkind war.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„War natürlich auch wieder so eine Begebenheit, und wenn wir da durchs Dorf gefahren sind, und dann haben sie manchmal geschrien, die Kinder, Alte Lumpen und Papier, all die Sachen sammelt ihr.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Wir finden eine große Vielfalt von mehr oder weniger „beiläufigen“ Zuschreibungen, die von den ehemaligen Heimkindern als tatsächlich erlebte Beleidigungen oder als generalisierte Vorurteile erlebt und wahrgenommen wurden. Die (ehemaligen) Heimkinder galten und gelten demnach als rauschgiftsüchtig, krank, „g’spinnert“, dumm, „Depperl“, blöd, Alkoholiker, Lügner, Diebe, minderwertig, geistesschwach, „plemplem“, Idioten, sittlich und moralisch verdorben, verwahrlost, verrückt, als Drecksau, als „nicht ganz dicht in der Birne“, aggressiv und bössartig. Es ist klar, dass sich diese Liste weiter fortsetzen ließe. Es handelt sich hier um schlaglichtartig aufgeführte Zuschreibungen, die uns in den Interviews berichtet wurden und die unzweifelhaft auf weit verbreitete Attributionen verweisen.

*„Und dann sind wir in die öffentliche Schule gekommen, da wollten wir auch gerne so wie die anderen Kinder alles lernen. Da hieß es aber von Haus aus, ihr seid dumm, ihr seid nur Heimkinder, und ihr dürft z.B. kein Englisch lernen. Weil Heimkinder sind ja eh blöd, das war immer – das hab ich mein Leben lang gehört.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Diese Stigmatisierungsprozesse haben eine biografische, mithin transgenerational wirksame Dimension. Viele Berichte zeigen, dass sich das Stigma der Eltern (i.e. vor allem der Mütter) „nahtlos“ auf die Kinder übertragen hat, und dass wiederum die Kinder unserer Interviewpartner\*innen selbst wieder ausgegrenzt werden, wenn sich herausstellt, dass ihre Eltern ehemalige Heimkinder waren. Es handelt sich hier also um außerordentlich hartnäckige und wirkmächtige Zuschreibungsprozesse, denen zu entziehen sich für die ehemaligen Heimkinder nicht selten als Lebensaufgabe darstellt.

*„Und was die Menschen halt damals, die waren auch schon böse Zungen, und die haben gesagt, meine Mutter geht zum Huren, gell. Hat meine Mutter erzählt, und dann ist halt das Jugendamt eingeschaltet worden. Und dann hat's geheißten, dass ich eben sittlich und moralisch verwaorlost bin.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Alleinerziehend zu sein, war per se ein starker Risikofaktor für Entwertungen, Stigmatisierungen und behördliche Maßnahmen in Bezug auf die „Fürsorge“ der Kinder. Dabei bietet sich das Bild einer automatischen Übertragung des Stigmas auf das „vaterlose Kind“, das im Heim untergebracht wird und allein deshalb Opfer von vielfältigen Ausgrenzungen und Demütigungen wird. In weiterer Folge werden erneute Stigmatisierungsprozesse freigesetzt, wenn diese Heimkinder erwachsen werden und selbst Kinder bekommen.

*„Wahrscheinlich haben die anderen, weil wie ich Ihnen schon erzählt hab, der Sohn mit mir, der war ein Jahr, ich war ein Zigeunerweib, von denen aus gesehen, ich hab keinen Mann nicht da gehabt, also der Vater hat ja nicht da gewohnt von der Tochter und von dem Sohn, dem letzten, gell. Und die Hölle auf Erden, die haben uns fertiggemacht, und da müssen Sie – der hat nicht spielen dürfen, der hat nicht Kind sein dürfen, dem haben sie alles weggerissen, alles kaputtgemacht. Und von der Drecksau bis zum geht-nicht-mehr haben sie den Buben geheißten, er ist nicht ganz dicht in der Birne, derweil ist er hochintelligent, mit dem Computer, gell. Leider setzt er es verkehrt ein. Schon zweimal ist er im Knast gewesen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wir wissen nicht, was mit der einleitenden Formulierung „Wahrscheinlich haben die anderen...“ gemeint ist, aber wir vermuten ein klandestines Gerede, das eine ganze Kaskade biografischer Prozesse in Gang setzt, an deren Ende die Gefängniskarriere des Sohnes der Erzählerin steht. Es wäre unzulässig, aus der zwingenden Logik dieser komprimierten Erzählung eine Kausalkette abzuleiten, die Anspruch auf Verallgemeinerung erheben könnte, aber wir finden das Problem der transgenerationalen Übertragung von Stigmatisierungsprozessen in vielen Berichten in unterschiedlichen Ausformungen. Die Stigmatisierung ist für viele ein Lebensthema und es überrascht daher nicht, dass es auch ein Thema im Umgang mit den eigenen Kindern ist. Die Selbstzuschreibung als Heimkind mit all den internalisierten Stigmata geht immer auch mit einer mehr oder weniger bewusst ausgeprägten Zuschreibung an die eigenen Kinder als „Kinder eines Heimkindes“ einher.

Die negativen Zuschreibungen führen sehr häufig dazu, dass die ehemaligen Heimkinder bemüht sind, ihre Sozialisation zu verschweigen. Allein dadurch wird die biografische Hartnäckigkeit der Stigmatisierung erklärbar.

*„Die Wut bezieht sich in erster Linie darauf, dass man sozusagen als Heimkind mit dieser Stigmatisierung leben musste, und dass man diese Stigmatisierung versuchte, sozusagen weg zu eskamotieren. Und in meinem Leben als Student hab' ich das alles nicht preisgegeben. Ich glaub', meine erste Beziehung war dann diejenige, der ich es zum ersten Mal gesagt hatte. Sonst wusste das niemand.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Dieses ehemalige Heimkind hat alle Hindernisse auf dem Weg zur Realisierung seiner Bildungsambitionen überwunden und muss dennoch als Student darauf bedacht sein, seine Herkunft geheim zu halten. Es geht dabei nicht darum, dass man „etwas“ nicht von sich erzählt, sondern dass man „das alles nicht preisgibt“. Das ehemalige Heimkind sieht sich darauf angewiesen, seine Identität geheim zu halten – jede soziale Situation wird daher zu einer Herausforderung, zu einem Auftrag, einen Schleier des Verschweigens über das eigene bisherige Leben zu legen. Es ist klar, dass auf diese Weise die sozialen Möglichkeiten massiv beeinträchtigt werden. Dieses Verschweigen ist funktional. Es gründet sich auf innere Hypothesen über die sozialen Reaktionen auf eine Offenbarung. Diese Hypothesen wurden durch vielfältige Erfahrungen generiert, die es als sinnvoller und selbstschützender erscheinen lassen, sich möglichst nicht als Heimkind zu outen. Diese Hypothesen sind sowohl das Resultat der eigenen „persönlichen Empirie“ als auch eines generalisierten Gefühls, als Heimkind in dieser Gesellschaft nichts wert zu sein.

*„Aber das ist auch heute noch so. Also man spürt – ich gehe bewusst damit um – früher hab ich das ja gar nicht erzählt, aber ich gehe auch heute bewusst damit um, dass ich in einem Heim war. Dann sieht man die betroffenen Gesichter, und die können überhaupt nichts damit anfangen. Das ist so wie in Hitlers Zeiten man Behinderte weggesperrt hat. Genauso ist das auch mit Heimkindern.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Da ist nie drüber geredet worden. Das wissen eigentlich die Freundinnen von damals her, die wissen das gar nicht. Die wissen es nicht. Weil so viele Menschen wissen es ja sowieso nicht, weil man nicht denen das aufdrängen will und mei, die sagen sich, wie ich schon gesagt hab, mei, war halt mal so. Sie fragen zwar schon mal, warum, ja mei, dann sagt man halt das da, dass es also unverschämt war vom Jugendamt oder auch von den Menschen da, und weil's nicht gestimmt hat, gell. Aber [...] die schütteln es ab. Das interessiert nicht, wie's einem anderen Menschen geht, schon lange nimmer. (Frau, 1940er Jahre)*

Es wird erkennbar, dass die Praxis der Exklusion durchaus nicht immer in der offenen Abwertung des Heimkindes bestehen muss. Die ehemaligen Heimkinder entwickeln ein genaues Sensorium für soziale Interaktionen, das es ihnen ermöglicht, Ausgrenzungsdynamiken wahrzunehmen. Man kann hier wahrscheinlich nicht immer von aggressiven Formen des Ausschlusses sprechen; es wird aber spürbar, dass bestimmte soziale Reaktionen das latent vorhandene Stigma in unheilvoller Weise freisetzen, wodurch es zur ständigen Gefahr der Kontamination sozialer Interaktionen kommt. Auch wenn es von den Interaktionspartner\*innen nicht „böse gemeint“ ist, kann es zu Reaktualisierung des wirkmächtigen Stigmas kommen. Dies gilt auch für den Kontakt mit Behörden, die häufig als Akteure struktureller Gewalt wahrgenommen werden und das Risiko nicht ausgeschlossen werden kann, dass sie sich auch dementsprechend verhalten.

*„Und grad dann mit Behinderung und so, da bist du sowieso Mensch zweiter Klasse. Man hat da immer Paragrafen, Paragrafen, es ist nichts Menschliches. Und die, denen ist doch das wurscht, ob ich jetzt ein Heimkind bin, wo verprügelt und verhauen worden ist, die hat keine Arbeit, die kostet uns Geld, so wirst du auch behandelt. Wie ein Schmarotzer.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die mehr oder weniger dauerhafte und tiefgreifende Erfahrung der Stigmatisierung macht die Anwendung bestimmter sozialer Strategien erforderlich, die von den Betroffenen als funktional erlebt werden. Ein eindrucksvolles Beispiel liefert diese Erzählerin in Bezug auf ihre erste Arbeitsstelle nach der Heimzeit:

*„Ich hab einfach abgeschottet, weil ich hab gesagt, ich hab einfach dicht gemacht. Ich hab mit denen bei W. [Firma, Anm. d. A.] kein Wort geredet. Nur die Chefin, das muss ich wirklich sagen, die war so toll! Die hat gemerkt, die arbeitet gut, die macht alles gut, aber sie redet nicht. Und dann ist die auf mich zugekommen. Immer wieder, immer wieder, die hat nicht aufgegeben. Hab ich ihr – muss ich wirklich sagen, nach sechs Wochen war ich dann bereit, langsam zu sprechen. Hab aber nie gesagt, woher ich komm, wohin ich gehe, gar nichts.“ (Frau, 1940er Jahre)*

„Kein Wort zu reden“ wird als Möglichkeit erkennbar, Ausgrenzungen und Erniedrigungen zu entgehen; zugleich verhindert dies natürlich auch jeglichen Anschluss an das soziale Leben an der Arbeitsstelle. In gewisser Weise ist die Erzählerin bereit, dieses Defizit in Kauf zu nehmen, um direkten Angriffen zu entgehen. Die Strategie erweist sich in gewisser Weise als erfolgreich, da sich die Chefin verständnisvoll und unterstützend verhält. Aber das ehemalige Heimkind vermeidet es dauerhaft zu verraten, „woher ich komm“. Der Mutismus wird hier als Möglichkeit erkennbar, das eigene Selbst zu verbergen. Dieses vollständige Schweigen ist die am Stärksten ausgeprägte Form der Geheimhaltung der eigenen Identität, die wir allen möglichen Abstufungen bei den meisten ehemaligen Heimkindern wiederfinden. Die Verheimlichung wird sehr häufig als funktional erlebt. Man „erspart“ sich negative soziale Reaktionen.

Der Preis, der hierfür nicht selten zu zahlen ist, ist die Einsamkeit. Wir haben weiter oben gesehen, dass sie sich in vielen Fällen als ökonomisch bedingte Nicht-Teilhabe oder Nicht-Zugehörigkeit darstellt. Aber die Wege zur Einsamkeit sind noch wesentlich vielfältiger. Sie haben auch mit gesundheitlichen Problemen zu tun und häufig auch mit einem biografisch bedingten Gefühl, nicht dazu zu gehören zur Welt der Menschen.

*„Ich glaube, die meisten Heimkinderbiografien haben ja zu tun mit dieser Einsamkeit, der die Heimkinder ausgesetzt sind, weil die Bindungen zu den Eltern entweder sehr schlecht sind oder manchmal überhaupt fehlen. Stellen Sie sich mal vor, Sie kommen als Waisenkind in ein Heim, und Vater und Mutter sind tot, ja? Und dann ist sozusagen die Tatsache, dass Sie ein Waisenkind sind, etwas, was Sie sozusagen auf die einsame Existenz auf einem einsamen Stern verweist. Und das ist, denke ich, für viele Heimkinder ein Riesenproblem.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Man kann hier von mangelndem Urvertrauen sprechen oder einem existenziellen Gefühl des Fremdseins. Wir finden immer wieder Berichte, die den Eindruck eines allumfassenden Miss-

trauens erwecken, das auf frühkindliche Erfahrungen der Vernachlässigung und des Verlassenwerdens rückführbar sind. Wir haben gesehen, dass die Heimerziehung häufig nicht dazu geeignet war, solche Belastungen zu kompensieren, sodass es zur Perpetuierung dieser grundlegenden Gefühle des Misstrauens und des Fremdseins kam. Dieses Gefühl ging nicht selten mit der Erfahrung wiederholter Stigmatisierungen einher, sodass sich so etwas wie eine psychosoziale Risikokonstellation für Rückzug und Einsamkeit ausbildete. Unsere Interviewpartner\*innen geben uns zahlreiche und häufig auch sehr bedrückende Schilderungen über das Problem der Einsamkeit, das mit einem tiefen Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit zur sozialen Welt korrespondiert.

*„Und das ist halt alles so schlimm, weil ich bin ein Mensch, der mag unter Leuten sein. Austauschen, ich mag gern ratschen und politisieren, das kann ich mit meinem Mann nicht. [...] Aber es ist – man kommt einfach nicht rein, man ist eigentlich so gebrandmarkt, das ist eine Katastrophe.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Bei dieser Erzählerin ist ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Gesellschaft zu erkennen, aber die „Brandmarkung“ als Heimkind lastet schwer auf ihren Schultern.

*„Und ich kann hinkommen – ich fühl mich immer allein. Auch in der Kirche. Da sind welche da, die sind so bigott, reden jeden Sonntag und bringen nicht mal den Mund auf und sagen Guten Morgen oder sonst was. Und die Heimkinder, die – ich bin offen und alles, und ich komm nicht rein in die Gesellschaft. Wir waren da mal beim Elisabethenverein, sind wir auch allein dort gesessen. Und dann hab ich gesagt, nein, ich geh nimmer hin, weil wenn ich da immer allein dort sitz, da bleib ich daheim, da brauch ich mich nicht ärgern.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Im Unterschied zum oben beschriebenen „funktionalen Mutismus“ bezeichnet sich diese Erzählerin als offen und durchaus gewillt, mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Sie blickt aber offenbar auf eine lange Biografie des Ausschlusses zurück und spürt, dass sie dort, wo sie Anschluss finden möchte, nicht willkommen ist. Letztlich erscheint auch in ihrem Fall der Rückzug in die Einsamkeit als funktional: Zu Hause muss sie sich nicht mehr ärgern, zu Hause bleibt sie von der Erfahrung verschont, nicht akzeptiert zu werden. Allerdings verhindert der soziale Rückzug auch die Möglichkeit, korrigierende Erfahrungen zu machen. In der fortdauernden Einsamkeit bestätigt sich das innere Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit und zur Verfestigung schwerer psychischer Belastungen.

*„Hier draußen [...] ist man mutterseelenalleine, da schau ich halt auch Fernsehen oder ich tu irgendwas, gell. Aber ich sag mir, wenn ich so eben dann alleine bin, da kommt man ja auch viel zum Studieren, und da denk ich mir, mei, was hat denn das eigentlich noch für einen Sinn? Dass man fei manchmal andere Gedanken fühlt, gell. Es ist so! Und dann hält mich aber wieder das zurück, dass mich auch mein anderer Sohn da braucht, das hält mich irgendwie zurück, gell. Aber sonst eigentlich niemand.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In der Einsamkeit wird wieder die früh zugemutete Erfahrung des Vorenthaltes spürbar: Vorenthalten von Liebe und Zuwendung. Die Einsamkeit bietet wenigstens den Schutz vor weiteren Verletzungen, aber sie besitzt die Tendenz, sich gegen den Einsamen zu richten.

Die Analyse der sozialen Exklusion bleibt unvollständig, wenn man nicht das grundlegende Empfinden von Scham in Augenschein nimmt. Wenn weiter oben dargestellt wird, wie ehemalige Heimkinder ihr früheres Leben und damit ihre Identität verschwiegen und geheim gehalten haben, dann kann dies nur unter dem Aspekt der Scham verstanden werden. Man kann sagen, dass die Scham die introjizierte Stigmatisierung ist; sie entsteht aus der inneren Aneignung der Erniedrigung, der Demütigung und der Ausgrenzung. Man gewinnt den Eindruck, dass die ganze Person von der Scham besetzt wird (Wilson et al. 2006).

*„Jetzt hab ich mir überlegt, warum geh ich in keine Wohnung von Bekannten, die immer – komm doch mit und komm doch hoch. Das mag daher kommen, ich fühlte mich immer, wenn ich bei irgendwelchen Bekannten war, als Outsider, als Dreckiger, als eigentlich, der keinen Hintergrund hat wie ein anderer.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es wird hier leicht erkennbar, dass die Scham bestimmten sozialen Verhaltensweisen zugrunde liegt. Wer sich seiner selbst schämt, hat zwangsläufig Schwierigkeiten, sich auf andere Personen einzulassen, sich für Kontakte und soziale Situationen zu öffnen. In jedem sozialen Kontakt lauert das Risiko der Entlarvung. Jede Begegnung kann zu einer Reaktivierung der alten Verletzungen führen, weil man als dummes, moralisch verdorbenes oder kriminelles Heimkind identifiziert und stigmatisiert wird. Die gesamte Biografie steckt voller Gelegenheiten zur Reinszenierung der Stigmatisierung, sei es im beruflichen, im familiären oder im sozialen Kontext. Auch jeder Kontakt mit Institutionen und Behörden birgt das Risiko in sich, die Scham zu verstärken.

*„Und dann hat sich halt das angesammelt, und dann hab ich mir gedacht, mach lieber Insolvenz. Ist egal. Egal, ob sie in der Bank das wissen, in der Gemeinde wissen sie's. Die wissen das ja dann, die kriegen da Bescheid gesagt wahrscheinlich. Aber das macht mir nichts aus. Ich mein, man schämt sich irgendwie schon.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wir sehen, dass nicht allein die Tatsache, ein ehemaliges Heimkind zu sein, die Scham begründet, sondern auch die existenziellen Auswirkungen der Heimsozialisation. Alles, was im Leben schief läuft, birgt das Potential für weitere Verletzungen. Institutionen und Behörden erscheinen als Orte, die aufgrund ihrer Funktionslogik keine Rücksicht nehmen auf die biografische Genese persönlicher Schwierigkeiten. Das Problem, das der institutionellen Behandlung bedarf, ist ein individuelles und implizit selbst verschuldetes. Es darf auch nicht übersehen werden, dass sich Institutionen häufig selbst an den Prozessen der Stigmatisierung beteiligen, dies gilt nicht selten auch für den medizinischen Bereich.

*„Mittlerweile hab' ich ja die, diese F62-0, diese andauernde Persönlichkeitsstörung nach Extrembelastung. Mich haben sie ja mal als schizophren eingestuft, bis sie gemerkt haben, nee, ich bin nicht schizophren, ich bin nur schwerst traumatisiert.“ (Frau, 1950er Jahre)*

In dieser kurzen Sequenz ist das klassische Labeling (Becker 1973) beschrieben, die Etikettierung von Menschen mit Diagnosen, die, wie sich hier zeigt, mit sehr unterschiedlichen Kon-

notationen einhergehen. Die Schizophrenie bietet ein wesentliches größeres Potenzial für Scham als die aufgrund massiver Traumata veränderte Persönlichkeit.

All das zusammenfassend zeigt sich, dass ehemalige Heimkinder häufig seit frühester Kindheit einem vielfältigen Spektrum an wirkmächtigen Zuschreibungen ausgesetzt sind, die ihre sozialen Interaktionen kontaminieren und in vielen Fällen ihre gesamte soziale Existenz beeinflussen. Es ist nicht zu übersehen, dass sich diese Zuschreibungen auch auf die Folgen der Heimerziehung ausweiten. Das Etikett „ehemaliges Heimkind“ wird oft ebenso als Stigma erlebt wie „Heimkind“. Die Betroffenen schämen sich häufig dafür, was sie erlebt haben und dafür, wer sie sind. Es erscheint als tragische Paradoxie, dass nicht jene Menschen, die diesen Mädchen und Jungen Gewalt angetan haben, stigmatisiert werden, sondern die Mädchen und Jungen selbst – auch dann noch, wenn sie zu Frauen und Männern geworden sind, die sich in ihrem Bemühen, sich beruflich zu entwickeln und sozial zu entfalten, vielfältigen Hindernissen gegenüber sehen. Viele von ihnen wählen den sozialen Rückzug und die Einsamkeit als Strategie, um die psychischen Belastungen der sozialen Diskriminierung abzumildern und kontrollieren zu können. Sie schämen sich auch dafür und die sie umgebende Gesellschaft scheint ihnen wenig Gelegenheit zu geben, korrigierende Erfahrungen zu machen.

#### 8.2.2.3 Belastete Beziehungen, belastete Familien

In den Berichten unserer Interviewpartner\*innen finden wir eine deutliche Häufung problematischen Beziehungsgeschehens, das vielfach in zum Teil wiederholte Trennungen oder Scheidungen mündet. Die Beziehungsbiografien wirken insgesamt belastet und sind gekennzeichnet von Brüchen und vielfältigen Schwierigkeiten.<sup>82</sup> Nicht zu übersehen sind aber auch Verläufe, aus denen die Bewältigung und Überwindung problematischer Beziehungsmuster im Lebenslauf erkennbar wird.

Bevor hier der Versuch unternommen wird, das Problem theoretisch zu erfassen, soll zunächst auf bestimmte Konstellation hingewiesen werden, die immer wieder berichtet werden: Die Beziehungspartner\*innen ehemaliger Heimkinder sind häufig selbst aufgrund biografischer Vorerfahrungen belastet. Einige von ihnen leiden unter psychischen Erkrankungen oder Süchten und haben aufgrund ihrer Sozialisation ihrerseits Schwierigkeiten, sich auf tragfähige Beziehungen einzulassen. Es kommt nicht selten vor, dass ehemalige Heimkinder mit anderen ehemaligen Heimkindern Partnerschaften eingehen und vor der Aufgabe der ge-

---

<sup>82</sup> Hinweise finden wir auch in der Statistik zum Familienstand aus der schriftlichen Befragung. Während in der Bevölkerung bei den 45-65jährigen der Anteil der Geschiedenen bei 13,7% liegt, finden wir bei den Heimkindern einen Anteil von 23%. Bei den über 65jährigen wird der Unterschied noch deutlicher. Während 7,4% in der Bevölkerungsstatistik den Status geschieden angeben, tun dies in unserer Befragung der Heimkinder dreimal so viele (22%). Entsprechend höher ist bei den Heimkindern auch der Anteil der Ledigen. Bei den 45-65jährigen liegt er bei 25,4% (Bevölkerung 14,8%), bei den über 65jährigen liegt er bei 10,9% (Bevölkerung 4,7%) (siehe Statistisches Bundesamt 2017, S. 57).



meinsamen Bewältigung der Auswirkungen der Heimsozialisation stehen. Einige weibliche Interviewpartner\*innen berichten über frühe Schwangerschaften, die sie – vor dem Hintergrund unsicherer Beziehungen – vor besonders große Herausforderungen stellte. Vereinzelt wird von heftigen Konflikten und Gewalt in der Partnerschaft berichtet. Möglicherweise sind dies auch die Gründe dafür, dass weibliche Heimkinder etwas häufiger kinderlos bleiben.<sup>83</sup>

Vieles von dem, was im Zusammenhang mit sozialen Problemen berichtet wurde, spielt naturgemäß auch im Zusammenhang mit Partnerschaften eine bedeutsame Rolle. Man muss sich letztlich das gesamte Spektrum von Belastungen während der Heimzeit, die daraus resultierenden Initialreaktionen und die Verwobenheit der Langzeitfolgen vor Augen führen, um die Risiken einschätzen zu können, mit denen Partnerschaften ehemaliger Heimkinder potenziell belastet sein können. Wir werden weiter unten sehen, dass Partnerschaften in vielen Fällen zu einer außerordentlich tragfähigen Ressource der Lebensbewältigung geworden sind. An dieser Stelle soll aber erfasst werden, in welcher Weise die Probleme der Heimerziehung in die Partnerschaften der Erwachsenen hineinwirkten – zumal dann, wenn die Partner\*innen dieser Erwachsenen ebenfalls biografisch vorbelastet sind.

Eine detaillierte Auswertung der Interviews macht deutlich, dass das Spannungsfeld der Partnerschaften, auf dem sich ehemalige Heimkinder bewegen, im Wesentlichen von zwei Polaritäten begrenzt ist. Diese verdienen eine genauere Analyse und für ihre terminologische Erfassung scheint sich eine ganze Reihe von Begriffen zu eignen. Ganz allgemein haben diese Polaritäten einerseits mit dem menschlichen Bedürfnis nach Nähe und Bindung zu tun, andererseits mit dem Streben nach Unabhängigkeit und selbständiger Lebensgestaltung. Insofern sich diese Polaritäten mit den psychodynamisch fundierten Begriffen der Abhängigkeit und Autonomie beschreiben lassen, könnte man von einem allgemeinen menschlichen Konflikt sprechen, der naturgemäß auf alle Partnerschaften einwirkt. Wir können aber erkennen, dass dieses Spannungsfeld bei ehemaligen Heimkindern biografisch unter spezifischen Bedingungen aufgefächert wurde, woraus sich zumindest ansatzweise Muster identifizieren lassen, die für Heimkinder typisch sein könnten. Im Folgenden werden diese beiden Polaritäten unter Zuhilfenahme von Interviewzitate genauer beschrieben.

### **Fremdbestimmung, Reinszenierung von Autoritätsverhältnissen**

Die Erfüllung des Wunsches nach menschlicher Nähe, Zuneigung und Sexualität war für viele ehemalige Heimkinder mit einer Reihe von Risiken behaftet. Wir haben dies unter anderem bereits im Zusammenhang mit dem Problem der Reviktimisierung und der Ausbeutung beschrieben. Diese beiden Dynamiken haben neben den dargestellten Mustern im Bereich von

---

<sup>83</sup> Der Anteil der kinderlosen Frauen unter den Heimkindern liegt bei den 45-65jährigen bei 30% (Bevölkerung 18%), bei den über 65jährigen bei 19% (Bevölkerung 13%) (siehe Statistisches Bundesamt 2017, S. 59).

Ausbildungs- und Berufsbiografien auch eine mindestens ebenso bedeutsame „private Dimension“. Diese bestand darin, dass viele ehemalige Heimkinder in ihren Partnerschaften „ausgenutzt“ wurden. Da sie häufig über wenige soziale und ökonomische Ressourcen verfügten, landeten sie in Abhängigkeitsverhältnissen, innerhalb derer das Problem der Fremdbestimmung, von dem bereits die Heimzeit geprägt war, unbewusst reinszeniert wurde. Der Beziehungspartner (in den meisten Fällen handelte es sich hier um Männer), dessen Familie oder auch die Familie des ehemaligen Heimkindes traten in gewisser Weise in die Fußstapfen der Heimerzieher\*innen und benutzten deren Wunsch nach Zuneigung, um über das Leben ihrer Partnerinnen zu bestimmen.

*„Ich weiß, ich hab‘, damals war mal mit einem Studenten befreundet, das war ein Tiermediziner, dachte, er würd’s ehrlich meinen. Und er hätt’ sich auch gern mit mir richtig angefreundet, aber das durfte ich wegen meiner Eltern wieder nicht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Mein Mann wollte darüber dann auch nicht so viel wissen, und weil seine Mutter schon immer geschimpft hatte da drüber und immer nur gesagt hat, hättest du doch die geheiratet und nicht die, so ein Heimkind. Und da wurde man automatisch immer so ein bisschen runtergebuttert.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Ja, gut, ich bin – meine erste Beziehung, da bin ich 17 gewesen. Mit dem war ich elf Jahre zusammen. Das war meine fürchterliche Beziehung, weil er mir eben immer wieder signalisiert hat, dass ich es ja eigentlich nicht wert bin und ich ja froh sein kann, überhaupt einen abgekriegt zu haben. Also der hat das bewusst auch gespielt, auf dieser Klaviatur.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Ja, da hab ich immer brav – treu und brav das gemacht. Mein Mann hat gesagt, das musst du machen und das, ja, mein Mann war 13 Jahre älter wie ich, und da hat man dann automatisch immer sich angepasst. Ich hab mich mein Leben lang anpassen müssen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wir erfahren, dass Männer entscheiden, wie viele Kinder ihre Frauen kriegen, ob sie arbeiten dürfen, was sie arbeiten müssen, mit wem sie Kontakt haben dürfen oder dass sie keine Psychotherapie machen dürfen. Es ist hier sehr deutlich die Wiederholung der Praxis der Entmündigung aus der Heimerziehung zu erkennen. Dahinter steckt der kontaminierte Selbstwert des ehemaligen Heimkindes, das verinnerlichte Gefühl, kein Recht auf die Durchsetzung eigener Wünsche zu haben und keine Forderungen stellen zu dürfen. Es wirken hier wieder die mit der Heimbiografie assoziierten Stigmata und die Scham, die es verbietet, ungerechtfertigte Zumutungen als solche zu erkennen und sich gegen diese zur Wehr zu setzen. Erst wenn in einer solchen Beziehung das eigene Leben unmittelbar gefährdet ist, setzen Widerstandsressourcen ein.

*A: Er hat immer gut gearbeitet. Das war ein seelenguter Mensch! Ein seelenguter Mensch! Und immer, ich hab mein Geld gehabt, alles, die Kinder haben immer ihr Essen gehabt, auch zum Anziehen und alles, wirklich! Also das war ein Arbeiter, aber wie! Aber gesoffen wenn er hat, da hab ich schon alles Werkzeug, äh, Werkzeug sag ich, Besteck wegräumen müssen, weil der dann [...] Der hat einmal vor die Kinder, dass meine Augen schon –*

*I: Hat er sie gewürgt?*

*A: Dann hab ich ihm wirklich zwischen die Füße, aber so, dass er – aber dann hat er geschrien, ja (Frau, 1940er Jahre)*

All das, was von der Interviewpartnerin in dieser Sequenz nicht ausgesprochen werden kann, verweist auf den Übergang von Fremdbestimmung zu direkter Gewalt, der sich ähnlich unberechenbar präsentiert wie während der Zeit im Heim. Der Wunsch, mit diesem „seelenguten“ Menschen eine befriedigende Partnerschaft und eine „normale“ Familie zu haben, scheitert am Agieren des Täters, von dem sich zu trennen schließlich zum einzigen Ausweg der Erzählerin wird. Dies schließt nicht aus, den Vater der Kinder auch im Nachhinein noch als seelenguten Menschen zu idealisieren, um dem vertrauten Stigma des Scheiterns eine positive Wertung entgegenzusetzen.

Das Problem der Reviktimisierung zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit im Zusammenhang mit der sexuellen Ausbeutung ehemaliger Heimkinder. Es handelt sich vielfach um Kinder, denen niemals zugestanden wurde, die eigenen Grenzen wahrzunehmen, über ihren Körper zu bestimmen und aktive Entscheidungen darüber zu treffen, was sie möchten und was sie nicht möchten. Es wurde über diese Kinder bis weit hinein ins Jugendalter in jeder Hinsicht verfügt. Die Fremdbestimmung nahm in vielen Fällen die Körper der Mädchen und Jungen in Besitz; diese Kinder konnten keine innere Instanz entwickeln, die Gefährdungen wahrnehmen konnte und die es ermöglicht hätte, eigene Gefühle als Richtschnur für eigenes Handeln zu nutzen. Das folgende Zitat stammt von einer Interviewpartnerin, die in ihrer Kindheit sowohl im Heim als auch in ihrer Familie sexuell misshandelt worden war.

*„Und ich hab’ mir auch damals – jetzt weiß ich’s, dass ich mir damals Anerkennung g’sucht hab’, ne?, wenn die Männer von mir was wollten, ne? Ich hab’ da auch nicht naa sagen können oder wollen oder ... Ich hab’ mich nicht abgrenzen können.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Nicht „nein“ sagen zu können ist der Ausdruck des kontaminierten Selbstwerts und der introjizierten Stigmatisierung. Es besteht aber der Wunsch nach Anerkennung, Zuneigung und Liebe. Die Biografie der vollständigen Fremdbestimmung erzeugt einen Modus der Orientierung nach außen, der immer wieder neue Gefährdungssituationen schafft. Es entwickelt sich ein erhebliches Risiko von wiederholten Reviktimisierungen, die sich im Rahmen von Beziehungen in sexueller Ausbeutung, psychischer oder körperlicher Gewalt, ungerechter Rollenverteilung und fortwährender Entwertung manifestieren können.

## Vermeidung von Nähe

Wenn die im vorherigen Abschnitt beschriebenen Beobachtungen unter dem Aspekt der Abhängigkeit skizziert werden können, dann beziehen sich die folgenden Ausführungen auf deren psychodynamisch beschreibbaren Gegenpol der Autonomie. Man könnte sehr verkürzt sagen, dass die hier beschriebenen Probleme ihren Ursprung in dem Bemühen haben, all das zu vermeiden, was im Zusammenhang mit Fremdbestimmung, Reviktimisierung und Abhängigkeit dargestellt wurde. Der Preis, der für diese Vermeidung zu zahlen ist, ist der Mangel an vertrauensvoller Intimität.

Wir finden eine große Anzahl von Berichten, in denen ehemalige Heimkinder schildern, dass sie keine „echten Gefühle“ entwickeln oder sich auf keine „richtige Nähe „einlassen können oder wollen. Traumatheoretisch könnte man hier in manchen Fällen von einer „Abstumpfung“ von Gefühlen im Sinne dissoziativer Reaktionen sprechen. Hierbei kann eine während der Kindheit entwickelte Überlebensreaktion durchscheinen, die es notwendig machte, Gefühle von Schmerz, Angst, Panik, Verzweiflung und Hilflosigkeit nicht oder nur vermindert wahrzunehmen, um das Ausgesetztsein gegenüber unkalkulierbarer Gewalt überhaupt aushalten zu können und psychisch zu überleben.

Dieses auch als „numb“ bezeichnete Gefühl der Abstumpfung mutet uns in manchen Erzählungen über Beziehungserfahrungen an. Es entsteht der Eindruck, dass die mit den Partnerschaften zusammenhängenden Gefühle irgendwie „gebremst“ sind.

Jenseits von dissoziativen Phänomenen gründet aber fehlende Intimität und zwischenmenschliche Nähe auf einer intentionalen Vermeidung. Es wird dabei erkennbar, dass es den ehemaligen Heimkindern darum geht, sich nicht auszusetzen, sich nicht einzulassen, die Kontrolle zu bewahren. Ganz offensichtlich geht es um das starke Bemühen, die lange Zeit dominierende Erfahrung der Fremdbestimmung die unbedingte Aufrechterhaltung der erwachsenen Selbstbestimmung entgegenzusetzen. Jede weitergehende Öffnung gegenüber einem anderen Menschen stellt eine potenzielle Bedrohung dieser Art der Selbstbestimmung dar.

*„Und irgendwann hab' ich mir gedacht, ich kann nicht mehr, ich kann keinen Mann ... Irgendwann hab' ich mich dann total dagegen gestäubt, hätte vielleicht auch Ehrliche finden können, die wirklich Interesse an mir haben, aber ich konnte nicht mehr. Der Gedanke daran ..., ist auch heute so bei mir: Wenn ich denk' ... Wenn sich jemand mir nähern wollte, ich krieg' dann so eine Angst.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Angesichts der Biografie der Erzählerin ist zu vermuten, dass sie hier von der Angst vor erneuter sexueller Reviktimisierung und Ausbeutung spricht. In allgemeinerer Form geht es hier auch um die Angst vor emotionaler und körperlicher Nähe, um die Angst vor Kontrollverlust. Nicht nur sexuelle Traumatisierungen, sondern eine generalisierte Angst vor Nähe

und dem möglichen Verlust von Kontrolle, begründet die Hinweise auf sexuelle Probleme in der Partnerschaft, die von manchen Interviewpartner\*innen gegeben werden. Das Problem der notwendigen Distanz stellt sich durchaus auch in als befriedigend und funktionierend erlebten Partnerschaften.

*„Ich hab viel mit mir ausgemacht. Übrigens auch heute noch. Also wenn mein Mann mich dann schon mal fragt, ich liebe ihn über alles, also ist schon wirklich – dass ich überhaupt in der Lage bin, einen Menschen so zu lieben, das ist schon bewundernswert. Aber wenn der dann so fragt, na ja, wieviel Prozent Vertrauen hab ich denn schon von dir, dann sag ich immer, keine 100. Es ist immer eine A. [Erzählerin selbst, Anm. d. A.], die auf Absprung ist. Es könnte ja sein, dass er kommt und sagt, ich hab eine andere. Oder ich lieb dich nicht mehr. Dann hab ich einen Plan B.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Diese eindrucksvolle Schilderung macht das Spannungsfeld zwischen dem Bestreben nach Unabhängigkeit und dem Wunsch nach Beziehung besonders deutlich. Die Erzählerin legt Wert auf die Feststellung, viel „mit sich auszumachen“. Trotz der gelingenden und emotional erfüllenden Partnerschaft gibt es aber einen spürbaren Bereich des Misstrauens, der nicht aufgegeben werden darf, da er einen Art Schutzwall vor unkontrollierbaren Gefühlen bietet, die mit existenziellen Ängsten verbunden sein könnten. Das Misstrauen und die Vermeidung allzu großer Nähe erfüllen ganz offensichtlich die Funktion des Schutzes. Nach all den Erfahrungen des Ausgesetztseins geht es darum, weitere Verletzungen zu vermeiden.

*„Also ich würde mir jetzt persönlich ganz klar eine krasse Beziehungsstörung einräumen (lacht). Und drum ist das immer so anders jetzt, sag ich mal, wie für einen stabilen Typen, der da nicht so negative Erfahrungen gemacht hat. Der geht auch anders um, glaub ich, mit irgendwelchen Antworten. Unsereins – also ich, wenn ich nur von mir rede – ich geh auch erstmal – ich versuch immer, einen lockeren Eindruck zu machen. Ich versuch immer, unangreifbar zu wirken. Ich versuch immer – ich bin so gesehen irgendwie so eine Art Showmaker. Das ist mir irgendwann aufgefallen. Ich war dann auch selbständig mein Leben lang. Also wenn ich nach außen gehe, versuch ich irgendwie immer, was zu zeigen, das dazu führt, dass mich keiner angreift. Aber unten drunter schaut´s halt sowas von anders aus. Und da hab ich aber auch Jahrzehnte gebraucht um das überhaupt zu bemerken, wie ich da auf der Ebene unten drunter eigentlich umgehe mit einem zweiten Menschen. Und das hab ich halt über mich rausgefunden, dass selbst meine Frau permanent da Stress für mich ist, wenn wir in einem Raum sitzen. Ja, ist schon verrückt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Der Erzähler sieht beides: Seine Strategien des Schutzes und das, was zu schützen unbedingt notwendig ist. Nicht „angreifbar“ zu sein heißt im wörtlichen Sinne, von seiner Frau nicht wirklich erreichbar zu sein. Niemand kann dieses ehemalige Heimkind „angreifen“, weder in aggressiver noch in zärtlicher Manier. Genau darin zeigt sich das Problem der unbedingten Autonomie, von dem so viele Interviewpartner\*innen berichten. Nach all den zugefügten Verletzungen nicht mehr verletzbar zu sein, stellt ein nachvollziehbares Bestreben dar, das aber intime Beziehungen in negativer Weise beeinträchtigen kann. Hier stoßen wir auch wieder auf die beschriebenen Probleme der Stigmatisierung und der Scham. Besonders markant und aussagekräftig sind solche Schilderungen, denen zufolge Paare ehemaliger Heim-

kinder über viele Jahre voreinander geheim halten, dass sie jeweils im Heim aufgewachsen sind. Dahinter liegen die ausgeprägte Scham und die Angst, die/den jeweilige/n Partner/in zu verlieren, wenn sich herausstellt, wo man sozialisiert wurde. Hier greifen die weiter oben beschriebenen gesellschaftlichen Stigmatisierungsprozesse sehr unmittelbar in die Partnerschaften der ehemaligen Heimkinder ein. Sich seiner selbst und seiner Herkunft zu schämen stellt eine schwierige Voraussetzung für eine Beziehung dar. Scham, Angst und Misstrauen bilden ein latentes emotionales Risikopotenzial, das es zuweilen verhindert, sich auf allzu große Nähe einzulassen. Ein Interviewpartner berichtet, dass er seiner Frau erst von seiner Heimsozialisation erzählte, als sie mit ihm zusammenzog:

*„Beim Umzug, wie ich von T. nach S. im LKW gefahren bin, dann hab' ich ihr mittendrin gezählt, dass ich ein Heimkind bin. Und da sagt sie, da ist sie ... Hat sie mir später erst g'sagt, sie ist so erschrocken, wie sie das g'hört hat! [...] Sie war ja da in diesem psychologischen Dienst gewesen [...] Und da hat sie gewusst, dass Heimkinder besonders, ja, schwierig sind. Sagen wir mal so. Das hat sie gewusst [...]. Ja, das erste Mal gesprochen. Das hätt' ich nie machen sollen.“  
(Mann, 1940er Jahre)*

Die Beziehung hielt zwar, aber die Partnerin des Erzählers sei nach dieser Offenbarung deutlich auf Distanz gegangen. Die tiefen Ängste vor Stigmatisierung erweisen sich also als nicht unbegründet.

Diese Berichte reihen sich in eine ganze Serie von Erzählungen ein, in denen davon die Rede ist, dass man andere nicht wirklich an sich heranlässt, dass Beziehungen nicht innig erlebt werden und dass keine tatsächliche Nähe zugelassen werden kann. Es geht dabei immer um den Schutz des Selbst vor Fremdbestimmung und Kontrollverlust. Dieser Schutz ist funktional. Er stellt die Möglichkeit des Erwachsenen dar, all das abzuwehren, was ihm als Kind angetan und zugemutet wurde. Diese Erwachsenen sind in vielen Fällen bereit, Einschränkungen in Bezug auf Intimität und zwischenmenschlicher Nähe in Kauf zu nehmen, um potenzielle Verletzungen zu vermeiden. Dies geschieht nicht selten zu Lasten befriedigender Beziehungen, die auch Erfahrungen von Abhängigkeit und Kontrollverlust erforderlich machen würden. Wir haben oben gesehen, dass dieser Selbstschutz in ausgeprägter Form das Risiko von dauerhafter Einsamkeit in sich trägt.

Es ist intuitiv nachvollziehbar, dass die hier beschriebenen Dynamiken nicht nur auf Partnerschaften, sondern auch familiäre Beziehungen einen problematischen Einfluss ausüben. Da sich dieser Bericht primär auf die Heimerziehung konzentriert, können hier keine ausführlicheren Angaben zur Entwicklung von Beziehungen zwischen ehemaligen Heimkindern im Erwachsenenalter und ihren ins Alter gekommenen Eltern gemacht werden. Wir erfahren aber unter anderem, dass die Enttäuschung darüber, dass man als Kind im Heim abgegeben wurde und dass Eltern auch im weiteren Lebensverlauf kein Interesse gezeigt haben, keine „Versöhnung“ zulässt.

*„Nee, ich wollt auch mit ihr keinen Kontakt haben. Ich hab zu ihr gesagt, ich bin in einem Alter, du hast mich als Kind hocken lassen, jetzt brauch ich dich auch nicht. Und dann war sie alt und krank, dann hat sie gemeint, ob ich ihr nicht helfen kann, ein bisschen pflegen. Was?, hab ich gesagt, hoffentlich verreckst du bald und bin gegangen. Ich weiß, es ist nicht schön, aber das war die Frau, wo mich auf die Welt gebracht hat und mehr nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

So unterschiedlich die Biografien der ehemaligen Heimkinder sind, so unterschiedlich sind deren Beziehungen zu deren Eltern und ihren Geschwistern. Einige erlebten und erleben ihre Herkunftsfamilie als Ressource, doch die meisten Interviewpartner\*innen berichten von nicht vorhandenen oder sehr brüchigen und inkonsistenten familiären Beziehungen. An dieser Stelle ist auf das Problem der transgenerationalen Weitergabe von Traumatisierungen zu verweisen (Schneider & Süß 2015; Fritz 2018). Die Eltern der meisten von uns befragten Heimkinder gehören der Kriegsgeneration an. Aus einigen Schilderungen geht hervor, dass diese Menschen unvorstellbar grausame Erfahrungen machen mussten. Viele Mütter wurden Opfer von Vergewaltigungen, viele Eltern mussten flüchten oder den Verlust von Verwandten verkraften. Man muss immer sehen, dass diese Frauen und Männer nicht einfach nur Eltern sind, sondern vor ihrer Elternschaft, am Übergang zur Elternschaft und in der frühen Phase ihrer Elternschaft vielfach um ihr nacktes Überleben kämpfen mussten – unter der Bedingung von Gewalt, Hunger, Trauer und Ungewissheit. Es geht hier nicht um die Frage, welche Schuld diese Frauen und Männer im Umgang mit ihren Kindern auf sich geladen haben, es geht vielmehr um die Feststellung, dass das Trauma der Eltern nicht einfach nur zu den Eltern „gehört“, sondern sich auf vielfältigen Kanälen einen oft wirkmächtigen Weg in das Leben ihrer Kinder und Kindeskinde bahnt (Papoušek et al. 2010). Der Schrecken des Krieges und des Nationalsozialismus endet nicht mit dem Krieg und dem Nationalsozialismus. Die von uns befragten ehemaligen Heimkinder hatten häufig gebrochene, verletzte, erschöpfte Eltern, die in ihrem eigenen Überlebenskampf gefangen waren, der sich sowohl auf physisches als auch auf psychisches Erleben bezog. Die Belastung ihrer Kinder beschränkt sich nicht einfach nur darauf, dass sie ins Heim abgeschoben wurden, weil den Eltern die materiellen und psychischen Voraussetzungen fehlten, Kinder zu versorgen. Die Probleme sind wesentlich vielfältiger. Sie haben mit Sozialisationsbedingungen im Nationalsozialismus ebenso zu tun wie mit der Tabuisierung von Familiengeheimnissen und der Übertragung subtiler und unbewusster Aufträge an die nächste Generation, die etwas lösen muss, was die Kriegsgeneration nicht lösen konnte. Die Last des Erbes der Kriegsgeneration kann vielfältige Formen annehmen; ohne Zweifel beeinträchtigt sie aber nachhaltig die Beziehungen zwischen den ehemaligen Heimkindern und ihren Eltern. Die Beschreibungen unserer Interviewpartner\*innen bewegen sich zwischen offener Wut auf die Eltern und deren uneingeschränkter Idealisierung. Immer wirkt der Schmerz des Krieges und immer gibt die Psyche Rätsel auf, auch wenn sich die materiellen Bedingungen der Existenz schon längst verbessert haben.

Dem Prinzip der transgenerationalen Weitergabe von Belastungen folgend gibt es bei den ehemaligen Heimkindern naturgemäß auch in Bezug auf die eigenen Kinder ein vielfältiges Spektrum an Beziehungsqualitäten. In einigen Fällen wird die selbst gegründete Familie zur zentralen Lebensressource. Den eigenen Kindern wird ein Aufwachsen ermöglicht, das im starken Gegensatz zur eigenen Heimsozialisation steht.

*„Ich hab' alles für meine Kinder gemacht, dass sie – weil ich gesagt hab', wenn ich mal Kinder hab', dann mach' ich alles, was in meinen Kräften nach Wissen und Gewissen, dass sie zu anständigen Menschen [werden]“ (Frau, 1940er Jahre)*

Viele Interviewpartner\*innen berichten von Trennungen und Scheidungen, wobei die Kinder zum Teil schon sehr früh erheblichen Belastungen ausgesetzt sind. Im folgenden Zitat deuten sich Aspekte an, die die Beziehungen ehemaliger Heimkinder belasten und sich auf die Folgegeneration übertragen. In diesem Fall scheint der männliche Erzähler in eine Dynamik der Fremdbestimmung geraten zu sein.

*„Ich hab mich auch von Anfang an um ihn [den Sohn, Anm. d. A.] gekümmert, war auch bei der Geburt dabei. Aber wir konnten keine Beziehung werden, das war relativ schnell klar, dass das nicht geht. Und wie sich später rausgestellt hatte, wollte sie eh nur einen Erzeuger, das hat sie dann nochmal gemacht, und nicht gut gelaufen. Also es war für meinen Sohn – der ist auch mit Handicaps großgeworden, von vornherein.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Aber auch unabhängig von Trennung und Scheidung und den damit verbundenen Auswirkungen auf Kinder scheinen eigene frühe Erfahrungen das Verhältnis zu den eigenen Kindern und zu Kindern im Allgemeinen schwerwiegend zu beeinträchtigen. Die Abwehr von Nähe bezieht sich zuweilen nicht nur auf die Paarebene, sondern auch auf die Kinder.

*„Aber ich bin halt so, dass ich – und meine Kinder, denen kann ich heute nicht sagen, ich hab dich lieb oder streicheln, das geht nicht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Im folgenden Zitat wird deutlich, dass eine solche Abwehr offenbar auch auf selbst erlebte Traumata zurückgeführt werden muss.

*„Ein Säugling auf den Arm nehmen, da krieg ich Schweißausbrüche. Da krieg ich Herzrasen, da krieg ich alle Zustände und denk mir, pfff (prustet) Hilfe, Hilfe! Ja, richtig Angst. Und wenn die dann mal so vier, fünf werden, dann ist das ganz nett, dann kann man sich mit denen unterhalten, dann ist das nett. Aber so diese kleinen Würmchen, woah [...]. Das kann ich nicht beschreiben. Das kann ich nicht sagen. Das ist eine innere Abwehr.“ (Frau, 1950er Jahre)*

In Momenten, in denen sich Betroffene mit Kindern konfrontiert sehen, besteht das Risiko, dass die Ängste des Kindes, dass sie selbst waren, unerbittlich reaktiviert werden. Viele Beziehungs- und Empfindungsqualitäten, die den Heimkindern vorenthalten wurden, sind für diese, wenn sie erwachsen geworden sind, häufig nicht verfügbar. Auf diese Weise wird deren eigenes Verhältnis zu ihren Kindern nachhaltig beeinträchtigt. Diese Dynamik dürfte auch dafür verantwortlich sein, dass manche ehemalige Heimkinder die Heimkinder der „Nachfolgegeneration“ oder andere marginalisierte Gruppen wie Flüchtlinge deshalb abwerten, weil diese es „besser“ haben als sie selbst.



Die zahlreichen Schilderungen, die sich auf die Unfähigkeit des Herstellens von Nähe zu den eigenen Kindern beziehen, korrespondieren mit der Beobachtung, dass sich die Beziehungen zu den eigenen Kindern im Lebenslauf häufig diskontinuierlich gestalten. Es ist hier unschwer eine Reinszenierung des Beziehungsmusters der ehemaligen Heimkinder zu ihren eigenen Eltern zu erkennen. In manchen Fällen kommt es vor, dass auch die eigenen Kinder zumindest zeitweise im Heim untergebracht werden müssen – mit gravierenden Folgen für die Eltern-Kind-Beziehung.

*„Damals, da war der Verstand auch anders, und die Zeit war anders. Das ist heut ganz anders wie – ja, [...], das war [...] 1972, war das, ja, hab' ich ins Krankenhaus müssen, weil ich so Blutungen gehabt hab', bin ich ausgeschabt worden. Und dann hab' ich halt meine anderen – die erste Tochter hab' ich dann zur Schwägerin getan, und die anderen drei hab' ich halt ins Heim tun müssen. Und dann, das schmeißt mir heut' die Tochter auch noch vor, ich hätt' sie abgeschoben und ins Heim getan. Hab' ich gesagt, Menschskinder, jetzt hör' mal das Spinnen auf! Ich hab' dich g'rad ins Heim getan, ich hab' ins Krankenhaus müssen! Hätt' ich's nicht gemacht, dann wär' ich verblutet. Ja, und du hast mich nicht mögen [...]“ (Frau, 1940er Jahre)*

Einer ganzen Serie von Belastungsfaktoren für das Verhältnis zwischen der Mutter und ihren Kindern wird hier sichtbar: Gesundheitliche Probleme, fehlende sozialen Ressourcen, Schuld, schlechtes Gewissen, Vernachlässigung, Fremdbestimmung, Konflikthaftigkeit und die vielleicht nicht beabsichtigte Unterstellung, dass die Mutter nicht mehr am Leben wäre, wenn den Kindern dieser Heimaufenthalt erspart geblieben wäre. In der Formulierung „Hätt' ich's nicht gemacht, dann wär' ich verblutet“ kommt die ganze Not der Eltern, die ihren Kindern eine Heimunterbringung zumuten müssen, zum Ausdruck. Es ist klar, dass solche Dynamiken dazu geeignet sind, dass die existenzielle Last der Eltern auf mehr oder weniger subtilen Kanälen auf deren Kinder übertragen wird. Und es kann sein, dass die Wut und die Vorwürfe der Kinder mit solchen ihnen aufgebürdeten Belastungen zu tun haben. Es sind aber nicht nur die Unterbringung im Heim und Trennungen und Scheidungen, die zu der auffälligen Diskontinuität im Verhältnis zwischen ehemaligen Heimkindern und ihren Kindern beitragen. Viele ihrer Töchter und Söhne wenden sich im Verlaufe ihres Lebens von den Eltern ab und hinterlassen eine gravierende Lücke im Dasein der ehemaligen Heimkinder.

*„Oh mei! Die erste Tochter [...] – die wird jetzt heuer 53 – die hat gesagt mit 17 ½ Jahren, wenn sie 18 ist, dann sind wir für sie gestorben. Dann haben wir gefragt, warum. Hat sie gesagt, weil mit so einer Idiotenfamilie muss sie sich schämen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Das Stigma der Eltern als „Heimkinder“ lastet in einigen Fällen schwer auf deren Kinder. Das Problem der transgenerationalen Belastungen zeigt sich überdeutlich, wenn auch Mütter der nächsten Generation als „Zigeunerweib“ oder „Hure“ beschimpft werden und deren Kinder zwangsläufig nicht Fuß fassen können innerhalb des entsprechenden sozialen Milieus. Es sind aber häufig nicht allein soziale Dynamiken, die das Leben der Kinder beeinträchtigen, sondern auch die gesundheitlichen Belastungen ihrer Eltern, insbesondere auch dann, wenn die Mütter in der Schwangerschaft körperlich und psychisch beeinträchtigt sind.

*„Und dann hatte ich noch dazu, meine erste Tochter, die ich zur Welt brachte, 1978 kam meine erste Tochter zur Welt, mit einem schweren Herzfehler. Die ist mit zehn Monaten gestorben. Ein Junge wär' schon mal besser gewesen bei den Schwiegereltern. Dann, die andere Tochter, die danach auf die Welt kam, da hatte man ja auch, muss ich dazusagen, aus Angst vor dem ganzen Gerede meine Schwangerschaft noch verheimlicht [...]. Dann, meine andere Tochter hat halt auch eine Behinderung gehabt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Durch die gesundheitlichen und sozialen Belastungen, unter denen viele ehemalige Heimkinder leiden, entstehen auch Risikokonstellationen für deren Kinder. Es fällt auf, dass mehrere unserer Interviewpartner\*innen davon berichten, dass eines ihrer Kinder durch Krankheit oder Unfall verstorben ist. Auch ist die Rede von nachhaltigen psychischen bzw. psychiatrischen Belastungen auf Seiten von Töchtern und Söhnen. Die Spur des Traumas ließe sich bei genauerer Betrachtung in den meisten Fällen mindestens bis zur Großelterngeneration zurückverfolgen. Es ist der Heimerziehung in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg der Vorwurf zu machen, dass sie nichts getan hat, um diese Spur des Traumas zu unterbrechen, sodass auch für die Nachfolgegeneration erhebliche Entwicklungsrisiken in Kauf genommen wurden.

#### 8.2.2.4 Psychische Belastungen, posttraumatische Dynamiken

Man kann den Bereich der psychischen Belastungen nicht unabhängig von Beziehungsproblemen, sozialen und beruflichen Schwierigkeiten diskutieren (siehe dazu auch unsere quantitativen Ergebnisse weiter oben). Man wird auch erkennen, dass dieser Bereich in engem Zusammenhang zu Fragen der Bewältigung steht. Dennoch wird in diesem Abschnitt der Versuch unternommen, Symptomausprägungen zu beschreiben, die das psychische Leiden vieler ehemaliger Heimkinder zum Ausdruck bringen. Es kann dieses Leiden nur unter Inkaufnahme eines erheblichen Informationsverlustes in Kategorien einer klinischen Nosologie dargestellt werden (Mosser 2018). Es wird daher im Folgenden versucht, eine den Symptommanifestationen zugrundeliegende Logik zu ergründen. Diese Logik kann zu großen Teilen unter Zuhilfenahme einer traumatheoretisch fundierten Terminologie beschrieben werden. Über das Wesen dessen, was hier mit dem Begriff „Trauma“ erfasst werden soll, haben wir uns ausführlich in Kapitel 7 („Das Leben im Heim unter dem Fokus auf Gewalt“) auseinandergesetzt. Man kann sagen, dass ein unermessliches Feld potenziell traumatogener Lebensereignisse existiert, die das Risiko zur Entwicklung psychischer Erkrankungen begründen (Mullen et al. 1996). Dies wurde im Abschnitt „Initiale Reaktionen“ deutlich nachgewiesen. Wir werden sehen, dass die initialen Reaktionen der Heimkinder und -jugendlichen in einem bestimmten logischen Verhältnis zu den hier zu beschreibenden Langzeitfolgen stehen (Fergusson et al. 2013). Man kann dabei aber nicht von Kausalität sprechen. Die Wege der Symptomentwicklung im Verlaufe der Biografien der ehemaligen Heimkinder sind vielschichtig, vielfältig und kompliziert. Wir finden Verschlimmerungen, Verbesserungen, Diskontinuitäten

und plötzliche Brüche. Es ist schwer genug, die innere Logik des psychologischen Geschehens im individuellen Lebenslauf zu begreifen und es ist noch komplizierter, entsprechende Muster, die für die Gruppe der ehemaligen Heimkinder insgesamt Gültigkeit beanspruchen können, zu identifizieren (Mosser, im Erscheinen). Unsere Interviews liefern uns dennoch viele Hinweise, deren systematische Auswertung bestimmte Elemente eines posttraumatischen Komplexes zutage bringen, die im Folgenden dargestellt werden sollen. Es entsteht generell der Eindruck, dass diese hier beschriebenen Manifestationen einem hartnäckigen Ringen mit den Gespenstern aus der Vergangenheit entspringen.

Um die folgenden Ausführungen besser kontextualisieren zu können, wird an dieser Stelle in aller Kürze ein logisches Gerüst der berichteten Symptommanifestationen entworfen. Als dominante klinische Manifestationen zeigen sich Angst und Depression. Die Depression präsentiert sich phänomenologisch häufig als Erschöpfung, steht aber auch in einem engen Zusammenhang mit dem so weit verbreiteten Problem des mangelnden Selbstwerts. Die Erschöpfung resultiert unter anderem auch aus dem posttraumatisch unmittelbar begründbaren Problem der Schlafstörungen und Alpträume (Harvey et al. 2003). Angst und Depressionen bilden eine gemeinsame logische Linie in Richtung Suizidalität und selbstverletzendes bzw. selbstschädigendes Verhalten. In die Nähe der Selbstschädigung ist wiederum die Sucht zu rücken. Ätiologisch ist diese wiederum im Sinne der Angstbewältigung verstehbar. Vor diese ganze Szene der psychopathologischen Erscheinungen fällt (oder fällt nicht) der Vorhang der Vermeidung. Ihre Funktion ist aus den Schilderungen der Interviewpartner\*innen unmittelbar erkennbar. Sie ist aber nicht nur funktional, sondern auch symptomatisch, nämlich vor allem im Zusammenhang mit dem Problem der emotionalen Abstumpfung (numb). Traumadiagnostisch wird zwischen Vermeidung und emotionaler Abstumpfung deutlich unterschieden. Auf der Grundlage dessen, was uns die ehemaligen Heimkinder erzählen, ist jedoch der Schluss zu ziehen, dass die Vermeidung in vielen Fällen kein Symptom, sondern eine nützliche Überlebensstrategie ist.

## **Angst**

Die Wege der Angst im Lebensverlauf ehemaliger Heimkinder sind verzweigt und von wechselnder Ausprägung. Ihre ätiologischen Wurzeln können angesichts dessen, was wir über Gewalt und initiale Reaktionen erfahren haben, recht nachvollziehbar freigelegt werden.

*„Ich hatte als Kind schon Ängste. Und ich hatte einfach Angst schon, seitdem ich denken kann – und meine Erinnerung geht ungefähr bis zum dritten Lebensjahr zurück –, ich hatte immer Angst vorm Morgen, wenn ich aufwache.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es gibt Interviewpartner\*innen, die die Angst als das Grundgefühl ihrer Kindheit bezeichnen. Häufig spielen hier frühkindliche Lebensbedingungen eine Rolle, häufig die vielfältigen Bedrohungen in den Heimen, häufig beides. In den Erzählungen vieler ehemaliger Heimkinder

wird deutlich, dass die Angst auch dann noch weiterlebt, wenn die unmittelbare Bedrohung wegfällt. Man darf aber auch nicht vergessen, dass der Lebenslauf der erwachsen gewordenen Heimkinder vielfältige Quellen der Angst bereithält: Stigmatisierung, fehlende ökonomische Ressourcen, existenzielle Risikobedingungen. Es kann sich nichts beruhigen und die Ängste nehmen vielfältige Gestalten an: Angst vor anderen Menschen, vor Autoritäten, Institutionen, Behörden, Angst vor der Zukunft, Angst vor den eigenen Gefühlen, Angst vor der Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit, Angst vor Aufdeckung der Heimkinderidentität. Die Angst steht naturgemäß in enger Verbindung mit der Scham und dem verletzten Selbstwert. Sie zeigt sich ebenso als generalisiertes Misstrauen wie als vorausseilende Unterwerfung. Es ist, als würde die Angst die gesamten zwischenmenschlichen Beziehungen kontaminieren. Zu häufig und zu invasiv musste die Erfahrung gemacht werden, dass man von Menschen gefährdet und verletzt wird. Zu oft und zu nachhaltig hat sich das Gefühl des Ausgeliefertseins ausgebreitet, sodass sich jene merkwürdige, „urvertrauende“ innere Überzeugung der Gesunden, wonach alles gut gehen wird, gar nicht erst ausbilden konnte. Die Angst findet im Leben der Betroffenen viele Quellen der Bedrohung, an die sie sich zu heften vermag und sie zeigt sich in unterschiedlichen Gestalten: Als generalisierte Angst, als Phobie und als Panikattacke. Viele ehemalige Heimkinder berichten, wie sie gleichsam überfallen und heimgesucht werden von plötzlichen Angstattacken. Im Alltag der Erwachsenen reaktualisiert sich mit großer Heftigkeit das Empfinden des existenziell gefährdeten Kindes. Es ist, als würde der Erwachsene durch das dünne Eis seiner mühsam errichteten Existenz in das Loch seiner Kindheit fallen, wo nichts anderes wartet als das Ausgesetztsein gegenüber unkontrollierbaren Bedrohungen. In der Panikattacke und im Albtraum werden die Zeiten, die die Wunden heilen, überwunden und rückgängig gemacht. Es gibt in diesen Phänomenen keine Zeit, sondern es verschafft sich die zeitlose Empfindung des ausgelieferten Schreckens erneut ihren Platz im Leben der Betroffenen. Die Phobie hingegen erscheint als die „reifere“, als die „vernünftige“ Version der Angst. Sie ist das Vehikel der Vermeidung, welche das gefährdete Individuum vermeintlich davor schützt, die Erfahrungen des unerbittlichen Ausgeliefertseins reinszenieren zu müssen. Zugleich aber stellt die Phobie selbst eine Form des Ausgeliefertseins dar. Sie entreißt dem Leben jene Teile, die zum Trigger für das Wiederaufkeimen des kindlichen Erfahrungsraums werden könnten. Es ist klar, dass die Angst in sehr unterschiedlichen Bewusstseinsgraden existiert. Sie kann sich als unbehagliches Gefühl wie ein kaum wahrnehmbarer Schatten über das Leben legen oder aber in Form massiver Attacken unmittelbar auf das Verhalten der Betroffenen einwirken. Sie ist dann als nackte Panik erkennbar und die ehemaligen Heimkinder wissen, woher sie kommt.

*„Ja, als Spätfolgen, sagen wir mal, ist das von Haus aus aufgetreten, das hat ja auch die Psychologin damals mir bestätigt. Das kommt von der Kindheit, diese Angst und Panikattacken, das kommt von da.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Diese Einordnung ist nicht trivial. Da es lange Zeit an einer kollektiven Aufarbeitung der Heimgeschichte fehlte, sahen sich ehemalige Heimkinder mit ihrer individuellen Geschichte und mit ihren gesundheitlichen Belastungen alleine gelassen. Man kann nicht davon ausgehen, dass ihnen in jedem Fall dabei geholfen wurde, den Zusammenhang zwischen diesen Belastungen und ihrer Biografie zu ergründen. Dies ist aber wichtig, da es einen Unterschied macht, ob es sich um „zugefügte“ Belastungen handelt oder um den persönlichen Makel des eingeschränkten Funktionierens ängstlicher Menschen.

## **Depression**

Die Herkunft der Depression ist vielleicht nicht ganz so unmittelbar erkennbar wie die Genese der Angst. Es gibt einige gemeinsame Quellen, aber man kann vor allem der Praxis der ständigen Entmutigung eine spezifische Bedeutung bei der Entstehung von Depressionen zuschreiben. Es ist auch nicht schwierig, aus den geschilderten Verhältnissen in den Heimen einen generalisierten Lebensüberdruß als logischen biografischen Schluss abzuleiten. Nachdem eine Interviewte ihre Ausführungen mit der Feststellung bilanziert hatte, dass das Leben nicht schön sei, stellte die Interviewerin folgende Hypothese auf: „Also es ist wie, als ob das Gefängnis, das man früher im Heim hatte, dass man das mitgenommen hat?“ An der Reaktion von Gesprächspartner\*innen kann man die Stimmigkeit von Hypothesen ermessen. In diesem Fall scheint die Interviewerin ins Schwarze getroffen zu haben.

*„Ja, genauso, genau, als wie wenn man es mitgenommen hätte, Sie sagen es. So stimmt's. Nur dass keine Gitter vor meinen Fenstern sind. Ja. Und so ist es aber wirklich. Ich fühl das so, und das ist nicht gelogen und gar nichts, das ist mein Gefühl. Und das ist so, ja. Ich bin oft irgendwie traurig oder man weint auch mal und Ding.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es gibt eine erkennbare Synchronizität zwischen den Lebensbedingungen im Heim, denen das Kind ausgeliefert war, und dem dominierenden inneren Empfinden der erwachsenen Frau. Man könnte hier von einer transformierten Ausweglosigkeit sprechen, die in zwei Richtungen verläuft: Von der Vergangenheit in die Gegenwart und vom Außen ins Innen. Die hier zitierte Einschätzung steht neben vielen anderen, die in eine ähnliche Richtung weisen. Interviewpartner\*innen berichten immer wieder davon, dass sie traurig sind, weinen müssen, in ein Loch fallen. Wir haben den sozialen Rückzug und die Einsamkeit als Korrelate der Depression identifizieren können und stoßen auf eine geradezu unüberschaubare Sammlung von Erzählungen, in denen ein generalisierter Pessimismus zum Ausdruck kommt. Dieser Pessimismus nährt sich aus einer biografischen Linie, deren Ausgangsbedingungen im Zusammenhang mit den Initialreaktionen, insbesondere im Bereich des Sozialen, beschrieben wurden: Vorseilende Unterwerfung, Anpassung, Zweifel, Mutlosigkeit. Diese Linie bricht nicht ab, sondern sie erhält im Verlaufe des Lebens immer wieder neue Gelegenheiten zur Aktualisierung. Die Mutlosigkeit der Erwachsenen erscheint als unmittelbare Folge der Entmutigung der Kinder. Alles, was in Angriff zu nehmen wäre, ist von einem Schleier der Hoff-

nungslosigkeit überlagert. Nicht umsonst erzählen unsere Interviewpartner\*innen davon, dass sie „immer vom Negativen ausgehen“, dass ihnen „der Mut gefehlt hat“, dass sie „schon wieder hinschmeißen wollten“, dass wieder „dieselbe Skepsis“ aufkam, dass „das sowieso nichts wird“, dass sie sich „das nicht antun“, dass sie „das jetzt bleiben lassen“, dass das „eh nicht funktioniert“ und man das jetzt „am besten ruhen lässt“. Eine ganze Symphonie des Verzichts lässt sich mit der Fülle solcher Formulierungen komponieren. Das paradigmatische Feld, in dem solche Muster besonders stark zur Geltung kommen, sind Behörden und Institutionen. Es ist klar, dass sich hier das in der Kindheit etablierte Verhältnis von Autorität und erlernter Hilflosigkeit geradezu reflexartig reinszeniert. Sobald die Institution ihre Macht darin zeigt, dass sie Vorschriften macht, Anforderungen stellt, Anträge abschmettert und Bedarfe ignoriert, besteht das Risiko, dass ehemalige Heimkinder „einknicken“ und sich zurückziehen. Man muss sich diese Mechanismen vergegenwärtigen, um die (mangelnde) Inanspruchnahme der Anlauf- und Beratungsstelle erklären zu können. Der „Staat“ wird zum Sinnbild des unerbittlichen Gegners, der jederzeit imstande ist, die früh eingeübten Gefühle der Mutlosigkeit zu aktivieren. Ein Interviewpartner beschreibt die Reaktionen anderer ehemaliger Heimkinder auf das Angebot der Anlauf- und Beratungsstelle folgendermaßen:

*„Und die haben alle gesagt, aber zu irgendeiner amtlichen Stelle gehen wir nicht. Was irgendwo verständlich ist, denn diese amtlichen Stellen waren ja die, die sie ursprünglich ins Heim gebracht haben, wo sie kein Recht hatten.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Die funktionale Seite des Misstrauens ist die Vorsicht. Hinter dieser Zurückhaltung im Kontakt mit machtvollen Instanzen steckt zumeist ein sorgfältiges psychologisches Kalkül, dessen Zweck darin besteht, unerträgliche Gefühle zu vermeiden.

*„Nee, nee, das mach ich generell nicht. Weil sonst ist die Enttäuschung zu groß, wenn die – das, was ich eigentlich wollte, hören wollte, und das nicht eintrifft, dann ist man halt natürlich sauer und enttäuscht.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Die meisten Erzähler\*innen greifen auf eine überzeugende biografische Empirie zurück, die ihre Einstellungen und Haltungen immer wieder neu begründen. Man kann hier von erlernter Hilflosigkeit oder von sich selbst erfüllenden Prophezeiungen sprechen, aber der Rekurs auf solche psychologischen Prozesse beinhaltet das Risiko der Individualisierung des Problems. Es geht hier um ein bestimmtes Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, das früh gebahnt wurde und durch Praxen der strukturellen Gewalt (wie sie zum Beispiel bei der „Gewährung“ von Sozialleistungen umgesetzt werden, siehe z.B. Butterwegge 2015) im Laufe des Lebens verfestigt wird. Der „Staat“ wird dabei zu einem gewaltigen, mächtigen Außen, dem das entmutigte Subjekt nichts entgegenzusetzen weiß. Jeder Versuch, eigene Ansprüche durchzusetzen, ist mit einem ungeheuren Kraftaufwand verbunden und „man rattert auch sehr schnell in die alten Kompensationsversuche hinein, die dann eher relativ hilflos sind“ (Mann, 1940er Jahre). Das verfestigte Gefühl, dass man nicht in der Lage ist, die eige-

nen Belange vertreten und beeinflussen zu können, mündet zuweilen in die „ganz objektive“ Bilanz ehemaliger Heimkinder, dass ihr Leben vielerlei Beschränkungen unterworfen war.

*„Ja, wenn ich im Krankenhaus war und so, da überlegt man natürlich, grad wenn man auf Messers Schneide steht, da sagt man sich, du hast eigentlich nichts gehabt im Leben. Das Leben ist dir kaputtgemacht worden. Wie sollst du jetzt weiterleben?“ (Frau, 1950er Jahre)*

Man muss hier immer den Zusammenhang zu mangelnden sozialen und ökonomischen Ressourcen sehen, die das depressive Empfinden verstärken. Und man muss verstehen, dass die depressive Empfindung ihrerseits das Bemühen um einen Zugang zu solchen Ressourcen negativ beeinträchtigt. So wie der Lerneifer, die Interessen und Motivationen der Heimkinder durch die Praxen der Entmutigung kontaminiert wurden, so verlieren die Erwachsenen den Mut, wenn ihre Anstrengungen, im Leben Fuß zu fassen, nicht als erfolgreich erlebt werden. Man muss immer auch an den psychischen Aufwand denken, der mit solchen Anstrengungen einhergeht. Dieser begründet das fundamentale Problem der Erschöpfung. Die Erzählungen unserer Interviewpartner\*innen lassen das Ausmaß der Kraftanstrengungen vermuten, das notwendig ist, um die frühe Kindheit und die Zeit im Heim zu überleben und den Übergang ins Erwachsenenalter zu schaffen. Nicht nur der strenge Tagesablauf, die erlittene Gewalt und die teilweise harte Arbeit haben diese Kinder und Jugendlichen erschöpft, sondern auch der psychische Aufwand, der notwendig war, um mit all den Bedrohungen, Angriffen und Entmutigungen irgendwie zurecht zu kommen. Man kann sagen, dass ein hohes Risiko bestand, dass aus den Heimen erschöpfte junge Menschen entlassen wurden.

*„Dann hab ich mich quasi so ein bisschen erholt von meinen allerersten Erfahrungen in der Erwachsenenwelt, und dann aber mit Ende 20 gemerkt, du hast dich zwar erholt, aber entkommen bist du der Geschichte ganz offensichtlich nicht.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Immer wieder aufs Neue muss dieser Aufwand betrieben werden: Umgang mit sozialen Problemen, Umgang mit familiären und Paarbeziehungen, berufliche Entwicklung. Wir haben ausführlich dargestellt, dass ehemalige Heimkinder die allgemeinen Entwicklungsanforderungen erwachsener Menschen unter verschlechterten Startbedingungen in Angriff zu nehmen haben. Es gibt dabei unterschiedliche Grade des Gelingens; generell ist aber anzunehmen, dass der zu betreibende Aufwand bei den meisten ehemaligen Heimkindern besonders hoch war. Je nach Verlauf der weiteren Biografie muss das Risiko in Erwägung gezogen werden, dass entmutigte und erschöpfte Erwachsene ihr Leben insgesamt als negativ bilanzieren, weil sie es „nicht auf die Reihe“ gebracht haben. Die Erschöpfung wird dann zumeist als persönliches Versagen konstruiert.

*„Ja. Weil ich überhaupt nimmer schlafen konnte zu dem Zeitpunkt. Also wirklich ausgebrannt, Burnout gab's noch nicht als Wort. Dann hab ich gedacht, ein Jahr Sabbatical, dann geht's schon wieder. Zwei Jahre Sabbatical, und ich lag immer noch am Boden (lacht).“ (Mann, 1940er Jahre)*

Phänomenologisch könnte sich die Erschöpfung als Ergebnis von „zu viel Arbeit“ darstellen und als das damit einhergehende Unvermögen, den Anforderungen des Berufslebens – wie alle anderen auch – gerecht zu werden. Psychodynamisch ließe sich die Erschöpfung als eine Form der psychischen Verarbeitung, nämlich als Folge der Transformation der kindlichen Ausweglosigkeit in das Erwachsenenleben, erklären. Im komplizierten Zusammenspiel von Anforderungen, äußeren Lebensbedingungen, verfügbaren Ressourcen und Deutungsmustern scheint immer wieder das Problem des großen Aufwands durch, dessen Ausmaß in der Kindheit begründet wurde. Man darf hier auch nicht die sich verändernden gesellschaftlichen Anforderungen an das Individuum im Sinne der Selbstoptimierung vergessen. Da wir in einer Zeit leben, in der uns „alle Möglichkeiten“ zur Verfügung stehen, um „etwas aus uns zu machen“, ist es naheliegend, die Erschöpfung und den Mangel an Ressourcen als persönliches Verschulden zu verstehen. Dies ist nur eine Form von vielen wirkmächtigen gesellschaftlichen und institutionellen Attributionen, die den psychischen Druck auf diejenigen verstärken, die gesellschaftlichen Idealvorstellungen nicht gerecht werden. Eine andere besteht in psychodiagnostischen Zuschreibungen.

*„Und wenn ich depressiv bin, das versuch ich anderen manchmal so zu erklären, dann hat das nichts damit zu tun, dass ich einen geistigen Schaden hätte oder so. (lacht) Sondern dass es halt eher die Stimmung ist usw.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Man spürt hier das Potenzial gefährlicher Attributionsmuster. Der Weg zum „geistigen Schaden“ scheint nicht weit, wenn man sich entmutigt und erschöpft fühlt. Der geistige Schaden ist die individuelle Macke des ehemaligen Heimkindes, der in seinem Leben bereits auf eine unüberschaubare Serie von Stigmatisierungen und Entwertungen zurückblicken kann. Der geistige Schaden ist die Zuschreibung einer Gesellschaft, die theoretisch bereits als „erschöpft“ charakterisiert ist (Ehrenberg 2015) und auch den ehemaligen Heimkindern Lebens- und Arbeitsbedingungen auferlegt, die hohe Risiken für die psychische Gesundheit mit sich bringen.

### **Schlafstörungen**

Die Schlafstörungen stehen naturgemäß in einem unmittelbaren Zusammenhang zur Erschöpfung. Bei vielen ehemaligen Heimkindern kann keine nachhaltige Ruhe einkehren. Wir finden im folgenden Zitat eine sehr eindrückliche Beschreibung sowohl der Psychodynamik, die die Schlafstörung begründet als auch der Auswirkungen der Schlafprobleme.



*„Also ich hab’ früher viel ..., war Meisterin im Verdrängen. Und jetzt die Alpträume wieder [...] Also ... Und ich merk’ ... Also manchmal wach’ ich selber auf – letzte Woche bin ich auch irgendwann aufg’wacht, da hat jemand geschrien: Mama, hilf mir! Dann hab’ ich gedacht ... Dabei war ich das! [...] Oder wie ich im Krankenhaus war letztes Jahr mit der Fuß-OP ..., die Zimmernachbarin hat g’sagt: Also dreimal hab’ ich dich heut’ Nacht g’weckt. Und ich hab’ mich nicht mehr erinnern können [...] Wahrscheinlich bin ich deswegen in der Früh oft so gerädert und wirklich erschöpft, also wirklich wie erschlagen oft [...] Weil unterm Tag, ich beherrscht mich, ich denk’ mir, dass ich mein Leben ganz gut im Griff hab’.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die „Meisterin der Verdrängung“, die sich „unterm Tag beherrscht“, um ihr Leben gut im Griff zu haben, wird nachts, wenn sie die Kontrolle über ihr Erwachsenenleben abgibt, von den Gespenstern ihrer Kindheit heimgesucht. Man kann nicht umhin, sich an das klassische psychodynamische Problem der Verdrängung und der Wirkmächtigkeit des nicht verarbeiteten Unbewussten erinnert zu fühlen. Der Schlaf wird zu jenem Lebensbereich, in dem sich die Heimerziehung unaufhaltsam reaktualisiert, so als ob keine Zeit vergangen wäre seit den Zumutungen der Kindheit. Im Schlaf lebt die Angst auf, die tagsüber von den erwachsenen ehemaligen Heimkindern bezwungen wurde, im Schlaf reiszeneriert sich das Verhältnis von Gewalt und Ohnmacht, von dem in vielen Fällen die Kindheit im Heim geprägt war. Der Schlaf schickt die Überlebenden zurück in das unerbittliche Labyrinth der eigenen Kindheit.

*„Ich hab’ auch heut’ noch Alpträume, dass ich im Heim bin und find’ den Ausgang nicht [...]. Ich komm’ nicht raus. Wie komm’ ich raus? Es ist keine Tür und nichts da, ich irr’ da rum ...“ (Frau, 1950er Jahre)*

Das ganze Problem der Ausweglosigkeit fängt die Erwachsene wieder ein, wenn sie die Kontrolle über ihr Bewusstsein verliert; es ist, als müsse sie die längst vergangene Situation des Eingesperrtseins in ihrem Inneren immer wieder neu nacherleben.

Traumatheoretisch ist die Schlafstörung dem Bereich des Hyperarousal (Übererregtheit) zuzuordnen. Man darf die Berichte nicht vergessen, denen zufolge die Heimkinder nachts geweckt wurden, um kalt abgeduscht, in den Gang gestellt oder sexuell missbraucht zu werden. Das Kind lernt, dass es keinen sicheren Ort gibt, das eigene Bett steht unter Beobachtung und kann jederzeit und willkürlich Angriffen ausgesetzt werden. Die Angst vor dem Tag beginnt sich mit der Angst vor der Nacht zu verbinden, denn nachts verflüchtigen sich all die Überlebensstrategien, die dem Kind geholfen haben, durch den Tag zu kommen. Man kann sagen, dass der erwachsene Körper darauf vergessen hat, die Funktionalität der ständigen Wachsamkeit in Zweifel zu ziehen. Er stellt sich nachts immer noch dem Kampf mit den unkalkulierbaren Bedrohungen des Tages. Diese Bedrohungen haben im Laufe des Lebens vielfach an Intensität verloren oder ihre Gestalt verändert und man kann hoffen, dass die ehemaligen Heimkinder nachts von niemandem mehr gefährdet werden. Aber es gibt die Realität des Unbewussten, des Nicht-Verarbeiteten und der funktionalen physiologischen Übererregung, die die Gespenster der Kindheit zum Leben erweckt, weil sie keine Zeit kennt.

## Suizidalität

Wir haben das Problem von Risikoverhalten, selbstverletzendem Verhalten, Reviktimisierung und Suizid bereits als häufig berichtete initiale Reaktion auf die Kindheit im Heim identifiziert und analysiert. Es liegen uns mindestens ebenso viele Berichte vor, die Suizidalität im Erwachsenenalter zum Gegenstand haben. Ähnlich wie der Albtraum scheint der Lebensüberdruß in manchen Fällen keine Zeit zu kennen. Das Gefühl tiefer Verzweiflung, das sich aus einer Sozialisation der Entmutigung und Bedrohung nährt und häufig mit Selbstwertproblemen und brüchigen Bindungen einher geht, gelangt in verschiedenen Lebensphasen in verschiedenen Ausprägungsraden an die Oberfläche des Bewusstseins. Unsere Interviewpartner\*innen berichten uns von ehemaligen Heimkindern, die keinen anderen Ausweg als den Suizid gefunden haben, sie berichten von eigenen Selbstmordversuchen und von Gefühlen des Lebensüberdrusses.

*„Und dann kommst du schon wirklich in so eine Phase rein, wo du bloß noch mehr dahockst und sagst, ja, hoffentlich ist es bald rum. Die Phase hab ich manchmal auch, und da bin ich immer froh, dass ich meinen Hund hab.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist unmöglich, hier unmittelbare Kausalitäten zu konstruieren. Man muss wahrscheinlich das gesamte Spektrum von Risikofaktoren im Blick haben, das eine grundlegende Verzweiflung am Leben begründet. Und man kann sagen, dass die familiären Hintergründe vieler ehemaliger Heimkinder und die Heimerziehung selbst, eine Vielzahl dieser Risikofaktoren produzierten. Wir müssen nur an all das denken, was unsere Interviewpartner\*innen zu den Problemen der Depression und der Einsamkeit berichteten. Man kann sich nach den Verwüstungen, die in der Kindheit angerichtet wurden, nicht auf die Hoffnung zurückziehen, dass die Zeit dazu geeignet ist, automatisch die Wunden zu heilen. Es gibt auch Zeiten im Erwachsenenleben, in denen neue Wunden hinzugefügt werden. Und jede Wunde beinhaltet das Risiko, die Frage nach dem Wert des Lebens selbst zu stellen.

*„Damals, wie unser Kind zusammengefahren worden ist, wär ich bald mit dem Auto zusammengefahren worden, weil ich auch plemplem war [...]. Und wie der Bub dann auch einen Herzinfarkt – wär ich bald mit dem Zug zusammengefahren worden.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Das Leiden am Leben kann viele Gestalten annehmen. Man kann nur darüber spekulieren, ob es sich bei den hier geschilderten Beinahe-Unfällen um unbewusste Suizidversuche gehandelt hat. Aber ähnlich wie im Zusammenhang mit den initialen Reaktionen finden wir in den Erzählungen aus dem Erwachsenenalter eine auffällige Häufung von Unfällen und Verletzungen. Man kann – auch angesichts von Reviktimisierungen und Selbstverletzungen – ganz allgemein von Lebenslagen der Gefährdung sprechen, denen sich ehemalige Heimkinder häufig ausgesetzt sind. Und man darf nicht die Funktionalität des Suizids vergessen: Beseitigung der Angst, der Stigmatisierung, der Einsamkeit, der Albträume und der Depression. Beseitigung der Gespenster aus der Kindheit im Heim. Ewiger, ungestörter Schlaf.

## Sucht

Die Funktionalität des Rauschmittelkonsums ist völlig evident. Sie erinnert unmittelbar an die Funktionalität des Suizids, aber sie lässt die Betroffenen am Leben. Wir finden in unseren Interviews außerordentlich viele Berichte über „Suchtkarrieren“. Dabei fällt auf, dass die Sucht jenes Phänomen ist, das hauptsächlich in Bezug auf andere erzählt wird. Man kann dahinter sowohl eine ausgeprägte Scham vermuten als auch den Umstand, dass suchterkrankte Menschen eine geringere Bereitschaft haben, sich einem Interview zu unterziehen (was wiederum mit dem Problem der Scham zu tun haben könnte). Die meisten Berichte beziehen sich auf Alkoholismus, es gibt aber auch zahlreiche Hinweise auf den Konsum illegaler Drogen und auf Medikamentenabhängigkeit (z. T. vermutlich als iatrogen induzierter Kollateralschaden medizinischer Behandlungsversuche). Es ist davon auszugehen, dass der Konsum von Suchtmitteln sehr häufig den Charakter der Selbstmedikation hat. Alles daran scheint sinnvoll: Überwindung des geringen Selbstwerts, Teilhabe am sozialen Leben, Herstellung von Zugehörigkeit, Überwindung der Einsamkeit, Bewältigung der Angst und der Einschlafprobleme, Überwindung der abgestumpften Gefühle und der Depression. Es lässt sich bei ehemaligen Heimkindern ohne Schwierigkeiten eine Palette von sehr überzeugenden Gründen finden, die den Konsum stimulierender oder sedierender Substanzen sinnvoll erscheinen lassen. Abgesehen davon, dass ein solcher Konsum von vielen Menschen zumindest vorübergehend als funktional erlebt wird, besteht hier aber ein besonderes Risiko der Chronifizierung. Der belohnende Charakter des Konsums von Sedativa und Stimulantien kann vollkommen überzeugend sein und die Wiederholung unausweichlich erscheinen lassen. Im Zentrum stehen dabei die Steuerung des Umgangs mit unaushaltbaren Gefühlen und die Überwindung sozialer Probleme. An einem bestimmten Punkt des als funktional erlebten Konsums kann alles ins Gegenteil kippen: In dem Moment, da der funktionale Konsum in die Sucht übergeht, verstärken sich bestimmte Probleme, die bekämpft werden sollten: Verdoppelung oder Potenzierung des Stigmas: Heimkind und Süchtiger. Revitalisierung der unterdrückten Scham. Das vorübergehende Gefühl der Zugehörigkeit verwandelt sich in eine neue Erfahrung der Exklusion. Die noch abgewehrte oder schon akzeptierte Selbstdefinition als Süchtige/r oder Alkoholiker\*in schafft neue soziale Konstellationen, die von äußeren Ausschlussdynamiken und inneren Schamprozessen begleitet werden. Es ist unmittelbar erkennbar, dass die überzeugende Funktionalität Gefahr läuft in eine schwer zu kontrollierende Dysfunktionalität umzuschlagen. Das ehemalige Heimkind erfüllt die implizite oder explizit geäußerten Suggestionen Prophezeiung vom „Versager“ und „Nichtsnutz“. Man gewinnt den Eindruck, dass das Suchtmittel an einem bestimmten Punkt wie ein Verstärker der Probleme wirkt, die zu bekämpfen es ursprünglich eingesetzt wurde. Es ist wichtig, die Sucht nicht einfach als komorbide Störung zu definieren, die mit Angst und Depression einhergeht.

Es muss ihre logische Verknüpfung mit der Biografie der/des Betroffenen, mit psychiatrischen Symptomen und sozialen Bedingungen verstanden werden, um ihren prozesshaften Charakter zu entlarven. Nichts würde dem Problem weniger gerecht werden als zu deklarieren, dass das ehemalige Heimkind eine Sucht „hat“ oder süchtig „ist“. Die Sucht ist ein Prozess, in dem sich alle Schwierigkeiten einer belasteten Biografie und der Wunsch nach einem glücklichen Leben verdichten. Man darf nie vergessen, dass sich die Scham wie ein unerträgliches Gewicht auf die Sucht setzt und sie immer weiter verstärkt. Und man darf nicht vergessen, dass diese Scham auf dem Gefühl des Versagens basiert. Dieses Gefühl ignoriert – im Einklang mit gesellschaftlichen Zuschreibungen – die Ätiologie der Sucht. Sie hat nicht selten ihren Ausgang genommen in der Vernachlässigung durch die Eltern und in den Schlägen der Heimerzieher\*innen. Man sollte hier auch an jene zumindest vereinzelt Berichte denken, denen zufolge Heimkinder medikamentös ruhiggestellt wurden und ihr Organismus somit schon früh mit der Wirkung psychotroper Substanzen vertraut gemacht wurde.

### **Trigger, Vermeidung, Abhärtung**

Wir haben oben gesagt, dass vor die Bühne des Lebens, auf der die Langzeitfolgen der Heimerziehung vielfältige Rollen spielen, zuweilen der Vorhang der Vermeidung fällt. Die Vermeidung kann ebenfalls vielfältige Formen annehmen. Sie kann – wie die Sucht – funktional sein und auch ihre Funktionalität ist nicht ohne Risiken. Die Vermeidung lässt den Betroffenen das Leben aushalten, aber sie lädt auch dazu ein, das Leben selbst zu vermeiden. Sie verhindert korrigierende Erfahrungen und sie bremst die Empfindungen. Sie steht in einem unmittelbaren Zusammenhang zur Angst. Auf einer eher phänomenologischen Ebene wirkt es, als sei der Trigger ihr logischer Gegenpart. Das Verhältnis von Trigger und Vermeidung ist die prominenteste Konstellation der posttraumatischen Belastung. Wir finden dieses Verhältnis in einer Vielzahl von Schilderungen unserer Interviewpartner\*innen. Der Trigger ist dabei eine Metapher für alles, was an die Schrecken der Kindheit erinnert. Er kann vollkommen spezifisch sein oder sich als Sammelbegriff für jegliche Konfrontation mit der Kindheit manifestieren.

*„Ja, Ja, die Nonnen da, das ist das Allerletzte. Also ich wechsele heute noch die Straßenseite, wenn ich eine Nonne sehe. Das hat wirklich ganz tiefe Spuren hinterlassen, weil das ist kein christliches Verhalten, was die gemacht haben.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Aber dann ist das wieder weitergegangen. Und sie [die Psychologin, Anm. d. A.] hat ja auch gesagt zu mir, sobald viele negative Dinge wieder auf mich zukommen, dann reißt das auf wie ein Socken, wo man geflickt hat. Und braucht lang oder geht gar nimmer zum Zumachen. Ja, so hat sie gesagt. Und so stimmt’s auch. Immer wieder reißt man’s auf. Das hört nicht auf und nichts.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Logik des Triggers entwickelt sich immer aus zwei Elementen, nämlich aus dem, was an den Schrecken erinnert und aus der Reaktion der/des Betroffenen. Wir erhalten von den

ehemaligen Heimkindern eine vielfältige Sammlung möglicher Trigger. Das Leben ist voller Risiken, die geeignet sind, die Erinnerungen an die Zeit im Heim mehr oder weniger konkret wachzurufen: Farben, Stimmen, nicht ernst genommen werden, entgegengebrachtes Misstrauen, bestimmte Internetseiten, Orte, Gespräche, Nonnen, andere Heimkinder, Abhängigkeiten, Erziehungsstile, sensorische Empfindungen, Institutionen, Informationen über Gewalt an Kindern, Autoritäten. Diese Aufzählung ist bewusst willkürlich und ungeordnet. Wir erkennen, dass die Kanäle, über die sich die Vergangenheit im Bewusstsein der erwachsenen Heimkinder Geltung verschafft, äußerst vielfältig sind. Es fällt auf, dass die Reaktionen auf die Trigger zumeist recht unspezifisch beschrieben werden. Man darf dabei nicht vergessen, dass eine bestimmte Erfahrung erst dann den Charakter des Triggers zugeschrieben bekommt, wenn sie negative Empfindungen auslöst. Diese werden beispielsweise als „mittelschwere Tragödie“ beschrieben oder dass „das dann einfach irgendwie zu viel wird“. Andere Interviewpartner\*innen sprechen direkt aber abstrakt von „Triggerzuständen“, sie berichten auch, dass sie von „Angst befallen werden“, dass sie „anspringen“, dass das „extrem problematisch“ sei oder:

*„Und trotzdem holt einen, wie soll ich sagen, das posttraumatisch auf jeden Fall ein, wenn das Thema hochköchelt, dann, dann, dann köchelt es halt hoch. Und dann rattert man auch sehr schnell in die alten Kompensationsversuche hinein und die dann eher relativ hilflos sind. Und drum scheut man natürlich auch die Momente.“ (Mann, 1940er Jahre)*

In manchen Erzählungen erkennt man das traumatheoretische Wissen der Interviewpartner\*innen, andere Schilderungen sind unmittelbarer: „Gruselig, Gruselig, für mich gruselig“, „da blockt's dann“, „irgendwie bricht dann immer wieder was auf“, „ich konnte es nicht ertragen“, „das ist ein Wahnsinn“, „ich halte das nicht aus“, „ich schaffe das nicht“, „das muss ich nicht nochmal haben“, „das erwischt mich dann schon immer, „werde ich natürlich auch wieder traurig“, „da kommt mir alles wieder hoch“.

Auch wenn uns diese Schilderungen zum Teil unspezifisch erscheinen, sind die Logik des Triggers und das, was er auslöst, unmittelbar verständlich. Der Trigger ist nicht das Trauma, aber seine Natur besteht darin, auf Belastungen zu verweisen, die wie die Triggerreaktionen mehr oder weniger unspezifisch erscheinen können. Entscheidend ist, dass die aufkeimenden Gefühle als unterschiedlich ausgeprägt empfunden werden und einem unterschiedlichen Ausmaß an Kontrollierbarkeit unterliegen. Ein spezielles Problem stellt das plötzliche, unvermutete Wiedererinnern dar. Es gibt einige wenige Erzählungen, in denen die Rede davon ist, dass Betroffene einen „sehr starken Erinnerungsschub“ gehabt hätten oder „die ganze Heimgeschichte plötzlich wieder hochgekommen sei“. Auch wenn die Intensität variabel ist, so geht es immer um dasselbe Prinzip: Konfrontation mit früheren Erfahrungen und das Aufkeimen dazugehöriger Gefühle. An dieser Stelle ist es wichtig zu bemerken, dass uns keine Schilderungen vorliegen, die zur Symptomatik des Flashbacks im Sinne eines unkontrol-

lieberbaren multisensorisch empfundenen „In-der-Vergangenheit-Seins“ passen würden. Dies schließt nicht aus, dass die oben beschriebenen Triggerreaktionen tatsächlich auch Flashbacks beinhalten, aber zumeist erscheinen uns die Betroffenen als Menschen, die mit dem Bewusstsein der Erwachsenen mit den Gespenstern aus der Vergangenheit ringen. Es ist geradewegs evident, dass die Inanspruchnahme der Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern sowie die Teilnahme an einem Interview im Rahmen des entsprechenden Forschungsprojekts des IPP erhebliche Risiken auf das Auftreten von Triggersituationen mit sich bringen. Es geht dabei um die unmittelbare Konfrontation mit der eigenen Biografie, und für die ehemaligen Heimkinder ist es von enormer Bedeutung, die dabei auftauchenden Gefühle kontrollieren zu können. Wir finden sehr viele Erzählungen, aus denen die unterschiedlichen Grade der Konfrontation und der Gefühlskontrolle hervorgehen.

*„Über Ding vom R.-Heim? Ja, nee, nee, vom R.-Heim hab ich nicht geredet, da hab ich mit der Frau C. geredet, also vom M.-Verein. Und der hab ich, ich glaub, gesagt, dass mir das zu grausam ist. Hab ich auch nur so einzelne Teile wie ich Ihnen grad – dann hat sie auch gesagt, dann lassen wir es.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es wird deutlich, dass die ehemaligen Heimkinder darauf achten müssen, wie viel sie von ihren Erlebnissen preisgeben dürfen, um ihre Gefühle noch einigermaßen stabil halten zu können. Dies trifft auch auf die Interviews mit dem IPP zu.

*„Da könnt ich Ihnen Sachen erzählen, aber ich muss aufhören, weil ich steigere mich da rein [...] dann kann ich wieder nicht schlafen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die ehemaligen Heimkinder kennen das Problem des Triggers und der unkontrollierbaren Gefühle. Daraus ergibt sich eine vollkommen verständliche Konfrontationsangst, die den Modus der Vermeidung begründet. All das liefert überzeugende Erklärungen dafür, dass viele ehemalige Heimkinder die Angebote der Anlauf- und Beratungsstelle nicht in Anspruch genommen haben. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei den Personen, die mit dem Angebot erreicht wurden, um die selektive Gruppe derer handelt, die sich imstande sahen, ihre Konfrontationsangst zu überwinden und darauf vertrauten, dass sie ihre Gefühle kontrollieren können würden. Aber auch von diesen Personen erfahren wir viel über das Problem der Vermeidung.

Es geht darum, sich nicht Situationen auszusetzen, die kaum zu bändigende Gefühle hervorrufen könnten. Nach einer Sozialisation im Heim kann vieles zum Trigger werden; man gewinnt zuweilen den Eindruck, dass die Heimerziehung ein biografisch nachhaltig wirksames Minenfeld anlegt, auf dem die ehemaligen Heimkinder geschickt manövrieren müssen, um den Schrecken der Vergangenheit ausweichen zu können.

Die Vermeidung dient der Kontrolle. Aus dieser Perspektive betrachtet ist es nicht erklärbar, warum sie im Rahmen der formalen Diagnose der posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) symptomatisiert wird (Falkai & Döpfner 2015). Sie ist in einem logischen Zusammen-

hang zur traumatischen Erfahrung zu sehen, aber es wäre zu vereinfachend, sie nur als Teil einer Krankheit zu qualifizieren. Es geht bei der Vermeidung auch um das aus psychologischer Sicht „legitime“ Bedürfnis, sich nicht bestimmten Stressreizen aussetzen zu müssen oder – wie es manche ehemaligen Heimkinder ausdrücken – mit der Vergangenheit abzuschließen. Wir haben weiter oben gesehen, dass die Vermeidung außerdem mit erheblichen Einschränkungen in der Lebensführung verbunden sein kann, zum Beispiel wenn das Erleben zwischenmenschlicher bzw. intimer Nähe mit belastenden Gefühlen assoziiert ist. In solchen Fällen ist die Vermeidung erkennbar mit pathologischen Entwicklungen korreliert. Es erscheint sinnvoll, die Vermeidung als Handlungsmodus auf einem Kontinuum zwischen gesunder Funktionalität und pathologischer Abwehr (i.S. von Einschränkung der Lebensführung) anzusiedeln. Eine generelle Pathologisierung der Vermeidung im Rahmen der PTBS-Kriterien erscheint aber wie eine Wertung: So als sei diese Strategie der Gefühlskontrolle in jedem Fall eine unreife Form des Umgangs mit traumatischen Erfahrungen.

Die Felder der Vermeidung sind vielfältig. Die Anlauf- und Beratungsstelle und das IPP wurden bereits als potenzielle Risikobereiche identifiziert, in denen der Spannungsbogen zwischen Konfrontation und Vermeidung für die ehemaligen Heimkinder unmittelbar spürbar wird. Dies bildet sich recht deutlich in der folgenden Interviewsequenz ab, in der ein Betroffener offenbar erstmals über selbst erlittene sexualisierte Gewalt durch andere Heimkinder berichtet:

*I: Gab es irgendwas, wo Sie das Gefühl hatten, darüber kann ich jetzt doch nicht reden? Oder konnten Sie über alles reden?*

*A: Nein, es hat schon Sachen gegeben, über die wo ich nicht reden hab können.*

*I: Ja?*

*A: Z.B. – ich rede auch jetzt nicht gern drüber, aber da waren die, ich sag jetzt mal, sexuellen Übergriffe von den Größeren, sowas hat's auch gegeben.*

*I: Ja, hat es doch gegeben.*

*A: Ja. Also nicht jetzt von der Nonnenseite her oder von der Geistlichkeit her, sondern einfach von den Größeren, die wo dir überlegen waren, die haben dir schon, sag ich jetzt mal, mehr oder weniger nachgestellt.*

*I: Ja, ja, klar. Und da haben Sie auch im Beratungsgespräch nichts dazu gesagt.*

*A: Nein, da hab ich auch nichts gesagt, das hab ich in mir gelassen. Also alles hab ich nicht gesagt.*

*I: Uiuuij, aha, aha.*

*A: Und ich will auch da nicht weiter groß was dazu sagen, weil ich will das nicht raufholen.*

*I: Ja klar.*

*A: Ich will das nicht raufholen.*

*I: Ja, ja, ja.*

*A: Das ist passiert, und das ist Vergangenheit, und ich denk auch nimmer dran täglich oder sonst was, und dann ist das für mich erledigt.*

*I: Ja klar.*

*A: Ich bin schon froh, dass ich nimmer dran denken muss. Jetzt wenn ich den ganzen Tag dran denken muss, wie – oder müsste, wie das damals war, dann würd ich wahrscheinlich in der Nacht kein Auge zukriegen.*

*I: Ja. Haben Sie damals viel daran denken müssen.*

*A: Ja, ich hab's verdrängt, sagen wir mal so. Ich hab's mit den Jahren dann verdrängt. Und da bin ich ganz gut zurechtgekommen damit. (Mann, 1960er Jahre)*

Die Felder der Vermeidung sind vielfältig. Die Anlauf- und Beratungsstelle und das IPP wurden bereits als potenzielle Risikobereiche identifiziert, in denen der Spannungsbogen zwischen Konfrontation und Vermeidung für die ehemaligen Heimkinder unmittelbar spürbar wird. Dies bildet sich recht deutlich in der folgenden Interviewsequenz ab, in der ein Betroffener offenbar erstmals über selbst erlittene sexualisierte Gewalt durch andere Heimkinder berichtet:

Auch durch die nächste Bemerkung scheint eine lange Geschichte des Ringens um Kontrolle eines Affekts, der mit der Erinnerung an die Vergangenheit und dem Erzählen entsprechender Erlebnisse einhergeht.

*„Ich erzähle einfach, wie's war im Grunde genommen, aber ich tu jetzt hier nicht in irgendwelche, was weiß ich – Depressionsphasen fallen oder sonst irgendwas, ich lass mir nicht reinschauen. Ich formulier's mal so. Das tun Sie nie wieder. Das ist weg. Ich erzähle jetzt, das ist wie eine Geschichte, die ist so gewesen. Und man kann mich befragen, aber es war einfach so. Aber ich erzähle sie ohne Emotionen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Solche Schilderungen erklären, warum viele ehemalige Heimkinder die Inanspruchnahme des Angebots der Anlauf- und Beratungsstelle vermieden haben. Das dahinter liegende Motiv ist die Angst vor der Konfrontation mit belastenden Erinnerungen und Gefühlen.

*„Ja, viele sondern sich automatisch ab und wollen absolut nichts mehr davon hören und davon wissen. Es sind einige davon, mit denen ich wieder Kontakt hatte. Und die haben gesagt, ich möchte einfach von den Jahren da nichts mehr – ich hab das abgehakt [...]“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Ja, aber die [ehemaligen Heimkinder, Anm. d. A.] dann gar nicht schon zu dieser Stelle gegangen sind um das einfach zu vermeiden, die gesagt haben, so ein Schmarrn [...] Die gesagt haben, da gehe ich gar nicht hin, weil das tue ich mir nicht an [...]. Das ist einfach dieses, ich will – ich will damit mich gar nicht mehr befassen, ich will da nicht wieder diskutieren, was alles war. Und ich glaub, das ist das Hauptanliegen.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Es ist in all diesen Schilderungen das Bemühen um Kontrolle erkennbar. Immer scheint gleichzeitig das durch, was vermieden werden muss. Die Bereiche der Vermeidung beziehen sich beispielsweise auch auf bestimmte Behörden (z.B. im Zusammenhang mit dem Opferentschädigungsgesetz), auf eine mögliche Akteneinsicht, auf die früheren Heime (Besuche



von Orten und Personen) oder Heime im Allgemeinen oder auch auf Begegnungen mit anderen früheren Heimkindern.

*„Das ist schwierig. Wir haben ein paarmal so Treffen gemacht, aber es ist halt immer sehr schwierig, dann mit diesen gebrochenen Persönlichkeiten, und irgendwie bricht halt dann immer wieder was auf. Und man will sich dann manchmal auch gar nicht mehr damit befassen und sagt, Mensch, das war halt eine Scheiß-Kindheit, aber irgendwann muss jetzt mal Schluss sein.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Hier wird wiederum ein möglicher Zusammenhang zu sozialen Problemen deutlich. Manche ehemaligen Heimkinder wählen lieber den Rückzug, als immer wieder Gefahr zu laufen, sich mit der Vergangenheit konfrontieren zu müssen. Neben dem Stigma und der Scham ist die Vermeidung ein wichtiger Grund, die eigene Heimgeschichte zu verschweigen. Dies erklärt, warum auch in Paarbeziehungen und familiären Zusammenhängen alles, was mit der Sozialisation im Heim zusammenhängt, unter den Teppich gekehrt wird. Es geht darum, nach vorne zu schauen und das Thema abzuschließen.

Angesichts dieser Dynamiken überrascht es nicht, dass sich viele ehemalige Heimkinder sehr negativ über Psychotherapien äußern.

*„Ich muss vielleicht mal Folgendes sagen, so der Laie sagt, du gehst zum Psychologen und musst dich auf die Couch legen und dein ganzes Zeug da rausreden, was dich belastet. Das hab ich selber nie erlebt und hab mir insofern gedacht, das ist ja auch Blödsinn. Also wenn ich eh schon so ein Trauma oder egal was habe, und jetzt soll ich zu einem fremden Menschen reden und soll das alles reden, damit kocht das ja noch viel mehr in mir herauf.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es ist hier ein für die Versorgung von Menschen, die schweren Belastungen ausgesetzt waren, äußerst bedeutsamer Zusammenhang zu erkennen. Die Strategie der Vermeidung verhindert in vielen Fällen eine Psychotherapie. Das bedeutet, dass die Population derer, die Psychotherapie in Anspruch nehmen, sehr selektiv ist. Man kann sagen, dass es sich dabei häufig um jene Menschen handelt, die die Gefühle, die mit der Konfrontation verbunden sind, bereits bis zu einem bestimmten Grad aushalten können. Da die Inanspruchnahme einer Psychotherapie offenbar ein gewisses Maß an Gesundheit voraussetzt, stellt sich die Frage nach wirksamen Hilfen gerade für die Menschen, die es sich nicht vorstellen können, sich der Konfrontation mit den Schrecken der Vergangenheit auszusetzen. Wenn die Vermeidung ein Diagnosekriterium einer PTBS ist, drängt sich die Frage auf, wie diese überhaupt einer professionellen Behandlung zugänglich gemacht werden kann (Mosser & Schlingmann 2013).

Viele Berichte unserer Interviewpartner\*innen deuten darauf hin, dass sie von vornherein keine Psychotherapie in Anspruch genommen oder aber schlechte Erfahrungen in der Psychotherapie gemacht haben. Man könnte aus traumatherapeutischer Sicht argumentieren, dass sich niemand auf die Couch legen muss und es nicht darum geht, in unkontrollierter Weise „das ganze Zeug da rauszureden“, aber man sollte sich auch von allzu arglosen und idealistischen Vorstellungen von Psychotherapie distanzieren. Nicht nur das Trauma als phä-

nomenologisch beschreibbares Verhältnis zwischen Vergangenheit, Trigger, emotionaler Reaktion und Vermeidung steht hier zur Disposition. Um dieses Phänomen gruppiert sich das ganze Arrangement der familiären und institutionellen Gewalt gegen Heimkinder: Körperliche, sexualisierte, psychische Angriffe, Entwertung, Entmutigung, Vernachlässigung, Stigmatisierung, Ausgrenzung, Misstrauen, Scham, Reviktimisierung, Ausbeutung und das Ringen um Autonomie, das den Anspruch erhebt, es alleine schaffen zu müssen. Diesen ganzen Komplex auf eine posttraumatische Störung zu reduzieren und mit einem Werkzeugkasten aus traumatherapeutischen Techniken zu behandeln, wäre geradezu naiv und macht die Vorbehalte der Betroffenen nur allzu verständlich. Die Psychotherapie selbst ist Teil einer gesellschaftlichen Struktur, die den ehemaligen Heimkindern nicht selten mit Zumutungen, Vorenthaltungen, Stigmatisierung und Exklusion begegnet ist. Es überrascht daher nicht, dass auch sie häufig zum Objekt der Vermeidung wird. Die Psychotherapie ist mithin keineswegs die regelhafte Antwort auf die Leiden der ehemaligen Heimkinder. Sie beruht per definitionem auf einer Etikettierung der Patient\*innen als „krank“ und setzt – zumindest insofern sie innerhalb des Krankenkassensystems durchgeführt wird – eine formale Diagnose voraus. Es erscheint aber wichtig, dass Betroffene auch als Expert\*innen für das Überleben extremer Belastungssituationen gesehen werden, die sich selbst eine Stimme geben können und sich sowohl in gesundheitlichen als auch politischen Belangen selbst organisieren können (Helming et al. 2011). Um eine höhere Akzeptanz von Psychotherapie zu erreichen, wäre es notwendig zu vermitteln, was diese zu leisten vermag und wo ihre Grenzen liegen. Zentral ist dabei die Haltung, die die/der einzelne Psychotherapeut\*in gegenüber Gewaltbetroffenen einnimmt. Viele Bemerkungen ehemaliger Heimkinder sind so zu verstehen, dass sie sich keinesfalls auf eine bestimmte zu behebende „Störung“ reduziert sehen wollen und nicht bereit sind, sich der diesbezüglichen Definitions- und Handlungsmacht von Psychotherapeut\*innen auszuliefern.

Weiter oben wurde bereits angedeutet, dass es neben der überzeugenden Funktionalität der Vermeidung sozusagen auch deren „Schattenseite“ gibt. Es ist klar, dass sie vielfältige soziale Möglichkeiten verhindert, aber sie hinterlässt auch auf der Ebene der Empfindung ihre Spuren. Vermeidung ist hier nicht im Sinne eines kontrollierten „Aus-dem-Weg-Gehens“ zu verstehen, sondern als eine psychologische Technik des „Sich-unempfindlich-Machens“. Dies steht im Zusammenhang mit den traumatheoretisch beschriebenen Konzepten der Dissoziation und des „numb“ (i.S. einer emotionalen Abstumpfung). Unabhängig von der Frage, inwieweit „numb“ als trennscharf abgrenzbares eigenes Diagnosekriterium einer posttraumatischen Belastungsstörung konzeptualisiert werden kann, legen die Berichte der ehemaligen Heimkinder eine logische Nähe zur Vermeidung nahe. Es geht immer darum, unerträgliche Gefühle unter Kontrolle zu bringen und der Erfahrung des ohnmächtigen Ausgesetztseins Techniken der Selbststeuerung entgegenzusetzen. Wir haben gesehen, dass schon die Kinder

im Heim bemüht waren, die körperlichen und psychischen Verletzungen, die ihnen zugefügt wurden, nicht spüren zu müssen. Wenn es schon kein äußeres Entkommen gab, dann musste auf Strategien der inneren Flucht zurückgegriffen werden, um das auszuhalten, was ihnen angetan wurde. Im Erwachsenenalter ist häufig eine Fortsetzung solcher Strategien erkennbar. Ganz allgemein kann man sagen, dass die kindliche Dissoziation in eine erwachsene Strategie der Abhärtung übergeht. Es geht darum, sich unangreifbar zu machen.

**Frau S.: Hart werden als Überlebensstrategie: „Entweder du bist als Kämpfer rausgekommen oder als Loser und hast dich irgendwann umgebracht. Mehr nicht. So.“**

S. wurde kurz vor Ende des zweiten Weltkrieges als mittleres Kind von drei Geschwistern geboren. Ihre Mutter war mit den Kindern aus Osteuropa geflohen und in Bayern einquartiert worden. Ihr Vater, der zu der Zeit, als sie in das Heim kam, noch in Gefangenschaft war, hatte in ihrer Heimat eine Zahnarztpraxis.

Durch den Krieg habe die „eigentlich großartige Familie“ alles verloren. Eltern und Großeltern waren zuvor – zum Teil in sehr angesehenen Positionen – in medizinischen und künstlerischen Berufen tätig gewesen. Aber in Bayern war die Familie „Flüchtlingspack.“

Die Mutter war offensichtlich mit der Situation und den Kindern völlig überfordert – sie hatte z.B. in ihrer Heimat Personal gehabt. Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, so meint S., dann wäre sie vermutlich „vernünftig“ aufgewachsen, hätte Abitur machen und einen guten Beruf ausüben können.

Nach Rückkehr des Vaters aus der Gefangenschaft und im Zuge der Trennung der Eltern kamen die beiden älteren Kinder, S. (sechs Jahre alt) und ihr Bruder (neun Jahre alt), in ein evangelisches Kinderheim in einem kleinen Ort in Bayern. Bis zu ihrem 21. Lebensjahr bleiben verschiedene Heime die hauptsächlichen Lebensorte von S., mit kurzen Aufenthalten bei den Eltern, z.B. in den Ferien, insbesondere beim Vater, während ihr Bruder es geschafft hat, öfter wieder bei den Eltern zu leben.

In ihrem ersten Kinderheim schlief S. zusammen mit etwa zwanzig Mädchen in einem großen Schlafsaal. Sie schildert die Zustände in diesem Heim in äußerst drastischen Worten. So berichtet sie von viel Hunger und großer Armut. Ebenso wie es andere ehemalige Heimkinder erzählen, kamen amerikanischen Soldaten zu Weihnachten ins Heim und nahmen die Kinder mit in eine Kaserne, wo sie so viel zu essen bekamen, dass sie bei der Heimfahrt wieder alles erbrechen mussten. Im Heim habe es nach den Worten von S. mehr Prügel als Essen gegeben. Das übliche Essen im Heim war karg und wird als teilweise ekelhaft beschrieben: morgens gab es Schleimsuppe aus dem Blechteller und Fischlebertran, der den Kindern gegebenenfalls mit Gewalt eingeflößt wurde.

Die Heimkinder besuchten die Dorfschule. Da die sie nur dünnes Brot mit Marmelade als Brotzeit für die Schule erhielten, hat S. sich Essen verschafft, indem sie sich für die Dorfkin- der gegen den Lohn einer Semmel prügelte. In der Schule gab es faire Lehrer, aber ebenso eine Lehrerin, die von S. als „Miststück“ charakterisiert wird. Die Jungen hatten einen Lehrer, der vor allem die Heimkinder mit einem Hosenriemen prügelte und sie dabei wüst be- schimpfte. Die schwarze „Pädagogik“ des Kinderheims war ebenfalls durch häufiges Prügeln charakterisiert. So haben sich die Diakonissen und der Hausvater an den Kindern „ausge- tobt“.

Es gab eine „Tante Maria“, das „Ungeheuer“, die mit Vorliebe S. herausgegriffen hat, da die- se von Anfang an versucht hat zu überleben, indem sie sozusagen „hart“ wird und das Per- sonal nicht an sich rankommen lässt. S. nimmt sich vor, „Tarzan“ zu werden, sich als Überle- bensstrategie nichts anmerken zu lassen, was für das Personal vermutlich eine Provokation bedeutete. Der Bruder von S. erzählt ihr z.B. von einer Prügelattacke, an die S. sich nicht mehr erinnern kann: der Hausvater schleift sie in die Mitte des Saales vor die etwa hundert anderen Kinder und schlägt sie so sehr, dass ihr die Luft wegbleibt. Sie habe darauf voll- kommen stoisch reagiert und nie wieder davon gesprochen.

Es gab etliche Bettnässer, die für ihr Bettnässen verprügelt wurden, wobei es eine merkwür- dige Regel gab, nach der man zwar früh schlafen, aber erst ab 22.00 Uhr auf die Toilette ge- hen durfte – wobei die Kinder gar keine Uhr hatten. Teil der üblichen Strafpraxis war zudem, dass Kinder nachts im Gang stehen mussten. Es wird mit einem angeblich noch restriktiveren Erziehungsheim gedroht, wenn ein Kind nicht wie erwartet funktioniert hat. Dies ist vor al- lem der Fall, wenn keine Eltern hinter den Kindern stehen.

Zwischen den Kindern gab es eine klare Rangordnung; es galt das Gesetz des Stärkeren, zu denen S. gehörte, da sie offensichtlich durchaus körperlich stark war. Aber gleichzeitig hatte sie klare Vorstellungen von Ehre, die es ihr bspw. verboten haben zu stehlen.

Obwohl sie in den Ferien nach Hause durfte, erzählte S. ihren Eltern nichts von den harschen Zuständen im Heim. Es gab mehrere Gründe: Sie ist überzeugt, dass ihr einerseits sowieso niemand geglaubt hätte, dass die Eltern es nicht verstanden hätten, da es in ihrer Familie keine Schläge gab, nicht mal eine Ohrfeige. Zudem wäre man bei einer Beschwerde im Nachhinein wieder verprügelt worden. Vor den Eltern sei eine Show abgezogen worden; bei Besuchen ihres Vaters, dem „Herrn Doktor“, durfte sie z.B. ausnahmsweise von einem Por- zellan- statt einem Blechteller essen. Sie habe auch nie geklagt, weil sie gesehen habe, dass die Eltern selbst viele Probleme und Streit miteinander hatten, wobei sie als Kind zwischen ihnen stand. Sie wollte wenigstens nicht zusätzlich Probleme machen.

Es habe in diesem Heim keinen einzigen Lichtblick, keine positiven Aspekte gegeben. Sie habe sich nachts im Bett mit Tagträumen und Fantasiegeschichten getröstet, aber über ihre Sorgen und Nöte habe sie mit niemandem sprechen können.

Als sie etwa zehn Jahre alt ist, meldet sich das Jugendamt; es gibt eine Sorgerechtsauseinandersetzung zwischen den Eltern und sie wird gefragt, bei wem sie leben möchte. Sie sagt, es sei ihr gleichgültig. Da der Vater inzwischen wieder eine Praxis in Norddeutschland hatte, wurde ihm das Sorgerecht zugesprochen. Aber nach einer zweiten Heirat des Vaters, wobei sie mit ihrer Stiefmutter anscheinend nicht klarkam, wurde sie im Alter von ca. 13/14 Jahren wieder in einem Heim untergebracht, einem „Waisenhaus“.

Es wurde in diesem ebenfalls evangelischen Heim zwar nicht geprügelt, aber die Kinder mussten viel arbeiten. Schon vor dem Frühstück musste man putzen, „endlose“ Gänge schrubben, Plumpsklos sauber machen, in Küche und Garten arbeiten – was S. „Zwangsarbeit“ nennt. Wie im vorigen Heim gab es hier die Bedrohung, in noch schlimmere Heime gebracht zu werden.

Die meisten Heimkinder erhielten keine nennenswerte schulische Förderung; nur sehr wenige konnten überhaupt die mittlere Reife machen. S. erzählt von einem eigentlich klugen Mädchen, das vorübergehend eine schulische Schwäche zeigte und deshalb sofort auf die „Hilfsschule“ verschwand. S. selbst absolvierte nur die acht Jahre Volksschule. Als sie eine Lehre als Verkäuferin begann, bot ihr Vater an, sie könne bei ihm wohnen. Sie entschied sich jedoch für ein Mädchenwohnheim, in dem sie die drei Jahre während der Lehre lebte. Sie betont an anderer Stelle explizit, dass sie sich mit ihren Eltern gut verstanden habe; sie wollte aber ihrem Vater nicht zur Last fallen. Von der Mutter ist im weiteren Verlauf des Interviews nicht mehr die Rede.

Dieses Mädchenheim war schon fast „luxuriös“, denn sie bekam endlich genug zu essen und musste das Zimmer nur mit einem anderen Mädchen teilen – statt in einem Schlafsaal mit 20 anderen zu schlafen. Ein weiterer Luxus war ein gebrauchtes Radio, das sie von ihrem Vater zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte und zunächst behalten durfte. Aber Willkür erlebte sie auch hier: So nahm ihr die Schwester Oberin eines Tages das Radio weg, weil sie zu laut Musik hörte und gab es nie wieder zurück.

In der Lehre war sie sehr erfolgreich, sie wurde von einer Chefin sehr gefördert, was sie heute noch mit Dankbarkeit konstatiert, obwohl sie sich abschottete und kaum mit jemandem sprach. In der Berufsschule schrieb sie so gute Noten, dass eine Lehrerin ihr anbot, ihren Vater zu bewegen, ihr den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen. Dieses Angebot lehnt sie aber aus Stolz ab. Nach dem Ende der Lehre hat sie das Heim sogar selber zahlen

müssen – und tatsächlich teilweise wieder gehungert, da sie dadurch nicht genug Geld für ein Mittagessen hatte.

Mit etwa 18 Jahren zieht sie in eine süddeutsche Großstadt in ein weiteres Wohnheim und arbeitet als Verkäuferin.

Mit ihrer Volljährigkeit im Alter von 21 Jahren ist sie plötzlich selbständig, ohne in irgendeiner Weise vorher darauf vorbereitet worden zu sein. Sie verlässt das Wohnheim und teilt sich zunächst mit einem anderen Mädchen ein Privatzimmer, das sie jedoch verlassen muss, als die Zimmergenossin schwanger wird, und findet ihre erste, kleine eigene Wohnung, ein 12 qm großes Kellerloch, für sich allein – ein Glücksgefühl trotz Keller und Größe. Selbstständig sucht sie sich eine andere Arbeit, die sie bei einer Verwaltungsbehörde findet. Sie gewinnt zudem auch den ersten Preis bei einem Schönheitswettbewerb.

S. nimmt in der Folge Angebote des zweiten Bildungswegs in Anspruch, macht ihre Mittlere Reife, erweitert ihre kaufmännische Ausbildung durch ein Zertifikat im Großhandel und ein Diplom als Sekretärin und findet schließlich eine Anstellung in einem Unternehmen, in dem sie bis zu ihrer Pensionierung tätig ist. Ihr Motto, das sie mehrmals im Interview betont, enthält folgende Grundprinzipien: Eigenverantwortung, Geradestehen, mit Anstand durchs Leben gehen.

Ihre Haltung, niemandem zur Last zu fallen und um nichts zu bitten, steht ihr teilweise im beruflichen Leben im Weg, da sie nie um eine Gehaltserhöhung bittet.

Während sie ihr berufliches Leben insgesamt sehr gut gemeistert hat, gestalten sich persönliche Beziehungen und Freundschaften häufig schwierig. Ihr gutes Aussehen hat ihr nach eigenen Angaben dabei geholfen, dass es Männer in ihrem Leben gab, aber Nähe zu leben war nicht wirklich möglich. Ihr Ehemann, von dem sie geschieden wurde und der inzwischen verstorben ist, war ihr in dieser Hinsicht zu ähnlich: Sie waren zwei isolierte Menschen, die beide die Haltung lebten, „ich schaff das allein.“ Sie hatte im Alter von 33 geheiratet; die Ehe blieb kinderlos. Auch spätere Partnerschaften waren von emotionaler Distanz geprägt.

Wie sie selbst sagt, zahlt sie einen hohen Preis für den Lebensstil, den sie sich angeeignet hat, nämlich mit einer gravierenden Migräne. Sie sieht durchaus die Nachteile ihrer Haltung, niemandem zu zeigen, wie sehr sie leidet. Auch Ärzte würden sie deshalb mit ihrer Erkrankung nicht wirklich ernst nehmen.

Der einzige Ausgleich, den sie sich emotional verschafft, sind ihre Gedichte, in die sie viel von sich hineingeben kann. Therapie kommt für sie nicht in Frage; ein Therapeut würde sich nicht wirklich für sie interessieren.

Sie hat gesundheitliche Probleme mit den Füßen, was sie darauf zurückführt, dass sie als Kind nie passende Schuhe hatte, sondern immer nur welche, die zu groß waren. Sie hat einen extrem leichten und häufig schlechten Schlaf – im Sinne eines Überlebensmodus, möglichst alles unter Kontrolle zu halten.

Bevor sie Kontakt mit der Anlauf- und Beratungsstelle aufnahm, hatte sie sich schon mal bei einer anderen, nicht näher bezeichneten Stelle gemeldet und wurde dort abgewiesen als „dumme alte Kuh“, ihre Erfahrung sei nur „subjektiv“, was sie in höchstem Maß in Zorn versetzt hat. Akten gab es nicht mehr; aus Y., wo das Heim inzwischen als heilpädagogisch-therapeutisches Heim geführt wird, bekam sie nur eine email mit den Daten ihrer Aufnahme und ihrer Entlassung. In Norddeutschland waren keine Akten mehr vorhanden.

In Bezug auf die Mitarbeitenden der Anlauf- und Beratungsstelle dagegen berichtet sie von äußerst positiven Erfahrungen, was sie in gewisser Weise „versöhnt.“ Es ging ihr nicht so sehr ums Geld, sondern um die Klärung ihrer Vergangenheit und um ihre Rolle als ehemaliges Heimkind. Aber das Geld hat sie gerne genommen, bspw. für einen Wellnessurlaub. Entschädigung bedeutet das Geld aber nicht, es sei nur eine „kleine Geste“. Gebrauch hat sie es nicht unbedingt, sie kann sich inzwischen ihren Urlaub selbst leisten. Wovor sie sich fürchtet, ist, im Alter eventuell jemandem zur Last fallen zu müssen, bspw. in einem Altersheim, in dem sie sich der Willkür des Personals ausgeliefert fühlen würde.

Ihrer Ansicht nach bedarf es einer Beratungsstelle für die älteren ehemaligen Heimkinder, die Überlebenden, um mit dieser Situation umgehen zu können. Sie wünscht sich, dass sie, wenn sie nicht mehr selbständig leben kann, die Möglichkeit hat, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

Im Zusammenhang mit Paarbeziehungen haben wir weiter oben bereits die doppelte Bedeutung der Unangreifbarkeit identifiziert: Nicht besiegbare und unberührbar. Man könnte sagen, dass Zärtlichkeit niemand empfangen kann, der nicht auch verletzlich ist.

*„Dann hat man mich quälen können, wie man's gewollt hat, ich hab – das ist vielleicht auch das, weswegen es heute noch so ist, dass es mir sehr schwerfällt zu sagen – Gefühle zu zeigen. Mir hätte man, auch heute noch – also mir kann garantiert jemand den Arm brechen, ich würd nicht klein begeben oder keine Schwäche zeigen, sagen wir mal so. Und das war da drin auch.“  
(Mann, 1940er Jahre)*

In dieser eindrucksvollen Beschreibung wird deutlich, dass die Abhärtung eine unmittelbar überlebenswichtige Funktion beim Ausgesetztsein gegenüber Gewalt hat. Prägnant zieht der Erzähler einen logischen Schluss zu seinen gegenwärtig bestehenden Schwierigkeiten, Gefühle zu zeigen. Er verfügt über die nützliche Fähigkeit, keinen Schmerz zu empfinden, aber er ahnt, dass die Generalisierung dieser Unempfindlichkeit auch mit weitreichenden emoti-

onalen Verlusten einhergeht. Dieses Motiv taucht immer wieder auf: Der Stolz auf das eigene Vermögen, hart zu sein, sich nicht angreifbar zu machen, keinen Schmerz zulassen zu müssen und die Ahnung, dass dadurch etwas, was von existenzieller Bedeutung ist, nicht zugänglich ist.

*„Aber man versucht's halt durch Bewegung und Gymnastik und viel Laufen, versucht man, das in den Griff zu bekommen. Ich hab' natürlich auch meine Gelenkschäden und so weiter [...] und an der Lendenwirbelsäule. Aber ich hab', trotz dieser Schmerzen hab' ich immer weitergemacht und immer weitergemacht und hab' unbewusst – ich hab' das nicht g'wusst, hat mir später der Professor Dr. Z. g'sagt: Sie haben ... Er hat g'sagt, durch meine Aktivitäten haben sich ..., ist die Wirbelsäule eingesteift worden durch knöcherne Überbrückungen. Und deswegen bin ich jetzt schmerzlos.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Diese Beschreibung wirkt wie eine Metapher für das Prinzip der Abhärtung und des Sich-Unempfindlichmachens. Dabei ist zu berücksichtigen, dass dieses ehemalige Heimkind über viele Jahre seines Lebens den Extrem-Sport als Bewältigungsstrategie wählte. Aus seinen Schilderungen wird deutlich, dass die Strategie der Abhärtung durchaus auch in der Nähe des Risikoverhaltens und der Selbstgefährdung zu sehen ist. Der Zusammenhang ist kompliziert. Es wirkt, als würde es an einem bestimmten Punkt der Abhärtung darum gehen, das Leben insgesamt nicht mehr spüren zu müssen. Man muss dabei immer an die ätiologischen Pfade denken, die zur subjektiv erlebten Funktionalität dieser Strategie führen. Die Unempfindlichkeit gegenüber dem Schmerz läuft Gefahr, auf eine Unempfindlichkeit gegenüber dem Leben generalisiert zu werden.

*„Sich selber hart – ich hab alles weggeblockt, ich hab auch zu Hause nie gesagt, wie es mir da drin geht. Weil in den Ferien war ich oft zu Hause, aber ich hab nie gesagt, wie's mir geht. Ich hab alles weggeblockt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wenn sich eine solche Strategie chronifiziert, besteht das Risiko, dass soziale und intime Beziehungen nachhaltig beeinträchtigt werden. Es ist evident, dass in diesem Mechanismus ein erhebliches Risiko zur Entwicklung von Depressionen liegt. Die notwendig gewordene Fähigkeit, den Schmerz und die Trauer nicht zu spüren, geht häufig mit der Unmöglichkeit einher, positive Gefühle zu empfinden. Dies erklärt, weshalb der Verlust an Freude als diagnostisches Kriterium für posttraumatische Belastungen gilt (Falkai & Döpfner 2015).

*„Ja. Also sonst eigentlich, ich hab sonst eigentlich kein Vergnügen oder nichts.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Eine andere Interviewpartnerin antwortet auf die Frage der Interviewerin, was sie bräuchte, um in der Gesellschaft und in der Welt besser anzukommen folgendermaßen:

*„Mei, dass ich besser leb. Dass ich mehr Freude am Leben hab, weil ich hab noch nie gern gelebt. Weil meinen ganzen Lebttag, was ich erlebt hab, war noch nie was Besonderes.“ (Frau, 1940er Jahre)*



Implizit wird hier auch von der Fähigkeit berichtet, die Gewalt und die Zumutungen der Kindheit überlebt zu haben. Eine wichtige Strategie, die dies ermöglichte, war jene, sich möglichst unempfindlich zu machen gegen das, was dem Kind, das sie war, angetan wurde.

Die Vermeidung hat eine soziale und eine psychische Dimension. Sie ist Teil einer bestimmten Lebenslage, in der sich viele ehemalige Heimkinder befinden und die mit Einschränkungen im sozialen Bereich verbunden sind. Sie verhindert – aus „guten Gründen“ – häufig die Inanspruchnahme institutionell organisierter Hilfen. Und sie ist eine früh gelernte psychologische Strategie, um unerträgliche, intensive Gefühle irgendwie aushalten zu können. In vielen Fällen bildet das Spannungsfeld zwischen der nützlichen Funktion der Vermeidung und dem sozialen und psychischen Preis, der für sie zu zahlen ist, eine zentrale Existenzbedingung der ehemaligen Heimkinder.

#### 8.2.2.5 Körperliche Erkrankungen, psychosomatische Erkrankungen und Verletzungen

Weiter oben wurde im Zusammenhang mit initialen Reaktionen beschrieben, dass der Körper des Kindes häufig zu jenem Bereich wurde, auf den die Wut, der Sadismus und auch all die Varianten des Vorenthaltens seitens der Heimerzieher\*innen gerichtet waren. Aus den Berichten unserer Interviewpartner\*innen wissen wir, dass bereits der kindliche Körper Symptome entwickelte, die unmittelbar auf die zugefügten Verletzungen verwiesen, entweder in Folge direkter Gewalteinwirkung oder in Form von vegetativen Stresszeichen, v.a. als Einnässen.

Das Gedächtnis des Körpers ist unerbittlich und lässt sich schlechter kontrollieren als die Erinnerung des Bewusstseins. Daher verwundert es nicht, dass ehemalige Heimkinder von einer Vielzahl körperlicher Erkrankungen berichten, unter denen sie in verschiedenen Phasen ihres Erwachsenenlebens litten oder immer noch leiden. Da es sich beim vorliegenden Bericht nicht um eine medizinische Analyse handelt, ist die folgende Typologie teilweise spekulativ, zumal die Ätiologie somatischer Erkrankungen in vielen Fällen viel zu kompliziert ist, um gesicherte Schlussfolgerungen zu ziehen. Zu unterscheiden sind im Wesentlichen vier Phänomenbereiche körperlicher Erkrankungen, nämlich

- Erkrankungen als direkte und nachhaltige Folge körperlicher Gewalt und Vernachlässigung. Dazu sind z.B. zu zählen: Schlecht verheilte Frakturen von Gelenken, Wirbel und Gliedmaßen, Rückenschmerzen aufgrund von Misshandlungen, Vernarbungen auf der Haut, Fußerkrankungen, Verletzungen von Sinnesorganen, insbesondere Nase und Gehör, mit nachhaltigen Beeinträchtigungen der Sinneswahrnehmung.
- Folgen von Unfällen im Erwachsenenalter (siehe den Zusammenhang zu Risikoverhalten und Suizidalität), z.B. Frakturen von Gliedmaßen, Kopfverletzungen, u.a. Schädelbasisbruch.

- Erkrankungen mit wahrscheinlicher psychosomatischer Genese: Hauterkrankungen, unspezifische Schmerzen, Herzerkrankungen, Bluthochdruck, Schwindel, Asthma, Migräne, Tinnitus, Übergewicht, Bandscheibenvorfall, gastrointestinale Erkrankungen (z.B. Morbus Crohn), Bulimie.
- Erkrankung, deren Genese auch im Zusammenhang mit biografischen Belastungen interpretierbar ist: Krebs, Epilepsie, Erkrankungen innerer Organe (z.B. Galle, Blase,...), Schilddrüsendysfunktion, Arthrose, Erkrankungen des Bewegungsapparates.

Diese Aufzählung ist nicht vollständig, aber sie bildet zumindest ungefähr das Spektrum dessen ab, was uns unsere Interviewpartner\*innen beschrieben haben. Unausweichlich muss man im Zusammenhang mit psychosomatischen Erkrankungen an das oben analysierte Problem der Vermeidung denken. Eine Frau, die an Krebs erkrankt war, äußert sich in diese Richtung:

*„Du bist ja froh, wenn du das mit den vielen, vielen Jahren endlich verdrückt hast. Ich bin ja sehr krank geworden darüber, weil ich alles in mich hineingefressen hab.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Inwieweit der hier behauptete Kausalschluss zutrifft, kann nur Gegenstand von Spekulationen sein. Es ist aber nicht zu bezweifeln, dass die Kindheit im Heim und die lebenslangen Versuche, mit diesen irgendwie umgehen zu können, teilweise dramatische Spuren an und in den Körpern unserer Interviewpartner\*innen hinterlassen haben. Indem wir den Körper als biopsychosoziales System konzipiert haben, das in ständiger Korrespondenz mit seiner Umgebung steht, wurde deutlich, dass das Problem des Körpers nicht auf den Körper begrenzt bleibt, sondern sämtliche Lebensbereiche der erkrankten Menschen berührt. Man muss sich dabei auch daran erinnern, dass den verletzten Mädchen und Jungen häufig adäquate medizinische Hilfen vorenthalten wurden, was zur Chronifizierung gesundheitlicher Belastungen führte. Die Erkrankung der Erwachsenen wird also in vielen Fällen als „gemacht“ oder „zugefügt“ erlebt. Die niemals verheilende Schädigung des Gehörs, die insgesamt 17 Operationen notwendig machte, stellt in gewisser Weise einen permanenten potenziellen Trigger dar: Erinnerung an das Heim, Erinnerung an die Misshandlung, die das Ohr schädigte, Erinnerung an die Vernachlässigung, die das geschädigte Ohr nicht heilen ließ. An den erwachsen gewordenen Heimkindern haften nicht selten die spürbaren Male der ihnen im Kindesalter zugefügten Misshandlungen.

*„Das ist völlig kaputt, war ich nie beim Arzt. Damit hab ich Schwerstarbeit machen müssen. Hier ist es rund, da hat mir der Heimleiter mit dem Hartholzknüppel die Schulter hier zertrümmert. Die Nase war, glaub ich, ungefähr 12 Mal gebrochen, da geht überhaupt nichts.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Wir sehen, dass es unterschiedliche Grade der Gewissheit darüber gibt, inwieweit körperliche Erkrankungen kausal auf die Kindheit im Heim zurückzuführen sind. Es kann aber mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass ehemalige Heimkinder einem erhöh-

ten Risiko ausgesetzt sind, körperliche Erkrankungen zu entwickeln. Im folgenden Zitat macht der Erzähler den beiden Interviewer\*innen gegenüber seine diesbezüglichen Erfahrungen auf drastische Weise deutlich:

*„Also Ihr beiden wart nicht im Heim, aber ich garantiere euch eins, wenn ihr so ein Treffen mitmacht und dann draußen ins Auto geht, dann würdet ihr wahrscheinlich erstmal ins nächste Café fahren und das sacken lassen. Wie viel wirklich menschliche Krüppel du da siehst, die einfach durch und durch kaputt sind. Und bei beinahe jedem siehst du hier irgendwo eine Narbe.“ (Mann, 1940er Jahre)*

In der folgenden Schilderung wird auf eindrucksvolle Weise deutlich gemacht, dass das körperliche Symptom mit der Überlebensstrategie der Abhärtung und der Unangreifbarkeit, wie wir sie oben beschrieben haben, in Zusammenhang steht:

*„Und wie gesagt, die Migräne, das ist – ich sag immer, das ist eine Folge von diesem ganzen, steh gerade, kerzengerade, keiner kann an mich ran. [...] Und das bleibt Ihnen bis zum Tode, erst dann wird sich´s lösen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist, als würde der erwachsene Körper den Preis für das Überleben des Kindes zahlen. Die ständige Kampfbereitschaft, die dauernd Wachsamkeit verdichtet sich im Körper zu einem Modus der Anspannung, der sich unweigerlich als (chronischer) Schmerz äußern muss.

Wir erkennen eine Dynamik, innerhalb derer sich psychische Belastungen und körperliche Erkrankungen wechselseitig bedingen: Der psychische Stress trägt zur Entstehung vielfältiger körperlicher Beschwerden bei. Diese wiederum fungieren als Trigger, die ihrerseits an die Umstände erinnern, die zu den Beschwerden geführt haben, wodurch eine erneute Stressbelastung hervorgerufen wird.

Man kann sich ohne Schwierigkeiten vorstellen, in welcher Weise die berichteten vielfältigen Krankheitsbilder zu sozialen Beeinträchtigungen führen. Die erörterten Probleme der Nicht-Teilhabe, der Nicht-Zugehörigkeit, der Einsamkeit und der Depression müssen bei der Analyse der somatischen Beschwerde in vielen Fällen mitgedacht werden. Zudem ist auf die deutlichen Beeinträchtigungen in Bezug auf die berufliche Entwicklung ehemaliger Heimkinder hinzuweisen. Wir finden Berichte, aus denen klar hervor geht, wie nachhaltig gesundheitliche Probleme auf das Arbeitsleben der Betroffenen Einfluss genommen hat. Auffällig ist dabei, dass viele ehemalige Heimkinder oft jahrelang gegen diese Beeinträchtigung ankämpfen und im wahrsten Sinne des Wortes „anarbeiten“.

*„Bin ich geblieben und selbständig geblieben. In der Kurzfassung, Ende 40 wurden die gesundheitlichen Probleme wieder so massiv, dass ich nach zwei, drei Jahren nochmal extremer Gegenwehr – ich war privatversichert, ich hab mich, glaub ich, wirklich gut, gut, gut um mich gekümmert und gute Leute auch gehabt, aber es war unaufhaltsam: Büro zugesperrt.“ (Mann, 1940er Jahre)*

*„Ja, ich hatte sie [die Migräne, Anm. d. A.] auch während der Arbeitszeit, aber ich bin immer in die Arbeit gegangen. Ich hab durchgehalten. Und es ist etwas – weil wenn ich in der Arbeit war, da hatte ich wieder Spannung. Es ist immer so, Sie haben erst eine Spannung. Die Gefäße spannen, ziehen sich zusammen. Und wenn die dann sich weiten, dann kriegen Sie diesen wahnsinnigen Migräneschmerz. Wenn ich in der Arbeit war, hatte ich das auch, sobald ich in der Arbeit war, haben sich die Gefäße wieder wegen dem Stress zusammengezogen, und dann bin ich wieder weiter.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Unausweichlich führt eine solche Situation zu einem Punkt der Erschöpfung, an dem die Betroffenen letztlich doch nicht mehr weiterkommen. Es entfaltet sich dann ein ganzes Spektrum neuer oder reaktualisierter Risikofaktoren: Konfrontation mit Behörden und Autoritäten, Angewiesensein auf Sozialleistungen, Stigmatisierung, Scham, Exklusion, Depression.

Es wird deutlich, dass körperliche und psychosomatische Erkrankungen ehemaliger Heimkinder ätiologisch mehr oder weniger offensichtlich auf die Lebensbedingungen in den Heimen zurückgeführt werden können. Darüber hinaus besteht ein hohes Risiko, dass die somatischen Erkrankungen selbst wieder zu Quellen psychischer und sozialer Probleme werden können. In diesem Zusammenhang spielen geeignete medizinische Behandlungen, die die Genese der Erkrankung mitberücksichtigen, eine wichtige Rolle, um Fehldiagnosen und -behandlungen sowie Stigmatisierungen (z.B. in Form eines Vorwurfs der Arbeitsverweigerung) zu vermeiden.

### **Probleme im Alter**

Viele der von uns befragten ehemaligen Heimkinder befinden sich bereits im Rentenalter und äußern sich negativ über ihre gegenwärtige Lebenssituation; auch jene, die noch im Berufsleben sind, sehen dem kommenden Lebensabschnitt skeptisch entgegen. Man gewinnt geradezu den Eindruck, als würde eine Vielzahl der Probleme, mit denen sich die Interviewpartner\*innen im Lebenslauf konfrontiert sahen, im höheren Alter kumulieren. Es kommt zu einer Akzentuierung jener Schwierigkeiten, die generell für Menschen im höheren Alter typisch sind: Gesundheitliche Probleme, Vereinsamung, finanzielle Einschränkungen, Nicht-Teilhabe, Autonomieverlust, Abhängigkeit. Sofort fühlt man sich bei dieser kurzen Aufzählung an das erinnert, was die ehemaligen Heimkinder schon in früheren Phasen ihres Lebens zu bewältigen hatten. Es ist, als würde das hohe Alter ein Brennglas auf die Existenz dieser Bevölkerungsgruppe richten, um deren Probleme zu verschärfen. Man muss dabei immer berücksichtigen, dass im hohen Alter neue Konfigurationen zwischen verschiedenen Lebensbereichen entstehen, die manchmal in eine Art Negativspirale münden können und neue Kompensationsleistungen erforderlich machen. Zu dem lebenslangen Stigma des Heimkinds kommt das Stigma des alten Menschen, der beruflich „nichts mehr leistet“ und mangels ökonomischer Ressourcen am öffentlichen Leben (das immer stärker unter dem Primat des Konsums steht) kaum noch teilnehmen kann (Keupp 2015). Es verstärken sich

dadurch erneut Gefühle des Ausgeschlossenseins, der Nicht-Zugehörigkeit. Als besonders ungerecht empfinden es viele Interviewpartner\*innen, dass sie sich nach all den Jahren auf eine sehr geringe Rente zurückgeworfen sehen. Sie haben ihr Leben lang hart gearbeitet und müssen im Alter von „Almosen“ leben.

*„Es geht jetzt auch, gell, freilich sieht man dies und jenes, aber du kaufst es nicht, ja. Du gehst halt in den Rotkreuzladen und schaust mal, ob du ein Oberteil oder irgendwas findest oder irgendwas anderes, irgendeine Kleinigkeit oder was. Aber man soll sich, wenn man älter ist, nicht mehr so viel zulegen, lieber weniger machen. Aber man möchte ja für sich ein bisschen was, gell.“ (Frau, 1940er Jahre)*

*„Jetzt komm ich in ein Alter rein, ja, ich muss auch irgendwie leben. Es gibt ja viele, die wo nicht so sind wie ich, weil mich kriegt so schnell keiner unter. Aber ich kenn ein paar, die wo bloß in ihrer Wohnung drin hocken und warten, dass es rum ist. Dass man schaut, dass die Menschen, die wo sowas erlebt haben, dass man denen eine anständige Rente gibt. Man schmeißt es doch jedem Dahergerannten nach. Bitte entschuldigen Sie das, wenn ich das sage, ich bin bestimmt nicht ausländerfeindlich, aber man soll die eigenen Deutschen – schauen, dass die eine gescheite Rente haben. Wenn so Sachen passieren, wo die Menschen nichts dafür können.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es ist die Bitterkeit erkennbar, mit der diese Frauen ihre eigene Lebenssituation analysieren. Es machen sich Gefühle der Resignation, aber auch der Wut breit. Es wird als zutiefst ungerecht empfunden, dass Menschen, die „nichts dafür können“, im hohen Alter Not leiden müssen. Dieses „Nichts-dafür-Können“ verweist auf das ganze Arrangement der Zumutungen und Verletzungen in Kindheit und Jugend, es verweist auf all das, was hinsichtlich Ausbildung und Beruf vorenthalten und verunmöglicht wurde, es verweist auf die frühe Entmutigung der Heimkinder, die nie dabei unterstützt wurden, ihre Potenziale zu entfalten und in weiterer Folge auf prekäre, unsichere, schlecht bezahlte Arbeitsverhältnisse oder Arbeitslosigkeit festgelegt wurden. Es scheint, als würden diese Zusammenhänge im Alter wieder bewusst werden.

*„Erstens durch das, wenn man dreimal sitzenbleibt, Heimweh hat bis zum Geht-nicht-mehr und nicht lernen kann, Fünfer und Sechser hat, ich konnte ja keinen Beruf nicht lernen! Wer hätte mich genommen? Und das tut mir – jetzt bin ich 73 Jahre, ich hab Ideen! Und das – und mir wurde ein Beruf verwehrt, und ich konnte das nicht, weil’s ja vom Zeugnis nicht gegangen ist. Und das tut mir heut noch – je älter ich werde, desto eher tut das.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Ein Problem, das mit den prekären ökonomischen Verhältnissen einhergeht, ist jenes der Abhängigkeit. Viele haben den Eindruck, um Sozialleistungen „betteln“ zu müssen und machen dadurch erneut die schmerzhafteste Erfahrung der Fremdbestimmung. Behörden und Institutionen errechnen, was den älteren Männern und Frauen zusteht, nachdem sie zum Teil jahrzehntelang harte Arbeit geleistet haben und nicht selten von ihren Arbeitgebern ausgebeutet wurden.

Ein weiteres Problem ist jenes der Gesundheit, welches im vorigen Abschnitt ausführlich erörtert wurde. Es ist klar, dass sich die körperlichen Beschwerden, die als direkte und indi-

rekte Auswirkungen der Heimsozialisation identifiziert wurden, im Alter verschlechtern. Viele ehemalige Heimkinder benötigen Medikamente, um die Schmerzen ertragen und Schlafen zu können. Was für die körperlichen Erkrankungen gilt, trifft in vielen Fällen auch für psychische Belastungen zu. In einigen Fällen mündet das Leben ehemaliger Heimkinder in einen ausgeprägten Zustand der Erschöpfung, der in Kombination mit Nicht-Teilhabe und Einsamkeit zu depressiven Entwicklungen und in manchen Fällen zu einem auch als solchen benannten Lebensüberdruß führt. Ein weiteres besonders schwieriges Thema ist die altersbedingte Schwächung der Verdrängung und der psychischen Abwehr gegenüber den Folgen schwerer Gewalt in der Kindheit und Jugend (Heuft 2004). Der funktionale Charakter der Vermeidung droht im Alter erschüttert zu werden oder vollständig zusammenzubrechen, da der für die Kontrolle des Bewusstseins zu leistende Aufwand immer schwerer geleistet werden kann. Insbesondere dann, wenn sich alte Menschen hilflos und ausgeliefert fühlen, steigen die Gespenster der Kindheit wieder aus der verdrängten Erinnerung hervor und entfalten kaum gebremste Gefühle der Angst und Verzweiflung. Die prototypische Gefährdungssituation für ehemalige Heimkinder, die sich im höheren Alter befinden, ist das Alten- oder Pflegeheim. Nach all den Jahren des Kampfes um Autonomie und Selbstbestimmung erfolgt eine strukturelle Reinszenierung dessen, wogegen diese Menschen seit ihrer frühesten Jugend gekämpft haben: Ausgeliefertsein, Abhängigkeit, Ausweglosigkeit, bestimmte raumzeitliche Organisationen.

*„Ja. Ich seh's ja in dem Heim. Bei manchen Bewohnern, da kommen immer Sachen hoch, also grad die Kriegsgeneration, was die oft erlebt haben, ge? [...] Was die Ängste haben dann ... Da hab' ich schon Angst, dass ich dann einmal das nicht mehr kontrollieren kann, dass das .... Kontrollverlust, das stell' ich mir ganz schlimm vor.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Diese Frau erlebt ihre Arbeit im Altenheim als prophetischen Spiegel ihrer eigenen nahenden Zukunft. Die Quelle der Angst ist der Kontrollverlust. Ein anderes Problem ist jenes des Ausgeliefertseins. Es liegt nahe, dass ehemalige Heimkinder Schwierigkeiten haben, jenen Menschen, denen sie anvertraut werden, zu vertrauen.

*„Das ist ja jetzt ein Seniorenheim. Ich hab schon gesagt, die armen Leute tun mir leid. Man weiß ja nicht, wie die mit denen umspringen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Erschöpfung, Zusammenbruch der Abwehrmechanismen, Misstrauen. Man muss befürchten, dass das Seniorenheim für ehemalige Heimkinder ein Ort wird, an dem sie sich von Triggern umzingelt sehen. Wenn es ihnen bis dahin gelungen ist, ihr Leben so zu organisieren, dass sie ihren Erinnerungen und den damit verbundenen Gefühlen einigermaßen erfolgreich aus dem Weg gehen konnten, dann könnte das Seniorenheim zumindest partiell wie die Rückkehr in den ausweglosen Raum ihrer Kindheit wirken. Viele ehemalige Heimkinder – auch solche, die in stabilen Verhältnissen leben – werden im höheren Alter von entsprechenden Befürchtungen geplagt.

*A: Ich kann mir inzwischen meinen Urlaub selber leisten. Ich brauch niemanden mehr dafür, verstehen Sie, was ich meine? Wo ich eher Angst haben muss, ist, wenn das Alter kommt und ich nicht mehr von A nach B komme, sollen die mir mal bitte eine Tablette geben, dass ich mich entsorgen kann. Das mein ich ernst! Weil ich möchte niemandem zur Last fallen. Das wär für mich das Schlimmste überhaupt!*

*I: Also die Vorstellung, ich sag´s jetzt mal, im Alter irgendwann wieder in ein Heim zu müssen*

*A: Das ist Horror, ja. Das ist für mich – also wenn ich mir vorstelle, dass ich da wieder ankomme und wieder diesen willkürlichen Aktionen von irgendwelchen Menschen, die keine sind, ausgeliefert bin, das muss ich nicht nochmal haben. Also einmal reicht. Und ich sage, dann wär mir lieber, dass man sagt, hier hast du dein Schächtelchen, und wenn du meinst, dann iss es. (Frau, 1940er Jahre)*

Diese Schilderung ist unmissverständlich. Sie nimmt die Reinszenierung des Schreckens des Kinderheims illusionslos vorweg: Der Willkür „irgendwelcher Menschen, die keine sind“, hilflos ausgeliefert. Es wird dabei – wie in ähnlichen Schilderungen anderer Interviewpartner\*innen – nicht die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass sich das Personal im Altenheim fürsorglich und zugewandt verhält. Die strukturelle Analogie zwischen Kinderheim und Altenheim lässt wenig Raum für korrigierende Erfahrungen. Nicht nur diese Interviewpartnerin sieht den Tod als einzige Alternative zur erneuten Erfahrung eines Heimaufenthalts. Man kann die Bedeutung solcher Positionen gar nicht überschätzen. Es ist hier erneut auf drastische Weise zu erkennen, wie die Kindheit im Heim im Bewusstsein dieser erwachsenen Frauen und Männer repräsentiert ist. Sie haben ihr ganzes Leben darum gekämpft, Erfahrungen der Autonomie, der Selbstwirksamkeit, der Eigenständigkeit und des Erfolgs machen zu können, sie haben darum gerungen, in die Gesellschaft „hineinzukommen“ und sehen sich schließlich zurückgeworfen auf die Struktur ihrer düsteren Kindheit, wo sie zwar nicht mit direkter Gewalteinwirkung rechnen müssen, aber mit allen Gefühlen, die mit dieser assoziiert sind.

Die Frauen und Männer, die in den Jahren zwischen 1949 und 1975 im Heim gelebt haben, sind entweder inzwischen alt geworden oder sehen sich zumindest gezwungen, sich mit den Bedingungen ihres Altwerdens auseinanderzusetzen. Man kann auf der Basis unserer Interviews nicht sagen, dass die meisten mit ihrem Leben Frieden geschlossen haben. Viele sind erschöpft, viele leben einsam und bescheiden in kleinen Wohnungen<sup>84</sup>, viele laborieren an den gesundheitlichen Auswirkungen ihrer schweren Kindheit und Jugend. Gefragt, ob sie noch Kontakt zu anderen ehemaligen Heimkindern hat, antwortet eine ältere Interviewpartner\*in:

---

<sup>84</sup> Rund 54% der Befragten leben alleine, 46% sind verheiratet oder leben mit einem Partner/einer Partnerin zusammen.

*„Nein, gar nimmer. Mit einer noch. Und die eine, hab ich ja gesagt, die ist gestorben, und bei der einen ist jetzt der Mann gestorben, da hat die andere – und die ist auch selber nimmer so gut drauf. Weil das sind ja alles Leute zwischen – ich bin ja eine noch von den Jüngsten gewesen – wo schon 80 und noch mehr sind. Da leben ja die meisten gar nimmer.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Gesellschaft steht vor der schwierigen, aber notwendigen Aufgabe, diesen Menschen korrigierende Erfahrungen zu ermöglichen. Die Kindheit im Heim kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Tatsache des Alterns ist nicht veränderbar. Aber es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, sehr schnell Konzepte zu entwickeln, die es ermöglichen, dass ehemalige Heimkinder die Inanspruchnahme von Hilfe und Unterstützung im Alter nicht als erneute Erfahrung des Ausgeliefertseins und des Kontrollverlusts empfinden. Sie müssen im Alter die Chance bekommen, engagierte und menschliche Zuwendung und Fürsorge zu erleben – all das, was ihnen in ihrer Kindheit vorenthalten wurde. Diese Forderung ist weder trivial noch idealistisch. Man darf nicht vergessen, dass die Gesellschaft mit ihren Institutionen, die sie repräsentieren, einiges wiedergutzumachen hat. Eine wirksame und nachhaltige Form der Wiedergutmachung bestünde in einer würde- und liebevollen Pflege alter Menschen, die in ihrer Kindheit innerhalb von Institutionen gequält und vernachlässigt wurden. Fehlende finanzielle Mittel wären in diesem Zusammenhang das Alibi einer zynischen Gesellschaft, die nach wie vor nicht bereit ist, die Verantwortung für das, was diesen Menschen angetan wurde, zu übernehmen.

### 8.3 FORMEN DER BEWÄLTIGUNG

Im Folgenden werden die aus unserer Erhebung extrahierbaren vielfältigen Formen der Bewältigung, derer sich Heimkinder im Laufe ihres Lebens bedient haben, anhand dreier Dimensionen skizziert. Es wird sich zeigen, dass diese Dimensionen nicht trennscharf voneinander abgrenzbar sind, sondern einander ergänzen bzw. wechselseitige Dynamiken entfachen. Wenn wir diese Dimensionen als psychologisch, sozial und leistungsbezogen bezeichnen, so sollte nicht übersehen werden, dass die vielfältigen Arten der Bewältigung zumeist als Formen des Handelns erkennbar werden. Dies ist vor allem im Hinblick auf die Leistungsdimension, aber auch in Bezug auf die soziale Dimension, unmittelbar evident. Die psychologische Dimension umfasst eine Mischung aus Handlungspraxen und innerpsychischen Prozessen und Manövern, die einander wiederum wechselseitig bedingen. Bewältigung manifestiert sich in hohem Maße in Handlungen, aber auch in Haltungen und innerpsychischen Dynamiken. Bewältigung ist eine lebenslange Aufgabe, vor der das Heimkind genauso steht wie die ältere Frau oder der ältere Mann. Bewältigung korrespondiert in hohem Maße mit dem, was wir als Reaktionen und Auswirkungen der Heimsozialisation beschrieben haben. Es gibt häufig eine ausgeprägte phänomenologische, aber auch inhaltliche Nähe zwischen Be-



wältigung und Symptom, daher ist es wichtig, die negativen Auswirkungen möglichst gleichzeitig mit den Formen der Bewältigung zu denken, um die biografischen Dynamiken in Folge der Heimerziehung umfassend verstehen zu können.

### *8.3.1 QUALITATIVE AUSWERTUNGEN*

#### 8.3.1.1 Psychologische Dimension

Die vielfältigen und teilweise komplexen Formen der Bewältigung, die im weitesten Sinne als „psychologisch“ beschreibbar sind, werden im Folgenden anhand von fünf verschiedenen Kategorien dargestellt, die in unterschiedlichem Ausmaß von den von uns befragten ehemaligen Heimkindern berichtet werden. Auch hinsichtlich dieser Kategorien ist zu sagen, dass es zwischen ihnen bedeutsame inhaltliche Überschneidungen gibt. Dennoch erschien es aus Gründen der Übersichtlichkeit geboten, entsprechende thematische Cluster zu bilden.

#### **Selbstermächtigung**

Unter diese Kategorie fällt ein Verhaltenskomplex, der als deutliche Reaktion auf die aversiven Bedingungen des Lebens im Heim beziehungsweise auf elterliche Vernachlässigung und Gewalt erkennbar ist. Man könnte hier von einer psychologischen Linie sprechen, die von der Reaktanz über den Widerstand zur Selbstermächtigung führt.

Es ist kaum überraschend, dass viele Mädchen und Jungen angesichts der ihnen auferlegten Zumutungen bereits früh negative Einstellungen gegenüber ihren Eltern und Heimerzieher\*innen entwickelten. Wir erfahren, dass sie sehr unmittelbar gegen die Erwachsenen aufbegehrten und Lebensbedingungen imaginierten, die einen markanten Gegenentwurf zu den Lebensbedingungen, denen sie sich ausgesetzt sahen, darstellten. Die Erzählungen unserer Interviewpartner\*innen sind reich an Episoden, in denen kindliches Aufbegehren zum Ausdruck kommt: Das Mädchen versteckt das Holzbein des kriegsgeschädigten, prügelnden Stiefvaters; der gewalttätigen Nonne wird der Schleier vom Gesicht gerissen; die Kinder ziehen auf dem Weg zur Schule ihre Anstaltskleidung aus, weil sie von ihren Mitschülern nicht gehänselt werden wollen; Mädchen und Jungen behalten das ungenießbare Essen in der Backe und spucken es auf der Toilette aus; sie gehen in Hungerstreik, klauen Lebensmittel, versorgen sich mit Wasser oder legen den Nonnen tote Mäuse vor die Tür. Es ist offenkundig, dass es sich hier nicht einfach um „Streiche“ handelt, sondern um die Umsetzung von Handlungsimpulsen, die innerhalb von Gewaltsystemen naturgemäß entstehen müssen. Die daraus resultierende erzieherische Logik ist zwingend.

*„Wir mussten ja ausgepowert sein, damit wir nachts oder abends Ruhe gaben. Was aber auch nicht immer der Fall war. Hin und wieder hat die Hütte gebrannt, wie in einem Knast halt auch. Da haben wir durchgedreht und haben einen Aufstand gemacht und – und der wurde entsprechend niedergeschlagen (lacht) und mit Sanktionen haben wir das wieder ausgebadet.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es ist nicht schwierig sich vorzustellen, dass sich auf diese Weise eine unentrinnbare Zirkularität aus Gewalt und Widerstand und sanktionierender Gewalt entwickelte. Alles deutet darauf hin, dass die Heimerzieher\*innen eine solche Konstellation als puren Machtkampf auffassten, innerhalb dessen es allein darum ging, die Oberhand zu behalten. Der Umstand, dass ihnen die Mittel zur Verfügung standen, diesen Kampf für sich zu entscheiden, führte nicht selten dazu, dass der Widerstand der Mädchen und Jungen gebrochen wurde und sie sich die Unterwerfung als „angemessenere“ Form der Reaktion aneigneten. Es gab aber zwei Formen des Widerstands, die einen tatsächlichen Ausweg aus dem Heim versprachen: Die Aufdeckung und die Flucht.

Der Mangel an Berichten über von Mädchen und Jungen initiierten Aufdeckungen der Gewalttaten in den Heimen ist frappierend. Dies ist kaum anders zu interpretieren als dass eine tiefsitzende Überzeugung des Ausgeliefertseins auf Seiten der Kinder recht unmittelbar mit einem ausgeprägten Mangel an Sensibilität und Interesse auf Seiten potenziell adressierbarer Erwachsener korrespondierte. Nur in einem Fall kam es dazu, dass ein Junge aufgrund dessen, dass seine Geschwister ihrer Mutter von einer prügelnden Nonne im Heim erzählten, in eine andere Einrichtung verlegt wurde. Ansonsten verlief diese Form des Widerstands zumeist im Sande. Im folgenden Zitat erfahren wir, dass das Zurückschlagen sogar die Möglichkeit der Aufdeckung mit sich hätte bringen können.

*„Dann geht’s her und wollt mir halt auch eine raufhauen. Da bin ich – hab ich so einen Trick drauf gehabt, bin ich rum und hab die Rute genommen und hab ihr so auf die Hand eine raufgeschlagen, dass sie so eine geschwollene Hand hatte. Dann ist sie zum Arzt gegangen, da hat der Arzt gesagt, das kommt davon, wenn man Kinder schlägt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Wir erfahren von der Erzählerin, dass der Arzt zwar „zu mir gehalten hat“, aber dieser Umstand änderte nichts am Verbleib des Kindes in einem Heim, in dem nach Aussage der Interviewpartner\*in „auf Menschen, die Schmerzen hatten reingeschlagen und reingedroschen“ wurde und dass es schlimm war dabei zuschauen zu müssen. Man will sich unter diesen Umständen nicht ausmalen, wie der im Zitat beschriebene Akt des Widerstands letztlich sanktioniert wurde.

Anders als die Aufdeckung stellt die Flucht einen sehr häufig berichteten Versuch dar, den unzumutbaren Lebensbedingungen im Heim zu entinnen. Sie erscheint vollkommen logisch und zwangsläufig und es ist klar, dass sie nicht gelingen kann. Es ist wichtig, sich genau diesen Widerspruch vor Augen zu führen, um das Problem der Ausweglosigkeit und den damit korrespondierenden Bewältigungsversuchen zu verstehen. Weil sie nicht gelingen kann, hat

die Flucht aus dem Heim vor allem eine symbolische und psychologische Funktion: Sie ist ein Akt des Widerstands, der Selbstbestimmung und der Selbstermächtigung. In jedem Fall gerät das sich auf der Flucht befindliche Heimkind in das Visier der Behörden. Aus deren Sicht ist die Flucht niemals ein Indiz für das, was sie bedingt hat, sondern immer nur Stigma des Flüchtenden: Oppositionelles Verhalten, Delinquenz. Die Flucht ist Teil der Ausweglosigkeit, aber sie ist auch eine Inszenierung der Selbstbestimmung.

*„Die Jungs, die wollten ja alle – also wenn’s wirklich mal irgendwo jemand geschafft hat, die Flucht geschafft hat, dann haben die gesagt, ja, und dann werden wir irgendwas anstellen, damit wir ins Gefängnis kommen, weil das Gefängnis das wesentlich Angenehmere war. Da sind die Leute den Tag über drin gewesen und haben ihr Essen und ihr Trinken gekriegt und sind nicht die ganze Zeit seelisch, körperlich und sexuell niedergemacht worden.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Diese Schilderung muss nicht auf alle Fluchtversuche generalisiert werden, aber der Umstand, dass die Flucht nicht aus dem Gefängnis führt, sondern absichtsvoll in das Gefängnis, besitzt eine hohe symbolische Kraft. Es konstituieren sich Labyrinth der Ausweglosigkeit, innerhalb derer die Fluchtwege ins Gefängnis, zum Jugendamt, auf den Strich, in die Reaktivierung, in verständnislose Elternhäuser und in fast jedem Fall wieder zurück ins Heim führen. All das ändert nichts daran, dass die Flucht im beschriebenen psychologischen Sinne eine hilfreiche Form der Bewältigung darstellt.

Allen Formen des Widerstands und der Selbstermächtigung wohnt eine bedeutsame entwicklungspsychologische Dimension inne. Wir haben im Zusammenhang mit der mangelnden Vorbereitung auf das Erwachsenenleben das grundsätzliche Problem des Übergangs beschrieben. Es gibt kaum eine Erfahrung, an der sich die Dichotomie von Fremd- und Selbstbestimmung deutlicher zeigt als am Punkt des Übergangs. Wenn die Flucht der Ausdruck der Selbstbestimmung ist, dann ist das „Verschieben“ des Kindes von der Familie ins Heim und von einer Unterbringungsform in die nächste das Paradigma der Fremdbestimmung: Bemächtigung des kindlichen Körpers, Herstellen unüberschaubarer sozialer und psychologischer Situationen, unkalkulierbare Abenteuer. Es erstaunt nicht, dass sich viele Interviewpartner\*innen sehr detailliert an solche Szenen des fremdbestimmten Übergangs von einer Welt in die nächste erinnern. Sie beschreiben, wie „ein Herr und eine Dame vom Jugendamt“ in der Schule auftauchen, dem Kind sagen, dass es seiner Mutter nicht gut gehe und dass es mitkommen soll. Sie berichten davon, dass sie plötzlich in ein „Kindererholungsheim“ mussten, den Schulranzen packen mussten und „mit dem Zug und dem Bus aufs Land verfrachtet“ wurden. Immer verraten die Formulierungen ein ebenso unerklärtes wie unerbittliches Müssen, das das gesamte Leben des Kindes betrifft.

*„Ich bin mit vier Jahren mit der Polizei weggefahren worden. Und das war ganz schrecklich, und das seh ich vor meinen Augen noch [...]. Ich sehe meine Mutter mit mir, wie ein Auto gehalten hat, also das Polizeiauto, und sie hat mich da unten drin gehabt, so an der Seite. Und dann kommt die Polizei, sie hat sich gedreht und mit mir und die Polizei – bis sie mich geschnappt haben. Dann haben sie mich ins Auto reingesetzt und sind weggefahren.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wir wissen, dass viele Biografien ehemaliger Heimkinder von häufigen Wechseln geprägt sind: Wechsel von Familien, Unterbringungsformen, Einrichtungen; Wechsel von Bezugspersonen, Wechsel von Wohnorten, Wechsel von Berufen und sozialen Umgebungen. In vielen Fällen haben diese häufigen Wechsel damit zu tun, dass bereits das Leben der Eltern von vielfältigen Brüchen gekennzeichnet ist. Viele ziehen häufig um, es kommt zu Trennungen und zu neuen Partnerschaften, wobei die neuen Partner\*innen nicht selten schon eigene Kinder haben und/oder in den neuen Partnerschaften Kinder entstehen. Nicht selten wird davon berichtet, dass Mädchen und Jungen veränderte Familienkonstellationen vorfanden, wenn sie vom Heim – mehr oder weniger kurzfristig – in ihre Familie zurückkamen. Das Drama des Kindes, das plötzlich aus der Schule oder von der Polizei abgeholt wird, entfacht Biografien zahlreicher und schwerwiegender Übergänge im Spannungsfeld zwischen Fremdbestimmung und Selbstbestimmung. Man muss die besondere Bedeutung der Flucht vor dem Hintergrund solcher „Biografien der Übergänge“ und auch im Zusammenhang mit dem Problem von Bindung und Bindungslosigkeit sehen (Tarren-Sweeney 2008; Schuhrke & Arnold 2009). Die Flucht ist immer Selbstermächtigung. Weil sich das Subjekt im Akt der Flucht als handlungsfähiges Subjekt begreift, nimmt es auch die Angst vor dem Ungewissen und das Aufgeben von Bindungen in Kauf. Der Enttäuschung durch Verlassenwerden wird durch das aktive Weggehen vorgebeugt. In manchen Fällen wird die Flucht aus dem Heim zu einer Grunderfahrung der Selbstermächtigung, die eine bedeutsame Wirkung auf den weiteren Lebensverlauf entfacht. Man könnte dies in der Terminologie von Deleuze und Guattari als Umherschweifen bezeichnen (Deleuze & Guattari 2016). Es manifestiert sich darin ein fundamentales Prinzip der Bewegung. Das in vielerlei Hinsicht ungebundene Subjekt überwindet seine Angst vor dem Fremden und Unkalkulierbaren und öffnet sich für die Erfahrung des Lebens. Die Bewegung findet immer auf einem Spannungsfeld zwischen dem Abschied und der Antizipation der Ankunft statt. Wenn sie am Anfang vielleicht hauptsächlich Flucht vor dem Unerträglichen war, so emanzipiert sich die Bewegung im Laufe des Lebens zu einem Lebensstil der aktiven Antizipation. Die Übergänge, die das Leben zwangsläufig bereithält, bekommen dann den Charakter des Gestaltbaren. Der aktiv antizipierte Übergang wird zum Gegenentwurf der Vermeidung.

**Frau V.: „Ich bin ja ein misslungenes Produkt. Ich war nicht angepasst. Bei mir ist die ‚Erziehung‘ – in Gänsefüßchen – gescheitert“**

V. wird 1963 als uneheliches Kind geboren. Über ihren Vater weiß sie fast nichts; die Mutter hat verschiedene Geschichten erzählt, bspw. dass er ein Zirkusdompteur war, was V. als Kind gut gefallen hat. In späteren Jahren kamen bei V. jedoch mehr und mehr Zweifel am Wahrheitsgehalt dieser Geschichte auf. V. nimmt an, dass ihre Mutter ein Lebensborn-Kind war. Diese Vermutungen konnte sie nie verifizieren, trotz diverser Recherchen. Sie selbst sei vielleicht ein Vergewaltigungschild. Nicht verheiratet zu sein war, so V., für Mütter zur Zeit ihrer Geburt ein Makel. Das Jugendamt als Vormund hatte die Hand auf Kind und Mutter. Ihre Mutter sei als „Hure“ diskriminiert worden, gerade weil ihr leiblicher Vater nicht bekannt war. V. hat einen Halbbruder von diesem Vater, den sie nach längerer Suche ausfindig machen konnte. Dieser Bruder hatte ein schwieriges Leben, hatte diverse Psychiatrieaufenthalte hinter sich, steht unter Betreuung und „blieb auf der Hartz-IV-Schiene“.

V. war als Säugling zunächst in einer privaten Kinderkrippe untergebracht, in der die Mutter arbeitete. Diese war, sagt sie, verhältnismäßig fortschrittlich, aber emotional sei sie vernachlässigt worden; die nationalsozialistische Erziehungsidee habe immer noch durch die Köpfe gespuht: Die „Hart-wie-Kruppstahl-zäh-wie-Leder-Philosophie.“

Dann hatte V. eine Hüftluxation, musste eine Spreizhose tragen und wurde sehr krank, was die Mutter misstrauisch machte. Sie hatte Angst, dass mit den Kindern Versuche angestellt würden, denn das habe sie an ihre eigene Kindheit erinnert. Sie ging mit dem Kind in eine Großstadt, wo sie Arbeit als Küchenhilfe in einem Bordell fand. Ihr Ruf war damit „befleckt“. Durch einen Kollegen wurde der Mutter von V. eine Pflegefamilie für die Tochter vermittelt, an die V. sehr gute Erinnerungen hat. Aber die Großmutter mischt sich ein: Sie ist mit der Pflegefamilie nicht einverstanden und holt das Kind zu sich. Das Jugendamt entscheidet, dass V. in ein Kinderheim gebracht wird, was sie als „Verhaftung“ bezeichnet; sie wurde „weggeschleppt“. V. war zu diesem Zeitpunkt etwa zwei Jahre alt. Das Kinderheim, in dem sie dann untergebracht wird, bezeichnet sie als das größte Unglück in ihrer eigenen Biographie und in der Biographie ihrer Mutter, weil das für diese eine Retraumatisierung gewesen sei. Ihre Mutter trägt nach Ansicht von V. durch diese Situation einen psychischen Schaden davon: Sie sieht auf der einen Seite, dass es ihrer Tochter nicht gut geht, auf der anderen Seite versichern die Fachkräfte, dass die Unterbringung das Beste für ihr Kind sei. Die Mutter besucht die Tochter regelmäßig und holt sie ab und zu übers Wochenende nach Hause.

V. beschreibt die Nonnen in diesem Heim als „Folterknechte“, alle hätten Freude am Schlagen gehabt. Bei einigen war das Prügeln verknüpft mit sexualisierter Gewalt. Sie erzählt von gewürzten Cremes, die „unten rum Schmerzen verursacht haben“ und Penetration mit ver-

schiedenen Gegenständen. V. hat in dieser Zeit, so sagt sie, allen Respekt vor Erwachsenen verloren, keine Gerechtigkeit mehr erwartet und auch keine Fürsorge. Mit dem Jugendamt hat sie in dieser Zeit keinen Kontakt; nur ihre Mutter sei ab und zu zum „Verhör“ geholt worden. V. hat sich völlig in sich zurückgezogen, sie habe das Personal im Heim nicht mehr an sich herangelassen, was wiederum Aggression hervorgerufen habe. V. hat sich emotional abgekoppelt und sich gleichzeitig geschworen, nie so zu werden wie die Schwestern.

Im Alter von etwa fünf Jahren wird sie gewissermaßen aus dem Heim heraus entführt und „verkauft“, wie sie sagt. Bezüglich der folgenden Zeit hat sie Erinnerungslücken; sie beschreibt aber drastische Szenen mit erheblicher sexualisierter Gewalt durch verschiedene Männer; einer, der wohl am brutalsten war, wurde von den anderen „Schweinebacke“ genannt. Ein Kollege ihrer Mutter holt sie aus dieser Situation wieder heraus. Zuerst kam sie in ein Krankenhaus, da sie Verletzungen hatte. Sie erinnert sich, dass sie Psychopharmaka erhielt. Nach dem Krankenhausaufenthalt kam V. zurück in das Heim. Vom Heim aus habe sie nicht in die Schule gehen sollen; aber die Mutter holt sie etwa zur Zeit der Einschulung, also mit etwa sechs Jahren, aus dem Heim heraus und bringt sie zu einer neuen Pflegemutter. Diese war zwar alkoholkrank, womit V. aber kein Problem hatte, da sie gut einzuschätzen wusste, wann diese betrunken war. Zumindest wurde sie in dieser Zeit nicht misshandelt. Aber wieder greift die Großmutter ein, benachrichtigt das Jugendamt. Ihre Mutter findet eine neue Pflegestelle, mit der das Jugendamt einverstanden ist. Gleichzeitig wird V. in einer neuen Schule eingeschult, wo sie für geistig behindert gehalten wird und man der Mutter nahelegt, sie wieder in einem restriktiveren Heim unterzubringen, was aber nicht realisiert wird. In der neuen Pflegefamilie dreht sich das Rad der Reviktimisierung weiter: V. wird vom Pflegevater, einem Polizisten, schwer misshandelt. Diese Situation sei ihr zweites „Sterbeerlebnis“ gewesen; sie habe ihren Körper verlassen, wird jedoch reanimiert und kommt wieder in eine Klinik. Mit neun Jahren begeht sie mit Alkohol und Tabak erste Suizidversuche, die aber misslingen.

Durch die gesetzliche Gleichstellung nichtehelicher und ehelicher Kinder 1970 darf sie wieder bei ihrer Mutter leben, wird vorher aber noch in ein Kindererholungsheim geschickt, dass sie ebenfalls als schrecklich in Erinnerung hat, obwohl dort nicht so viel geschlagen wurde. Nachdem sie eine Zeitlang bei der Mutter lebt, macht das Jugendamt wieder Druck und sie wird wegen drohender sexueller Verwahrlosung in einem Heim untergebracht, das sie als „Mädchengefängnis“ bezeichnet. Durch die schwere mehrfache sexualisierte Gewalt, die sie erleben musste, sei sie in den Augen der Gesellschaft schuldig geworden, ein „böses, unanständiges Mädchen, das einen erwachsenen Mann verführt hat“, das eingesperrt werden muss.

Am Wochenende darf sie nach Hause zur Mutter. V. scheint dann einmal ausgerissen zu sein und kommt kurz vor dem Schulbeginn zurück. In dem „Gefängnis für verdorbene Mädchen“ oder Internat, wie sie es auch nennt, gibt es zwar Prügel, aber keine sexualisierte Gewalt. Und sie konnte zumindest eine Schule besuchen. Der Bildungserfolg stellte sich jedoch erst nach der Rückkehr zur Mutter ein.

V. schafft die Mittlere Reife und besucht die Akademie für Sozialpädagogik, um Erzieherin zu werden, eine Ausbildung, die sie nicht abschließen kann, da ihre Praxisanleiterin im Berufspraktikum sie für psychisch krank hält und es nicht zulässt. V. macht eine Therapie bei einem Therapeuten, der sie respektiert und dessen Methode sie gut findet, da es darum geht, die eigenen Schwierigkeiten zu akzeptieren und zu sehen, wie man damit leben kann. Allerdings bewirkt die Therapie, dass es ihr erst einmal schlechter geht, da sie anfängt sich zu erinnern; insbesondere auch die Erfahrungen mit dem misshandelnden Pflegevater kommen hoch, die vorher wie „weggeblasen“ waren. Sie hat Flashbacks, auch Erinnerungen an die sexuellen Misshandlungen innerhalb und außerhalb der Heime. Im Interview brechen unvermittelt sehr gewalttätige, quälende Vorstellungsbilder aus ihr heraus.

Ihre Mutter wird währenddessen in verschiedenen psychiatrischen Kliniken behandelt. Nach Einschätzung von V. wurde sie dort „kaputtgemacht“ und letztlich zu Tode gequält. Einmal sei die Mutter aus dem Altenheim, in dem sie zum Schluss untergebracht war und das von V. sehr bildlich „Oma-Kindergarten“ oder „Oma-Knast“ genannt wird, „ausgebüxt“, aber von der Polizei zurückgebracht worden, wodurch sie einen Herzanfall erlitten habe.

Nachdem sie ihre Ausbildung zur Erzieherin abbrechen musste, arbeitet sie als Buchbinderin in verschiedenen Firmen, was aber durch einen Bandscheibenvorfall ein Ende findet. Danach findet sie Arbeit in der Gastronomie in einem „Animierschuppen“. Da sie dort keinen Sex haben will, ist sie ihrer Aussage nach monetär nicht sehr erfolgreich.

V. war eine Zeitlang verheiratet. Über den Mann und die Beziehung zu ihm erzählt sie keine persönlichen Details. Sexualität ist für sie nach all den Missbrauchserfahrungen nicht mehr lebbar. Sie bezeichnet sich inzwischen als „inter“, d.h. sie sei beides, Mann und Frau.

V. hat keine leiblichen Kinder. Sie meint, das hätte sie vermutlich retraumatisiert. Sie lebt aber inzwischen mit einem Mann, einer Frau und deren Kindern zusammen, Flüchtlinge, die sie als „mein Mann“ und „meine Frau“ und „meine Kinder“ bezeichnet. Mit ihrem Mann hat sie eine „Empathiegeschichte“, weil er Kriegserfahrungen hat und sie deshalb einander verstehen. Die Taliban würden sich ja nicht von den Nonnen unterscheiden. Ihr Mann ist der Einzige, mit dem sie über das Erlebte spricht. Im Moment arbeitet V. in zwei Teilzeitjobs.

## Anlauf- und Beratungsstelle

V. hat bereits im Jahr 2000 versucht, Akteneinsicht beim Jugendamt zu erhalten, wurde jedoch abgewiesen und fühlte sich wieder so hilflos wie als Heimkind.

Zudem sind die Akten zum Großteil inzwischen vernichtet worden; auch die Anlauf- und Beratungsstelle konnte sie in dieser Hinsicht nicht unterstützen.

Den Ort, an dem die Anlauf- und Beratungsstelle untergebracht war, kannte sie aus der Kindheit, aus ihrer Geschichte mit Jugendhilfe und Inobhutnahmen, und hatte extrem negative Assoziationen dazu. Sie habe die Behörde zunächst kaum betreten können, sei dann aber sehr fordernd und aggressiv aufgetreten, man habe jedoch „fachmännische Distanz“ gewahrt und mit ihren aufgebrauchten Emotionen gut umgehen können, auch wenn ein „Restmisstrauen“ bleibt.

V.'s Motivation war vor allem Aufklärung und Akteneinsicht. Sie war zunächst misstrauisch, als ihr das Geld aus dem Fonds angeboten wurde. Die ganze Prozedur sei im Übrigen für manche ehemalige Heimkinder viel zu kompliziert. Auch dass man in Vorleistung gehen musste, sei für manche Überlebende schwierig. Sie selber konnte gut mit der Bürokratie umgehen; die Beraterin habe sie zudem unterstützt. Sie habe Geld gebraucht, um die Beerdigungskosten der Mutter tragen zu können, einen Urlaub gemacht und einige Haushaltsgegenstände wie Waschmaschine, Computer und Kühlschrank neu angeschafft.

Für V. Ist der Geldbetrag, den sie aus dem Fonds Heimerziehung erhalten hat, in seiner Höhe akzeptabel. In anderen Fällen jedoch, in denen die Betroffenen aufgrund des Erlebten arbeitsunfähig geworden sind, empfindet sie die getätigten Zahlungen als zu niedrig.

Die Anlaufstelle sei aber wichtig gewesen für das Verarbeiten der Erfahrung. Mehrmals betont sie, wie erstaunt sie war, dass ihr geglaubt wurde, sogar der sexuelle Missbrauch im ersten Kinderheim. Das sei heilend gewesen.

Dass die ehemaligen Heimkinder Geld bekommen haben, sei auch für die öffentliche Meinung wichtig: Wenn man Geld erhält, werde man eher ernst genommen, das Leid anerkannt und man wird als ehemaliges Heimkind nicht so leicht als kriminell abgestempelt.

Viele ehemalige Heimkinder berichten, dass sie mit zunehmendem Alter begonnen haben, sich mehr und mehr zur Wehr zu setzen. Die alltägliche Bedrohung wurde unerträglich; die jungen Menschen merkten, dass sie nicht länger körperlich unterlegen waren und entwickelten gleichzeitig ein immer deutlicheres Bewusstsein über die Ungerechtigkeit, der sie ausgesetzt wurden.



*„Das hab ich ihr nie verziehen, dass sie mir meine Katze weggenommen hat. Und dann sind so richtig die Probleme – dann bin ich bockig geworden. Dann bin ich auch immer weggelaufen [...]. Ich bin wahrscheinlich Gott sei Dank durch das, dass sie mich schon als Kind so hart hergenommen haben, dass ich da schon bockig geworden bin und mich da hab durchsetzen können, weil ich mir hab nichts mehr gefallen lassen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man könnte hier von einer nachträglichen Utilisierung des diesem Mädchen zugemuteten Erziehungsstils sprechen – im Sinne von: „Was mich nicht umbringt, macht mich hart“. Dieser Bewältigungsstil erinnert auch an den Mut der Verzweiflung, der die Erzählerin dazu bringt sich zu wehren und damit erhöhte Risiken auf sich zu nehmen. Die unvollständige Formulierung „Und dann sind so richtig die Probleme – ...“ verweist auf all das, was in diesem Satz nicht gesagt wird und man vermutet eine extreme Ausprägung der oben angesprochenen Zirkularität aus Gewalt, Widerstand und sanktionierender Gewalt.

Im Übergang zum Erwachsenenalter diversifiziert sich das Spektrum des Widerstands und der Selbstermächtigung, wobei die in dieser Lebensphase berichteten Formen immer als Reaktion auf die Zumutungen der Heimerziehung zu verstehen sind.

*„Ja, ich war dann, wie ich dann volljährig war, und wie ich dann – wie gesagt, ich hab mir von keinem mehr was sagen lassen, absolut [...], weiß ich heute, dass das ein Schmarrn war. Aber da hab ich mir dann immer gesagt, war ich so verbittert, dass ich mir gesagt hab, ihr Arschlöcher habt mich erzogen, jetzt müsst ihr auch mit mir klarkommen. Hab ich´s mir leicht gemacht, ja.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Dieses Zitat zeigt auf eindrucksvolle Weise die psychologische Situation eines jungen Menschen, der auf wahrgenommene und bewusst gewordene Ungerechtigkeiten mit Wut reagiert. Von den „Arschlöchern“, die ihn erzogen haben, wird auf eine nicht benannte soziale Gruppierung generalisiert, die jetzt auch mit ihm „klarkommen“ muss. Die Bewältigung besteht in der Entwicklung und dem „Ausleben“ eines Widerstands, der innerhalb der Heimeinrichtung ins Leere laufen musste bzw. mit allen Mitteln unterdrückt und sanktioniert wurde. Es entwickelt sich der Habitus eines stellvertretenden Widerstands und es ist nur nachvollziehbar, dass es sich der junge Mensch mit dieser Haltung endlich einmal „leicht gemacht“ hat.

Es besteht angesichts einer solchen Konstellation das Risiko, dass bestimmte Formen der Selbstermächtigung einen selbstschädigenden Charakter annehmen können. Die generalisierte Wut auf „die, die mich erzogen haben“ kann sich als Wut auf „die Gesellschaft“ äußern und als die im Zitat angesprochene Verbitterung, die delinquente Entwicklungen vorbereiten kann. Viel häufiger werden aber Episoden berichtet, in denen die Wut in konstruktiver Weise „instrumentalisiert“ wird. Viele ehemalige Heimkinder haben den festen inneren Beschluss gefasst, sich nichts mehr gefallen zu lassen und ihr Schicksal im wahrsten Sinne des Wortes eigenmächtig in die Hand zu nehmen. Wir werden weiter unten sehen, dass diese Haltung vor allem auch im beruflichen Bereich durchaus notwendige, manchmal geradezu über-

menschliche Kräfte freisetzte. Der Widerstand besteht hier auch darin, „denen“ zu beweisen, dass man nicht gebrochen werden konnte und dass man nicht den ständigen Entmutigungen und Entwertungen der eigenen Person erlegen ist. Viele Schilderungen beinhalten ein betont resolutes und selbstbewusstes Auftreten gegenüber Behörden und Autoritäten – sogar schon in der Zeit, als die jungen Menschen noch im Verantwortungsbereich des Jugendamtes standen.

*„Ja, ans Jugendamt, nach Z. damals. Und dann hat er [der Jugendamtsmitarbeiter, Anm. d. A.] mich zu ihm kommen lassen, und dann hat er zu mir gesagt, den Brief hast du doch nicht selber geschrieben. Dann sag ich, sehr wohl hab ich den Brief selber geschrieben, da brauch ich niemand dazu. Und da hab ich gesagt, da haben die Klosterschwestern schon gesagt, meine Briefe haben immer Hand und Fuß, das haben die immer schon gesagt, gell. Und, ja, dann hat er gesagt, ja, was machen wir denn jetzt? Da sag ich, ja, heim möchte ich endlich, und mal eine andere Arbeit anfangen, wo man auch verdient besser. Ja, da hat er mich nach Hause gelassen. Erst hab ich wieder zurückfahren müssen, und dann hab ich einen Brief gekriegt, dass ich heim darf.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die junge Frau ist in diesem Akt der Selbstermächtigung naturgemäß auf eine wohlwollende Resonanz ihres Gesprächspartners angewiesen. Wichtig ist zu erkennen, dass sie über den Mut verfügt, es auf diesen Versuch ankommen zu lassen. Es ist anzunehmen, dass eine solche Erfahrung das Empfinden verstärkt, dass es möglich ist, Einfluss zu nehmen auf die eigenen Lebensbedingungen und das eigene Schicksal. Dies steht im Kontrast zu den zahlreichen Berichten über eine häufig uneingeschränkte Fremdbestimmung; es ist aber wichtig zu verstehen, dass sich viele Heimkinder immer Laufe ihres Lebens immer wieder selbst ermutigten, zunehmend Einfluss auf ihr Leben gewannen und sich auch durch negative Erfahrungen nicht davon abbringen ließen, ihren Weg zu gehen.

*„Ich bin schon so oft unten gewesen. Aber ich bin immer hochgekommen. Aber auch nur aus dem Grund, weil ich mir von niemandem mehr was sagen lass. Weil mein ganzes Leben, wie ich Kind und Erwachsene war, haben die Leute, die wo mir was gesagt haben, nichts Gutes getan. Also mit den autoritären Personen hab ich Probleme gehabt. Die haben mir nicht gutgetan! Und seitdem ich mach, was ich will, geht's mir gut.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Zu machen, was man selbst will, ist der aus der frühen Reaktanz entstandene Gegenentwurf zum Ausgeliefertsein und zur Fremdbestimmung. Man erfährt aus vielen Berichten, wie sich viele ehemalige Heimkinder geradezu buchstäblich nach und nach ihr Leben wieder aneignen und dieses ganz bewusst unter dem Primat der Selbstbestimmung führen. Dieser Mechanismus ermöglicht es ihnen, gegenüber Behörden kämpferisch aufzutreten, Ansprüche einzufordern und soziale Unterstützung in Anspruch zu nehmen. All das trägt in entscheidender Weise dazu bei, dass sich ehemalige Heimkinder überhaupt dazu ermächtigt fühlten, die Anlauf- und Beratungsstelle des ZBFS zu kontaktieren und Leistungen aus dem Heimkinderfonds zu beantragen (siehe Kapitel 4). Es geht nicht nur in diesem Zusammenhang auch darum, ganz bewusst und mit gebündelten Kräften, das über Jahre angeheftete Stigma abzuschütteln.

*„Früher hab ich da anders gedacht, da hätt ich mich geniert. Aber heut nicht, heut mag ich nimmer. Weil die letzten paar Jahre, wo ich noch hab, will ich noch anständig leben. Weil ich kann da nichts dafür, was da passiert ist!“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Reaktanz, der Widerstand und die Strategie der Selbstbemächtigung berühren auch wichtige Fragen der Identität. Das folgende kurze Zitat steht für eine Reihe von Positionierungen, die von ehemaligen Heimkindern in Bezug auf die Konstruktion ihrer Identität vorgenommen werden.

*„Ich hab mich immer daran orientiert, wie ich nicht werden will. Vielleicht war das mein Glück.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Heimkinder haben schon früh in eindringlicher Weise charakterliche Negativentwürfe kennengelernt und es bilden sich auch im Verlauf der weiteren Biografie bedeutsame Abgrenzungslinien. Man will nicht wie die Mutter oder der Vater sein. Man will nicht wie die Heimerzieher\*innen sein und distanziert sich stellvertretend von der Institution, die sie repräsentierten, indem man aus der Kirche austritt. Man will es – wie oben bereits beschrieben – „denen“ zeigen; man will auch zeigen, dass man nicht gebrochen wurde, nicht gescheitert ist, den Kampf gegen die gewalttätigen Autoritäten nicht verloren hat. Dies beinhaltet auch den dringenden Wunsch, sich von anderen ehemaligen Heimkindern zu unterscheiden, die „auf der Strecke geblieben sind“.

*„Weil ich kenn von anderen, die sind untergegangen, von einer weiß ich, die hat sich umgebracht. Die anderen sind nie hochgekommen, die sind ewige Loser geblieben. Das wollte ich nicht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es erscheint für viele von eminenter Bedeutung, die eigene Identität auf solchen Unterscheidungen aufzubauen. Es geht genau genommen um zwei Arten der Differenz: Anders zu sein als die, von denen man als Kind verlassen, vernachlässigt und verletzt wurde. Und anders zu werden als das, für das man als ehemaliges Heimkind vorgesehen wurde, d.h. die existenzielle Bürde des stigmatisierten Heimkindes abzuschütteln. Folgt man den Berichten unserer Interviewpartner\*innen, so entsteht der nur auf den ersten Blick merkwürdige Eindruck, dass solche Bemühungen sowohl viel Kraft kosten als auch viel Kraft geben. In diesem existenziell bedeutsamen Spannungsfeld der Kräfte ist es von entscheidender Bedeutung, stärkende Erfahrungen zu machen.

## **Autonomie**

Der Aspekt der Autonomie steht in engem Zusammenhang zu allem, was im vorigen Abschnitt zu Selbstermächtigung geschrieben wurde. Man kann das von vielen Interviewpartner\*innen geäußerte starke Bedürfnis nach Autonomie durchaus als logische Reaktion auf die ausgeprägte Fremdbestimmung im Rahmen der Heimerziehung sehen. Man könnte sagen, dass das Entstehen von Reaktanz, die im Laufe des Lebens immer wirkmächtiger

ger werdende Idee von Autonomie vorbereitete. Am Horizont eines Lebens nach dem Heim entstand in gewisser Weise der leuchtende Gegenentwurf eines selbstbestimmten Lebens.

Es ist allerdings einschränkend anzumerken, dass sich jene Berichte der ehemaligen Heimkinder, in denen der Aspekt der Autonomie besonders akzentuiert wird, immer auch in einer psychologischen Nähe zu Themen wie Unangreifbarkeit, soziale Probleme und Vermeidung befinden. Psychodynamisch formuliert entsteht der Eindruck, dass in vielen Fällen Autonomie-Abhängigkeitskonflikte durch eine geradezu ausschließliche Betonung des Autonomieaspekts gelöst werden. Dies geschieht häufig auf Kosten eines Sich-Einlassens auf Beziehungen oder eines Abgebens von Kontrolle. Man könnte daher mit einiger Berechtigung die Frage in den Raum stellen, ob es sich bei den berichteten Formen der unbedingten Selbstbestimmung um „echte“ Autonomie handelt, zumal sich der zentrale diesbezügliche Modus in der Abwehr von Schwäche und Hilfsbedürftigkeit zeigt. Es ist aber deutlich erkennbar, dass das Herstellen und Aufrechterhalten von Autonomie eine außerordentlich wichtige Funktion innerhalb des Bewältigungsparadigmas repräsentieren. Ähnlich wie im Zusammenhang mit der Vermeidung ist die Frage der Funktionalität oder Dysfunktionalität nicht kategorisch bestimmbar. Es sind die Aussagen unserer Interviewpartner\*innen, die eine Orientierung dahingehend liefern, welche Funktion die Autonomie bei der Bewältigung der Heimsozialisation besitzt.

Wir finden in den Interviews eine ganze Serie von Formulierungen, die auf die subjektive Bedeutung der Autonomie im Leben ehemaliger Heimkinder hinweisen. Die Männer und Frauen „machen viel mit sich selbst aus“, „nehmen ihr Leben selbst in die Hand“, „fallen niemandem zur Last“, „schaffen immer alles alleine“, „mögen selbständig sein“, wollen in ihrem Beruf „freier“ sein und natürlich ihr eigenes Geld verdienen; man müsse sich „alles erarbeiten oder erkämpfen“ und verzichtet auf „jedwede Unterstützung von irgendjemandem“. Diese Modi wirken naturgemäß unmittelbar auf die sozialen und intimen Beziehungen sowie auf das Berufsleben der ehemaligen Heimkinder. Wir haben gesehen, dass dies zu problematischen Entwicklungen führen kann, andererseits ist aber auch erkennbar, welche Kraft die Erzähler\*innen aus der Gewissheit schöpfen, dass sie es geschafft haben, ihr Leben selbst gestalten zu können.

*„Ich hab aus meiner Geschichte, glaub ich, versucht, irgendwie immer selber klarzukommen [...]. Und ich war immer darauf bedacht, nie wieder von irgendjemand abhängig zu werden oder, oder so. Also ich hab immer versucht, auf eigenen Füßen zu stehen und klarzukommen und niemand anderen für mich als zuständig zu erachten.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Aus diesem Zitat ist sowohl die Reaktion auf die Erfahrung der Fremdbestimmung als auch eine Art Prävention vor Enttäuschungen und Niederlagen herauszulesen. Indem der Erzähler darauf Wert legt, selbst klarzukommen, vermeidet er alle unkalkulierbaren Risiken, die entstehen würden, wenn man die eigenen Angelegenheiten und das eigene Schicksal von ande-

ren Menschen abhängig macht. Wir finden in den Interviews eine außerordentlich hohe Anzahl von Berichten, die diesen psychologischen Modus als geradezu paradigmatisch für ehemalige Heimkinder belegen. Es geht dabei vor allem darum, eine mögliche Hilfebedürftigkeit abzuwehren. Dem liegt die Überzeugung zugrunde, dass man sich nicht vollständig auf andere Menschen verlassen kann. Es ist naheliegend, diese ausgeprägte Haltung auf die frühen Erfahrungen zurückzuführen, die diese Menschen in ihren Familien und Heimen machen mussten. Die Autonomie erscheint hier als die radikale Reaktion darauf, dass Zuwendung, Interesse, Geborgenheit und Förderung vorenthalten wurden. Da man damals, als man auf die Erwachsenen angewiesen war, von diesen vernachlässigt wurde, erscheint es nur allzu funktional, auf niemanden angewiesen zu sein, wenn man selbst erwachsen ist.

*„Dieses Ausgeliefertsein, dieses Hilflose und das, das – das will ich mir nicht mehr antun.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Diese erwachsen gewordenen Heimkinder haben sich gewappnet. Sie tun alles, um zu verhindern, dass sie sich in Zuständen wiederfinden, die sich wie eine Reinszenierung der Kindheit im Heim anfühlen. Es ist wichtig zu sehen, dass viele von ihnen sehr erfolgreich in diesen Bemühungen sind. Der Umstand, dass es ihnen tatsächlich gelingt, Verletzungen und Enttäuschungen weitestgehend von sich fernzuhalten, ist ein subjektiv überzeugendes Argument für das Primat der Autonomie. Man kann sagen, dass die grundlegende Enttäuschung über das Verlassen- und Vernachlässigtwerden zu einem chronifizierten und generalisierten Muster einer um jeden Preis aufrechtzuerhaltenden Selbstbestimmung geführt hat. Dieses Muster zeigt sich in unterschiedlichen Formen und Ausprägungen. Man ist zu stolz, um aufs Sozialamt zu gehen, man schaut nach vorne und beschäftigt sich nicht mehr mit der Vergangenheit, man stellt keine Ansprüche, fragt nie nach einer Gehaltserhöhung und zeigt keine Schwäche.

*„Und hab mich dort durchgekämpft. Ich hab alles in meinem Leben alleine gemacht. Von A bis Z. Also wie gesagt, ab meinem 17. halben – zwischen 17 und 18, wo ich dann fertig war mit der Lehre, hab ich mein Heim sogar selber bezahlt. Also (lacht) ohne Unterstützung von irgendeiner Seite, Jugendamt oder sonst irgendwas. Da hat keiner nachgefragt, ob’s mir reicht oder nicht. Da haben Sie auch Hunger gehabt, weil mittags hatte ich auch kein Essen gehabt, nur morgens und abends.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Erfahrung des Erfolgs, die Erkenntnis, dass man alles aus eigener Kraft schaffen kann, verleiht dieser Kraft etwas Besonderes. Die sich immer stärker verfestigende Überzeugung, im Besitz einer solchen Kraft zu sein, ermöglicht endlich ein Empfinden von Selbstwert und Selbstbewusstsein. Die eigene Kraft wird zu dem Fundament, auf dem man im Leben bauen kann, nachdem es in der Kindheit keine Fundamente gegeben hat, sondern nur Brüchigkeit und Unberechenbarkeit. Die Erfahrung lehrt, dass die eigene Kraft das einzige ist, worauf man sich im Leben wirklich verlassen kann. Das Angewiesensein auf Hilfe würde diese Erfah-

rung konterkarieren. In dem Moment, da man andere Menschen um etwas bittet, würde das Bild von der eigenen Kraft zu bröckeln beginnen.

*„Das gehört ja zu meinem Bild, was ich aus mir geformt habe. Ich formulier's mal so, ich bettele um nichts, ich frag um nichts, lieber verhungere ich.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Das Anbieten von Hilfe kann auch als Stigmatisierung erlebt werden (siehe Kapitel 4). Es geht gerade darum anzuerkennen, dass man zu jemanden geworden ist, der nicht auf Hilfe angewiesen ist. Man will zeigen, dass man auch als ehemaliges Heimkind zu einem vollwertigen Mitglied der Gesellschaft werden kann, das auf eigenen Beinen zu stehen vermag. Es geht um bedeutende Fragen der Identität. Unabhängig zu sein, nicht angewiesen zu sein und auf die eigene Kraft zu bauen, sind häufig die zentralen Elemente der Identität ehemaliger Heimkinder. Es ist wichtig anzuerkennen, dass es sich um erfolgreiche Identitäten handelt, die die Erfahrung machen, dass ihnen das Leben Recht gibt. Kaum überraschen kann es vor diesem Hintergrund, dass viele ehemalige Heimkinder kein Hehl daraus machen, dass sie Beratung und Psychotherapie kategorisch ablehnen. Die Psychotherapie erscheint geradezu als die paradigmatische Situation der Untergrabung der Autonomie. Der Psychotherapeut würde das ehemalige Heimkind wieder in die Rolle der/des Ausgelieferten und Hilfesuchenden drängen. Die Inanspruchnahme der Psychotherapie reanimiert das Stigma, dem zu entkommen von so existenzieller Bedeutung war.

*„Und dann kriegt man genau diese Sätze: Ja, haben Sie denn schon mal psychologische Hilfe in Anspruch genommen? Und da war wieder genau das, wenn man sich aufregt, wenn man anders ist, wenn man sich wehrt, dann kommt gleich der Psychologe, der Pädagoge und was auch immer um die Ecke und meint, mir jetzt helfen zu müssen. Und ich finde, das ist – und Kinder haben und auch Erwachsene haben ein sehr natürliches Abwehrsystem, da brauch ich keinen Psychologen [...]. Und da hat's mir wieder gezeigt, es geht nicht um Aufarbeitung.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es wird erkennbar, warum es wichtig ist, psychologische Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen: Wiederaufleben der Stigmatisierung; Festlegung auf Hilfebedürftigkeit; Angriff gegen das Anderssein (i.S. einer Disziplinierung); Misstrauen gegenüber den persönlichen Ressourcen und Kräften. In einem anderen Zitat wird darauf hingewiesen, dass die Psychotherapeut\*innen den Menschen die Verantwortung für ihr eigenes Leben abnehmen, indem sie suggerieren, dass sie sich kümmern und „das schon machen“. Aber all das würde nichts helfen; man muss sein Leben selbst in den Griff bekommen.

Eine Interviewpartner\*in kritisiert, dass ihr Therapeut nicht genug auf sie eingegangen sei (nur an sich selbst denkt, zu viele andere Klient\*innen hat, nur eine Stunde Zeit hat etc.). Man könnte dies so interpretieren, dass dem psychotherapeutischen Setting die Fähigkeit abgesprochen wird, die Vielfalt und Komplexität der abgewehrten Gefühle von Trauer, Schmerz, Wut und Bedürftigkeit auffangen zu können.

Mindestens zwei Interviewpartner\*innen berichten, dass ihnen selbst absolvierte therapeutische Ausbildungen dabei geholfen haben, ihre eigenen Erfahrungen zu bewältigen. Sie erlebten es als stärkend, andere Menschen mit therapeutischen Mitteln zu unterstützen und „benötigten“ daher keine Psychotherapie in Bezug auf ihre eigenen Belange. Die Annahme, dass dieser Form der konstruktiven Bewältigung eine Abwehr der eigenen Sehnsüchte und Entbehrungen zugrunde liegt, ist spekulativ, sollte aber nicht ganz außer Acht gelassen werden.

Hinsichtlich der psychotherapiebezogenen Fantasien fällt in den meisten Schilderungen auf, dass der (immer als männlich etikettierte) Psychologe als jemand konstruiert wird, der etwas mit seinen Patient\*innen macht. Er erscheint als jemand, der aktiv daherkommt und sich des Inneren der Erzähler\*innen bemächtigen würde. Es wäre vielleicht voreilig, hier von einer weit verbreiteten Übertragung zu sprechen, die den Psychologen als Repräsentanten der Erziehungsgewalt des Heimes erscheinen lassen. Aus den Erzählungen lassen sich aber Dynamiken wie Bemächtigung, Stigmatisierung und Entmündigung ablesen, die einer Psychotherapie zugeschrieben und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch mit der Sozialisation im Heim assoziiert werden. Für viele stellt es eine bedeutsame Kraftquelle dar, auf all das nicht angewiesen zu sein. Die eigene Gesundheit und das eigene Funktionieren werden ja nachgerade dadurch „bewiesen“, dass man keinen Psychologen braucht. Dieser ist vielleicht das am Stärksten konturierte Sinnbild für all jene Menschen, auf die man nicht angewiesen ist und von denen man sich in keinem Fall abhängig machen möchte. Eine ähnliche Rolle wie dem Psychologen kann naturgemäß auch der Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder und dem Fonds zugeschrieben werden.

Man sollte bei all dem nicht vergessen, dass in psychotherapeutischen Ausbildungen die spezifischen Bedarfe ehemaliger Heimkinder normalerweise keine Berücksichtigung finden. Ihr Schicksal ist nicht auf den Begriff des „Traumas“ reduzierbar, sondern umfasst häufig das beschriebene Zusammenspiel aus sozialen, beruflichen und gesundheitlichen Faktoren. Es ist daher wichtig, dass die spezifische Ätiologie und Dynamik der Belastungen von Heimkindern in den Ausbildungen für Psychotherapeut\*innen vermittelt werden, damit diese ein umfassendes Verständnis für ihre Patientinnen und Patienten entwickeln können.

### **Retrospektives Verstehen**

Die Möglichkeit, Akten einzusehen oder auf anderem Weg Informationen über die eigene Vergangenheit zu erhalten, stellt für viele ehemalige Heimkinder eine außerordentlich bedeutsame Form der Bewältigung dar. Viele von ihnen verfügen über gar kein oder nur ein sehr bruchstückhaftes Wissen über ihre eigene Kindheit und ihre Familien. Es versteht sich von selbst, dass ein Zuwachs von diesbezüglichen Informationen häufig als wichtige Zäsur erlebt wird. Man sieht sich und seine Geschichte mit anderen Augen. Die Erzählungen unse-

rer Interviewpartner\*innen unterscheiden sich unter anderem dahingehend, dass die neu hinzugewonnen Informationen in vielen Fällen einen positiven Effekt auf das eigene Befinden ausübten, während dieser Zugewinn an Erkenntnis in anderen Fällen zu Krisen führte. Immer geht es aber um signifikante Bewusstwerdungsprozesse, immer kommt es zu Neuordnungen und Neuorientierungen in Bezug auf die eigene Identität.

*„Also für mich waren die Akten sehr traurig, weil ich etliches erfahren hab, was ich noch nicht gewusst hab. Ja. Die Akten sind zwar im Schrank, ich schau sie kaum an, weil es steht auch immer drin, dass sich meine Mutter nie um mich gekümmert hat und mich auch nie besucht hat.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Ich hab eine [...] Halbschwester, ja, also von meiner Mutter her. Die muss aber behindert gewesen sein, das Mädchel. Ich hab sie nie kennengelernt. Da hat mir bloß mal eine Tante von ihr, die hat mir einiges von meiner Mutter erzählt. Da ist für mich eine Welt zusammengebrochen. Weil das wusste ich alles nicht. Das ist immer verschwiegen worden.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Es kommt nicht selten vor, dass ehemalige Heimkinder erst nach vielen Jahrzehnten erfahren, dass sie Geschwister oder Halbgeschwister hatten oder immer noch haben. Es findet dadurch eine veränderte Verortung innerhalb der Familie statt; begleitet sind solche Erkenntnisse in der Regel von Gefühlen der Wut gegenüber jenen Personen, die es niemals für nötig gehalten haben, die ehemaligen Heimkinder über ihre familiären Verhältnisse zu informieren.

Gerade in Bezug auf die frühe Kindheit existieren bei vielen ehemaligen Heimkindern keinerlei Erinnerungen. Durch die Akten erfahren manche, wo sie untergebracht waren, welche Rolle ihre Eltern spielten und wie ihre gesundheitliche Situation war (siehe Kapitel 4). Berichten, die vom Heimpersonal verfasst wurden, wird häufig mit einem ausgeprägten Argwohn begegnet. Die erwachsen gewordenen Heimkinder erkennen Widersprüche in den Beschreibungen oder deutliche Abweichungen von dem, was sie selbst über sich erinnern. Die Berichte erscheinen zumeist motivational gefärbt, oberflächlich und wenig aussagekräftig.

*„Also jetzt da in der Akte ist ein Bericht, das liebe, nette Mädchen, und ganz normal entwickelt und fröhlich, keine Beschwerden [...]. Das ist ein Bericht von ihm [Heimleiter, Anm. d. A.], ja, wie ich mir denk, der hat mich überhaupt nicht gekannt. Das war schon kurios.“ (Frau, 1960er Jahre)*

*„Es ist ja auch gelogen, dass ich nicht Nägel gekaut hab und nicht Bettnässer war oder sonstiges. Das war aber Fakt, das weiß ich.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Es ist zu berücksichtigen, dass im Zusammenhang mit der retrospektiven Betrachtung mehrere parallel stattfindende Prozesse wirksam sind: Der zeitliche Abstand zu den fraglichen Geschehnissen, das Alter (bzw. die Entwicklung) des ehemaligen Heimkindes sowie die oft erst nach Jahrzehnten verfügbare bzw. in Anspruch genommene Möglichkeit, Einblick in Akten und andere Informationsmaterialien zu erhalten. All das wird flankiert von einem gesellschaftlichen Bewusstwerdungsprozess und entsprechenden politischen Initiativen zur Aufarbeitung der Heimgeschichte und zur Entschädigung der ehemaligen Heimkinder. Es entsteht



also ein ganzes Konglomerat von Voraussetzungen für einen veränderten Blick auf das Selbst und die eigene Geschichte.

*„Ich glaube, man braucht auch eine gewisse Reife und einen Abstand um die Dinge überhaupt zu verstehen, was ist da eigentlich mit dir passiert, sich selber zu reflektieren. Ich denke, es gibt viele, die können es nicht, die können sich nicht reflektieren, aus auch bildungstechnischen Gründen, glaub ich. Mir hat mein Studium sehr geholfen, und mir hat eben die systemische Ausbildung natürlich sehr geholfen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Hinzuzufügen wäre, dass es auf Seiten der Betroffenen einer Bereitschaft bedarf, sich mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, um die positiven Effekte des retrospektiven Verstehens erfahren zu können.

*„Stimmt, ja. Und da hab ich mir schon die Augen gerieben auch. Ja, da hab ich dann auch gedacht, ja, ja, interessant, dass du das so nie hast spüren wollen oder so [...] Das war gut, das war auch eine Erholung. Also das war – ja, das war (seufzt) – es ist immer gut, wenn, wie soll ich sagen, für mich persönlich ist es gut, wenn das Mosaik noch – das Puzzle sich irgendwie besser verstehen lässt von mir. Das ist dann schon immer eine große zusätzliche Erholung, was so meine Seele anbetrifft, wenn ich da noch ein Stück mehr Verständnis für mich selber empfinde. Ja.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Es wird deutlich, dass es nicht unbedingt um die Qualität der Information (negativ oder positiv) geht, sondern um Erkenntnisfortschritte und Bewusstwerdungsprozesse, die über einen intrinsischen Wert verfügen. Indem sich das Puzzle komplettiert, erkennt sich der Mensch besser, findet einen erweiterten Zugang zu sich selbst und erlebt – auch trotz belastender Informationen – die angesprochene „Erholung“. Es ist wichtig, zu der Erkenntnis zu kommen, dass man „die ersten drei bis vier Lebensjahre offensichtlich sehr glücklich aufgewachsen ist“ oder zu verstehen, warum man als „schwer erziehbar“ eingestuft wurde oder zu wissen, dass man schon im Alter von sieben Monate in einem Säuglingsheim war. Manche Informationen sind dazu angetan, das Verhältnis zu eigenen Eltern(teilen) grundlegend neu zu definieren. So hat ein Interviewpartner durch Akten erfahren, dass das Heim den Kontakt zu seinem Vater unterbunden hatte. Er selbst sei immer davon ausgegangen, dass sein Vater kein Interesse an ihm hatte. Es macht einen deutlichen Unterschied, ob man seine eigene Geschichte nur auf „Hörensagen“ gründet oder ob man „schwarz auf weiß“ bestimmte Informationen zur Verfügung hat, die das Selbstbild zu ändern vermögen.

Das retrospektive Verstehen geht zuweilen auch mit schmerzhaften Einsichten in die Betroffenheit von Gewalt einher. Ein Interviewpartner berichtet von einer katholischen Einrichtung, in der ehemalige SS-Männer nach dem Krieg einen „beruflichen Unterschlupf“ gefunden hatten und eine entsprechende Erziehung praktizierten. Erst nach seinem Heimaufenthalt konnte der Erzähler die SS-Sprüche an den Wänden des Heimes und die SS-Runen „historisch einordnen“ und das Erziehungsmilieu, dem er als Kind ausgesetzt war, in seinem ideologischen Kontext verstehen.

*„Damals hab' ich nicht g'wusst, was das für einen Hintergrund hat, erst viel später.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Insbesondere im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt spielen Bewusstwerdungsprozesse häufig eine besonders wichtige und auch schmerzhaftere Rolle. Das Einordnen dessen, was man erlebt hat, ist zumeist sowohl mit emotionaler Belastung als auch mit der Möglichkeit der Verarbeitung verbunden (Rieske et al. 2018; Kavemann et al. 2015).

*„Also drum war das bei mir auch, glaub ich, gar nicht so auf dem Zettel, dass ich unter diese Missbrauchsoffer, in Anführungsstrichen, gehöre, weil – ja klar, weil ich diese ganzen Erlebnisse als diese, sag ich mal – sexualisierten Erlebnisse, da hab ich gedacht, das müssen doch alle durchmachen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Bewusstwerdung und Verstehen stellen komplizierte Prozesse dar, die mit nicht kalkulierbaren emotionalen Reaktionen einhergehen. Es ist klar, dass vieles von dem, was ehemalige Heimkinder über ihre Vergangenheit in Erfahrung bringen, bestimmte interpretative Aneignungen, die auch eine psychologische Schutzfunktion besitzen, nachhaltig irritieren. Hier spielt auch die soziale Validierung eigener Erinnerungen und Bewertungen eine wichtige Rolle (Keupp et al. 2018). Ein Interviewpartner erzählt davon, wie sehr die öffentliche Veranstaltung im Bayerischen Landtag zu den ehemaligen Heimkindern in Bayern seine Wahrnehmungsgewohnheiten in Frage gestellt hat.

*„Da ist es mir erst so richtig bewusst geworden, was den Kindern früher passiert ist. Und das früher gelebte und erlebte, ist natürlich bei uns, wenn man mit Klosterschwestern oder Klosterbrüdern oder im Kloster selber gelebt hat und da erzogen worden ist, dann ist es eine andere Interpretation als wie zu Hause. Alles, was früher passiert ist, war Gott gegeben. Wir haben nicht darüber geredet.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Auf eindrucksvolle Weise wird hier deutlich, wie die institutionelle Sozialisation (und auch die ideologische Umgebung) die Wahrnehmung dessen kontaminieren, was innerhalb der Institution passiert. Die Einrichtung errichtet gewissermaßen ein Deutungsregime, welches auch bei den Betroffenen über Jahrzehnte Gültigkeit behält. Der soziale Austausch, das Lesen von Akten, Dokumentationen und Büchern und der gesellschaftliche Diskurs bieten die Möglichkeit, dem Einfluss solcher Deutungsregimes zu entkommen und sich im Sinne eines retrospektiven Verstehens eine eigene Meinung zu den Geschehnissen in der Vergangenheit zu bilden (Mosser et al. 2018). Das, was häufig unbegreiflich, unzusammenhängend und bruchstückhaft schien, kann sich dann in einen Sinnzusammenhang fügen, der es Betroffenen ermöglicht, sich trotz schmerzhafter Einsichten in die Vergangenheit besser zu erkennen.

Es geht häufig um nicht weniger, als durch retrospektives Verstehen die Deutungshoheit über die eigene Existenz und die eigene Person zu erringen. Die Annahme, dass „alle Kinder sexuelle Erlebnisse durchmachen müssen“, erfüllt den Zweck, sich nicht als Missbrauchsoffer (ob mit oder ohne Anführungsstriche) wahrnehmen zu müssen, ist aber zugleich auch das

Ergebnis gezielter Manipulationen der Täter. Es erscheint in manchen Beispielen funktional, die Interpretationsangebote der Täter\*innen aus den Heimen zu übernehmen, doch man kann auch erkennen, dass die Beanspruchung der Deutungshoheit über die eigene Geschichte für das erwachsen gewordene Heimkind von geradezu identitätsstiftender Bedeutung ist. Eine Frau erzählt, dass sie nach vielen Jahrzehnten ihre Mutter und ihre Geschwister im Ausland ausfindig gemacht hat. Sehr schnell beginnt sie an den Geschichten zu zweifeln, die ihr von ihrer Mutter aufgetischt werden und nur den Zweck zu erfüllen erscheinen, deren Selbstbild zu schützen. Sie beschränkt sich darauf, den Vater zu verunglimpfen und sich selbst in einem positiven Licht zu präsentieren, kann aber nicht schlüssig erklären, warum sie ihre Tochter nie im Heim besucht hatte. Die Mutter bietet eine Version ihrer Lebensgeschichte an, die von dem ehemaligen Heimkind so nicht übernommen werden kann. Die Deutungshoheit, die die Mutter beansprucht, wird ihr von der Tochter nicht zugestanden. Es geht für jedes ehemalige Heimkind darum, einen Zugang zur eigenen Geschichte zu finden, der nicht manipuliert und korrumpiert ist von den interessensgeleiteten Erzählungen Erwachsener. Dieser Zugang kann vor allem durch Information und sozialem Austausch gefunden werden. Es geht darum, sich selbst und die Welt, die einen umgab, möglichst zu verstehen und einen Sinn zu finden in dem, was passiert ist (Straus & Höfer 2017).

Man muss diese Prozesse immer auch vor dem Hintergrund der traumatheoretischen Dialektik zwischen Auseinandersetzung und Abwehr (Kühner 2007), der sich in unseren Interviews häufig als Spannungsfeld zwischen Fokussierung und Verdrängung darstellt, betrachten. Das retrospektive Verstehen setzt naturgemäß die Bereitschaft zur Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit voraus. Die kognitiv gesteuerte Nachbetrachtung der eigenen Biografie kann aber auch durch Retraumatisierungen und damit einhergehende überwältigende Gefühle erschwert und unmöglich gemacht werden. Die Verdrängung kann vor diesem Hintergrund von vielen auch als funktional erlebt werden.

*„Ja, aber damit musste man einfach versuchen umzugehen. Man musste das einfach wegstecken. Das war für mich dann – ich muss alles, was ich irgendwie erlebt hab, das muss weg. Da muss Deckel drauf und weg.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Im Kontrast dazu finden wir mehrere Berichte von Personen, die sich dadurch stabilisieren, dass sie sich aktiv mit der eigenen Geschichte und der Geschichte der Heimkinder konfrontieren. Dies wird als sehr nützliche Bewältigungsstrategie erlebt.

*„Dass ich mich so ausführlich damit beschäftigt habe, war für mich für meine Begriffe gut. [...] Also ich hab festgestellt, aber durch das nun sehr intensiv sich damit beschäftigen, vielleicht weil's auch ablenkt, wenn du den anderen ihr Leid siehst und dir dann sagst, ja, das ist ja eigentlich noch viel schlimmer. Das beruhigt einen vielleicht irgendwie unbewusst auch selber.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Obiges Zitat reiht sich ein in mehrere Berichte, aus denen hervor geht, dass sich ehemalige Heimkinder dadurch entlasten, dass sie einschlägige Bücher lesen, selbst ihre eigene Geschichte aufschreiben, Fotoalben aus dem Heim anschauen, immer wieder offen über ihre Heimerfahrungen sprechen, Websites zum Thema besuchen oder Medienberichte lesen. All dies sind Praktiken des retrospektiven Verstehens. Sie ermöglichen eine sich ständig erweiternde und ausdifferenzierende Perspektive auf den Kontext, in dem sich die ersten und besonders prägenden Jahre ihres Lebens ereigneten. Sie ermöglichen dadurch auch eine erweiterte und ausdifferenzierte Perspektive auf das Selbst. Gleichwohl ist an dieser Stelle auch an Berichte zu erinnern, wonach viele ehemalige Heimkinder gerade diese Praktiken (auch nach anfänglicher Auseinandersetzung) vermeiden, da die Konfrontation für sie zu belastend wurde. Insgesamt fällt auf, dass viele ehemalige Heimkinder über relativ wenig Information zum Runden Tisch und den Forderungen des Vereins der ehemaligen Heimkinder verfügen.

In diesem Zusammenhang finden wir auch Berichte über ausgeprägte Gefühle der Dankbarkeit, die für manche eine wichtige stabilisierende Wirkung zu haben scheinen. Solche Gefühle beziehen sich auf wichtige Bezugspersonen, auf die Mitarbeiter\*innen der Anlauf- und Beratungsstelle oder auch auf das Schicksal, das ein Überleben ermöglicht hat. Im folgenden Zitat äußert der Interviewte Dankbarkeit im Zusammenhang mit dem Zuerkennen von Geldern aus dem Hilfsfonds. Auch wenn er deutlich macht, dass die ausgezahlte Summe angesichts des ihm zugefügten Leids zu niedrig sei, nimmt er Bezug auf die vielfältigen psychologischen Qualitäten, die mit dieser Form der Anerkennung einhergehen.

*„Ich bin total überrascht, dass ich sie gekriegt hab, das muss man ja auch so – total überrascht und auch happy, weil das eben diesen Raum jetzt eröffnet hat, dass ich das nochmal ganz anders betrachten kann. Für solche Sachen bin ich sehr dankbar. Absolut. Und alles, was meiner Seele irgendwie weitergeholfen hat, war schon immer das, was mich weiter hat machen lassen.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das Zuerkennen von Hilfe leistet einen Beitrag zur Entwicklung einer veränderten Perspektive auf die eigene Erfahrung der Stigmatisierung. Das Gefühl der Dankbarkeit bildet einen Kontrast zur generalisierten Wut auf gesellschaftliche Instanzen, die für die Schrecken der Kindheit verantwortlich gemacht werden. Dies führt unmittelbar zu stärkenden Erfahrungen der Versöhnung und des Vergebens, von denen einige Interviewpartner\*innen berichten. Dabei geht es in keinem Fall darum, die verübte Gewalt zu verharmlosen oder ungeschehen zu machen, sondern – im Gegenteil – um die psychologische Funktion der Anerkennung der subjektiven Realität des ehemaligen Heimkinds. Die Entschuldigung der Verantwortlichen stellt so gesehen auch einen Akt der Aufgabe ihrer Deutungsregimes dar und akzeptiert – wenn sie tatsächlich vollumfänglich ernst gemeint ist – die Deutungshoheit der Betroffenen. Eine Interviewte erzählt von diesbezüglichen Begegnungen mit Repräsentant\*innen der Einrichtungen, in denen sie als Kind und Jugendliche untergebracht war.

*„Die haben sich ja bei mir entschuldigt für all das, was fehlgelaufen ist. Ich bin auch ein Mensch, der nicht nachträgt, was ich nie machen würde. Das haben auch die von dem anderen Heim, wo ich in K. war, die haben auch denen ..., die haben sich auch, muss ich sagen, formell bei mir entschuldigt, dass es ihnen sehr, sehr leid tut. Aber es war eine andere Zeit, die hatten andere Vorgaben, andere Anschauungen. Heute würde alles anders laufen. Und jetzt das ganze Nachtragen, Hadern und so, das bringt ja alles nichts. Es ist natürlich viel zerstört worden in Leib und Seele, das ist klar. Aber es war dann ... Und in dem Zusammenhang haben sie auch mir den Tipp gegeben, dass ich mich doch ..., dass ich ja auch Anspruch hätte aus diesem Fonds oder sicherlich auch finanziell gebrauchen könne.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die eminent bedeutsame psychologische Funktion für das ehemalige Heimkind ist unmittelbar erkennbar. Es wäre anmaßend, die Qualität der Entschuldigung „von außen“ zu beurteilen; allein die Bedeutung, die diese Erfahrung für die Erzählerin hat, ist ausschlaggebend. Sie sieht sich in der Position, selbst verzeihen zu können; sie erlebt dies als eine Form der Bewältigung dessen, was „in Leib und Seele zerstört“ wurde und man kann die Entschuldigungen der Institutionen als eine Variante eines gemeinsamen, sozial geteilten retrospektiven Verstehens interpretieren.

Es ist klar, dass kein „psychologischer Anspruch“ existiert, wonach das persönliche Aufarbeiten und Verarbeiten der eigenen Heimgeschichte in Dankbarkeit und Versöhnung münden müssen. Die hier geschilderten Episoden stellen lediglich Beispiele der Bewältigung dar, die sich genauso einer verallgemeinernden psychologischen Beurteilung entziehen wie die Vermeidung und die Konfrontation. Es geht hier darum, das Spektrum von Bewältigungsstilen aufzuzeigen, die von ehemaligen Heimkindern als nützlich und erfolgreich erlebt wurden. Dieses Spektrum ist vielfältig, heterogen und widersprüchlich und entzieht sich kulturell determinierten Gewissheiten darüber, was für Menschen gut ist und was nicht.

## **Überleben**

Es gibt in Bezug auf alle ehemaligen Heimkinder, die uns gegenüber sitzen und uns von zum Teil unerträglich schrecklichen Begebenheiten erzählen, eine unanfechtbare und bedeutungsschwere Gewissheit, die darin besteht, dass sie alles, von dem sie berichten, überlebt haben. Nach allem, was wir über Gewalt und Vernachlässigung erfahren haben, ist diese Feststellung alles andere als trivial. Und sie ist, wenn sie bewusst wahrgenommen und emotional erfasst wird, ein wichtiger Aspekt der Bewältigung.

Manche ehemaligen Heimkinder haben in Erfahrung gebracht, dass sie eigentlich nicht zur Welt hätten kommen sollen, dass sie von ihren Eltern (teilen) zutiefst abgelehnt wurden, dass Abtreibungsversuche gescheitert sind und ihr Dasein einer Reihe von Zufällen zu verdanken ist. Viele haben in ihren Herkunftsfamilien und in den Heimen Bedingungen erlebt, die als gefährlich, zuweilen auch als unmittelbar lebensgefährlich, zu bezeichnen sind. Nicht wenige Lebenswege enthalten, wie gezeigt wurde, mehr oder weniger ausgeprägte Elemente von Viktimisierung, Reviktimisierung, selbstschädigendem Verhalten und Suizidalität. Man kann

vor diesem Hintergrund von weit verbreiteten Risikobedingungen sprechen, unter denen viele ehemalige Heimkinder ihr Leben zu meistern hatten. Im Zusammenhang mit den Initialreaktionen wurde beschrieben, dass viele Kinder bereits früh vielfältige Strategien entwickeln mussten, um ihr Überleben zu sichern. Sie mussten sich Nahrung sichern, sich prügeln, stehlen, sich abhärten, nicht auffallen und das Herannahen von Bedrohungen zutreffend einschätzen. Man kann angesichts vieler Berichte sagen, dass sich Heimkinder häufig schon früh als sprichwörtliche Überlebenskünstler bewähren mussten. Am Übergang zum Erwachsenenleben sahen sie sich zuweilen einer existenziellen Situation gegenüber, die eine Interviewpartnerin mit folgenden drastischen Worten charakterisiert:

*„Ich hab gelernt eins, aus diesem Heim gab’s nur zwei Möglichkeiten: Entweder du bist als Kämpfer rausgekommen oder als Loser und hast dich irgendwann umgebracht.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Figur des Kämpfers, die alle Schwierigkeiten meistert und sich allen Anfeindungen widersetzt, erscheint zuweilen als recht passendes Modell für die Bewältigungsbiografien vieler Heimkinder. Sie lernen, mit sozialen Problemen, Beziehungsschwierigkeiten, belastenden Lebensereignissen und prekären ökonomischen Verhältnissen zurechtzukommen und eignen sich im Laufe ihrer Entwicklung vielfältige Überlebensstrategien an. Sie berichten, dass sie „durchgehalten“ haben und beschreiben ihre Versuche, „aus allem das Beste zu machen“. Ein Interviewpartner resümiert prägnant:

*„Also ich bin froh, dass ich jetzt da bin, wo ich bin.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Das dominierende Gefühl, von dem die Berichte über das eigene Überleben begleitet werden, ist der Stolz. Es geht hier nicht so sehr um den trotzigsten Stolz des immerzu entwerteten und stigmatisierten Heimkindes, das explizit nicht darauf angewiesen sein will, von irgendjemandem irgendetwas zu erwarten oder zu erbitten. Es geht um den Stolz in Bezug auf die eigenen Errungenschaften, wobei die markanteste Errungenschaft jene des Überlebens sein kann.

*„Das – ja, diese – also man hat schon sehr viel Widerstandsfähigkeit aufgebaut. Das ist das Faszinierende. Und ich denk mir immer, sie haben mich nicht untergekrigt. Ich hab mich nicht unterkriegen lassen. Sie konnten mich körperlich brechen, aber mein Rückgrat, meine Seele haben sie nicht gekriegt. Und da bin ich echt stolz.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Man kann sich vorstellen, welche Kräfte diese Art von Stolz freizusetzen vermag. Diese Kinder hatten mit übermächtigen Gegnern zu kämpfen; oft genug hatten sie keinerlei Verbündete, sondern waren allein auf ihre eigenen Fähigkeiten angewiesen, um die ihnen auferlegten Kämpfe zu überstehen. Sie mussten, als sie erwachsen wurden, auf der Basis widriger Ausgangsbedingungen ihre Existenz aufbauen und sichern. Wir haben gesehen, dass sich viele bei all diesen Bemühungen nicht auf die Unterstützung anderer verlassen konnten oder wollten. Dadurch entsteht das subjektive Bild der/des Einzelkämpfer\*in, die/der sich kraft

ihrer/seiner eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften durchzusetzen und ihr/sein Leben zu gestalten vermag. Es ist naheliegend, dass viele auf das, was sie unter diesen Bedingungen erreicht haben, stolz sind und es versteht sich von selbst, dass eine entsprechende soziale Resonanz zusätzlich stärkend wirkt.

*„Dann sagt er, wissen Sie was, Frau J., ich bewundere Sie. Dass Sie trotz alledem so grad im Leben stehen. Und mich kann nichts umschmeißen.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man kann hier von Heldengeschichten des Überlebens sprechen. Und es ist wichtig, das Bewusstsein über das Überleben, das mit einem Bewusstsein über die eigene Stärke, das eigene Durchhaltevermögen und die eigene Widerstandskraft einhergeht, als bedeutsame Bewältigungsressource zu identifizieren. Gleichwohl sind immer auch die Wunden an und in diesen Helden\*innen mitzudenken, die ihnen in all ihren Kämpfen zugefügt wurden und sie zuweilen in einen Zustand der Erschöpfung zurückwerfen. Der Stolz auf das Erreichte verleiht aber die Kraft zum Weitermachen.

### **Moralische Festigkeit**

Zuletzt sei noch kurz eine Form der psychologischen Bewältigung erwähnt, die nicht in die bisher dargestellten Kategorien einzuordnen ist und nur vereinzelt von Interviewpartner\*innen berichtet wird. Es ist darin zumindest teilweise ein Element der Spiritualität enthalten, es geht dabei aber auch um ein Festhalten an der eigenen Würde. Man darf nicht vergessen, dass viele Kinder und Jugendliche in den Heimen im wahrsten Sinne des Wortes menschenunwürdigen Erfahrungen ausgesetzt wurden und dass manche auch im weiteren Lebensverlauf direkte Angriffe auf ihre Würde erleiden mussten. Solche Angriffe reichen von wiederholter sexualisierter Gewalt über die gnadenlose Ausbeutung ihrer Arbeitskraft bis hin zu vielfältigen Formen der Stigmatisierung und Exklusion. Pointiert formuliert geht es bei der Bewältigung darum, nicht die oder der zu sein (oder zu werden), als die/der man behandelt und angesehen wurde – ganz im Sinne des Lebensmottos einer Interviewpartnerin:

*„Ich bin anders als vermutet, selten wie erwartet und erst recht nicht, wie andere es gerne hätten.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In diesen wenigen Worten drücken sich mindestens die Bewältigungsformen der Reaktanz, des Widerstands und des Stolzes aus. Immer wieder berichten uns ehemalige Heimkinder von persönlichen Glaubenssätzen, die ihnen zuverlässige Orientierungen bei der Lebensbewältigung bieten. Dabei wird unter anderem auf den Gegensatz zwischen „Runterfallen“ und Kämpfen rekurriert, auf den Anspruch, niemandem zur Last zu fallen oder auf die bewusste Wahrnehmung, wonach jeder Tag ein neuer Tag ist, der neue Möglichkeiten bietet. Immer wieder erfolgen dezidierte Rückgriffe auf moralische Kategorien, die handlungsleitend sind.

*„Ich hab jedem ins Poesiealbum reingeschrieben, edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Und das war so ein Leitding, den man sich macht, man muss sich irgendwas machen, wo man sich fest dranhält, sonst gehst du unter“ (Frau, 1940er Jahre)*

Indem moralischen Vorgaben Folge geleistet wird, kann die eigene Menschenwürde erkannt und bewiesen werden. Die moralische Festigkeit ist der Garant dafür, dass man nicht den Vorurteilen entspricht, die den Heimkindern nur allzu oft angedichtet wurden und werden.

*„Je nachdem, was Sie für ein Typ von Mensch sind, auch wo – aus welchem Haus Sie kommen, aus welchem Stall Sie kommen, sind Sie in der Lage, aus dieser Kacksituation noch versuchen, das Beste zu machen. Und mit Anstand und Charakter durchs Leben zu gehen. Das ist sehr wichtig, dass Sie das machen. Weil sonst sind Sie verloren. Und da geb ich mir alle Mühe. Ich weiß, dass die Masse nicht in der Lage dazu ist. Aber das, was ich hier versuche, wo ich sag, bleib anständig, halte deinen Charakter und gehe mit Verantwortung weiter, das kostet Sie viel, viel, viel Kraft.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Wieder ist die paradoxe Koinzidenz zu erkennen, der zufolge das, was Kraft kostet, gleichzeitig auch Kraft zu geben vermag. Das moralische Handeln ist eine Funktion der Menschenwürde und des Stolzes. Es steht im Widerspruch zu Stigmatisierungen und auch zu jenem Modell, das diejenigen Erwachsenen vorgelebt haben, die die Heimkinder vernachlässigt, gequält und misshandelt haben, sich also amoralisch verhalten haben.

In einigen wenigen Berichten wird der handlungsleitende moralische Kodex dem christlichen Glauben unterstellt. Die Religiosität hat dabei vor allem die Funktion, über Schicksalsschläge hinwegzukommen und dem eigenen Sein trotz unzumutbarer Belastungen einen Sinn zu verleihen. Dass diese Form der Bewältigung in unseren Interviews relativ selten berichtet wird, muss nicht notwendiger Weise mit den negativen Erfahrungen, die die ehemaligen Heimkinder mit christlichen Institutionen gemacht haben, zu tun haben. Es ließe sich aber zumindest die Hypothese formulieren, wonach die Delegation des eigenen Schicksals an eine göttliche Instanz als eher unzuverlässig erlebt wird, wenn sich ein dezidiert autonomer, selbstermächtigender Bewältigungsstil bewährt hat.

### 8.3.1.2 Soziale Dimension

Im Folgenden werden vielfältigen Bereiche skizziert, in denen ehemalige Heimkinder stärkende und stabilisierende Erfahrungen im Zusammenhang mit bestimmten sozialen Konfigurationen machten und nach wie vor machen. Es gibt hier eine bedeutsame Schnittmenge zu schulischen und beruflichen Entwicklungen, denen weiter unten ein eigenes Kapitel gewidmet wird. Selbstverständlich berührt auch das, was im vorigen Abschnitt als psychologische Dimension beschrieben wurde, in bedeutsamer Weise die sozialen Aspekte der Bewältigung. Es gibt aber eine eigene Kontur des Sozialen, die anhand der folgenden Aspekte herausgearbeitet werden soll.



## Signifikante Unterstützer\*innen

Man kann sagen, dass bestimmte Unterstützungspersonen in den Biografien der ehemaligen Heimkinder eine herausragende Funktion bei der Bewältigung belastender Lebenserfahrungen hatten. In den Berichten unserer Interviewpartner\*innen wird deutlich, dass solche Unterstützer\*innen an entscheidenden Punkten des Lebens dazu beitrugen, dass heilsame und stabilisierende Entwicklungen eingeleitet werden konnten. Wir bezeichnen diese Unterstützer\*innen als signifikant, weil sie diese richtungsweisende Funktion im Leben der ehemaligen Heimkinder innehatten. Sofort wird klar, dass die „Inanspruchnahme“ dieser Personen im Kontrast zum weiter oben beschriebenen Primat der Autonomie und der damit häufig verbundenen Abwehr von Hilfebedürftigkeit steht. Der Einfluss signifikanter Unterstützer\*innen stellt daher eine äußerst wirkmächtige korrigierende Erfahrung dar, die ehemalige Heimkinder spüren lässt, dass sie nicht alleine sein, nicht alles mit sich selbst ausmachen müssen und auch andere Personen als zuverlässig erleben und diesen vertrauen können.

Immer wieder finden wir Schilderungen, die in eine ähnliche Richtung weisen. Die Mädchen und Jungen machen dabei eine Art „Inselerfahrung“, in der sie als schutzbedürftige Menschen wahrgenommen werden. Es ist die Rede vom Pfarrer, der das Kind vor Übergriffen der Nonnen geschützt und dessen musikalisches Talent gefördert hat; vom Bauern, der die Kinder mal „aufs Pferd setzte“; vom Heimleiter, der ein „gütiger Mensch“ war; von einem weltlichen Erzieher, der den Heimkindern „zum ersten Mal so etwas wie Freizeit“ ermöglichte und von einem Diakon, der „ein ganz toller Mensch“ war und auch mal Blödsinn mit den Kindern machte.

*„Und dann, die einzige, mit der ich wirklich zum Schluss gekommen bin, das war meine Handarbeitslehrerin. Und die hat mich auch immer verteidigt. Wenn die gemerkt hat, jetzt hab ich mit der einen wieder recht Zoff, dann hat sie mich zu sich in die Nähstube rüber geholt, und dann hab ich mit ihr was gestickt, weil die hatte goldene Hände. Und wenn ich dann gemerkt hab, jetzt hab ich da [...] ich muss raus, dann hat sie mir immer schnell was in die Hand gedrückt und gesagt, jetzt gehst ins Dorf runter und kaufst das. Und wenn dann die andere Nonne gesagt hat, das geht nicht, dann hat sie gesagt, die K. geht jetzt, das brauch ich. Also das war die Schwester. D. hat sie geheißten, das war die einzige, wo ich hab sagen – und meine Lehrerin, mei, die war halt eine Lehrerin, aber da war kein persönlicher – kein Ding. Aber die Schwester R., meine Handarbeitslehrerin, da hab ich auch meine Lehre gemacht. Und die war in Ordnung.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Man ahnt den Kontrast zu jenem freudlosen Dasein, in dem sich die Kinder ansonsten vernachlässigt und bedroht sahen. Immer wieder geht aus den Schilderungen hervor, dass die Mädchen und Jungen ein feines Gespür für die Erwachsenen, deren Charaktere, Motive und pädagogische Fähigkeiten entwickelten. Sie konnten gut unterscheiden, wer ihnen gut tat und wer nicht. Es geht dabei immer um persönliche Zuwendung, um die Ermöglichung von Erlebnissen und um die Förderung von Fähigkeiten und Potenzialen. Es geht dabei um die

Realisierung einer Pädagogik, in der emotionale und kognitive Komponenten entwicklungs-fördernde und wohltuende Möglichkeitsräume eröffneten. Interviewpartner\*innen berichteten davon, dass bestimmte Erzieher\*innen „klar in ihrer Art“ waren und auch mal ein Geschenk gemacht haben. Resümierend fasst eine Erzählerin zusammen:

*„Und auch von den Gesprächen her hatte ich immer das Gefühl, dass sie mit uns auf Augenhöhe reden.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Solche Personen tauchen in verschiedenen Phasen der Biografie mit unterschiedlichen Funktionen auf. Während der Heimzeit bilden sie nicht selten geradezu überlebenswichtige Ausnahmen innerhalb der als bedrohlich erlebten Erwachsenenwelt, von denen sich die Mädchen und Jungen umzingelt fühlen. Die Unterstützer\*innen verfügen häufig nur über einen begrenzten Einfluss, um an der Situation des Kindes nachhaltig etwas verändern zu können, aber sie senden ein eminent bedeutsames Signal der Menschlichkeit, an das sich die Mädchen und Jungen zu klammern vermögen.

Pädagogische Kompetenz wurde von den Kindern als solche erlebt und wahrgenommen. In Situationen, in denen es um das nackte Überleben ging, spielten aber auch noch ganz andere Erfahrungen mit Erwachsenen eine Rolle.

*„Wir haben Gott sei Dank in F. einen Bäcker gehabt [...], das war ein ganz toller Mensch. Der hat uns dann für das Zehnerl, wenn wir da rein sind, haben wir so einen Streuselkuchen gekriegt! Da bist du wirklich den ganzen Tag satt gewesen. Zucker, [...] und was weiß ich. Da hat der draufgezahlt dabei, bei dem Teil. Aber gut, ganz toller Mensch.“ (Mann, 1950er Jahre)*

All diesen Erzählungen ist gemeinsam, dass die Kinder spüren, dass sie als Kinder wahrgenommen werden. Es wird davon berichtet, dass sich einzelne Personen Zeit für sie genommen haben oder dass sie sich fair behandelt gefühlt haben. Es geht immer um signifikante Korrekturen der dominanten Erfahrung, dass die eigenen Bedürfnisse ignoriert werden. Der Entmutigung wird die Ermutigung gegenübergestellt, der ständigen Entwertung wird die Botschaft entgegengesetzt, dass man es wert ist, gesehen und gut behandelt zu werden.

Für den weiteren Lebensweg besonders wichtig sind solche korrigierenden Erfahrungen im Bereich der schulischen oder beruflichen Ausbildung. Es wird von einzelnen Pädagoginnen und Pädagogen berichtet, die sich für die Heimkinder interessierten, die versucht haben, deren Potenziale zu erkennen und sie entsprechend zu fördern. Es wurde auch Rücksicht darauf genommen, dass diese Kinder aufgrund ihrer Vorgeschichte und ihrer aktuellen Stressbelastung nicht immer ihr Leistungspotenzial abrufen konnten. Dadurch sollten ihnen aber bestimmte Ausbildungswege, die ihr Interesse geweckt hatten, nicht vorenthalten bleiben.

*„Na ja, gut, dann warst du in der Grundschule, dann warst du in der Hauptschule. Dann hab ich kämpfen müssen, dass ich überhaupt in eine höhere Schule gehen kann, hatte Gott sei Dank dann Glück, dass ich da einen Lehrer gefunden hab, der dann – ich hab drei gute Lehrer gehabt, die mir dann die Weichen gestellt haben, dass ich weitermachen kann. Weil sonst – es hieß, als Heimkind geht man in die Hauptschule und fertig.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Diese Erzählerin kann klar identifizieren, welche Personen für ihre schulische und berufliche Entwicklung förderlich waren und ihr den Weg in ein erfolgreiches Berufsleben ermöglichten. Es ging dabei um nicht weniger, als der stigmatisierenden „Vorsehung“ für das Heimkind, das sie war, zu entkommen. Wiederholt rekurren die ehemaligen Schüler\*innen auf einzelne Lehrkräfte, die sensibel und pädagogisch geschickt auf ihre jeweils individuellen Potenziale und Schwierigkeiten reagierten. Als entscheidendes Motiv erweist sich dabei immer wieder das Erkennen des Individuums. Dies steht im krassen Gegensatz zu einer häufig auf Beherrschung der Gruppe ausgerichteten Heimpädagogik, die unter dem Primat der Züchtigung und Entindividualisierung stand. In seinen eigenen Fähigkeiten und auch Defiziten erkannt zu werden, stellt für viele Heimkinder eine überraschende Erfahrung dar – ebenso die Möglichkeit, bei Entscheidungen, die die eigene Person betreffen, mitzureden.

*„Und dann wurde ich zum Schulpsychologen geschickt. Der war richtig gut, der hat mich dann gefragt, wenn du die Entscheidung hättest, welche Schule würdest du dir aussuchen wollen. Da hab ich gesagt, ich würd gern wieder zurück in die P.- Schule. Und das ist ein sehr langer Weg gewesen, das war irgendwie eine Stunde Bahnfahrt zur Schule hin und eine Stunde zurück. Und das hab ich aber in Kauf genommen. Und die haben mich dann wirklich aufgenommen und mir – das war wirklich meine letzte Chance. Und die hab ich dann aber auch wahrgenommen und hab einen Schulabschluss mit Qualifikation gemacht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Auch im weiteren Lebensverlauf zeichnen sich signifikante Unterstützer\*innen dadurch aus, dass sie die Individualität der ehemaligen Heimkinder mit all ihren Stärken und Schwächen anerkennen. Es geht dabei beständig darum, für diesen bestimmten Menschen in seiner bestimmten Lebenssituation Lösungen zu finden, die für ihn passen. Dies kann nur auf der Basis echten Interesses und echter Zuwendung passieren. Man könnte hier pointiert von einem Prozess der nachträglichen Individuation sprechen. Die Heimkinder werden in der interessierten und fürsorglichen Wahrnehmung ihrer Unterstützer\*innen zu dem, was sie „eigentlich“ sind: Menschen mit Potenzialen, Interessen, Fähigkeiten, Defiziten, Fehlern und der Möglichkeit, selbst – mit Unterstützung – auf ihren Lebensweg Einfluss zu nehmen. Diese „Individuationsfunktion“ wird von spirituellen Lehrern, die als Vaterersatz dienen, genauso wahrgenommen wie von Jugendamtsmitarbeiterinnen, die sich darum kümmern, dass die junge Frau, die aus dem Heim entlassen wurde, eine angemessene Arbeitsstelle findet. Gerade am Übergang vom Heim in die Selbständigkeit spielen solche förderlichen Interventionen eine außerordentlich wichtige Rolle. Wir haben gesehen, dass viele Heimkinder qua ihres Status als Heimkind auf bestimmte berufliche Felder festgelegt wurden. Dieser Praxis der Verunmöglichung setzten einzelne Unterstützer\*innen Initiativen entgegen, die für die jun-

gen Menschen wichtige Weichen für die Zukunft legten. Ein Beispiel hierfür ist die Finanzierung einer Ausbildung durch eine Pflegefamilie. Im Arbeitsleben selbst hatten manche ehemaligen Heimkinder das Glück, dass sie auf wohlwollende und verständnisvolle Vorgesetzte trafen, die die individuellen Fähigkeiten der ehemaligen Heimkinder erkannten und auch über Schwierigkeiten hinwegsahen, solange die Arbeit gemacht wurde. In manchen Fällen haben Chefs ihre Mitarbeiter\*innen individuell gefördert, in anderen Fällen ging es wiederum gerade nicht darum, die Person als solche zu bewerten, sondern allein auf das Erbringen der Arbeitsleistung zu vertrauen.

*„Und dann bin ich in den öffentlichen Dienst gegangen, und der Chef, der hat immer zu mir gesagt, wie Sie Ihre Arbeit machen, ist mir wurscht, aber das Ergebnis zählt. Und der hat mich in Ruhe gelassen. Also er hat mir keine Vorschriften gemacht.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Man erkennt sofort den Kontrast zu den Zumutungen der Heimerziehung: Ermöglichung von Selbständigkeit, Vertrauen in die Fähigkeiten der Mitarbeiterin. Man sollte nicht unterschätzen, wie wirkmächtig die Unterbrechung der alten Erziehungsmuster durch signifikante Unterstützer\*innen im Laufe der Biografie ist. Vor allem Lehrer\*innen, Ausbilder\*innen und Chefinnen/Chefs bieten sich als Autoritäten für Übertragungsreaktionen an: Sie betreten die Bühne des Lebens der ehemaligen Heimkinder, nachdem durch andere Autoritäten schon viel Schaden angerichtet worden war. Ihre Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, dass sie früh gebahnte Erwartungen in positiver Weise irritieren und konterkarieren. Nachdem Eltern und Heimerzieher\*innen allzu oft kein Interesse an den Mädchen und Jungen gezeigt haben und sie – im Gegenteil – verletzt und bedroht haben, stellt das Auftauchen dieser fürsorglichen, konkreten Beistand gewährenden Unterstützer\*innen nicht selten eine zutiefst heilsame Erfahrung dar.

### **Paarbeziehung, Familie**

Aus einigen Schilderungen geht hervor, dass auch Lebenspartner\*innen als signifikante Unterstützer\*innen für ehemalige Heimkinder fungieren. Die Wirkprinzipien im Sinne der Bewältigung sind ähnlich wie jene, die von anderen Unterstützer\*innen entfaltet werden: Anerkennung der Individualität des ehemaligen Heimkindes mit allen seinen Stärken und Schwächen, Interesse, Zuwendung. Man kann also auch im Zusammenhang mit den innerhalb von Paarbeziehungen entwickelten Ressourcen von einem Prozess der „nachträglichen Individuation“ sprechen: Sich selbst durch die Wahrnehmung und die Zuwendung der Partnerin oder des Partners erkennen, akzeptieren, mögen (Straus & Höfer 2017). Es geht auch in Paarbeziehungen – ähnlich wie im beruflichen Feld – häufig darum, ermutigt zu werden und in Berührung zu kommen mit seinen eigenen Stärken und Potenzialen. Manche unserer Interviewpartner\*innen weisen darauf hin, dass ihre Lebenspartner\*innen „viel aushalten“ müssen und die aus der Heimsozialisation „mitgebrachten“ Defizite und Schwierigkeiten

nach wie vor problematische Wirkungen entfalten. Aber gerade in diesem „Aushalten“ liegt ein besonders bedeutungsvolles Moment der Akzeptanz. Dieses bezieht sich auf das legitime So-Sein der ehemaligen Heimkinder. Diese Akzeptanz ermöglicht nicht nur eine Erfahrung des Gemocht-Werdens, sondern auch der Zugehörigkeit. Den Lebenspartner\*innen wird daher implizit oder explizit auch eine psychotherapeutische Funktion zugeschrieben. Erst durch sie sei es möglich geworden, den eigenen Lebensweg mit all seinen Schwierigkeiten zu meistern und sich nicht von negativen Erfahrungen unterkriegen zu lassen.

*„Hab dann vor 17 Jahren meinen Mann verloren, auch an Krebs, und bin froh, dass ich vor zehn Jahren meinen Lebensgefährten kennengelernt hab, der mir dann geholfen hat, wieder auf die Füße zu kommen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Je nach sozialer Situation des ehemaligen Heimkindes bekommen die Lebenspartner\*innen eine mehr oder weniger herausragende Position zugeschrieben, deren Alleinstellungsmerkmal darin besteht, dass sie sich nie distanziert haben und trotz aller Widrigkeiten bei ihrer Partnerin/ihrem Partner geblieben sind.

*„Aber dann bin ich eben mit dem A. zusammengekommen, wo ich 16 Jahre – und da war eigentlich alles gut. Da bin ich dann so richtig – so wie’s Leben sein soll, reingekommen. Weil man hat ja – ich hab ja den Mann, wie ich den kennengelernt hab – in den verschossen, es war ja nicht so, dass ich bloß mit dem zusammengezogen bin. Das war Liebe von mir, und wenn man verliebt ist, dann spielt sich das Leben ganz anders ab.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die Bedeutung eines solchen Ausmaßes an Beziehungskontinuität ergibt sich unmittelbar aus dem Wissen, dass den Heimkindern häufig genau solche Erfahrungen in ihrer Kindheit vor-enthalten blieben: Verlassen oder vernachlässigt von ihren Eltern, ignoriert und abgewertet von den Heimerzieher\*innen, mit unklaren Bleibeperspektiven in den jeweiligen Heimen und unkalkulierbaren Beziehungsabbrüchen.

Paarbeziehungen werden für einige ehemalige Heimkinder zu jenen emotionalen und sozialen Orten, in denen sie ermutigt und versorgt werden und die ihnen wichtige nachträgliche Entwicklungen, die ihnen lange Zeit verwehrt blieben, ermöglichen. Sie werden auch zu jenen Orten, in denen sie eine erweiterte Zugehörigkeit zu den Familien ihrer Partner\*innen erfahren können und in denen sie – vor allem auch dann, wenn die/der Partner\*in ebenfalls in einem Heim gelebt hat – ihre Vergangenheit gemeinsam rekonstruieren und validieren können. Bei der Analyse der berichteten Beziehungsbiografien fällt auf, dass der größere Teil der als stärkend erlebten Paarkonstellationen erst im fortgeschrittenen Lebensalter erfahren wird. Erst nach längeren Phasen nicht gelingender Partnerschaften oder nach Zeiten des Single-daseins kommt es zu „reiferen“ Beziehungen, die möglicherweise nicht mehr so sehr als Reaktion auf die emotionale Deprivation im Heim fungieren, sondern auf der Basis von stärkenden Lebenserfahrungen etabliert werden können.

*„Und F. ist so vom Typ Mann – also den kann man mit all den anderen, die ich da hatte in der Vergangenheit, überhaupt nicht vergleichen. Der ist ganz klar in sich und schmunzelt oft, wenn ich dann wie so ein kleines Kind so aufstampfe und meinen Willen haben will und so. Also er ist sehr gelassen und sehr in sich ruhend [...]. Und ich wollte das nie wahrhaben, aber eine Beziehung, die nicht auf Augenhöhe stattfindet, ist zum Scheitern verurteilt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Im Beruf oder innerhalb positiver sozialer Kontexte konnte in vielen Fällen im Laufe der Jahre ein differenziertes und akzeptables Selbstbild entwickelt und integriert werden, das verbesserte Voraussetzungen für gelingende Partnerschaften bietet. Es gelingt dadurch, einem früh entwickelten Muster von Abhängigkeit, Ausbeutung und Reviktimisierung zu entkommen und auf der Basis eigener Gefühle und Bedürfnisse Beziehungen einzugehen. Gleichwohl ist daran zu erinnern, dass manche Partnerschaften in jungen Jahren eine eminent bedeutsame Bewältigungsfunktion hatten, indem sie es insbesondere jungen Frauen ermöglichte, der Abhängigkeit von Jugendämtern zu entfliehen. Diese Konstellationen bargen zuweilen das Risiko der Reinszenierung von Abhängigkeitsverhältnissen, manchmal aber gelang dadurch der Schritt in ein selbstbestimmtes Leben, in dem die Paarbeziehung auch die Funktion hatte, die schlimmsten ökonomischen Engpässe zu überstehen.

Einige unserer Interviewpartner\*innen berichten davon, dass ihre Beziehung zu ihren eigenen Kindern eine stabilisierende Wirkung für sie hat. Sie sind froh, dass es ihnen als ehemaligen Heimkindern gelungen ist, eine „richtige“ Familie zu gründen und genau das zu erfahren, was ihnen als Kind vorenthalten blieb. Wichtig ist dabei die Möglichkeit, die eigenen Kinder anders zu erziehen als sie selbst erzogen worden waren.

*„Ich hab dann zwecks der Kinder dann auch viel nur Teilzeit gearbeitet oder auf geringfügiger Basis, halt immer so, dass ich's mit meinen Kindern vereinbaren kann, weil mir das einfach wichtig war, dass ich gesagt hab, also ich möchte für meine Kinder da sein. Ich werde es mit der Rente wahrscheinlich mal büßen müssen, aber also das war mir einfach immer wichtig, weil das hab ich halt im Heim nicht gehabt, dass da jemand hinter mir steht und dass da jemand Zeit hat für mich. Ich bin zu jedem Elternabend gegangen, auch wenn's nur Bastelabende waren (lacht) und ich gesagt hab, woah, keine Lust. Einfach, um dem Kind zu signalisieren, da steht jemand hinter dir, der hat Interesse, mit was du dich beschäftigst.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Es ist erkennbar, dass das Engagement für die eigenen Kinder nicht nur diese stärkt, sondern auch zu einer wichtigen Ressource für die Mutter selbst wird, die klare Vorstellungen davon hat, wie familiäre Beziehungen zu gestalten sind und damit die eigene Erfahrung stellvertretend zu korrigieren vermag. Es entwickelt sich daraus eine nachhaltig wirksame „Positivdynamik“, in der die gelingende Beziehung zu den eigenen Kindern zu einer wichtigen Bewältigungsressource des ehemaligen Heimkindes wird. Eine solche „Positivdynamik“ ist auch bei jenem Paar zu beobachten, das im Laufe der Jahre insgesamt 17 Pflegekinder aufgenommen hat. Sowohl die Pflegemutter als auch der Pflegevater hatten als Heimkinder schwere Misshandlungen in ihren Einrichtungen erleiden müssen. Aus ihren Erzählungen

wird deutlich, dass die Versorgung und Erziehung von Kindern, die ihnen anvertraut wurden, für sie selbst eine besonders wertvolle Ressource darstellt.

Im Zusammenhang mit Bewältigung im familiären Kontext lassen sich aus den uns vorliegenden Daten noch zwei Aspekte extrahieren, die von mehreren Interviewpartner\*innen genannt werden: Die Herstellung von Normalität und der Rückzug an einen Ort der Geborgenheit.

Das Bedürfnis nach Normalität lässt sich ohne Schwierigkeit als Reaktion auf die Stigmatisierung von Heimkindern und auf das Problem der Unberechenbarkeit, von dem der Heimalltag oftmals geprägt war, zurückführen.

*„Ich wollte auch normal sein, wie alle anderen, ganz normal.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Die eigene Normalität wird als Beleg für die Zugehörigkeit zur Gesellschaft erlebt. Sie ergibt sich nicht von selbst, sondern sie wird in vielen Fällen zum phantasierten Ergebnis einer kaum zu bewältigenden Entwicklungsaufgabe für die Heimkinder. Die Ausgangssituation ist immer die „Abnormität“: Keine „echte“ Familie, aufgewachsen im Heim, marginalisiert, stigmatisiert. Immer gibt es einen existenziell bedeutsamen Widerspruch zwischen dem, wie man selbst ist und dem, wie die anderen, die Normalen, die irgendwie definierte Mehrheitsgesellschaft sind. Die Normalität drückt sich im hart zu erkämpfenden Kriterium der regelmäßigen Erwerbsarbeit genauso aus wie in jenen Beziehungskonfigurationen, die den Heimkindern vorenthalten blieben: Mutter, Vater, Kind. Die Normalität ist der Imperativ der bürgerlichen Ordnung, von der man in vielfältiger Weise abweichen kann: Psychische Erkrankung, körperliche Erkrankung, Alkoholismus, Einsamkeit, Delinquenz. Wir erinnern uns, dass die sozialen, beruflichen und gesundheitlichen Auswirkungen der Heimerziehung nicht selten unter dem Gesichtspunkt der „Abnormität“ erfasst werden können. Die erfolgreich hergestellte Normalität bannt die möglichen Auswirkungen in ein Korsett der bürgerlichen Ordnung.

Die Ordnung wiederum bildet die Struktur der Normalität, innerhalb derer sich die bürgerliche Existenz entwickeln kann. Die Ordnung hat häufig auch eine psychologische Funktion; sie bändigt das Chaos, dem das Heimkind hilflos ausgeliefert war. Die Ordnung ist zugleich Bedingung und Ergebnis der Kontrolle und der Selbstbestimmung.

*„Ich brauche Ordnung und Struktur [...]. Also bei mir steht immer alles am gleichen Platz. Auch auf meinem Schreibtisch, immer die gleiche Ordnung, immer das Gleiche [...]. Ich brauche eine gewisse Ordnung und eine gewisse – ich hab mir ein Umfeld geschaffen, in dem ich mich wohlfühle und zu Hause fühle.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die psychologische Bedeutung wird unmittelbar deutlich. Das Chaos der Welt, so wie es sich für das Kind im Heim darstellte, muss gebannt werden. Gelingt dies, so stellen sich Gefühle der Beruhigung und des Behagens ein. Dies sind Elemente der grundlegenden Erfahrung, es

geschafft zu haben, selbst über sein Leben bestimmen zu können. In einem Beispiel erfahren wir auf eindrucksvolle Weise, wie bestimmte Lebensereignisse den Weg in eine von Ordnung und Struktur gerahmte Normalität bahnen. Ein Interviewpartner berichtet, dass ihm sein erstes Kind unweigerlich die Aufgabe auferlegte, „irgendwie stabiler zu werden“. Er habe angefangen sich zu strukturieren und verdankte es seinem Sohn, dass er ihn, den Vater, „ins Erwachsenenleben befördert“ habe. In diesem Fall ist die Übernahme von Verantwortung jenes Vehikel, das den Weg in die Normalität ebnet und es dem Erzähler ermöglicht, seinen Anspruch auf Stabilität zu erfüllen.

In eine ähnliche Richtung wie das Ringen um Normalität weist die Bedeutung des Rückzugs an einen Geborgenheitsort. Wir erfahren von mehreren Interviewpartner\*innen, wie wichtig ihnen ihr Wohnraum ist und welche psychologische Bedeutung es für sie hat, über diesen frei verfügen zu können. Der eigenen Wohnung werden nicht zufällig Attribute wie „Paradies“ oder „Heimat“ zugeschrieben; im Rahmen von Interviews in den Wohnungen der ehemaligen Heimkinder können wir häufig sofort erkennen, mit welcher Akribie und Liebe diese Frauen und Männer ihren Wohnraum pflegen und wie stolz sie auf ihre „eigene Welt“ sind. Der eigene Raum wird zum Ort der Selbstbestimmung und Selbstentfaltung, er ist der kraftspendende Gegenentwurf zur strukturellen Gewalt des Raumes im Kinderheim. Alles, was über die raum-zeitliche Struktur im Heim gesagt wurde, findet sich im selbstbestimmt organisierten Rückzugsort der eigenen Wohnung aufgelöst. Der Bedeutung dieses Rückzugsortes muss man sich bewusst sein, wenn bei ehemaligen Heimkindern im Alter die Unterbringung in einem Alters- oder Pflegeheim zur Disposition steht.

### **Professionelle Unterstützung**

Wir haben gesehen, dass es im Umfeld vieler ehemaliger Heimkinder zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens signifikante Unterstützer\*innen gab und dass Partnerschafts- und familiäre Beziehungen eminent stabilisierende Wirkungen entfachten. Häufig haben sich solche „Unterstützungssettings“ eher „zufällig“ konfiguriert: In der Schule gab es eine sensible Lehrerin, der Chef war tolerant und motivierend, eine Jugendamtsmitarbeiterin engagierte sich aufopferungsvoll. Auf der Ebene der Paarbeziehungen entwickelten sich je nach Lebenslage und je nachdem, wen man kennenlernte, riskante oder stützende Konstellationen. Das professionelle psychosoziale Setting bietet in Form von Psychotherapie und Beratung sozusagen „nicht-zufällige“ Unterstützungsoptionen, die in positiver Weise auf das Leben der ehemaligen Heimkinder einwirken sollten. Wir haben gesehen, dass viele unserer Interviewpartner\*innen solchen Angeboten eher misstrauisch und ablehnend gegenüberstanden und stehen. In einzelnen Fällen wurde psychosoziale Unterstützung als wirkungslos oder auch stigmatisierend erlebt. Es existieren aber auch Berichte darüber, dass Psychotherapie und Beratung wichtige Funktionen im Leben ehemaliger Heimkinder hatten. Es ist von jahre-



langen Therapieerläufen die Rede, von praktischen Tipps, von Begleitung und davon, dass man mit der Therapie „Glück gehabt“ hatte oder dass diese „gut getan“ habe. Allerdings ist zu bemerken, dass solche Einschätzungen in unseren Interviews nicht besonders zahlreich geäußert werden. In manchen Psychotherapien werden Kindheit und Heimgeschichte aktiv aufgearbeitet, in anderen Verläufen vermeiden es die Patient\*innen (und die Psychotherapeut\*innen?) mehr oder weniger bewusst, die eigene Kindheit im Rahmen der Psychotherapie zu sehr in Augenschein zu nehmen und verlegen sich auf die Lösung ihrer Probleme im Hier und Jetzt. Sehr selten ist von gezielten Traumatherapien die Rede. Manchmal wird die Bedeutung von Beratungen herausgehoben, auch im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme von Sozialleistungen und der Sicherung der eigenen Existenz. Dabei geht es den Klienten nicht nur um Information, sondern auch um die Erfahrung, dass sich jemand um ihre Anliegen ernsthaft kümmert. Aus den wenigen Berichten über stärkende Beratungs- und Psychotherapieerläufe lässt sich – unabhängig von den verschiedenen Settings und unabhängig von den jeweils angewandten Verfahren – ein übergreifend wirksamer Aspekt identifizieren, nämlich die Wahrnehmung und Anerkennung der eigenen Person von einer engagierten und interessierten professionellen Person. Es ist dies jene Erfahrung, die schon weiter oben im Zusammenhang mit signifikanten Unterstützer\*innen beschrieben wurde. Man könnte sagen, dass psychosoziale bzw. psychotherapeutische Angebote die prinzipielle Möglichkeit von korrigierenden Erfahrungen zur Verfügung stellen würden, indem sie nicht zuletzt als markante Gegenentwürfe zur Erfahrung der Vernachlässigung, der Stigmatisierung, der Gewalt und des Ausgeliefertseins fungieren. Psychotherapie und Beratung sollten demnach in der Lage sein, in reflektierter Form all jene menschlichen Qualitäten umzusetzen, mit denen signifikante Unterstützer\*innen das Leben vieler (ehemaliger) Heimkinder in positiver Weise beeinflussen konnten.

### **Soziales Engagement**

Die Ergebnisse der schriftlichen Befragung verweisen auf eine sehr niedrige Quote an Personen, die ehrenamtlich engagiert sind (8%). Dieser Wert liegt um das 3-4fache niedriger als der einer vergleichbaren Alterspopulation in der Bevölkerung.<sup>85</sup> Wie wichtig vor allem ein soziales Engagement ist, zeigt sich bei der Analyse unserer Interviews. Engagierte ehemalige Heimkinder berichten von Selbsthilfearbeit, vom Einsatz für andere ehemalige Heimkinder, von der Gründung einer Pflegefamilie, vom Engagement für Patenkinder, von Nachhilfe für Schüler\*innen, vom Engagement für Flüchtlinge, von der Mithilfe beim Aufbau von Krankenhäusern und Schulen im Ausland, von der Tätigkeit als Rettungssanitäter, von der Pflege kranker Verwandter, von Sterbebegleitung, von der Hilfe für Arme und Rentner, von der

---

<sup>85</sup> Der Freiwilligensurvey 2014 weist für die Altersgruppe 50-65 eine Engagementquote von 45,5% und für die über 65jährigen eine Engagementquote von 34% aus (BMSFJ 2016, S. 17).

Mitarbeit in einem Obdachlosenasyll oder bei der Tafel, von einer Hausmeistertätigkeit in der früheren Heimeinrichtung, vom Engagement in kommunalen Vereinen und von politischem Engagement. Diese Aufzählung ist nicht vollständig. Die meisten solcher Tätigkeiten werden ehrenamtlich durchgeführt; einige ehemalige Heimkinder verwirklichen ihr soziales Engagement aber auch in anspruchsvollen beruflichen Tätigkeiten z.B. im Bereich der Behindertenhilfe oder der medizinischen und sozialen Versorgung alter Menschen.

Fast ebenso vielfältig wie die Tätigkeitsfelder sind die Beweggründe für das soziale Engagement der befragten Frauen und Männer. Diese können ohne Schwierigkeiten unter dem Aspekt der Bewältigung gesehen werden. Das Ermöglichen von Hilfe und Unterstützung für andere Menschen erscheint als zentrale korrigierende Erfahrung für das, was den ehemaligen Heimkindern in der ersten Phase ihres Lebens selbst angetan wurde. Es ist, als würde mit diesem Engagement der Versuch unternommen werden, die früh aus den Fugen geratene Welt wieder „zurechtzurücken“. Nicht anders ist es zu verstehen, wenn Interviewpartner\*innen davon sprechen, dass sie mit ihrem sozialen Engagement „etwas verändern“ wollen, dass sie „gern für andere da sein“ möchten, dass sie „da was tun können“, dass sie „für die Schwachen da sein“ können, dass sie „Gutes bewirken“ und anderen Menschen „viel geben“ können.

*„Wir sollten aus dem Erlebten, aus dem, was man mitgemacht hat, einfach eine bessere Lehre an die anderen weitergeben; eine andere Lebensweisheit oder eine andere Lebensphilosophie, nicht so weitermachen, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Dieses Zitat steht exemplarisch für viele Schilderungen, die die zentralen Motive dieses Bewältigungsstiles beschreiben. Man kann insofern von Bewältigung sprechen, als diese ehemaligen Heimkinder das, was sie für andere tun, auch für sich selbst tun. Durch ihre Tätigkeit gestalten sie eine Welt mit, die von Fürsorge, Zuwendung und Interesse geprägt ist. Durch ihr Engagement werden sie selbst zum Teil einer Welt, die in signifikantem Ausmaß anders ist als jene, die ihnen in ihrer Kindheit zugemutet worden war. Es geht also darum, selbstbestimmt und aktiv einen Gegenentwurf zur früheren Heimerziehung zu entwickeln und zu gestalten.

*„Ich wollt's besser machen wie die, die ich kennengelernt hab.“ (Mann, 1940er Jahre)*

In solchen Aussagen kommt die Kraft des Widerstands und der Selbstermächtigung zum Ausdruck, die weiter oben im Zusammenhang mit der psychologischen Dimension der Bewältigung beschrieben wurde. Wenn es schon damals nicht möglich war, dem im Heim vorherrschenden Erziehungsregime zu entkommen, so ermächtigt man sich nun als Erwachsener, Ideen und Handlungen zu verwirklichen, die im deutlichen Gegensatz zu den Zumutungen der Heimerziehungen stehen.

*„Also ich – für mich stand schon sehr früh fest, dass ich da in diese [berufliche, soziale, Anm. d. A.] Richtung gehe, weil ich einfach auch gemerkt hab, dass ich da – dass ich da was tun kann. Dass ich da nicht hilflos bin und das alles über mich ergehen lassen muss, sondern dass man da im Kleinen was tun kann.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Die Bedeutung des sozialen Engagements erschöpft sich aber nicht allein in der Abgrenzung von den Erziehungspersonen und Sozialisationsbedingungen der eigenen Kindheit. Die Berichte unserer Interviewpartner\*innen zeigen, dass ihr Engagement bedeutsame Aspekte von Sinn, Zugehörigkeit und Anerkennung spürbar werden lässt (Straus & Höfer 2017). Es geht auch, aber nicht nur, darum, dass man anderen Menschen jene Hilfe zuteilwerden lässt, die man selbst nicht bekommen hat. In diesem Handeln verwirklicht sich der Anspruch, mit seinen eigenen Fähigkeiten ernst genommen und wertgeschätzt zu werden. Die Unterstützung für andere Menschen wird als unmittelbar sinnerfüllt erlebt. Angesichts der Vielzahl und der Art der Schilderungen gewinnt man zuweilen den Eindruck, dass ehemalige Heimkinder eine besondere Sensibilität für die Notlagen und Bedürfnisse ihrer „geschwächten“ Mitmenschen haben, seien es Alte, Sterbende, Arme oder marginalisierte Jugendliche. Diese Kompetenzen wurden in manchen Fällen schon früh entwickelt.

*„Immer, wenn Menschen auch im Heim, immer wenn Menschen irgendwelche Probleme gehabt haben, sind die zu mir gekommen. Das ging von allein so. Und dann draußen war's genauso. Und wenn irgendwo Probleme waren, irgendwelche Jugendlichen, die hatten Probleme zu Hause, oder egal, was war, die kamen immer zu mir.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Indem sie beispielsweise ihre Fähigkeit, Menschen in Notlagen empathisches Verständnis entgegenzubringen, in nützlicher Weise in soziale Tätigkeiten einbringen, erfahren ehemalige Heimkinder sozusagen eine intrinsische Würdigung ihres Tuns. Die Anerkennung und Dankbarkeit ihrer Mitmenschen konterkarieren die frühe Suggestion des „Du kannst nichts! Du bist nichts!“. Durch ihr soziales Engagement setzen sie sich über solche Entwertungen hinweg und machen gleichzeitig die Erfahrung, dass ihr Handeln unmittelbar wirksam ist. Umso relevanter ist, dass offensichtlich überproportional viele der Heimkinder diese Chancen des ehrenamtlichen Engagements für sich nicht nutzen konnten.

### **Netzwerk Heimkinder**

Eine häufiger berichtete Variante des sozialen Engagements besteht in der Hilfe und Unterstützung für andere ehemalige Heimkinder. Insbesondere im Zusammenhang mit der Einrichtung der Anlauf- und Beratungsstelle des ZBFS und des Heimkinderfonds wird häufig versucht, andere ehemalige Heimkinder auf diese Angebote aufmerksam zu machen und diese – trotz vielfältiger Widerstände – zur Inanspruchnahme zu motivieren. Diese Bemühungen werden von dem Wissen getragen, dass viele frühere Heimkinder in sehr prekären ökonomischen und gesundheitlichen Verhältnissen leben und in hohem Maße auf solche Unterstützungen angewiesen wären. Analog zu dem, was im Zusammenhang mit dem sozialen Engagement der ehemaligen Heimkinder gesagt wurde, kommt in diesen Initiativen ein ausge-

prägtes Gefühl von Solidarität mit benachteiligten und sozial marginalisierten Menschen zum Ausdruck.

Die Bedeutung des Zusammenhalts zwischen ehemaligen Heimkindern geht aber in manchen Fällen durchaus über Ratschläge und Ermutigungen hinaus. Es wird immer wieder davon berichtet, dass Heimkinder in gewisser Weise „einander erkennen“, sei es in Form zufälliger Begegnungen, sei es in Form eines beinahe exklusiven Verständnisses für die spezifischen Potenziale und Schwierigkeiten, die von der Heimsozialisation herrühren. Pointiert könnte man sagen, dass ehemalige Heimkinder anderen ehemaligen Heimkindern nicht erklären müssen, warum sie so sind, wie sie sind. Dies bietet gute Voraussetzungen für die Entwicklung und Etablierung überdauernder Freundschaften.

*„Und wissen Sie, was auch bei den Heimkindern ist? Ich hab eine Freundin, wir sind jetzt 26 Jahre beieinander. Die merkt das, wenn ich dann wieder was erzähl, dann möchte – dann sagt sie, gell, du möchtest wieder gebauchpinselt werden. Die ist von G. [...]. Und wir sind immer noch beieinander. Und die hat mir so viel geholfen, zu der hab ich in Not und in Elend kommen können. In großer Seelennot, wie da mit meiner zweiten Tochter. Die war zehn Jahre in der Siedlung, wo von meiner, unserer Tochter der Exmann gewohnt hat. Und die hat da zehn Jahre in der Straße gewohnt. Und da hat sie mich dann verstanden. Diese Sorge, was ich gehabt hab.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Immer wieder erfahren wir davon, dass ehemalige Heimkinder langjährige Kontakte zueinander pflegen und in schwierigen Lebenslagen einander unterstützen.

*„Also wir haben beide schon gesagt, wir sind froh, dass wir die kennengelernt haben. Das ist eine Bereicherung. Es ist manchmal nicht ganz einfach, ist immer nicht ganz einfach mit Menschen, die – aber es ist einfach eine Bereicherung, die Leute zu haben. Und wir haben uns dann auch öfters hier in S. getroffen zum Essen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

An dieser Stelle klingt bereits an, dass „es manchmal nicht ganz einfach ist“ solche Beziehungen aufrecht zu erhalten. Die Gesamtschau auf die vorliegenden Berichte, die sich auf Kontakte zwischen ehemaligen Heimkindern beziehen, bietet ein inkonsistentes Bild. Zunächst entsteht der Eindruck, dass es in den Netzwerken ehemaliger Heimkinder signifikante Knotenpunkte gibt, d.h. bestimmte Personen, die über eine Vielzahl von Kontakten verfügen und sich in besonderer Weise für die Sache der Heimkinder engagieren. Jenseits dieser markanten Knoten erscheinen die Verbindungen aber als nicht sehr zahlreich und eher lose. Eine zuweilen zu beobachtete Konstellation besteht darin, dass sich um die Einsamkeit ehemaliger Heimkinder zwei oder drei andere ehemalige Heimkinder als eher unzuverlässiges und fluktuierendes soziales Bezugssystem gruppieren.

*„Also wie gesagt, ich hab nur noch mit den zweien, wo ich grade erzählt hab, die eigentlich ihr Leben dann auch in die Hand genommen haben – wir hatten lange Kontakt. Die haben aber beide jetzt ihre Familien und sind – der eine ist ein Riesenclan, der hat genug zu tun. Der hat sich davon weit entfernt, zwangsläufig. Also das ist ganz klar.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In einigen Schilderungen zeigt sich, dass die weiter oben beschriebene Dialektik aus Konfrontation und Abwehr auch in den Beziehungen zwischen ehemaligen Heimkindern wirksam ist. Einige Interviewpartner\*innen berichten, dass sie auf Ehemaligentreffen gehen und Gespräche mit anderen Heimkindern als Möglichkeit nutzen, Erinnerungen zu rekonstruieren und die eigenen Sichtweisen auf die Vergangenheit zu validieren. Andere suchen zwar auch diesbezügliche Kontakte, vermeiden aber die Auseinandersetzung mit der Heimzeit. So berichtet ein Interviewpartner, dass er im Alter von 20 Jahren mit anderen Ehemaligen einen Stammtisch gegründet habe. Die Gruppe habe gemeinsame Ausflüge gemacht und sich zum Kartenspielen getroffen. Sie hätten all das gemacht, was ihnen als Kinder verwehrt blieb: Freizeit genießen, Kameradschaft erleben. Über die Zeit im Heim habe man aber nicht gesprochen. Einige Interviewpartner\*innen wiederum bedauern, dass sie keine Kontakte mehr zu anderen ehemaligen Heimkindern haben. Auch über das Angebot der Anlauf- und Beratungsstelle seien solche Kontakte nicht zustande gekommen. Das Fehlen solcher sozialen Optionen wird zuweilen als sehr schmerzvoll erlebt.

*„Und ich sag, nur das ist so schlimm, weil man – ich weiß es nicht, ob’s manch anderen auch so geht, ich möchte ja grad mit den ehemaligen Kindern und austauschen, wie es ihnen im Leben draußen geht, ob sich die auch so allein – ich fühl mich einfach allein.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Implizit kommt in diesem Zitat alles zum Ausdruck, was durch den Mangel an Kontakten zu anderen Heimkindern vorenthalten bleibt: Praktische Unterstützung, Vertrautheit, soziale Zugehörigkeit, Rekonstruktion der Vergangenheit. Manche nutzen das Internet, um Kontakte zu anderen ehemaligen Heimkindern zu finden, allerdings scheinen sich daraus keine tragfähigen sozialen Beziehungen zu entwickeln.

Bezugnehmend auf die Dialektik aus Konfrontation und Abwehr ist hinzuzufügen, dass es auch Berichte darüber gibt, dass Kontaktversuche zu anderen Heimkindern als negativ erlebt wurden oder „einschliefen“.

*„Ja, weil wenn man dann aus dem Heim rauskommt, hat man immer irgendwie so das Gefühl, man müsste noch so ein bisschen Kontakt halten. Ich hab mich dann auch mit dem Herrn P. [Heimleiter, Anm. d. A.] paarmal getroffen und mit dem Herrn [...] oder Verein Freunde der Heimkinder. Aber das ist dann irgendwann mal eingeschlafen, weil man dann irgendwann keine Kraft mehr hat, immer damit sich wieder auseinandersetzen. Das bricht halt schon sehr viel auf dann immer wieder.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Das Risiko, dass negative Erinnerungen wieder aufbrechen könnten und man durch den Kontakt zu anderen ehemaligen Heimkindern erneut Belastungen ausgesetzt werden könnte, veranlasst einige Interviewpartner\*innen dazu, genau solchen Kontakten dezidiert aus dem Weg zu gehen. Man möchte sich nicht mit Alkoholikern, Delinquenten oder „Losern“ konfrontieren, sondern sich im Alltag der Tatsache vergewissern, dass man es selbst geschafft hat und sein Leben zu genießen vermag.

Es lässt sich also bilanzieren, dass Kontakte zu ehemaligen Heimkindern in manchen Fällen durchaus wertvolle Ressourcen darstellen, in anderen Fällen aber bewusst gemieden werden. Das Bild des Netzwerkes erscheint hier insgesamt inkonsistent. Es ist auf dem Spannungsfeld zwischen Konfrontation und Abwehr zu verorten und bietet eine Vielzahl unterschiedlicher sozialer Konfigurationen, die zumindest bei manchen Frauen und Männern eine bedeutsame Rolle bei der Bewältigung der eigenen Heimgeschichte spielen (Kappeler 2015).

Natürlich beschränken sich die sozialen Kontakte unserer Interviewpartner\*innen nicht nur auf andere ehemalige Heimkinder. Andere soziale Netzwerke bieten Zugehörigkeitsoptionen und den Raum für korrigierende und stärkende Erfahrungen. Die Rede ist von Freund\*innen, Freizeitgruppen und Kolleg\*innen aus ehrenamtlichen und beruflichen Tätigkeitsfeldern. Hinsichtlich der Verfügbarkeit sozialer Netzwerke scheint es aber ausgeprägte Unterschiede zwischen den ehemaligen Heimkindern zu geben. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass Stigmatisierungs- und Exklusionsprozesse doch deutliche Spuren hinterlassen und die Entwicklung stabiler sozialer Netzwerke häufig erschwert haben.

### **Gesellschaftliche Prozesse**

Die Bewältigungsbiografien der ehemaligen Heimkinder können nicht unabhängig von der jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Kulisse, vor der sie sich abspielten, gesehen werden (Kappeler 2010). Die zugrundeliegende Folie ist der sich verändernde Umgang mit den Heimkindern von der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart. Einige Interviewpartner\*innen bringen ein klares Bewusstsein darüber zum Ausdruck, dass ihr persönliches Erleben und Empfinden und ihre individuelle Bewältigungsbiografie in hohem Maße mit dem jeweiligen gesellschaftlichen Hintergrund korrespondieren. Manche von ihnen stellen nüchtern fest, dass die damalige Heimerziehung mit der heutigen nicht zu vergleichen ist und stellen die Frage in den Raum, ob außerhalb des Verantwortungsbereichs von Kinderheimen nicht genau dieselben Erziehungspraxen angewandt wurden wie im Heim selbst. Kappeler (2010) zeigt, dass die Antwort auf diese Frage keinesfalls als „Alibi“ für das, was den Mädchen und Jungen in den Heimen zugemutet wurde, instrumentalisiert werden darf.

Die von Betroffenen und von den Medien entfachte öffentliche Diskussion stellte für viele eine wichtige Zäsur in der eigenen Bewältigungsbiografie dar, da insbesondere das Problem der Stigmatisierung in anderer Weise verhandelbar wurde.

*„Weil einfach über Heimkinder mehr gesprochen wurde, auch über das Unrecht. Ja, genau. Und jetzt, seitdem es mit dem Heimkinder-Fonds ist, dass alles so mehr ans Licht kam, dass da ... Seit der Zeit zum Beispiel fällt's mir leicht, da drüber zu sprechen [...] Das stimmt. Da hab' jetzt nicht mehr die Skrupel, dass man sich schämen muss deswegen. Stimmt. Seit dieser Zeit (..) Jetzt, mittlerweile, denk' ich mir da weniger, zu sagen, dass ich im Heim war, dass ich auch mal ein Heimkind war, aber eben auch zu dieser Gruppe gehörte, wo es wirklich krass zugegangen ist.“ (Frau, 1950er Jahre)*

*„Es war auf jeden Fall eine Reportage, und dann hab ich gesagt, wow, das ist ja cool. Also jetzt nicht wegen dem Heim-Fond, sondern dass es überhaupt mal thematisiert wurde. Und das hat mich schon sehr berührt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

In die Erleichterung darüber, dass ein öffentlicher Prozess der Thematisierung und Entstigmatisierung ausgelöst wurde, mischt sich aber auch der Ärger darüber, dass es jahrzehntelang verabsäumt wurde, die Heimerziehung zu reformieren, obwohl es auch schon in früheren Zeiten viele qualifizierte Stimmen gab, die entsprechende Veränderungen eingefordert hatten (Kappeler 2010a). Der Staat habe eindeutig versagt und es sei höchste Zeit, dass er seine Verantwortung wahrnimmt und die ehemaligen Heimkinder für das, was ihnen ange-tan wurde, entsprechend entschädigt. So sehr der öffentliche Diskurs begrüßt wird, so groß ist auch das Misstrauen darüber, dass er nachhaltige Wirkungen zu entfachen in der Lage sein wird. Manche Heimkinder machen sich keine Illusionen darüber, dass die Heimdebatte nur ein Thema von vielen flüchtigen, oberflächlich behandelten und vorübergehenden Themen im alltäglichen Informationsstrom bleiben wird. Man äußert sich skeptisch darüber, wie mit der Problematik in naher und fernerer Zukunft umgegangen wird. Die Politik könne ihre Verantwortung für die Belange der ehemaligen Heimkinder unter Beweis stellen, wenn sie geeignete Voraussetzungen dafür schaffe, dass diese Menschen im Alter ihren individuellen Bedürfnissen entsprechend versorgt werden.

*„Man könnte sich eigentlich mal überlegen, ob man was macht, wenn das Alter kommt, was mit den Einzelnen ist, ob man da denen vielleicht eine Chance noch gibt, dass sie nicht ganz verrotten, auf Deutsch gesagt. Das wär noch möglich.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Das jahrzehntelange Tabuisieren und Ignorieren der unerträglichen und unmenschlichen Zustände in den Heimen ging vielfach einher mit einem kollektiven Schweigen der Betroffenen. Der öffentliche Diskurs bot und bietet neue Bedingungen für die individuelle Bewältigung – auch wenn er unvollständig bleibt, häufig nicht differenziert genug geführt wird und viel zu spät kommt. Das wenigstens teilweise erwachte gesellschaftliche Bewusstsein erhöht aber insgesamt die Wahrscheinlichkeit, dass sich viele ehemalige Heimkinder gesehen, anerkannt und ernst genommen fühlen. Daher stellt die öffentliche Diskussion einen Gegenentwurf zur Praxis der Exklusion dar, die sowohl von vielen Heimerzieher\*innen als auch von übergeordneten gesellschaftlichen Instanzen viel zu lange betrieben wurde (Kappeler 2009a).

### 8.3.1.3 Leistungsdimension: Interessen und Berufe

Es gibt bei ehemaligen Heimkindern biografische Linien, die von der kindlichen Neugierde über ein unüberschaubares Geflecht von Verzweigung zu beruflichem Erfolg führen. Diese Verzweigungen haben in hohem Maße mit psychologischen und sozialen Formen der Bewältigung zu tun. Es erscheint dennoch sinnvoll, diese interessensbezogenen und beruflichen Linien in ihrer besonderen Bedeutung für die Bewältigung der Heimerfahrung herauszuarbeiten.

Wir verfügen über mehrere Berichte, aus denen hervorgeht, dass manche Heimkinder ihre besonderen Interessen als eine Art Vehikel benutzten, um den Lebensbedingungen im Heim eine Art Gegenwelt entgegenzusetzen. Man könnte diese Strategie fast als eine Art handlungsbezogene Dissoziation bezeichnen. Mithilfe der Themen, für die sich die Mädchen und Jungen interessierten, konnten sie in ein Anderswo eintauchen, das zumindest für begrenzte Zeiträume unbehelligt blieb von den Zumutungen und Anfechtungen des Heimalltags.

*„Also ich hab’ dann mal einen Aufsatz geschrieben, in der vierten Klasse war das, in der vierten Klasse. Und zwar ging es da um das Thema Natur. Und ich hab’ da zehn Seiten geschrieben, und die anderen haben bloß eine halbe Seite oder eine Seite zusammengebracht; weil ich war damals schon sehr naturverbunden. Ich war in der Wiese gelegen und hab’ mir, am Boden liegend, hab’ mir die Tieren und die ..., also die kleinen, auch die kleinen Tiere und die Blumen auch von unten angeschaut ... [...] und so weiter. Also ich war immer mit der Nase ..., auch im Frühjahr, wenn die Erde aufgebrochen ist, war ich mit der Nase in der Erde drin. Und das hat zwar den Nonnen nicht so g’fallen, die haben gemeint, ich muss nicht die Nase immer in den Dreck reinstecken. Aber irgendwie hat mir die Erde, die hat mir irgendwie, ja, was gegeben, ge? [...] Ich weiß nicht, ob des ... [...] Geborgenheit und ... Da bin ich auch irgendwie hingeflüchtet da in die Erde rein und ... Ich wusste, die Tiere, die machen mir nichts ... [...] und ich mach’ den Tieren nichts. Ich hab’ nie ein Tier umgebracht.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Im Begriff des „Hinflüchtens“ erfährt die Methode der dissoziativ anmutenden Abkehr vom Heimalltag eine prägnante Charakterisierung. Es ist unmittelbar erkennbar, welche Kraft aus dieser Erfahrung zu ziehen ist: Kontrolle, Einflussnahme, unmittelbarer Zugang zu den eigenen Gefühlen. Es tut sich eine Welt auf, die frei von Gewalt sein darf: Die Tiere tun dem Kind nichts, das Kind tut den Tieren nichts. Man kann sich den von den Bedrohungen der Heimsozialisation bedrängten Jungen bildlich vorstellen, wie er seine Nase in die Erde steckt, um dort nach einer gefahrlosen und interessanten Gegenwelt zu suchen. Es mutet wie eine Metapher an, wenn diese Welt von den Nonnen argwöhnisch als Dreck gesehen wird. Der Junge vollzieht ein gleichzeitiges Sich-Abwenden und Sich-Zuwenden. Das „Hinflüchten“ ist verbunden mit einer großen Offenheit mit einem wahrhaften Interesse an dem, was sich ihm darbietet, wenn er seine „Nase in den Dreck steckt“. Zehn Seiten kann er schreiben, wenn er danach gefragt wird, was er in der Natur erlebt. Die Logik ist zwingend: Neugierde, Interesse, emotionale Beruhigung („Geborgenheit“), Anforderung, Motivation, Leistung. Aus dem Aufsatz des Jungen hätten die Lehrer und die Nonnen etwas lernen können – nicht nur über die



Natur, sondern auch darüber, wie Kinder gefördert werden können, wie Bedingungen zur Entwicklung ihrer Potenziale geschaffen werden können.

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie Kinder aus der Situation des Vorenthaltens konstruktive Möglichkeiten der Bewältigung entwickeln. Das Reservoir, aus dem sie schöpfen, ist die kindliche Kreativität und Phantasie – vielleicht der einzige Bereich, der dem Zugriff der Erwachsenen verborgen bleibt.

*„Der einzige Lichtblick, den ich mir selber gemacht hab, wenn ich nachts ins Bett gegangen bin, dann hab ich mir eine Geschichte erzählt. Hab mir irgendeine Geschichte erzählt, selber. Mir selber eine Geschichte. Das war das einzigste, aber sonst nichts.“ (Frau, 1940er Jahre)*

In dieser Beschreibung wird der selbstreferentielle Charakter des Bewältigungshandelns sofort evident. Es gibt keine soziale Resonanz auf die Fähigkeit des Kindes, Geschichten zu erfinden; aber das Mädchen findet auf diese Weise eine Möglichkeit, einen „Lichtblick“ zu kreieren, der ihr den Alltag im Heim erträglicher macht. Man kann annehmen, dass sehr viele Kinder auf solche Formen der Bewältigung zurückgriffen. Es steht hier das „gesunde, kindliche Empfinden“ im Kontrast zur „grausamen Welt da draußen“; die Kinder spüren intuitiv, dass ihre Vorstellungskraft der einzige Bereich ist, der nicht oder zumindest nicht völlig kontaminiert werden kann von Gewalt und Vernachlässigung.

Es gibt ein bestimmtes Verhältnis zwischen intrinsischen Interessen und Motivationen und ihren Ermöglichungsbedingungen. Unter der ausführlich berichteten Voraussetzung des Vorenthaltens und Vernachlässigens erscheint es schwierig, diese intrinsischen Impulse dauerhaft „am Leben zu erhalten“, da sich die Hauptaufgabe vieler Mädchen und Jungen auf das Überleben reduzierte. Einige Erzählungen handeln allerdings davon, dass die Interessen der Kinder wahrgenommen und zumindest in bescheidenem Ausmaß unterstützt wurden.

*„Also ich hab mir damals zu Weihnachten im Kinderheim eine Mundharmonika gewünscht, da war ich in der zweiten Klasse, das weiß ich noch. Und die hab ich auch bekommen. Und da hab ich das erste Lied, alle Jahre wieder, das hab ich – und das kann ich heute noch spielen. Ich hab auch Akkordeon angefangen, aber leider ist die Schwester – die war Ärztin – ist die dann krank geworden, und ich bin aber dann auch von dem Heim rausgekommen. Aber ich kann ohne Noten spielen, ja.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Es gibt also eine Dialektik aus Interesse und Ermöglichung, die manchen Mädchen und Jungen zu stärkenden Erfahrungen verholfen hat. Wie das nächste Beispiel zeigt, waren solche Vorgänge in gewisser Weise auch innerhalb expliziter Gewaltssysteme möglich. Eine Interviewpartnerin berichtet, dass sie wegen eines geringfügigen Vergehens für mehrere Monate in „Einzelhaft“ in eine Zelle gesperrt wurde und diese Erfahrung „utilisierte“.

*„Da hatte ich meine Ruhe. Ich hab' mich mit der Schwester, diese Zelle, die die hatte, die war auch genau neben der Pforte [...] ein Raum daneben. Und mit der Schwester hab' ich mich gut verstanden. Und die hat mir dann immer ... Und ich konnte viel lesen in dieser Zeit. Die hat mir Bücher über Gaus gebracht, den Mathematiker und so, ich konnte mein Wissen dann befriedigen, und das war schön.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Die Interviewpartnerin berichtet in diesem Zusammenhang, dass sich die „Versorgung“ der Nonnen ansonsten darauf beschränkte, dass ihr ab und zu etwas zu essen in die Zelle geschoben wurde. Dennoch sei diese „Einzelhaft“ eine schöne Zeit gewesen, weil sie „ihre Ruhe“ hatte und sich ihren Interessen widmen konnte. Drei Aspekte sind dabei von tragender Bedeutung: Erstens die intrinsische Motivation des jungen Mädchens, sich mit wissenschaftlichen Texten zu beschäftigen, zweitens die Bereitschaft und das „Erbarmen“ der Nonne, die ihr Bücher zur Verfügung gestellt hat und drittens das vorübergehende Unbehelligtsein von den Gefährdungen und Zumutungen des Alltags im Heim. Man könnte hier in gewisser Weise von einer „Schutz-Haft“ sprechen, die es dem Kind ermöglicht, seinen Interessen nachzugehen; man kann aber auch annehmen, dass das Mädchen angesichts der sowohl in der Familie als auch in den Heimen erlittenen Verletzungen in der Auseinandersetzung mit abstrakten Wissen und schwierigen Texten einen Weg gefunden hatte, um der Welt, so wie sie sich für sie von Anfang an darstellte, zu entkommen. Es handelt sich mithin um eine Form des „Hinflüchtens“, wie sie der Junge in Bezug auf die Beschäftigung mit der Natur beschrieben hat. Auch wenn der Begriff des Dissoziativen in diesem Zusammenhang nicht unproblematisch ist (da Neugierde und Interessen in sehr bewusster Weise entwickelt wurden), erklärt er doch ein bestimmtes Verhältnis von Welt und Gegenwelt, das nicht selten von extremen Kontrasten geprägt ist. Nach seiner Flucht aus dem Heim fokussiert das junge Mädchen weiterhin auf sein intensives wissenschaftliches Interesse, während gleichzeitig die Frage des Überlebens vollkommen verknüpft ist mit dem Problem der Reviktimisierung.

*„Tagsüber war ich dann immer in ... Ja, tagsüber saß ich immer in der Bibliothek und hab' gelesen zwischen den Professoren, das weiß ich noch, lateinische Bücher. Abends musst' ich ja irgendwo schlafen und war dann eben eiskalt auf dem Strich – hab' sehr viel Gewalt damals erfahren.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Man kann hier nicht von einem „typischen“ Verlaufsmuster eines noch minderjährigen Heimkinds sprechen, aber es ist in dieser kurzen Beschreibung eine starke Akzentuierung einer bestimmten Dialektik aus Gefährdung und Bewältigung erkennbar. Man darf nicht vergessen, dass dieses junge Mädchen suizidal war, d.h. dass die Beendigung des Lebens zuweilen als wirkungsvollste Option erschien, um der dieser Dialektik innewohnenden Spannung zu entkommen. Man darf aber auch nicht vergessen, dass dieses Mädchen im Laufe ihrer weiteren Biografie ein riesiges Spektrum an beruflichen und privaten Tätigkeiten realisierte, immer konkurrierend mit widrigen Lebensbedingungen, immer im Kampf mit ihrer Gesundheit, irgendwann erschöpft, aber doch nicht resignativ, immer neugierig und interessiert.

Berufsbiografien verlaufen immer innerhalb eines bestimmten Verhältnisses zwischen eigenen Interessen und Fähigkeiten einerseits und Ermöglichungsbedingungen andererseits. Wir haben weiter oben gesehen, dass viele Heimkinder „fremdbestimmt alleingelassen“ wurden mit ihren Potenzialen, die sie angesichts der ihnen zugemuteten Lebens- und Ausbildungsbedingungen nicht entfalten konnten. Hinsichtlich dieser Ermöglichungs- bzw. „Verunmöglichungsbedingungen“ gibt es bedeutende Unterschiede zwischen den Heimkindern, d.h. auch hinsichtlich der Frage, inwieweit ihnen überhaupt die Gelegenheit gegeben wurde, ihre Interessen zu verwirklichen. Recht allgemein lässt sich aber resümieren, dass die Startbedingungen ins Berufsleben für Heimkinder zumeist ungünstig waren. Sie mussten demnach häufig mehr Zeit und Energie investieren, sich mehr anstrengen, mehrere Hürden überwinden, um Berufsziele zu erreichen, die für andere Menschen leichter zugänglich waren.

*„Und das ist mein Appell an meine Heimerfahrung, weil ich hab – ich war immer wissensdurstig. Und ich glaube, dass die anderen Kinder das auch sind. Ich bin nicht ein Einzelfall. Und sie haben oft die Energie – das ist ja wahnsinnig energieaufwändig, im Hauptberuf und dann nebenbei noch zur Schule zu gehen und das acht Jahre lang abends – und ich finde, das sollte man den Menschen ersparen. Und viele haben die Energie und die Kraft einfach nicht, das durchzuziehen.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Dieser Diagnose ist kaum etwas hinzuzufügen. Fast alle Berufsbiografien, die uns berichtet werden, sind von aufwändigen Umwegen gekennzeichnet. Es ist wichtig zu verstehen, wie es ehemalige Heimkinder geschafft haben, beruflich Fuß zu fassen und sich in eine Richtung zu entwickeln, in der es möglich wurde, dass der Beruf nicht zu einem weiteren Feld der Stigmatisierung und Entmutigung geworden ist, sondern zu einer wichtigen Ressource.

In diesem Zusammenhang ist zunächst auf den Trotz als wichtige Energiequelle im Sinne eines aktiven Gegenmodells zur Entmutigung zu rekurrieren. Mehrfach erfahren wir von einer Haltung des „Euch zeig ich’s!“, die ihre Kraft aus dem tiefen Wissen schöpft, dass man selbst nicht so unfähig und wertlos ist, wie es die ständigen Infiltrationen des Erziehungspersonals suggerieren wollten. Es geht dabei um nicht weniger als um den Kampf um das würdevolle, handlungsfähige Ich, das im schulischen und beruflichen Feld eine Möglichkeit findet, sich zu beweisen – und den anderen zu zeigen, dass man „wer“ ist.

*„Ach, du schaffst es doch sowieso nicht. Und dann haben sie mich ja so lang eingesperrt. Das war kurz – und dann hab ich mir gedacht, euch helf ich. Dann hab ich wochenlang bloß gelernt und gepaukt.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Die 19jährige junge Frau wird schließlich mit einem bravourösen Ergebnis ihrer Lehrabschlussprüfung für ihre Bemühungen belohnt, während eine „Konkurrentin“, die von den Erzieherinnen bevorzugt wurde, die Prüfung nicht besteht. Anstatt dass sie sich für sie gefreut hätten, so die Erzählerin, wurde sie von den Erzieherinnen „angejammert“, da das andere Mädchen nicht bestanden hatte. Das Bemühen, dem Programm der Entmutigung, eine Geschichte des Erfolgs entgegenzusetzen, hat zum Ziel geführt. Man kann erahnen, welche

Wirkung eine solche Episode im Übergang zum Erwachsenenalter zu entfalten vermag. Es steckt darin eine wegweisende Kraft der Emanzipation, die es ermöglicht, die kommenden beruflichen (und auch persönlichen) Entwicklungsschritte mit der berechtigten Überzeugung in Angriff zu nehmen, dass sie bewältigt werden können – ganz im Kontrast zu den jahrelangen „Einflüsterungen“ der Heimerzieherinnen, wonach „du es sowieso nicht schaffst“.

Das Erreichen eines Ausbildungsziels markiert häufig nicht nur einen Punkt der Emanzipation, sondern stellt nicht selten buchstäblich auch einen Akt der Befreiung dar. Die meisten jugendlichen Heimkinder lebten während ihrer Lehre entweder noch im Heim oder bei ihren Lehrherren, wobei in beiden Fällen Strukturen der Abhängigkeit und des Ausgeliefertseins dominierten. Das Erreichen des Ausbildungsziels war demnach nicht nur mit mehr oder weniger bescheidenen beruflichen Möglichkeiten verbunden, sondern mit der Hoffnung auf eine grundlegende Veränderung der Existenzbedingungen.

*„Weil der [Lehrherr, Anm. d. A.] hat schlicht und einfach gesagt, du wenn nicht parierst oder wenn du magst, dann gehst wieder ins Heim, wenn du das willst. Ende. Ganz einfach war das. Dann hab ich natürlich meine Goschen gehalten. Na ja. Machst du das mit. Mit Ach und Krach über die Bühne gekriegt. Also ich hab meinen Gesellenbrief gemacht und lauter so Zeug.“  
(Mann, 1950er Jahre)*

Man ahnt, dass sich diese Geschichte auch in eine andere Richtung entwickeln hätte können. Es gibt nichts, was den jungen Lehrling unterstützt außer seine eigene Motivation, diese Zeit „mit Ach und Krach über die Bühne zu bringen“, um eine signifikante Erfahrung der Befreiung machen zu können. Die vorausseilende Wirkung einer solchen Perspektive kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach allem, was wir über die Bedingungen des Ausgeliefertseins und der Fremdbestimmung erfahren, ist das Entstehen eines geradezu übermächtigen Wunsches nach Autonomie und Selbstbestimmung nur allzu verständlich. Natürlich stellt das Erreichen eines Schul- und Berufsabschlusses eine geeignete Voraussetzung für die Realisierung dieses Wunsches dar. Wir finden aber auch Schilderungen, in denen das Verwirklichen von Autonomie relativ abgekoppelt ist von beruflichem Erfolg. Es geht einfach nur darum, den nicht korrumpierten Interessen und der „kindlichen“ Neugierde endlich Geltung verschaffen zu können.

*„Und aber hab das Glück gehabt, dass ich immer irgendwie offen war und neugierig war und so und hab mich dann mit Dingen beschäftigt, mit denen ich mich beschäftigen wollte. Und Jobben und davon leben, das ging damals sehr gut.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Je nach gesamtgesellschaftlichen ökonomischen Verhältnissen konnte man sich mehr oder weniger gut darauf verlassen, zu jobben und davon zu leben. Viele ehemalige Heimkinder griffen lieber auf ihre Fähigkeit zurück, widrige Umstände aushalten zu können, um sich im beruflichen Feld durchzukämpfen. Sie sahen sich immer wieder mit Problemen konfrontiert, die sie entweder an ihrem Arbeitsplatz bewältigten (indem sie sich „durchbissen“) oder die sie dazu veranlassten, sich eine neue Stelle zu suchen. Wir haben gesehen, dass sich die be-

ruflichen Wege vieler ehemaliger Heimkinder diskontinuierlich und brüchig gestalteteten; es ist aber auch erkennbar, dass zum Teil sehr anspruchsvolle berufliche Ziele (auch über Umwege) erreicht wurden. Einige ehemalige Heimkinder haben sich Leitungs- oder Führungspositionen erarbeitet, sich in stabilen Angestelltenverhältnissen etabliert oder waren als Selbständige erfolgreich. Es fällt auf, dass viele davon berichten, dass sie sich in bestimmten Firmen „hochgearbeitet“ haben. Die beruflichen Felder sind vielfältig. Einige sind im weitesten Sinne im sozialen Bereich tätig, andere wiederum auch im gewerblichen Bereich oder in Handwerksberufen. Aus vielen Erzählungen geht hervor, dass die Interviewpartner\*innen sehr flexibel auf veränderte berufliche Anforderungen reagierten, sich fortbildeten und sich dadurch neue Arbeitsfelder erschlossen.

Es wäre natürlich verkürzt, wenn man solche „Erfolgsgeschichten“ allein auf den Wunsch nach Autonomie, auf den Fleiß und die Interessensvielfalt dieser ehemaligen Heimkinder attribuieren würde. Die Dialektik aus Fähigkeiten und Ermöglichungsbedingungen endet nicht mit dem Heimaufenthalt, sondern bleibt während der gesamten Berufsbiografie bestehen. Wir finden aber Geschichten, die von großer Beharrlichkeit auf Seiten der ehemaligen Heimkinder und auch von einer ausgeprägten Härte gegenüber sich selbst geprägt sind. Unwillkürlich fühlt man sich dabei an das Problem der emotionalen Abstumpfung bzw. der Abhärtung erinnert, was wiederum die Frage aufwirft, ob nicht genau diese Bewältigungsstrategie zumindest in Teilen der Arbeitswelt „gern gesehen“ und damit funktional ist. Ein/e Mitarbeiter\*in, die schon früh gelernt hatte, keine Schwäche zu zeigen, sich nicht angreifbar zu machen und sich nichts anmerken zu lassen, kann mit einiger Berechtigung darauf hoffen, dass sie/er in der Arbeitswelt Fuß fassen und erfolgreich sein kann. Man könnte sagen, dass sich solche Fähigkeiten in nützlicher Weise in vielen Arbeitsbereichen instrumentalisieren lassen, was schon durch das positiv konnotierte Etikett des „belastbaren Mitarbeiters“ suggeriert wird. Wenn wir von einer beruflich erfolgreichen Interviewpartnerin erfahren, dass sie über Jahrzehnte keinen einzigen Fehltag wegen Krankheit zu verbuchen hat (weil sie auch an ihre Arbeitsstelle geht, wenn sie krank ist), dann finden wir darin ein Beispiel der positiven Utilisierung eines in der Kindheit erlernten Bewältigungsprinzips: Der Krankheitstag als Gefährdungsrisiko, zumindest als Gelegenheit, sich angreifbar zu machen. Jemand, der keine Schwäche zeigt, verfügt über gute Voraussetzungen, um den Anforderungen vieler Arbeitsbereiche zu genügen. Es ist aber von großer Bedeutung, in dieser Fähigkeit auch eine wichtige Ressource zu sehen. Sie ist in manchen Fällen eine notwendige Grundlage dafür, um all die anderen positiven Qualitäten erfahren zu können, die mit dem Berufsleben verbunden sind. Eben jene Erzählerin, die keinen Krankheitstag hatte, macht auch deutlich, dass sie in ihrer Arbeit etwas „wirklich Sinnvolles“ macht. Der Verzicht auf den Krankheitstag ist daher durchaus nicht nur eine Geste der Unterwerfung gegenüber dem Arbeitgeber, sondern das Wahrnehmen der alltäglichen Gelegenheit, Sinn zu erfahren.

Die Funktionen des beruflichen Handelns sind also vielfältig. In der Übernahme von Leitungsfunktionen und dem Wahrnehmen von Verantwortung sind Qualitäten erkennbar, die als Gegenentwurf zur kindlichen Entmutigung und Entmündigung interpretiert werden können. Nichts spricht dafür, dass die ehemaligen Heimkinder ihre beruflichen Positionen ausnutzen, um ihre kindlichen Ohnmachtserfahrungen zu kompensieren, indem sie sich an anderen Personen stellvertretend „rächen“. Im Gegenteil.

*„Sie kriegen ja immer die Personen, mit denen Sie was zu lernen haben. Das hat mich immer mehr nach vorne gebracht. Was mir auch – was mich sehr unterstützt hat in diesem ganzen Prozess, war Mitarbeiterführung, weil die haben mich gespiegelt. Das war irre, ja, und das war toll. Ich hab über meine Mitarbeiter sehr viel gelernt über mich. Und ich hab, als ich Berater war, hab ich auch sehr viel Personalrekrutierung gemacht und hab eben auch genau diese Stigmatisierung und so nach Muster Leute einzustellen, genau das hab ich eben nie gemacht. Sondern ich hab Leuten eine Chance gegeben, die nicht ganz so nach Muster waren, mit Erfolg.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Es wird deutlich, dass der Beruf als Feld für persönliche Lernerfahrungen genutzt wird und somit eine Quelle von Sinn und Entwicklung darstellt. Man kann durchaus nicht davon ausgehen, dass dieses Feld frei von Konflikten ist, man kann auch diese Erfahrung des beruflichen Erfolgs, wie sie die Erzählerin berichtet, keineswegs auf den Großteil der ehemaligen Heimkinder generalisieren. Aber es werden Ressourcendimensionen sichtbar, die in verschiedenen Varianten und Intensitäten für viele unserer Interviewpartner\*innen Gültigkeit besitzen: Die berufliche Tätigkeit als Lern- und Entwicklungsfeld, das die Möglichkeit bietet, sich selbst „im Spiegel“ zu betrachten und sich der Bürden der schweren Kindheit und Jugend zumindest teilweise zu entledigen.

*„Beruf war für mich eigentlich schon fast so ein bisschen auch Therapie, allein schon mit diesen ganzen Themen sich auseinanderzusetzen.“ (Frau, 1960er Jahre)*

Die Quellen der „therapeutischen“ Effekte können vielfältig sein. Ein besonders wirkmächtiges Prinzip ist in diesem Zusammenhang jenes der Anerkennung. Man muss sich dabei immer wieder daran erinnern, dass die Pädagogik in vielen Heimen von einer häufig generalisierten Entwertung dessen, was das Kind gemacht hat, was es wollte und was es war, geprägt war. Erfahrungen der Anerkennung sind vor diesem Hintergrund korrigierende Erfahrungen, die geeignet sind, das Selbstbild und die Identität der ehemaligen Heimkinder in positiver Weise zu beeinflussen.

*„Also ich mache also Sachen mit Pumpen für die Ofendämpfer, so zusammenstecken, oder Befestigungssätze praktisch kontrollieren, ob zwei Blätter drin sind oder zwei so Stängele, also sagen wir mal, und nochmal zwei Blätter. Also insgesamt immer vier und vier Schrauben und vier Dübel. Und da muss ich immer nachschauen, ob das alles in Ordnung ist und dann, dass ein Blatt drin ist. Und dann schweißen und dann nachschauen, ob das wirklich geschweißt ist. Und dann zumachen und in die Schütte legen. [...] Ja, also ich lerne viel, weil die D. [Vorgesetzte, Anm. d. A.] hat gesagt – die heißt D. – S. kann schon viel. Ja, also doch, und mich freut’s immer wieder.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Berufliche Tätigkeiten und Karrieren erscheinen zuweilen als Motor für die nachträgliche Entwicklung eines Selbstbewusstseins, welches vielen Mädchen und Jungen in ihrer Kindheit verwehrt blieb. Es geht immer um die Vergewisserung in Bezug auf das eigene Können und die eigene Person; es geht dabei in den meisten Fällen auch um eine entsprechende soziale Resonanz in Form der Anerkennung. Diese kann sich im Lob der Kollegin genauso äußern wie im ökonomischen Erfolg eines Geschäfts, das man aufgebaut hat. Das oben erwähnte „Sich-Hocharbeiten“ ist nur unter der Voraussetzung dieser Dialektik aus sozialer Anerkennung und erhöhtem Selbstbewusstsein denkbar, sodass man hier von der Etablierung von „Positivspiralen“ sprechen kann, die es den ehemaligen Heimkindern ermöglicht, sich bezüglich der Korrektur ihres früh kontaminierten Selbstbildes immer wieder aufs Neue und mit wachsender Überzeugungskraft zu vergewissern. Nicht wenige äußern ihren Stolz über das beruflich Erreichte und über die Anerkennung, die sie im beruflichen Kontext erfahren haben. Der Stolz über sich selbst ist ein bedeutsames Element der Positivspirale, weil es die Motivation erhöht, neue Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Ein weiterer Aspekt, dessen Bedeutung wohl gar nicht überschätzt werden kann, ist jener der Zugehörigkeit. Es geht hier nicht nur darum, dass am Arbeitsplatz soziale Kontakte entstehen und etabliert werden können, sondern dass über den Beruf ein tragfähiges Empfinden hinsichtlich der eigenen Zugehörigkeit zur („normalen“) Gesellschaft entwickelt werden kann. Dies ist in einer Gesellschaft, in der die (Art der) Erwerbstätigkeit das entscheidende Kriterium für Zugehörigkeitsoptionen ist, von unschätzbbarer Bedeutung. Zur Firma zu gehören heißt demnach für viele ehemalige Heimkinder gleichzeitig, dass sie auch der Gesellschaft angehören. Sie sehen hier eine besonders gute Möglichkeit, das Stigma des Heimkinde abzulegen und man versteht, weshalb viele von ihnen eine derartige Hartnäckigkeit und Vehemenz in ihr Bemühen legen, sich beruflich zu etablieren. Es geht dabei zumeist nicht darum, besonders „hohe“ Positionen zu erreichen, sondern einen Weg der Kontinuität zu gehen, der sich in der alltäglichen Erfahrung als nachhaltige Korrektur des Stigmas als Heimkind erweist. Es ist darin das „Euch werd' ich's zeigen“ genauso erhalten wie die unmittelbar belohnenden Effekte der Anerkennung und Zugehörigkeit, die das Selbstbewusstsein des erwachsen gewordenen ehemaligen Heimkinde zu stabilisieren vermögen.

Es gibt eine Qualität des Tätigseins, die unabhängig ist vom beruflichen Status. Diese scheint häufig all die destruktiven Auswirkungen der Heimsozialisation in gewisser Weise zu „überleben“. Sie hat etwas mit dem Begriff der „Vita activa“ (Arendt 2001) zu tun; indem ein Mensch handelt, erlebt er Sinn und soziale Bezogenheit. Im „Tun“ erleben auch solche ehemaligen Heimkinder, die ihre Biografie unter ökonomisch und sozial prekären Verhältnissen gestalten mussten, eine spürbare Antithese zur Entmutigung des kleinen Kindes, das sie einmal waren.

*„Zeitungen ausfahren, das geht. Ich hab eine Verantwortung, ich hab meine Zeitungen, ich weiß, wo ich was machen muss, und das haut hin. Ich hab mein Radl, ohne Radl könnt ich gar nicht sein.“ (Frau, 1940er Jahre)*

Das wirkungs- und sinnvolle Handeln kann, aber muss nicht mit beruflichen Aufgaben verbunden sein. Es geht dabei immer um eine Art Selbstvergewisserung: Vergewisserung über die eigene Funktionalität, Vergewisserung über den eigenen Wert. Das Handeln hat immer diese vielfältigen psychologischen Bedeutungen, die an Hannah Arendts Formulierung erinnern, wonach „der Werktätige, selbst wenn er es wirklich wollte, ganz außerstande ist, mehr um der Sache als um seiner selbst willen zu arbeiten“ (Arendt 2001, S. 167). Diese konstruktiven psychologischen Funktionen des Tätigseins stehen im klaren Gegensatz zu den Arbeiten und Beschäftigungen, die Mädchen und Jungen häufig unter der Bedingung von Bedrohung und Zwang auferlegt wurden. Diese dienten zumeist nicht der Vergewisserung über die eigene Handlungsfähigkeit und den eigenen Wert, sondern der Vergewisserung über das Ausgeliefertsein.

### 8.3.2 QUANTITATIVE AUSWERTUNGEN

In der schriftlichen Befragung war es nicht möglich, den Bewältigungsprozess so detailliert und individuell zu erheben wie in den qualitativen Interviews. Daher beschränken wir uns auf zwei Indikatoren: Die aktuelle Zufriedenheit mit dem eigenen Leben und die erreichte generalisierte Bewältigungskompetenz (Handlungsbefähigung). Wir beziehen uns mit den beiden Kategorien auf einen Diskurs, wie er beispielsweise auch im 13. Kinder- und Jugendbericht geführt wurde. Dort geht es in der Leitidee um „ein möglichst selbstbestimmt entscheidendes, handlungsfähiges Subjekt, das bestimmte Ressourcen einsetzen kann, um Stressoren zu bewältigen und so die eigene Gesundheit zu erhalten oder wiederzugewinnen“ (Keupp 2013, S. 3). Als wichtige Orientierungspunkte, die die alten normativen Modelle ablösen, fungieren hier der Handlungsspielraum des Subjekts und dessen Vorstellung von einem gelingenden Leben. Wir verzichten bewusst auf eine dritte Möglichkeit, nämlich die Feststellung des beruflichen und privaten Erfolgs anhand normativer Statusvariablen (finanzieller Erfolg, Familiengründung, etc.) und/oder anhand der Vermeidung bestimmter als gesellschaftlich problematisch konnotierter Entwicklungen (Delinquenz, Sucht, etc.). Dies kann anhand der folgenden Argumente begründet werden:

- Würden wir uns auf normative Kategorien beziehen, müssten wir definieren, was z.B. ein normaler beruflicher oder familialer Erfolg ist. Beispielsweise könnte man sagen, alle, die einen bestimmten Schulabschluss (mittlere Reife) erreicht oder eine Ausbildung abgeschlossen haben, sind erfolgreich, weil sie damit die diesbezüglichen Standarderwartungen der Gesellschaft erfüllen. Gerade am Ausbildungsabschluss lässt sich allerdings die damit verbundene Problematik gut erkennen. In der aktuellen Be-



schäftigungssituation ist etwa das Fehlen einer abgeschlossenen Ausbildung ein hoher Risikofaktor. Nahezu alle Studien zur Langzeitarbeitslosigkeit verweisen darauf, dass unter dieser Gruppe ein mehrfach erhöhter Anteil an Personen ohne Berufsabschluss ist.

Allerdings galt dies für die von uns untersuchte Zielgruppe rückblickend keineswegs. Auch ohne Ausbildung standen den Betroffenen viele Berufswege offen und ein Aufstieg war keineswegs davon abhängig, ob man einen bestimmten Bildungsstand oder eine abgeschlossene Ausbildung erreicht hatte. Es wäre also sehr problematisch, eine heute aussagekräftige Kategorie an Biographien anzulegen, die ihren beruflichen Anfang zwischen 1965 und 1990 nahmen.

- Ähnlich problematisch wäre es, die Delinquenz als Kriterium zu verwenden. Zum einen, weil eine angegebene Straffälligkeit ohne weitere Details (Art, Ausmaß, Hintergründe) nur bedingt geeignet ist. Zum anderen, weil man weiß, dass das Begehen von Straftaten ein entwicklungsbedingtes Austesten von Grenzen darstellen kann (vgl. Wahl 2012), das bei jungen Erwachsenen oftmals wieder beendet wird, ohne dass dies eine Aussagekraft für eine ausgeprägte Devianz im Erwachsenenalter hätte (vgl. auch Hoops & Holthusen 2011, S. 36ff.).

Am deutlichsten erkennbar ist die Problematik von Norm und Devianz am Beispiel des Familienkriteriums. Vor 30-50 Jahren hätte man sich vermutlich schnell darauf geeinigt, ein verheiratetes Leben in einer heterosexuellen Familie mit 2-3 Kindern zum Normalfall zu erklären. Die mit dem Prozess der Individualisierung einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen haben solche Definitionskriterien in ihrer Aussagekraft pulverisiert.

#### 8.3.2.1 Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit

Spätestens seit der Diskussion um den *capability approach* spielt die Frage, was ein gelingendes Leben ist, eine zentrale Rolle auch in pädagogischen Kontexten. Sen knüpft die Suche nach den *capabilities* und *functionings* an die Möglichkeiten von Menschen, „bestimmte Dinge zu tun und über die Freiheit zu verfügen, ein von ihnen mit Gründen für erstrebenswert gehaltenes Lebens zu führen“ (Sen 2000, S. 108). Damit gibt nicht mehr primär die Gesellschaft vor, was erstrebenswert ist, sondern die Subjekte selbst definieren das gelingende Leben mit. Für diese Subjektivierung der Frage nach dem Gelingen haben wir in dieser Studie eine einfache Übersetzung gewählt, die nicht das „Was“, sondern das „Wie“ in den Mittelpunkt stellt. Die befragten ehemaligen Heimkinder konnten auf einer Skala<sup>86</sup> bewerten, wie zufrieden sie jeweils mit ihrer Wohnsituation, ihrer beruflichen Situation, ihren sozialen Be-

---

<sup>86</sup> Von 1 (sehr unzufrieden) bis 7 (sehr zufrieden).

ziehungen, ihrer Familiensituation/Partnerschaft, ihrer Gesundheit und als übergreifende Kategorie ihrem Leben insgesamt sind.

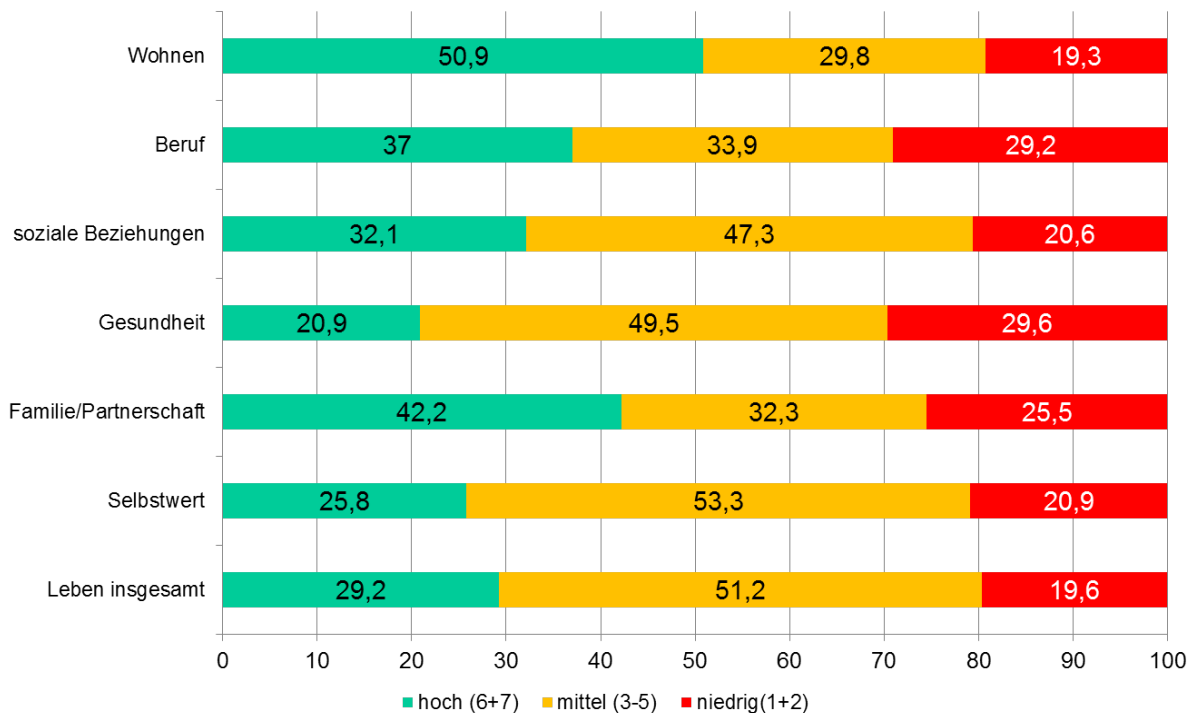


Abbildung 17: Lebenszufriedenheit (N=414)

Die Ergebnisse zeigen, dass in allen Bereichen der Anteil der Unzufriedenen zwischen 20 und 30 Prozent liegt. In allen Kategorien überwiegt – mit Ausnahme des Bereichs der Gesundheit – der Anteil der Zufriedenen. Dies gilt vor allem für das Wohnen sowie für die Familiensituation/Partnerschaft.

Nun kann man am Beispiel der Gesundheit argumentieren, dass die aktuelle Unzufriedenheit nicht unbedingt etwas mit der Heimzeit zu tun haben muss. Viele der von uns Befragten sind bereits in einem fortgeschrittenen Alter und erfahren schon die eine oder andere altersbedingte Einschränkung. Ähnliches gilt auch für die berufliche Situation. Hier wirkt möglicherweise auch der Renteneintritt als ein kritisches Lebensereignis.

Allerdings zeigen die Vergleiche zwischen jenen, die schon in Rente sind, und jenen, die noch arbeiten, keine unterschiedlichen Gesundheitswerte. Das gleiche gilt auch für mögliche altersbedingte Unterschiede hinsichtlich der Frage nach der Zufriedenheit. Allerdings gilt auch hier die oben schon einmal formulierte Einschränkung: Wir wissen nicht, was alles in der Zwischenzeit im Leben der Befragten passiert ist, d.h. welche Ereignisse den weiteren Lebensverlauf noch wesentlich beeinflusst haben, aber mit der Heimzeit nichts zu tun haben. An dieser Stelle hilft erneut der Blick in die qualitativen Interviews. Dort erfahren wir, dass viele der Betroffenen auch unabhängig von sonstigen Ereignissen in ihrer Biografie Ein-

schränkungen in unterschiedlichen Lebensbereichen mit der Heimsozialisation in Zusammenhang bringen und dies auch plausibel begründen können. Im Folgenden werden deshalb die angegebenen Belastungen aus der Heimsozialisation mit der aktuellen Lebenszufriedenheit in Beziehung gesetzt.

**Tabelle 13:** Zusammenhang Belastungen durch die Heimbiographie und aktuelle Lebenszufriedenheit (N=395)

	Zufriedenheit mit dem Leben insgesamt	Niedrig (1+2)	Mittel (3-5)	Hoch (6+7)	Gesamt
Belastungen durch Heimbiographie	Gering (1+2)	19,2% (N=15)	28,2% (N=22)	52,6% (N=41)	100% (N=78)
	Mittel (3-5)	8,9% (N=14)	63,7% (N=100)	27,4% (N=43)	100% (N=157)
	Stark (6+7)	31,9% (N=51)	49,8% (N=79)	18,8% (N=30)	100% (N=160)
	Gesamt	80	201	114	395

Hier zeigt sich ein deutlicher (hoch signifikanter)<sup>87</sup> Zusammenhang. Jene, die nur eine geringe Belastung durch die Heimsozialisation angegeben haben, sind überwiegend (zu 52,6%) auch mit ihrem aktuellen Leben zufrieden. Dagegen liegt der vergleichbare Anteil bei jenen, die eine starke Belastung durch ihre Heimbiographie benannt haben, nicht einmal halb so hoch (bei 18,8%). Trotzdem sind genau diese 18,8% eine interessante Gruppe, weil es diesen Personen offensichtlich gelungen ist, trotz der massiven Belastungen aus ihrer Heimbiographie ihr Leben so zu bewältigen, dass sie aktuell sehr zufrieden/zufrieden sind.

Die in der Tabelle sichtbare Relation, wonach die gering Belasteten im Vergleich zu den hoch Belasteten um das Zwei- bis Dreifache zufriedener mit ihrem aktuellen Leben sind, findet sich auch in allen Teilkategorien - am stärksten beim Selbstwert, am schwächsten beim Wohnen. Insgesamt kann man mit Blick auf die aktuelle Lebenszufriedenheit sagen, dass eine positive Bewältigung von starken und mittleren Belastungen nur einem Viertel der befragten ehemaligen Heimkinder gelingt.

### 8.3.2.2 Auswirkungen auf die Handlungsbefähigung

Über welches individuelle Bewältigungspotenzial Menschen verfügen, lässt sich gut an ihrer Handlungsbefähigung (HaBeF) ablesen. Diese ist vor allem mit Blick auf die Widerstandsressourcen eines Menschen aussagekräftiger als die reine Feststellung der aktuellen Lebenszufriedenheit. Wer über eine höhere Handlungsbefähigung verfügt, ist eher in der Lage mit schwierigen und neuen Ereignissen umzugehen, blickt optimistischer in die Zukunft und hat deutlich mehr Zutrauen in die eigene Person, aber auch in andere Menschen und deren Un-

<sup>87</sup> p=0.000, r=-0.263

terstützungspotenzial (Straus 2018). Insofern ist es eine interessante Frage, wie vielen ehemaligen Heimkindern es gelang, sich über die massiven Belastungen und Einschränkungen aus der Heimzeit hinweg zu setzen und eine ausreichende Handlungsbefähigung zu entwickeln. Einschränkend muss man allerdings auf zwei Schwierigkeiten hinweisen:

- Die Handlungsbefähigung ist zwar ein stabiles, aber zugleich auch dynamisches Konzept. Erfahrungen von Demoralisierung und Scheitern im Lebensverlauf wirken sich ebenso aus wie Erfolge, gelungene Übergänge und gemeisterte Entwicklungsaufgaben. Auch hier gilt somit der Hinweis, dass wir letztlich nicht sagen können, durch welche Ereignisse bzw. durch welche positiven/negativen weiteren Bewältigungsprozesse im Leben der Betroffenen die heutigen Werte der Handlungsbefähigung letztlich bestimmt werden. Der Zusammenhang mit der Heimsozialisation wird zwar durch die qualitative Rekonstruktion der Heimbiographien gestützt, bleibt aber eine, wengleich sehr plausible, These.
- Wieviel Handlungsbefähigung ein Mensch benötigt, um sein Leben als gelingend zu bezeichnen, ist keine einfache bzw. durch Normwerte zu beantwortende Frage. Allerdings gibt es zahlreiche gut vergleichbare Werte und den auch hier gewählten Weg, die Frage nach dem Gelingen an die Subjekte zurück zu adressieren. Die Handlungsbefähigung wird mit der von den Subjekten selbst getroffenen Bewertung ihres aktuellen Lebens in Bezug gesetzt.

### **Handlungsbefähigung**

Wenn man sich dafür interessiert, wie es Menschen schaffen, trotz Gewalterfahrungen positive Beziehungen zu etablieren und stärkende und vielfältige Lebensperspektiven zu entwickeln, dann erscheint es unumgänglich, den Erklärungswert von salutogenetischen und Resilienzkonzepten zu nutzen (Mosser, im Erscheinen). Die Bedeutung dieser Theorien besteht darin, dass auf ihrer Basis eine Reihe empirisch begründeter Faktoren identifiziert werden konnten, die zu einer förderlichen Entwicklung im Sinne eines gelingenden Lebens beitragen. Während belastungsorientierte Ansätze eher aus medizinischen Denkrichtungen stammen, ist die Entwicklung von bewältigungsorientierten Konzepten eher der Psychologie zuzuschreiben. Neben der Salutogenese und der Resilienz (Werner 1999; Antonovsky 1997) ist als weiteres eigenständiges Konzept noch jenes der Selbstwirksamkeit (Bandura 1977) zu nennen. Das Gefühl von Selbstwirksamkeit speist sich aus biografischen Episoden, in denen eine Person die Erfahrung machen konnte, dass sie mit ihrem Tun Einfluss nehmen kann und soziale Anerkennung erfährt. Dies ist ein wichtiges „Gegenkonstrukt“ zur Konstruktion einer „Opferidentität“, die mit dem überdauernden Eindruck einer „existentiellen Fremdbestimmung“ einhergeht und die Auswirkungen sexualisierter Gewalt zu modulieren scheint (Robi-

naugh & McNally 2011). Auf der Basis der drei Konstrukte Salutogenese, Resilienz und Selbstwirksamkeit wurde das Konzept der Handlungsbefähigung entwickelt. Handlungsbefähigung bezieht sich unmittelbar auf die oben beschriebenen bewältigungsorientierten Theorien und wird als Schlüsselkompetenz erster Ordnung beschrieben, die – im Gegensatz zu anderen wichtigen Kompetenzen (z.B. Sozial- oder Lernkompetenz) – sämtliche Lebensbereiche und Handlungsfelder von Menschen berührt.

Vergleicht man die Konzepte der Salutogenese, der Resilienz und der Selbstwirksamkeit, gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Der Kern der Gemeinsamkeit berührt sowohl das „Gefühl der Zuversicht“ als auch die Überzeugung, zur Bewältigung *selbst* etwas beitragen zu können.<sup>88</sup> Alle drei Widerstandskonzepte gehen davon aus, dass der Glaube an die eigene Wirksamkeit des Handelns ein zentraler Wirkfaktor für einen erfolgreichen Belastungs-Bewältigungsprozess ist. Daneben gibt es aber unterschiedliche Schwerpunkte. Während das Konzept der Selbstwirksamkeit den Glauben an die eigene Handlungsmächtigkeit vertieft, setzt sich das Kohärenzgefühl zudem mit dem Beitrag des Verstehens und der Prüfung der Sinnhaftigkeit der Herausforderung auseinander. Die Resilienz schließlich fokussiert zusätzlich auf die Akzeptanz des eigenen Selbst, die erlebte Anpassungsfähigkeit sowie das Interesse an Neuem und die Fähigkeit des Perspektivenwechsels. Die langjährigen eigenen Studien zur Identitätsentwicklung und zum Einfluss sozialer Netzwerke (Straus et al. 2010,) haben die Relevanz der hier genannten Wirkfaktoren unter der Perspektive menschlicher Identität (-sentwicklung) bestätigt und zugleich darauf aufmerksam gemacht, dass der Stellenwert der sozialen Zugehörigkeit in den drei oben genannten Konstrukten unterrepräsentiert ist. Aus dieser Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede sowie der Ergänzung durch die Dimension der sozialen Zugehörigkeit ergab sich das folgende sechsdimensionale Modell der Handlungsbefähigung.

---

<sup>88</sup> Beide bilden das tragende Konstrukt für den in jeder Handlungssituation wirksamen Entschluss, sich den mit der Handlung verbundenen Herausforderungen auch zu stellen.



**Abbildung 18:** Die sechs Dimensionen der Handlungsbefähigung (eigene Darstellung)

Die **Handlungsbefähigung** lässt sich somit als ein andauerndes und zugleich dynamisches Gefühl<sup>89</sup> der Zuversicht beschreiben, dass

- man die alltäglichen Anforderungen als Herausforderung wahrnimmt, die Anstrengung und Engagement lohnen (Sinnhaftigkeit),
- die Dinge, die einem widerfahren, strukturiert, erklärbar und verstehbar sind (Verstehbarkeit),
- man über Ressourcen verfügt, die einen in die Lage versetzen, Dinge aktiv zu beeinflussen beziehungsweise Probleme aus eigener Kraft meistern zu können. Dabei kann man eigene Absichten und Ziele verwirklichen und man traut sich zu, auch bei unerwarteten und schwierigen Problemen eine Lösung zu finden (Handhabbarkeit/Selbstwirksamkeit),
- man Situationen aus verschiedenen Perspektiven betrachten kann und an Vielem interessiert ist (Perspektivität/Interesse),
- man sich selbst mag, positiv nach vorne schauen kann und öfter etwas findet, worüber man lachen kann (Akzeptanz des eigenen Selbst),
- man Teil eines tragfähigen sozialen Netzwerks ist, und es in diesem Menschen gibt, die einen sicher nicht enttäuschen, und dass man in der Lage ist, sich bei diesen Hilfe zu holen (Soziale Zugehörigkeit).

<sup>89</sup> Vergleiche Antonovsky 1997. Das im Englischen gebräuchliche Wort „sense“ umschreibt die hier gemeinte komplexe Handlungsleistung besser, weil es im Unterschied zum deutschen Wort auch Kognitionsaspekte umfasst und nicht nur im Sinne eines „Bauchgefühls“ zu verstehen ist.

Die hier nur ansatzweise skizzierten sechs Dimensionen scheinen aus folgenden Gründen ein vielversprechendes Spektrum zum Verständnis der Bewältigung von Gewalterfahrungen zur Verfügung zu stellen:

- (1) Das Konzept weist vielfältige Bezüge zu Theorien auf, die sich – im weitesten Sinne – mit der Bewältigung „kritischer Lebensereignisse“ und – im engeren Sinne – mit den „vier Dimensionen der Bewältigungslage“ (Abhängigkeit, Ausdruck, Aneignung, Anerkennung; vgl. Böhnisch & Schröder 2013, S. 48ff.) befassen. Hinsichtlich sexualisierter Gewalt bestehen vielfältige Anschlussmöglichkeiten (z.B. Schlingmann 2009) – auch an aktuell entwickelte Kategorien wie „Anerkennung und Solidarität“, „Culture of Care“ und „Handlungsfähigkeit jenseits von Gewalt“ (Rieske et al. 2018).
- (2) Das Konzept ist hinreichend komplex, um die Auswirkungen von Gewalt im Lebenslauf auf verschiedenen Handlungsebenen beschreiben zu können.
- (3) Es ist hinreichend einfach, um Lebensverläufe nach Gewalterfahrungen qualitativ untersuchen und nachvollziehbar beschreiben zu können.
- (4) Die Handlungsbefähigung lässt sich quantitativ erheben und bietet valide und reliable Vergleichswerte.<sup>90</sup>

### **Ähnliche Werte wie heutige Heimjugendliche**

Die durchschnittliche Handlungsbefähigung liegt bei den ehemaligen Heimkindern bei 63,3.<sup>91</sup> Vergleicht man diesen Wert mit Ergebnissen aus einer aktuellen Längsschnittstudie von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe<sup>92</sup> untergebracht sind, finden wir dort Mittelwerte zwischen 60,4 (Jugendliche, die das erste Mal befragt wurden) und 67,5 (Jugendliche, die das vierte Mal befragt wurden).<sup>93</sup> Über alle vier Befragungen hinweg ergibt sich ein ähnlicher Mittelwert wie bei den ehemaligen Heimkindern.

Woraus erklärt sich dieses ähnliche Niveau? Beide (ehemalige wie heutige) Heimjugendliche machen zunächst die gleiche, für sie in der Regel unverständliche und deprimierende, Ausgangserfahrung: Sie sind aus ihrer Herkunftsfamilie herausgenommen und fremduntergebracht worden. Dies geschah nicht selten unter dramatischen Umständen, teilweise gegen

---

<sup>90</sup> Die Handlungsbefähigung wird derzeit mit 46 Items erhoben. Es gibt aber auch Kurzformen, die sehr gute Skalenwerte erreichen. Auch die hier genutzte 16-teilige Skala hat ein Cronbach's alpha von 0.825 und korreliert mit dem Instrument mit allen Items mit 0.91.

<sup>91</sup> Die Werte können zwischen 0 und 100 liegen.

<sup>92</sup> Wir führen seit 2011 eine Längsschnittstudie in allen stationären Einrichtungen des SOS Kinderdorf durch. Mittlerweile gibt es Daten von über 1.000 Jugendlichen und jungen Erwachsenen. (vgl. Höfer et al. 2017; Straus & Höfer 2017).

<sup>93</sup> Offensichtlich steigt die Handlungsbefähigung in Kombination von Dauer und Grad der Zugehörigkeit. Jugendliche, die schon länger bei SOS sind und eine doppelte Zugehörigkeit entwickelt haben, haben Werte die nahe jenen sind, die für eine vergleichbare Normalpopulation gelten. Hier liegt der Mittelwert bei 69.

den Willen der Eltern und ohne eigene Beteiligung der Kinder/Jugendlichen. Zudem mussten viele der (aktuellen wie ehemaligen) Heimkinder realisieren, dass die Gründe für die Fremdunterbringung nicht selten in Gewalthandlungen und/oder Vernachlässigungshandlungen seitens ihrer Eltern lagen.

Die gestiegenen Werte der aktuellen Heimjugendlichen, die zum vierten Male befragt wurden, erklären sich dadurch, dass diese Gruppe ihre stationäre Einrichtung (das Heim) inzwischen als ein für sie akzeptables Zuhause definieren kann – eine Erfahrung, die, wie die Interviews zeigen, allein schon wegen der Gewaltexzesse im Heim, den meisten der Ehemaligen verwehrt blieb. Man kann empirisch gestützt vermuten, dass es einem erheblichen Teil der ehemaligen Heimkinder auch nach dem Verlassen des Heims schwerfiel, Vertrauen in einen Ort oder in ein Netzwerk an Personen aufzubauen. Positive Beheimatungsprozesse waren angesichts des problematischen Verhältnisses von Bindung und Bindungslosigkeit vielen unmöglich.

### **Je mehr Gewalterfahrungen, desto niedriger fällt die Handlungsbefähigung (HaBeF) aus**

Vergleicht man den Einfluss der verschiedenen Gewaltformen und deren Intensität durch die parallele Erfahrung von unterschiedlicher Gewalt, denen die ehemaligen Kinder und Jugendlichen ausgesetzt waren, sieht man deutliche Zusammenhänge. Es finden sich signifikante Korrelationen der HaBeF mit sechs der neun erhobenen Gewaltformen und der Summe der Gewaltformen.<sup>94</sup> Die deutlichsten Unterschiede finden sich bei der sexualisierten Gewalt (58,8 bei Betroffenen vs. 65,0 bei Nicht-Betroffenen)<sup>95</sup> und bei der Summe an Gewalterfahrungen. Die Tabelle zeigt die Ergebnisse eines geschlechtsspezifischen Vergleichs zwischen jenen Heimkindern mit sechs und mehr Gewaltformen, und jenen, die nur maximal eine Form erlebt haben. Man sieht bei Männern wie Frauen unter dem Einfluss der Gewaltformen einen deutlichen Rückgang der HaBeF und damit der Ressourcen bei schwierigen und neuen Herausforderungen souverän reagieren zu können. Dieser fällt bei den Frauen noch etwas deutlicher aus.

**Tabelle 14:** Höhe der Handlungsbefähigung und Ausmaß der Gewalterfahrung nach Geschlecht (N=396)

Ausmaß der Gewalterfahrung	HaBeF Frauen	HaBeF Männer
Sechs und mehr Gewaltformen (darunter sexualisierte Gewalt)	52,1	59,3
Maximal eine Gewaltform (darunter keine sexualisierte Gewalt)	66,7	71,8

<sup>94</sup> Psychische, sexualisierte, soziale, religiöse, Isolationserfahrungen, Vernachlässigung.

<sup>95</sup>  $p=0.002$ ,  $r=0.152$



Und auch hier lässt sich zeigen, dass die Unterschiede für diejenigen, die bereits im Alter unter 3 Jahren ins Heim kamen, noch deutlicher ausfallen, d.h. diese noch niedrigere Werte im HaBeF Score haben.

### **Erlebte Belastung aus der Heimsozialisation und HaBeF**

Nicht minder eindeutig fallen die Unterschiede aus, wenn man die subjektive Bewertung der eigenen Heimbiographie mit der einer Person zur Verfügung stehenden generalisierten Bewältigungsressource der HaBeF in Bezug setzt.

**Tabelle 15:** Höhe der HaBeF nach Belastungsgraden der Heimsozialisation und Geschlecht (N=401)

Inwiefern belasten die Folgen Ihrer Heimgeschichte Ihr Leben insgesamt	HaBeF Frauen	HaBeF Männer	Gesamt Anteil in% (N)
Starke Belastung (6+7)	54,6	53,3	19,7% (N=79)
Mittlere Belastung (3-5)	65,3	65,0	39,4% (N=158)
Geringe Belastung (1-2)	76,0	78,2	40,9% (N=164)

Während wir bei der subjektiven Bewertung geschlechtsspezifische Unterschiede finden (Frauen fühlen sich stärker belastet), gilt dies für die (vermutete) Wirkung auf die Handlungsbefähigung nicht: Männer und Frauen erreichen nahezu die gleichen Werte. Insgesamt sieht man deutlich, dass jene, die sagen, dass die Heimbiographie sie auch heute noch stärker belastet, massiv niedrigere HaBeF-Werte haben. Ihnen stehen damit weit weniger Bewältigungsressourcen zur Verfügung, wenn es um neue Situationen, um Stressbewältigung und das Aktivieren vorhandener Potenziale geht.

Vergleicht man zusätzlich das Alter, in dem die Ehemaligen ins Heim gekommen sind, bestätigt sich erneut, dass jene, die als Kleinkind (unter 3 Jahren) ins Heim gekommen sind, die schlechtesten Werte haben.<sup>96</sup> In anderen Worten: Diese haben die größten Schwierigkeiten, im späteren Leben jene Bewältigungsressourcen auszubilden, die ihnen in den vielen Übergängen und Herausforderungen des Alltags helfen würden, ein selbstbestimmtes, glückliches Leben zu führen.

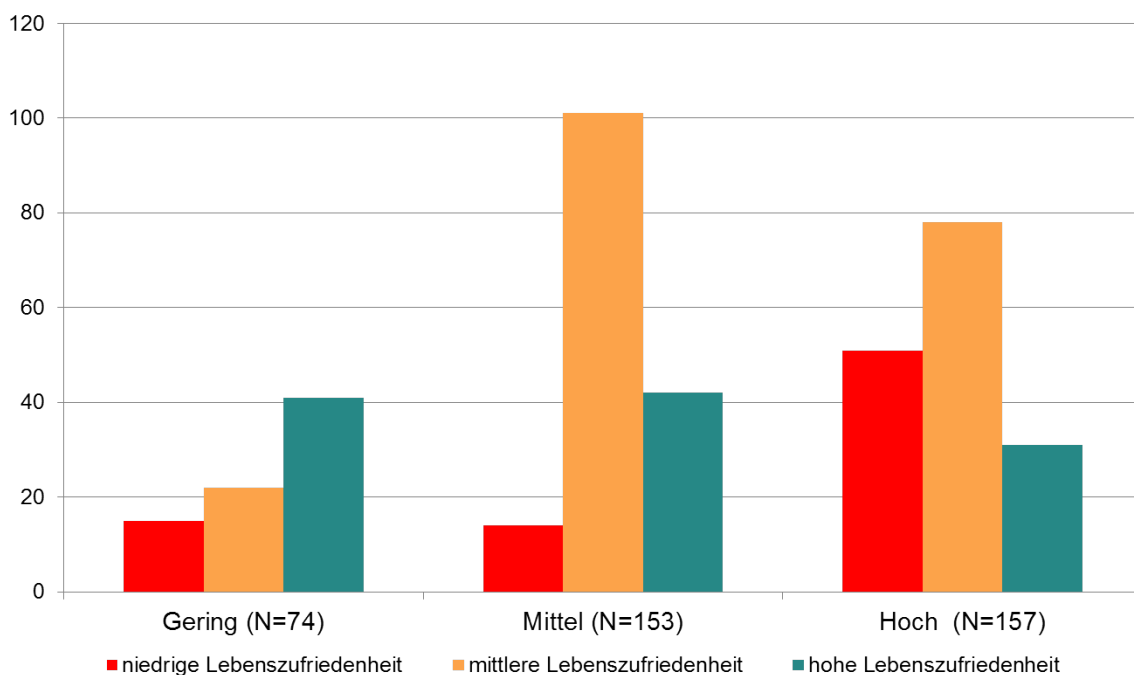
### **Belastung, Bewältigung und die Auswirkungen auf die HaBeF**

Belastungen bedeuten nicht, dass Menschen sie nicht bewältigen und in weiterer Folge ein für sie gelingendes Leben führen könnten. Wir haben in den qualitativen Analysen gesehen, wie die eigene Kraft zu einem Fundament werden kann, wenn sich Selbstermächtigungsprozesse und Widerstandserfahrungen über die Erniedrigungen der Kindheit/Jugend und die

<sup>96</sup> Stark belastet und Eintritt ins Heim unter 3 Jahren: HaBeF=52,8; 4-10 Jahre: HaBeF=55,4 und 11 und älter: HaBeF=55,9.

Brüchigkeit und Unberechenbarkeit der Heimzeit hinweg setzen und sich erhoffte Ziele im späteren Leben realisieren lassen. Als Indikator für ein gelingendes Leben wählen wir die aktuelle Lebenszufriedenheit, wie sie die ehemaligen Heimkinder in sieben Dimensionen formuliert haben.

Zwar sieht man an der Verteilung den deutlichen Einfluss der erfahrenen Belastungen aus der Heimsozialisation, aber es zeigt sich darüber hinaus, dass es unabhängig vom Grad der Belastung aus der Heimsozialisation immer auch ehemalige Heimkinder gibt, denen es gelingt, ihr aktuelles Leben zu ihrer großen Zufriedenheit gestalten zu können.



**Abbildung 19:** Belastung aus der Heimbiographie und Lebenszufriedenheit (absolute Zahlen, N=394)

Nimmt man nun die Werte der Handlungsbefähigung hinzu, dann erkennt man, dass es unterschiedliche Niveaus gibt. Wie die folgende Abbildung zeigt, haben jene mit einer höheren Lebenszufriedenheit stets auch höhere HaBeF-Werte als jene mit einer niedrigeren Lebenszufriedenheit.

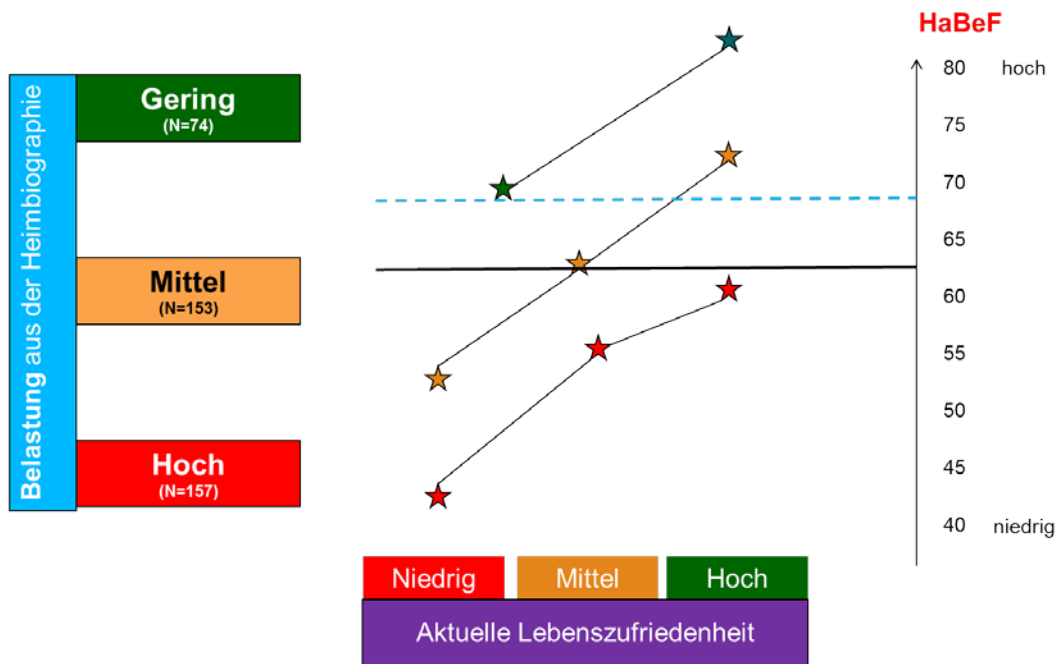


Abbildung 21: Aktuelle Lebenszufriedenheit im Verhältnis zur Belastung aus der Heimbiographie (N=391)

Allerdings erreichen jene, die durch ihre Heimbiographie hoch belastet sind, im besten Fall nur den Durchschnittswert aller ehemaligen Heimkinder (schwarze, horizontale, durchgehende Linie). Dagegen können teilweise auch solche mit einer mittleren Belastung diese so bewältigen, dass sie über den Durchschnittswerten der Normalbevölkerung liegen (blau gestrichelte Linie). Welches Potenzial möglich ist, wenn man die Heimzeit mit nur geringen Belastungen überstanden hat, zeigen die (grünen) Werte der gering Belasteten. Selbst wenn diese aktuell unzufrieden mit ihrem Leben sind, liegt ihre Handlungsbefähigung noch im Bereich der Durchschnittswerte der Normalbevölkerung.

Dieser deutliche Zusammenhang unterstützt die These, dass die Gewalterfahrungen in den Heimen zwischen 1949 und 1975 für eine große Gruppe der Betroffenen mit Folgeschäden verbunden waren, die auch ihre Ressourcen zur Bewältigung von Problemen und ihr Gefühl von Zuversicht und Zutrauen in die Welt bis heute nachhaltig einschränken.<sup>97</sup>

<sup>97</sup> Zur Einschätzung der Stärke: Menschen, die eine massive Belastung aus ihrer Heimzeit mitbringen, haben eine vierfach geringere Wahrscheinlichkeit eine „normale“ Handlungsbefähigung zu erreichen.

## 9 DIE ANERKENNUNGS- UND AUFARBEITUNGSKULTUR – ERKENNTNISSE AUS DEM FONDS HEIMERZIEHUNG

Es hat lange gedauert bis sich die betroffenen Institutionen, Träger und auch die gesellschaftlichen Instanzen und die Politik bereitgefunden haben, sich mit dem Unrecht auseinanderzusetzen, das durch die Praxis der stationären Einrichtungen der Jugendhilfe in der Zeit nach 1945 bis 1975 verübt wurde. Aus Sicht der Betroffenen hat dies unbegreifbar und unvorstellbar lange gedauert. Bis zum Beginn der öffentlichen Auseinandersetzung um das Jahr 2003 hatten die meisten Betroffenen gar nicht mehr daran geglaubt, dass es ein solches Aufarbeitungsverfahren überhaupt noch geben wird. Neben der erfahrenen Gewalt (mit all den Aspekten von Erniedrigung, Demütigung, Freiheitsentzug, Verweigerung von Menschenrechten,...) kam damit stets hinzu, dass die Sichtweisen der Betroffenen ignoriert, ihre Verletzungen nicht ernst genommen und sie so erneut stigmatisiert wurden.

Diese Erfahrung der Verzögerung des Schuldeingeständnisses und der Beginn von systematischen Aufarbeitung- und Entschädigungsbemühungen treffen leider nahezu alle, denen als größere Gruppe Unrecht widerfahren ist, und die später (in unterschiedlicher Form) rehabilitiert wurden bzw. Anerkennungs- und Entschädigungsleistungen erhalten haben: die Verfolgten des Naziregimes, ebenso wie die Opfer des Contergan-Skandals und wie in unserem Beispiel die Heimkinder zwischen 1949 und 1975. Aber bereits bei der Aufzählung zögert man, weil es schwierig ist, diese Ereignisse in eine Reihe zu stellen. Jedes ist für sich heute so unvorstellbar und nicht wirklich vergleichbar mit der Ausnahme, dass ein Unrecht, das einer Gruppe von Menschen widerfahren ist, lange Zeit verleugnet und damit letztlich nicht anerkannt wurde. In allen Fällen gibt es ein Versagen derjenigen, die in der Pflicht der Wiedergutmachung stehen, sei es weil sie Täter bzw. als Institution Täternachfolger sind, oder weil sie in der gesellschaftlichen Verantwortung stehen, solches Unrecht und Leid nicht einfach „nicht zu sehen“, stillschweigend als „leider geschehen“ stehen zu lassen, sondern für eine angemessene Form der Aufarbeitung zu sorgen. Doch was ist angemessen? Dieses Kapitel befasst sich mit der, hinter den praktizierten Verfahrenswegen, erkennbaren Kultur der Aufarbeitung. Anhand von vier in der die Debatte immer wieder genutzten Begriffe: Anerkennung, Entschädigung, Wiedergutmachen, aus Erfahrung lernen wird versucht, die Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur der ABS bzw. des Fonds Heimerziehung zu bewerten und daraus Eckpunkte für zukünftige Aufarbeitungsprozesse und die damit verknüpfte Anerkennungskultur zu entwickeln.

## 9.1 ANERKENNUNG

*„Weil es ist doch ein Stück Anerkennung des Leids, was wir mitgemacht haben, und dass uns überhaupt..., dass jemand die Heimkinder hört.“ (Frau, 1940er Jahre)*

### Individuelle Ebene

Endlich Anerkennung für das erlittene Unrecht zu bekommen, gehört zu den Erfahrungen, die häufig vor allem von Seiten der Betroffenen geäußert wurden. Anerkennung<sup>98</sup> wird hier vor allem zunächst unter der Basisdimension der Aufmerksamkeit erlebt: Endlich hört jemand zu, versucht zu verstehen, was hier die Betroffenen über Monate, Jahre und manchmal auch Jahrzehnte erlitten haben. Zu den positiven, fast überraschenden Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder im Rahmen der Beratungen durch die ABS gehört auch, dass sich die Mitarbeiter\*innen „Zeit genommen“ haben. Offensichtlich gab es in der Vergangenheit so gut wie niemanden, zumindest niemanden auf der institutionellen und gesellschaftlichen Seite, der sich für ihre Geschichte Zeit nahm. Und es wird aus unseren bisherigen Analysen deutlich, man muss sich Zeit nehmen. Ohne eine Aufarbeitung, die sich Zeit für die Biographien der Einzelnen nimmt, gibt es keine angemessene Aufarbeitung.

Anerkennung beinhaltet zum zweiten die Dimension der externen Wertschätzung des Leids. Zwar liegt der Grundstruktur des Fonds bereits die Einschätzung zugrunde, dass es in der Zeit zwischen 1949 und 1975 zu massiven Grundrechtsverletzungen gekommen ist (Schruth 2011, S. 4). Doch diese externe Bestätigung, dass das erlittene Unrecht war und dass dieses Unrecht ein Grund für viele negative individuelle Folgen war, muss in jedem Einzelfall erneut vollzogen werden. Weniger aus Glaubwürdigkeitsfragen, sondern weil es erst dann für die Betroffenen in ihrem jeweiligen Fall die notwendige Wertschätzung bekommt. Diese Erfahrung wird in der Reflexion der Betroffenen immer wieder auch mit dem Begriff der Rehabilitation verknüpft. Diese kann erst beginnen, wenn die Verantwortlichen beginnen einzugehen, dass die Taten von damals mit Folgen bis heute verknüpft waren.

---

<sup>98</sup> Es ist hilfreich bei Anerkennungsprozessen zwischen den Dimensionen der Aufmerksamkeit, der Fremd- und der Selbstwertschätzung zu unterscheiden. Die Aufmerksamkeit kann als Basisdimension gelten. Eine Fremdwertschätzung (beispielsweise eine lobende Bemerkung) hat keinen Wert, wenn der/die Gelobte den Eindruck hat, dass dieses ohne wirkliche Wahrnehmung der eigenen Person, d.h. oberflächlich, erfolgt ist.

*„Für mich war’s eine öffentliche sowie private Rehabilitation, dass der Staat akzeptiert, dass solche Menschen gelitten haben, dass sie Probleme haben, Probleme, die durch diese Zeit sich wie ein roter Faden durch das ganze Leben ziehen und alle Lebensbereiche erfassen, von der Kindererziehung bis zur Beziehungsfähigkeit, bis zur Gesundheit, bis zur Leistungsfähigkeit. Also die Heimkinderbiografie hat mein Leben nicht immer positiv geprägt. Und da sehe ich einen wichtigen Aspekt der Rehabilitation, dass das erkannt wurde von der Öffentlichkeit, von den Politikern. Selbst im privaten Bereich hat sich etwas verändert bei mir. Also ich lebe zwar nicht mehr mit dem Vater der Kinder zusammen, aber die Beziehung ist definitiv besser geworden, weil er jetzt nicht nur von meiner Seite hört, dass ich Handicaps habe, dass ich Einschränkungen habe, sondern dass er sieht, der Staat sagt sogar, diese Menschen hatten Schwierigkeiten, haben dadurch Schwierigkeiten. Und dadurch ist die Sache natürlich – alles, was Politiker machen, hat in den Augen der Öffentlichkeit mehr Gewicht, als wenn das ein Privatmensch sagt.“ (Frau, 1950er Jahre)*

In dieser Erzählung klingt zudem eine weitere zentrale Dimension der Anerkennung an. Diese Frau erzählt nicht nur von ihrer Erwartung an die Politik, sondern auch davon, dass die Anerkennung des Leids durch staatliche Stellen im Privaten etwas verändert. Nun glauben ihr auch andere (im Beispiel der Vater ihres Kindes). Ihr Handicap ist nun ein sozial anerkanntes und nicht mehr etwas, das sie sich einbildet oder das sie möglicherweise aufgrund von anderen Problemen mit sich trägt. Damit kommt es zum dritten Schritt, der Selbstanerkennung, d.h. die Betroffenen glauben es auch selbst.<sup>99</sup> Für viele war eine der Folgen der fehlenden öffentlichen und sozialen Anerkennung, dass sie immer wieder an ihren Erinnerungen zweifelten. Vor allem nagte an ihnen der Selbstzweifel<sup>100</sup>, ob es doch nicht an ihnen selbst gelegen hatte, an ihrem Unvermögen oder/und bestimmten Handlungen, dass sie so behandelt worden waren. Nun ist aber quasi von außen bestätigt, dass sie nicht selbst Schuld tragen, sondern sie Opfer von Willkür und Unrecht waren. Rehabilitation erfordert ebenso, dass man erst als Opfer anerkannt werden muss bevor man als solches rehabilitiert werden kann.

### **Mitarbeiter\*ebene**

Auch in den Interviews mit den Mitarbeiter\*innen bestätigt sich diese zentrale Rolle der Anerkennung. Gefragt nach der Hauptmotivation der ehemaligen Heimkinder antwortet ein/e Mitarbeiter\*in:

---

<sup>99</sup> Die dritte Dimension der Anerkennung ist die der Selbstwertschätzung.

<sup>100</sup> Die Grundlage dafür wurde in der Heimzeit gelegt.

*„Um Anerkennung, weil ... Ich glaub', dass das Schlimmste für viele war und ist auch: Wir gehören nicht dazu. Ja? Wir sind Abschaum. Wir haben nichts, wir können nichts, wir sind nichts ... Ja? Kein Eigentum, kein Geld, keine Bildung, die Herkunft ... Also das ist ihnen ja auch vermittelt worden: Ihr seid einfach das Letzte, ihr werden sowieso nichts, ihr landet eh alle in der Gasse. Und das ist das, was die mittragen, ja: Wir gehören nicht zur Gesellschaft, wir sind irgendwo außen, ja? Und dass das jetzt so offiziell ist, also das wirklich ein politischer Akt ist sozusagen, dass das gesehen wird, dass das rehabilitiert wird also von einer gesellschaftlich anerkannten Behörde jetzt so gesagt wird und gesehen wird, also das war für viele eine Genugtuung, eine Anerkennung, mit der sie nie mehr gerechnet hätten.“ (Berater\*in)*

Ähnliche Aussagen finden wir in den Mitarbeiter\*inneninterviews immer wieder, und hier zeigt sich eine weitgehende Entsprechung dessen, was von Seiten der Betroffenen über ihre Beratungserfahrungen formuliert wird. Ein/e Mitarbeiter\*in beschreibt, was aus ihrer/seiner Sicht den Betroffenen besonders wichtig war:

*„[...] dass da jemand ist, der sich Zeit nimmt, der zuhört, weil es tatsächlich Leute gab, die ins Gespräch kommen und sagen, ich hab davor noch nie mit jemand – also das kam öfter mal vor – ich hab da noch nie mit jemand drüber gesprochen. Und einfach da, ja, für das Leid, für die Erfahrungen da so eine Anerkennung eher auch zu geben, zu sagen, ja, das war schlimm, was Sie erlebt haben. Und das war nicht richtig, wie das damals gelaufen ist, das war unrecht. Und das ist, glaub ich, die – ja, die Anerkennung oder so ein ganz großer Teil, was so Richtung Aufarbeitung auch geht. Und dann natürlich, ich mein, ich hab jetzt gesagt, die Leute waren nur einmal zum Gespräch da, aber trotz allem stand man ja noch sehr lange im Kontakt dann mit vielen, mit manchen mehr, mit manchen weniger, im Zuge der Abwicklung.“ (Berater\*in)*

Diese Anerkennung ist jedoch nicht einseitig, sondern haben die Mitarbeiter\*innen der ABS von den ehemaligen Heimkindern wie auch aus dem gesellschaftlichen Kontext erfahren:

*„Aber auch wir haben halt unheimlich viel Wohlwollen gehabt, viel Respekt und Anerkennung. Diese ganze Atmosphäre, die so um diesen Aufbau war auch sehr, sehr angenehm, muss ich schon sagen. Also wir hatten – also ich hatte das Gefühl, wir tun etwas Besonderes, irgendwas, was es noch nie gab und was wirklich, ja, also so mit viel Augenmerk von außen auch wahrgenommen wird. Und das hat es eigentlich auch durchgängig so behalten. Das fand ich toll, also eine tolle Erfahrung.“ (Berater \*in)*

## **Anerkennung**

Dies ist deshalb eine besondere Kategorie für unsere Analyse, weil sich auf der Ebene der konzeptionellen Überlegungen unmittelbar manifestiert, welche Bedeutung Anerkennungsprozesse für Subjekte haben und was den Heimkindern letztlich verweigert wurde. Für den kanadischen Philosoph und Politikwissenschaftler Charles Taylor ist das Verlangen nach Anerkennung ein menschliches Grundbedürfnis, das nicht das Subjekt für sich, sondern nur im kommunikativen Dialog mit anderen einlösen kann (Taylor 1993). Auch der Frankfurter Sozialphilosoph Axel Honneth hat in seinen Analysen (1992, 2010) deutlich gemacht, dass Anerkennung Identität konstituiert und nicht selbstverständlich existiert, sondern – in Anlehnung an Hegel – es einen permanenten sozialen Kampf um Anerkennung gibt. Honneth unterscheidet drei Typen von Anerkennung:

**Tabelle 16:** Typen der Anerkennung nach Honneth

Typen der Anerkennung	Formen der Selbstbeziehung	Formen der Missachtung	Interaktionssphäre, Anerkennungsweise
Liebe	Selbstvertrauen	Vergewaltigung, Folter	Emotionale Zuwendung
Recht	Selbstachtung	Entrechtung	Kognitive Achtung
Solidarität	Selbstwertschätzung	Beleidigung, Entwürdigung	Soziale Wertschätzung

Unsere Analysen zeigen, dass die „besondere Qualität“ der Heimerziehung in den Jahren von 1949 bis 1975 sehr oft in der kompletten Missachtung der hier formulierten Typen der Anerkennung lag. Ergänzend kam es zu einer weitgehenden Nicht-Anerkennung der Mitbestimmungs- und Beteiligungsrechte der damaligen Heimkinder. Wir finden hier, wie Honneth analysiert, eine „Dynamik aus existentiellen Erfahrungen von Missachtung und sozialer Diskriminierung“<sup>101</sup>. Avishan Margalit (1997, S. 144) hat drei Formen der „institutionellen Demütigung“ benannt, die wir alle in unseren Analysen wiederfinden<sup>102</sup>

- a) *Beraubung von Selbstkontrolle durch institutionelle Übergriffigkeit:* „Demütigende Gesten legen es fast immer darauf an, dem Opfer zu zeigen, dass es sein Schicksal nicht mehr in der Hand hat und der Gunst bzw. der Brutalität seiner Peiniger wehrlos ausgeliefert ist.“
- b) *Behandlung als „Nicht-Mensch“:* z.B. als Tier, Mensch zweiter Klasse, Untermensch, Nummer, Kind, Unmündiger, Untersuchungsobjekt, Repräsentant einer Klassifizierung von Krankheit, Ethnie, Klientel, Bedarfslage, Zielgruppe etc.
- c) *Zurückweisung der identitätsrelevanten Gruppe:* Da die Selbstachtung eines Menschen von der Zugehörigkeit zu einer für ihn relevanten Gruppe abhängen kann, stellt ihre Nichtbeachtung auch für den Einzelnen eine Demütigung dar.

Auch die Nicht-Anerkennung als identitätsrelevante Gruppe lässt sich auf die ehemaligen Heimkinder beziehen. Im Grunde kam es nicht durch die medialen Veröffentlichungen nach 2006, sondern erst mit dem Fonds Heimerziehung zu so etwas wie einer kollektiven Identi-

<sup>101</sup> Die fehlende Anerkennung anderer Menschen schränkt letztlich auch die Handlungsfähigkeit ein, weil der Mensch als soziales Wesen sich nicht von der Aufmerksamkeit und Wertschätzung durch andere Menschen einfach abkoppeln kann (Taylor 1992, Straus 2008). Fehlende Anerkennung hat folglich viele negative Folgen für das Selbstwertgefühl und auch die Selbstwirksamkeit eines Menschen.

<sup>102</sup> Zitiert nach Nothdurft 2007, S. 116 und vgl. Schäfer 2009.



tätsbildung unter den Heimkindern<sup>103</sup> und damit einer sukzessiven Aufhebung dieser Demütigung für den Einzelnen<sup>104</sup>.

### **Expert\*innen Ebene**

In der Einschätzung der Expert\*innen spielt die Anerkennung eine wichtige Rolle und wird als zentraler Erfolgsfaktor gesehen.

*„Zentral ist so eher dieses Element der Anerkennung und Wertschätzung und des Gehört werden und so, und wenn das erfüllt wurde, dann – das zeigt auch die Rückmeldungen der Betroffenen, es wäre aber auch meine persönliche Einschätzung –, dann würde ich sagen, war der Fonds im individuellen Fall erfolgreich.“ (Expert\*in)*

So erfolgreich man auf dieser individuellen Ebene auch war, so schwierig entwickelte sich die strukturelle Ebene des Fonds zumindest in der Anfangsphase. Hier gebrauchen die befragten Expert\*innen Umschreibungen wie „wir waren im Blindflug unterwegs“ oder „es ist so aus der Hüfte geschossen worden.“

*„Da wurde ein Fonds etabliert, da wurde ein bisschen was an Geld reingeschmissen, und keiner hatte sich so richtig überlegt, wie machen wir es denn, und wie viele Betroffene sind denn realistisch, sondern es war halt eine Summe X und Y. Und damit ging man dann an den Start, und dann sollte man bitte machen. Und alle Beteiligten der Anlauf- und Beratungsstelle und in der Geschäftsstelle standen halt vor vielen offenen Fragen.“ (Expert\*in)*

Ein/e der interviewten Expert\*in hat stellvertretend für die bayerische Sicht die Kritik an der Startphase so formuliert

*„Wir hätten das gern weniger hektisch gehabt in Bayern, also das war so ein bisschen für uns das Schwierige. Alle anderen wollten das ganz schnell, und wir haben gesagt, also lieber eine solide Struktur auf die Reihe bringen und ein halbes Jahr später starten, dann mag es sein, dass einige ehemalige Heimkinder aus dem Runden Tisch meckern, aber wir hätten einen wohlüberlegten Start in allen Bundesländern.“ (Expert\*in)*

Ein/e andere Expert\*in sieht in dem fehlenden soliden Fundament auch das Potenzial des Scheiterns.

---

<sup>103</sup> Wichtige Vorarbeiten dazu sind, wie in Kapitel 3 ausführlicher dargelegt, vom 2004 gegründeten Verein ehemaliger Heimkinder (VeH) erfolgt.

<sup>104</sup> Mit dem Begriff der Anerkennung wird heute eine modern-reflexive Pädagogik begründet „Der Begriff der Anerkennung steht insofern nicht für ein weiteres Themenfeld der ohnehin zahlreichen und vielfältigen pädagogischer Diskurse, sondern für eine zentrale Dimension pädagogischer Theorie und Praxis. In der Anerkennung ihrer Adressaten als Subjekte ihrer Lebenspraxis konstituiert sich eine modern-reflexive Pädagogik. Sie ist dem grundlegenden Ziel verpflichtet, Individuen in der Entwicklung selbstbestimmter und rational begründeter Entscheidungs-, Handlungs- und Urteilsfähigkeit zu unterstützen. Dies setzt die Anerkennung der Fähigkeit jedes Einzelnen als ein Individuum voraus, das prinzipiell über entsprechende Fähigkeiten verfügt, deren Entfaltung mit den Mitteln der Pädagogik gefördert und unterstützt werden kann.“ (Hafenecker; Henkenborg & Scherr 2007, S. 8f.)

*„Von Anfang an hätt ich es viel sinnvoller gefunden, wenn man sich erstmal den Moment gönnt hätte, drüber nachzudenken, was macht denn Sinn. Also weil zu Anfang – um nochmal die Frage zu beantworten – zu Anfang war der Fonds oder waren die Fonds von der Ausgestaltung und von der Strenge her ein Desaster, muss man schon sagen. Also das ist jetzt ein sehr, sehr hartes Wort, ein sehr starkes Wort, aber wir hatten nur Einzelbedarfe in den materiellen Hilfeleistungen. Das heißt, es durfte immer nur das auch anerkannt werden, was konkret benannt war. Man hatte keine Flexibilität.“ (Expert\*in)*

Das Desaster konnte nur abgewendet werden, weil es in vielen Kommunikationsschleifen zwischen allen Beteiligten gelang, die offenen Fragen zu klären, den Fonds flexibler zu gestalten. Vor allem aber gelang dies, weil die ehemaligen Heimkinder als Ersterfahrung nicht die unflexiblen, bürokratischen Regeln hatten, sondern die einführenden Berater\*innen, die sich Zeit nahmen und als verständnisvolle Übersetzer\*innen der anfangs nur schwer verständlichen Logik des Entschädigungsverfahrens fungiert haben. Natürlich muss man auch sehen, dass der Fonds Heimerziehung nicht direkt auf Vorerfahrungen aufbauen konnte, wie diese/r Expert\*in verständnisvoll anmerkt:

*„Das ist das erste Mal, dass es überhaupt so etwas gab wie jetzt den Fonds Heimerziehung, ne? Insoweit muss man vielleicht das eine oder andere da auch gnädiger sehen. Es war schon eine sehr schwierige Zeit während der Entstehung des Fonds, während der Entstehung der Anlauf- und Beratungsstellen.“ (Expert\*in)*

Generell findet vor allem die Arbeit der Anlauf- und Beratungsstellen bei den befragten Expert\*innen eine hohe Anerkennung und die mediale Kritik, die beispielsweise einen „fragwürdigen Umgang mit den Opfern der Heimerziehung“ attestierte, kann für die Arbeit in den Anlauf- und Beratungsstellen nur sehr eingeschränkt geltend gemacht werden. Sie gilt eher dem im folgenden dargestellten Entschädigungsverfahren.

## 9.2 ENTSCHÄDIGUNG

Allgemein versteht man unter einer Entschädigung eine Geldleistung als Ausgleich für zuvor erlittene Nachteile bzw. Einschränkungen.<sup>105</sup> Dieser Begriff wird meist dann benutzt, wenn die öffentliche Hand diese Leistung erstattet; geht es um zivilrechtliche Nachteile wird meist von Schmerzensgeld gesprochen. Über die Art der Entschädigungsleistungen ist auch am Runden Tisch Heimerziehung intensiv diskutiert worden und ein Großteil der kontroversen Debatten betraf Fragen, die in der Anfangsphase des Fonds zu vielen Problemen geführt hat.

---

<sup>105</sup> Vergleich Wikipedia <https://de.wikipedia.org/wiki/Entsch%C3%A4digung> zuletzt geprüft: 15.8.18)

## Einschätzung durch die Klient\*innen

In der Wahrnehmung dieser Entschädigungsleistung gibt es bei den betroffenen ehemaligen Heimkindern unterschiedliche Muster.

*A: Ja, d' S., die hat sich dann damals ein Auto gekauft. Da war das (Geld) gleich weg.*

*I: Ja, ja, klar. War Ihre Schwester auch zufrieden mit dem Prozess der Aufarbeitung?*

*A: Ja. ... Da hat mir dann ein bissl ... Anerkennung, ne? Also dass man ein bissl – ich mein', ganz gutmachen kann man das nie, so was. Das kann man nicht ...*

*I: Was kann man nicht?*

*A: ... da entschädigen. Aber so wird man wenigstens einmal ang'hört, dass jemand sagt: Ich hör' dich an, ich glaub' dir. Also das, glaub' ich, war noch wichtiger. (Frau, 1940er Jahre)*

Obige Einschätzung enthält eine Kombination aus der erfahrenen Anerkennung durch die Beratung der ABS und der Entschädigungsleistung aus den Mitteln des Fonds. Diese Klientin gehört zu jenen, die der Anerkennungsleistung ein höheres Gewicht zuerkennen. Es gibt aber auch andere, für die die finanzielle Hilfe im Vordergrund stand (s. Kapitel 4). Einige Beispiele:

*A: Für mich im Nachhinein, für mich gesehen war's kostenloses Geld quasi, wo ich einfach so krieg. Ja, mei, es ist damals so gelaufen, wie's gelaufen ist. Wenn ich da groß nach lamentiere oder was, denk ich, bringt's auch nichts. Also für mich war die Sache abgeschlossen, und wenn sowas eben angeboten wird – wie gesagt, ich musste regelrecht dazu überredet werden, weil ich dem Braten gar nicht so getraut hab. Das hat lang gedauert, ein halbes, dreiviertel Jahr, bis ich drauf eingegangen bin, ja. Weil die Elke, so hieß die Dame, die hat mich immer wieder drauf angemacht, dass ich das jetzt doch machen soll, steht mir ja schließlich zu. Ich konnt's mir nicht vorstellen.*

*I: Ja. Haben Sie das Gefühl, das ist wirklich eine Art kleine Anerkennung oder Entschädigung dafür, was man Ihnen angetan hat? Oder wie würden Sie es einschätzen?*

*A: Wüsst ich jetzt nicht, ich sehe das damals war das so. So wurde es gehandhabt, ob's richtig war oder falsch, das dritte Reich auch, ja. Für die Leute, wo im dritten Reich gelebt haben, war das richtig, was sie taten. Im Nachhinein sind sie dafür bestraft worden, ja, aber zu der Zeit oder im Kaiserreich, das sieht man ja weltweit, in den Ländern sind die Gesetze unterschiedlich. Da wirst du eingesperrt für irgendwas, und wenn's nur eine Aussage ist oder was, wo im anderen Land frei ist. Und in der Zeit war damals eben – die Methode war so. Richtig war's nicht, aber die wussten das anscheinend auch nicht besser. So denk ich mir das, ja, so wie ich das mit meinen Eltern erleben und ertragen musste. (Mann, 1950er Jahre)*

Während dieser Mann die finanzielle Entschädigungsleistung eher als Geschenk ansieht, weil er die Misshandlungen vor allem dem damaligen Zeitgeist zurechnet, gibt es andere, für die eine Entschädigung nur der Ausgleich für das erlittene Unrecht bzw. wie im folgenden Beispiel für die vorenthaltenen Löhne ist.

*A: Also das ging nur mit Kinderarbeit. Das Ganze setzt sich ja fort in den Bügelstuben, in der Küche, in allem! Und dafür ist natürlich dieser Betrag eine Anerkennung, aber natürlich kein Ausgleich. Dieser Ausgleich hätte aber da, das hab' ich auch in XY ganz, ganz deutlich zur Sprache gebracht, von den Einrichtungen erbracht werden, die das verschuldet haben. Das war da in meinem Fall die die Kirche.*

*Und das hab' ich denen da vorgerechnet, weil ich wusste genau, was kommt. Die haben g'sagt, ja, sie haben ja in diesen Fonds eingezahlt. Hab' ich g'sagt, ja, und wie viel? Hab' ich g'sagt: das meiste hat der Staat eingezahlt, nicht Sie!*

*I: Können Sie das noch genauer erläutern?*

*A: Das ist ein Kleckerlesbetrag, was hier eingezahlt ..., die katholische und die evangelische Kirche. Aber Sie haben damit alles geschafft, was hier draußen ... Ich hab' mich [in meiner alten Einrichtung] an das Fenster gestellt, hab' g'sagt: Alles, was Sie hier haben, haben Sie auf dem Rücken der Heiminsassen aufgebaut, weil die Sie nämlich gar nichts gekostet haben! (Frau, 1950er Jahre)*

Wohingegen diese Klientin eine Entschädigung als normal und höchst überfällig ansieht, waren andere überrascht, dass es diese tatsächlich gibt.

*„Also die Dame [Berater\*in] war sehr einfühlsam, aber außer der Tatsache, dass man mir gesagt hat, ja, Sie sind ein Heimkind, meine Pflegemutter hat die [Nachweise] aufgehoben von den Kinderheimen, die hab ich mitgebracht. Und da hat sie gesagt, ja, sie glaubt mir das auch so. Da ich im Säuglingsheim war – mir wird jetzt erstmal die Dimension des Säuglingsheims – bewusst, bekommen Sie die höchste Entschädigungssumme. Sag ich, ja, okay. Was würden Sie denn – da es ja sachgebunden ist – was würden Sie denn brauchen? Sag ich, wie hoch ist es denn? Ich hab so gedacht, 200, 300 Euro, hab ich schon mit einer Getreidemühle – Getreidemühle wär was gewesen. Da sagt sie zu mir, 10.000 Euro. Also da sind mir dann schon die Tränen geflossen, weil ich einfach sehr glücklich war. Und da war sofort, ja, das, was ich wirklich brauche, womit ich auch glücklich bin, ein neues Auto. Ich hab meinen jetzigen den ich bitter abbezahlt habe, in gute Hände gegeben. Das war mein Wunsch. Und damit war das – sie hat dann aber gesagt, es kann bis zu einem Jahr dauern, bis das Geld ausgezahlt wird. Sag ich, kein Problem, ich kann warten, Vorfreude ist die schönste Freude, und das war der einzige Kontakt mit dieser Anlaufstelle.“ (Frau, 1950er Jahre)*

Hinter der Idee einer Entschädigungsleistung steht zunächst das wichtige Eingeständnis, dass durch die Zeit im Heim ein Schaden entstanden ist und die Frage geklärt werden muss, wer für den Schaden aufkommt. Es war die Leistung des RTH, dass er hier wichtige Debatten geführt und Vorentscheidungen getroffen hat, die nicht den Einzelnen in die Pflicht gesetzt haben sich mit dem jeweiligen Träger vor Ort zu einigen. Stattdessen wurde ein einheitliches Verfahren für die BRD West (und analog für die BRD-Ost) etabliert. Dieses basiert auf fünf Eckpunkten:

- Die finanziellen Mittel für den Fonds stammen von der öffentlichen Hand, den beiden Kirchen und ihren Wohlfahrtsverbänden.
- Es geht nicht um eine Schuldklärung (wer hat damals was getan?), sondern um eine Bewertung der Folgen (wie massiv sind die Folgen, unter denen das damalige Heimkind heute noch leidet).

- Es gibt einen Fondsteil für die erlittenen Folgen und einen für entgangene Rentenleistungen.
- Für die erlittenen Folgen gibt es einen Maximalbetrag von 10.000 €, aber keine Entschädigungsstufen.
- Es werden nicht Geld- sondern Sachleistungen erstattet, d.h. der/die Betroffene müssen (mit Unterstützung der Berater\*in) sich entscheiden, welche Sachleistung sie zur Linderung der Folgen nutzen wollen.

Vor allem die beiden zuletzt genannten Punkte haben zu massiven Debatten und bei einigen der ehemaligen Heimkinder zu entsprechenden Enttäuschungen geführt:

*„Ja, ich hätte mir gewünscht, dass ich mich nicht wie ein Bettler fühlen muss. Ich hab mich wie ein Bettler gefühlt. Ich bin misshandelt worden, ich musste arbeiten, ich hab Schläge bekommen, ich bin missbraucht worden, und dafür muss ich betteln, dass ich eine Entschädigung krieg! Und das ist doch nicht Sinn der Sache! Das ist das, was mich so wahnsinnig – unsere Regierung, die tun nur immer über unsere Köpfe hinweg alles machen, die versetzen sich gar nicht in die Kinder rein, die es damals gewesen sind. Und das sind sehr, sehr viele gewesen!“ (Frau, 1950er Jahre)*

Im Gefühl um Entschädigung betteln zu müssen, manifestiert sich der Verdacht auf erneute Formen der Diskriminierung ehemaliger Heimkinder. Da verwundert es nicht, dass die Betroffenen angesichts des Gefühls der Entmündigung auch nach kreativen Möglichkeiten gesucht haben, die Sachleistung sofort wieder in Geldleistungen umzuwandeln.

*„Ja. Das entmündigt uns erneut. Also ich hab z.B. den Leuten allen gesagt, habt ihr nicht irgendeinen Bruder, der ein Auto hat. Dann kauft euch vom Bruder das Auto und legt die Rechnung vor. Das durfte wirklich zum ganz großen Teil – dürften auf die Tour die Leute an Bargeld gekommen sein, was auch mit dem Bargeld schwierig ist.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Interessant ist, dass der gleiche Klient die Sachleistungen sowohl als entmündigend erlebt als auch die oben dem RTH zugeschriebene Begründung selbst verwendet, um zu erläutern, warum Sachleistungen möglicherweise doch den Geldleistungen vorzuziehen sind.

*„Das sind ja viele Leute, die Alkoholiker sind, die haben entweder kein Konto. Oder wenn sie ein Konto haben und haben plötzlich 10.000 Euro da drauf, so viel haben die nie in ihrem Leben gehabt. Ich hab mir viele Gedanken drüber gemacht – aber dass nicht die Leute plötzlich auf ihrem Konto 10.000 haben. Ich hab's miterlebt, was teilweise bei dem – ein Teil hat dieses Geld gekriegt, da muss ich heute sagen, es wär besser, die hätten das Geld nicht gekriegt. Weil alle Alkoholiker drum herum sind eingeladen worden, und die Leute sind noch kränker geworden. Also diese ganze Geschichte ging einfach so ohne jede Überlegung los. Das war nicht gut.“ (Mann, 1940er Jahre)*

### **Einschätzung durch die Expert\*innen**

Die meisten der befragten Expert\*innen sehen im Nachhinein diese Prioritätensetzung kritisch. Zwei Gründe werden meistens genannt: Zum einen verweisen die Expert\*innen auf

das falsche Signal, das von dieser Prioritätensetzung ausgeht. Zweitens sehen sie das mit den Sachleistungen verbundene Verfahren als bürokratische Fehlentwicklung:

*„Bei den Sachleistungen – **das war gut gemeint**, wirklich, zu sagen: Man zahlt vieles oder praktisch alles, was sich irgendwie als Erleichterung noch mit Bezug auf das damalige Leben und leider dann auch das Leid im Heim beziehen lässt, ne?; oder was für einen oder eine Betroffene eine Erleichterung darstellt oder eine Unterstützung oder irgendwie eine Form von Wiedergutmachung darstellt. Das war ja individuell sehr unterschiedlich. Das hat es aber im Vollzug auch sehr schwer gemacht, weil wirklich jedes Einzelteil, was da beantragt wurde, ob das nun eine Matratze war oder ein Kaminofen oder was auch immer, im Einzelnen beantragt werden musste, im Einzelnen abgerechnet werden musste, mit vorheriger Kostenzusage und Verwendungsnachweis und Sonstiges ... Dieser Verwaltungsmoloch, der sich da reingezogen hat, der hat ja einmal die Anlauf- und Beratungsstelle belastet, weil die eigentlich, sagen wir mal, eben bei uns nicht als Verwaltungsstelle konzipiert war. Aber sie hat vor allem die Betroffenen auch belastet.“ (Expert\*in)*

Wie der „Verwaltungsmoloch“ funktioniert hat, kann sehr schön an zwei Beispielen gezeigt werden, die uns geschildert wurden:

*A: Oh ja. Ganz großes Thema waren also jetzt mal wirklich ein ganz kleines Beispiel die Inspektionskosten beim Auto. Die Regel lautete laufende Kosten können aus Fondleistungen nicht übernommen werden, genauso wie Kosten, die der täglichen Lebensführung dienen, ein KFZ auf der anderen Seite aber schon. Und da gab's sehr viel Unverständnis, warum Inspektionskosten nicht, weil wir hatten zumindest auch erreicht, dass der TÜV übernommen wird, weil wir da gesagt haben, na ja gut, also ein Auto macht ja nur Sinn, wenn man's fahren kann und um zu fahren, braucht man einen TÜV. Und damit ist das die Voraussetzung dafür, dass dieser Bedarf auch wirklich bedient werden kann. Bei der Inspektion war dann die Argumentation, ah, braucht man ja nicht unbedingt zu machen. Das ist ja mehr so Pflege und Wartung. Wo man sagt, na ja, aber es verlängert schon die Lebenszeit eines Autos, wenn ich da jetzt regelmäßig draufgucke und repariere. Ja, man kann auch reparieren, wenn was kaputt ist.*

*I: Das erinnert mich an ein anderes Beispiel, was ich gehört hab, mit den All-Inclusive-Reisen.*

*A: Genau, genau. Man durfte All-Inclusive-Reisen machen, das ist ja das Groteske, All-Inclusive-Pakete sind oft bei Reiseveranstaltern so gestrickt, dass die Marge, die auf Verpflegung entfällt, nicht gesondert ausgewiesen ist. Das ist einfach ein Paketpreis. Und wenn das so aufgestellt ist, kann man's bezahlen, inklusive All-Inclusive. Sobald aber irgendwie aufgeführt ist, die Halbpension kostet so und so viel am Tag, wird das rausgerechnet und ist nicht förderfähig. (Expert\*in)*

Hinzu kam, dass es zwar wiederkehrende Beispiele gab, aber letztlich doch sehr viel im Einzelfall anders war, wie die folgende Expertin beklagt:

*A: Jeder Einzelfall ist was völlig anderes. Man muss sich auch immer wieder neu einlassen, und in jedem Einzelfall ergeben sich auf einmal Fallkonstellationen, wo man denkt, hm. Also z.B. auch ich als Juristin habe mir vor den Fonds nicht ausmalen können, in wie vielen verschiedenen Arten und Weisen man eine Rechnung stellen kann. Also man sitzt immer wieder da und denkt, hä? (lacht) Und sucht sich irgendwie aus diesem Dokument zusammen, hab ich eigentlich alles, was ich brauche. Und das kam immer wieder, und dadurch war man auch immer im Kontakt. Also es kam auch, ich hab hier was, ich schick's Ihnen mal. Und dann hat man's irgendwie aufs Fax gelegt und angeschaut und gemeinsam am Telefon überlegt, passt das jetzt, passt das nicht, brauchen wir was anderes und wenn ja, was. So. Also nee, kann ich nicht sagen. Der Beratungsbedarf war eigentlich immer da*

*I: Wäre es angesichts der genannten Belastungen nicht einfacher gewesen, einfach wirklich Geldzahlungen zu leisten?*

*A: Meine ich ja auch. Also im Nachhinein würde ich sagen ja – allerdings auch im Wissen darum, dass die, ich glaube, ehrlich gesagt, dass pauschale Geldzahlungen noch weniger zum Gefühl des **inneren Friedens** beitragen als vielleicht dann diese Sachleistung. (Expert\*in)*

Dieses Interviewzitat verweist auf ein Dilemma. Einerseits hätte man, um der Gefahr erneuter Kränkung und Demütigung zu entgehen, und aus Respekt vor den mündigen ehemaligen Heimbewohnern, besser Geld statt Sachleistungen gegeben. Zugleich gibt es auch gute Gründe dafür, dass die Sachleistungen mit dem Blick auf die Folgen oft effektiver und hilfreicher waren als eine Geldsumme, die einfach nur aufs Konto überwiesen wird.

*„Wo setzen wir eigentlich an? Setzen wir beim damaligen Schaden an oder setzen wir beim heutigen Folgeschaden an? Man hat sich dann aus guten Gründen für den Folgeschaden entschieden, weil man eben gesagt hat, so ist ein niedrigschwelliges System überhaupt erst möglich, weil man dann eben nicht den Nachweis über den damaligen Schaden bringen muss, was ja einfach auch nicht möglich gewesen wären. Und aus diesen ganzen Überlegungen heraus hat man sich dann wohl für so ein, ja, letztendlich de facto so eine Mischung aus einer Entschädigung und einem Schadensausgleich irgendwie entschieden und hatte wohl auch die Überlegung, dass eine Sachleistung, die konkret an dem Folgeschaden anknüpft, den Betroffenen eben selbst zugutekommt. Das war ein ganz wichtiger Punkt, dass es eben Dinge sind, die wirklich auch dem Betroffenen selbst zugutekommen sollen und nicht irgendwelchen Dritten und nicht von Dritten sozusagen vereinnahmt werden können, was ja bei Geld schnell passieren kann. Das waren so die Überlegungen letztendlich, soweit ich das weiß.“ (Expert\*in)*

### 9.3 WIEDERGUTMACHUNG

*„Der Ansatz dieses Fonds ist für eine gewisse, ja, innere Befriedung auch zu sorgen, den Leuten irgendwie – jetzt sag‘ ich’s mal hochtrabend – Gerechtigkeit wieder zukommen zu lassen und auch ihnen zu helfen, die Probleme, die sie aus der damaligen Zeit noch mit sich herumtragen, irgendwie selber besser bewältigen zu können.“ (Expert\*in)*

*„Ich glaube, es hat sich dann irgendwann auch so die Erkenntnis durchgesetzt, dass diese Form der Aufarbeitung und auch ein Stück weit Wiedergutmachung ist. Der Versuch der Wiedergutmachung auf diesem Wege, ich sag‘ mal, allerdings ohnehin nie zu dem Ergebnis führen wird, dass man das sagt, man hätte das Thema wirklich abgearbeitet.“ (Expert\*in)*

Beide Aussagen der befragten Expert\*innen zielen auf das Ziel des Fonds und benutzen dabei normativ hoch aufgeladene Begriffe: „Innerer Friede“, „Gerechtigkeit“, „Wiedergutmachung“. In beiden Zitaten schwingt aber auch mit, dass diese Ziele eigentlich nicht erreichbar sind. Im Vergleich zu den bereits diskutierten Begriffen der Anerkennung und der Entschädigung ist der Begriff der „**Wiedergutmachung**“ schillernder. Im Duden wird dies übersetzt mit „etwas, was jemand versäumt, verschuldet hat, besonders einen Schaden, den jemand ange richtet hat, wieder ausgleichen“.<sup>106</sup> Diese vergleichsweise nüchterne Umschreibung trifft den Anlass und das Ziel des Heimkinderfonds ziemlich gut, während das Wortpaar „wieder gut“

---

<sup>106</sup> <https://www.duden.de/suchen/dudenonline/wiedergutmachen>

etwas beschreibt, was in den Augen der meisten (Betroffene, Expert\*innen) nicht möglich ist.

Dieses Spannungsverhältnis, das mit dem Begriff Wiedergutmachen verbunden ist, kann man sich gut an seinen Bedeutungsvarianten und Synonymen vor Augen führen. Es findet sich darunter ebenso die bereits diskutierte Bedeutung des „**Entschädigens**“ (abfinden, abgelden, zurückzahlen,...) wie auch die Bedeutung des „**Regelns**“ (klären, klarstellen, korrigieren). Hier kann man sagen, dass der RTH und der Fonds Heimerziehung viel erreicht haben. Dies betrifft vor allem die Entlarvung der häufig geäußerten These, ein Großteil der Taten wäre dem Zeitgeist und damit in den 40er bis 60er Jahren noch legitimen Erziehungspraktiken, geschuldet gewesen. Mit den Diskussionen und Entscheidungen, und natürlich vor allem dem Fakt des Fonds, erfolgte die notwendige Klarstellung und Korrektur. So zeigt der Bericht des Runden Tisches (Vergleich auch Kapitel 3) eine

*„[...] weitgehende Beschreibung von erheblichen, das damalige System der Heimerziehung betreffenden Grundrechtsverletzungen, insbesondere das Recht auf Gehör, auf persönliche Freiheit, auf körperliche Unversehrtheit, auf das für Strafen und erzwungene Arbeit geltende Übermaßverbot des Rechtsstaatsprinzips.“ (Schruth 2011, S. 4)*

Problematischer wird es mit einer weiteren Bedeutung. Als Synonym für Wiedergutmachen gilt auch der Begriff des „**Aufhebens**“ (kompensieren, neutralisieren, ausbügeln, bereinigen, reinen Tisch machen).

*„Ich sag ja, das ist sehr schwer, weil man hat doch irgendwie ein schlechtes Gefühl dabei, Man weiß, du kriegst zwar jetzt irgendwas, Wiedergutmachung hat für mich eine große Bedeutung, das kann man sehen, wie man mag, weil wie gesagt, Wiedergutmachung heißt ja nicht, dass das alles vom Tisch ist, ja. Drum sag ich, es ist schön, dass was gemacht worden ist und andererseits, es gäbe, glaub ich, noch X-Tausend Leute, die noch irgendwas bekommen müssten— wo ihnen noch was zusteht.“ (Mann, 1950er Jahre)*

Dieser Klient verspürt fast ein schlechtes Gewissen, weil er etwas bekommen hat und Teile eines Wiedergutmachens erlebt hat, zugleich aber weiß, dass es vielen anderen verwehrt blieb.

Eine weitere, für unser Thema interessante, Bedeutungsvariante für „Wiedergutmachen“ ist die des „**Sühnens**“ (büßen, eine Strafe erleiden, Schuld begleichen). In der Tat finden wir diese Aspekte in vielen Aussagen der interviewten Klient\*innen wieder. Dabei bleibt es ein Problem, dass nahezu alle Taten verjährt sind und die eigentlich verantwortlichen Täter und Institutionen nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden können.<sup>107</sup> Auch die nachvollziehbare Entscheidung, statt der Schadensursache die Folgeschäden in den Blick zu nehmen, vernebelt den Blick auf Täter und verantwortungslose Institutionen. Der Experte Peter

---

<sup>107</sup> Es ist auffällig, dass viele Konstellationen im Missbrauchsgebiet (vor allem bei sexualisierter Gewalt) erst dann öffentlich wurden, als die Verjährungsfristen die Täter schützten.



Schruth hatte noch 2011 die Hoffnung formuliert, dass es trotzdem zu einer Verknüpfung kommt und dass es möglich wird, für Folgeschäden Rentenleistungen zu erhalten.

*„Der Ausgangspunkt der im Abschlussbericht dargestellten Lösungsvorschläge zur materiellen Rehabilitation ehemaliger Heimkinder sind nicht die dargestellten Rechtsverletzungen, also nicht die zurückliegende Schadensursache, sondern sind die heute bestehenden Beeinträchtigungen, die die Heimerziehung (wahrscheinlich) verursacht hat. Ich habe mich am RTH auf diesen Schritt weg von der Schadensursache hin zum Folgeschaden eingelassen, weil ich – abseits der schwierigen nicht konsensfähigen systematischen Unrechtsdebatte – dachte, dass jeder Folgeschaden mit dem persönlich erlebten/erlittenen Unrecht in der Heimerziehung untrennbar verknüpft ist. Und weil das so ist, so war es mir möglich zu denken, dass es mit einer minimalisierten Nachweispflicht dieser Folgeschäden für die ehemaligen Heimkinder dann folgerichtig ist, neben den aktuellen persönlichen Hilfen (Beratung, Akteneinsicht, Vermittlung in geeignete Therapien, Altenhilfe etc.) auch (indirekt unrechtsbezogen) als materielle Anerkennung die angesprochene Rente aus einem Fonds/einer Stiftung zu gewähren.“ (Schruth 2011, S. 12)*

Rentenersatzleistungen gab es nur unter bestimmten Bedingungen für geleistete erzwungene Arbeit ab 14 Jahren. Ob ein Öffentlichkeitseffekt<sup>108</sup> eingetreten ist, der neben der Anerkennung und Entschädigung auf individueller Ebene auch ausreichend das Versagen der Institutionen und die Schuld der Täter angemessen thematisiert hat, muss sich noch weisen. Neben beeindruckenden Tagungen und auch politisch hoch besetzten Veranstaltung (beispielsweise des Bayerischen Landtags,...) gibt es doch auch die Sorge, dass das Thema zu wenig in der Öffentlichkeit vorgekommen ist<sup>109</sup> und bald wieder völlig von der Bühne der öffentlichen Wahrnehmung verschwinden wird.

*„Ich nehm halt die Leute um mich herum wahr. Das wird kurz aufgenommen, und dann ist das schon wieder vergessen, ja. Da tragen auch leider unsere Medien mit bei. Die haben gerade, was unser Thema anbelangt, eine ganz große Mitschuld.“ (Frau, 1960er Jahre)*

---

<sup>108</sup> Die Öffentlichkeitsarbeit ist ein umstrittener Punkt. Neben Einschätzungen, dass vergleichsweise viel unternommen wurden gibt es auch andere Einschätzungen, wie die einer Berater\*in: „Was für mich so ein ganz wichtiger Prozess war, war als wir Ende 2014, also kurz vor Ende der Anmeldefrist endlich Öffentlichkeitsarbeit machen durften, also Werbung (für den Fonds) machen durften von uns aus. Da haben wir auch eine irre Aktion gestartet, ich weiß nicht mehr, wie viel Werbung wir da verschickt haben, ich glaub, 1.000 Briefumschläge mit Infomaterial an alle möglichen verschiedenen Einrichtungen. Und ich war da immer sehr dafür, dass man auch die Obdachlosenhilfe nicht vergisst. Weil ich glaub, dass da viele – also viele Heimkinder einfach in die Obdachlosigkeit dann geraten sind. Also das war für mich so ein total wichtiger Schritt, dass wir das endlich durften und dass wir das dann auch so gemacht haben. Und da kam ja auch richtig viel.“

<sup>109</sup> Dies gilt auch für die Entstigmatisierung der Heimbiographie. Auf die Frage, ob ihm die Diskussion um den Fonds Heimerziehung geholfen habe öffentlicher über seine Heimbiographie zu reden, sagt der Interviewpartner: „Nein, im Gegenteil. Ich hab einen Bekannten z.B., der hat mir mal erklärt, ich sag niemandem, dass ich ihm Heim war. Der war noch länger im Heim, der war nämlich schon als Säugling im Heim. Den haben sie irgendwo aufgefunden, was weiß ich, und der hat gesagt, er erzählt es nicht, weil dann du diskriminiert wirst. Dann heißt es, ah ja, der, der war ja im Heim.“ (Frau, 1940er Jahre)

Die Sorge gilt hier der Befürchtung, dass die erlittenen Gewalterfahrungen das Stigma weiter vergrößern. Auch in anderen Interviews überwiegt die Skepsis. Ein Beispiel: „Ich hab immer den Eindruck, dass die Leute, die eigentlich davon nicht betroffen sind, davon auch nichts hören wollen. Im Gegenteil, ich glaube eher, und da gebe ich dem Bekannten recht von mir, der sagt, du wirst dann als minderwertig bezeichnet. Da hast du so einen Touch. Und das ist so eine Sache. Den kriegen Sie. Und deswegen hat der nie was gesagt, das hätte seiner beruflichen Laufbahn geschadet, hat er gesagt.“ (Frau, 1940er Jahre)

Deswegen war es ehemaligen Heimkindern und ihren Interessenvertretern immer wichtig, dass neben Geld (Entschädigung) und öffentlicher Debatte zumindest ein öffentliches Eingestehen des institutionellen Versagens und eine Entschuldigung der konkret Verantwortlichen (Schuldbekennnis, büßen) erfolgt.

*„Sie wollten mit Verantwortlichen sprechen, nicht mit kleinen Referenten. Mit Bischöfen, also höchstens noch so ein Caritas Direktor oder sowas. Weil die sich entschuldigen sollen – da ging’s dann auch so um das Thema Wertschätzung.“ (Expert\*in)*

Eine bestimmte Praxis der Wiedergutmachung, die vor allem im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch immer häufiger Anwendung findet, macht es erforderlich, dass vor der Entschuldigung noch einmal ausführliche Gespräche (Anhörungen) erfolgen. Man könnte sagen, dass in diesen auch die höchsten Verantwortlichen mit dem individuellen Leid der Opfer konfrontiert werden, bevor sie sich für das Versagen ihrer Institution zu entschuldigen haben.

Zusammenfassend kann man sagen, dass gerade am Begriff des Wiedergutmachens zu erkennen ist, dass viel erreicht wurde und doch auch einiges offengeblieben ist. Und man kann auch an unserer Evaluation sehen, was vermutlich für die gesamte Bundesrepublik gilt: Es gibt große Unterschiede zwischen den einzelnen Betroffenengruppen.

*„Dann gibt’s aber natürlich auch einen Teil, die sagen, das, was mir passiert ist, da kann man machen, was man will, es wird keine Wiedergutmachung geben. Und was sich schon als Linie durchzieht: Gerade diejenigen, die in sehr prekärer, auch materieller und finanzieller Lebenssituation sind, die die Erwartung hatten, dass sie eine dauerhafte Rente oder eine dauerhafte Verbesserung ihrer Lebenssituation bekommen, die empfinden das in Teilen eben nicht als Wiedergutmachung, sondern sagen, das ist ein Tropfen auf den heißen Stein; oder: Ich hab’ jetzt mir zwar Sachen anschaffen können, aber die Existenzangst, im Alter arm zu sein oder bei der nächsten Anschaffung wieder vor einem Riesenarmutsrisiko zu stehen, das bleibt. Und deswegen empfinden die es nicht so.“ (Expert\*in)*

Wir finden, je nach Erwartungshaltung, deutliche Divergenzen. Für ganz viele war der wichtigste Teil überhaupt erzählen zu können, auf jemand zu stoßen, der Zeit hat und zuhört. Dies wurde bereits als Anerkennung und als Teil der Wiedergutmachung empfunden. Dann gibt es aber natürlich auch einen Teil derjenigen, die sagen, das, was mir passiert ist, da kann man machen, was man will, es wird keine Wiedergutmachung geben. Es gilt dies besonders für jene, die als die angemessene Unterstützung oder Wiedergutmachung eine Rentenerhöhung bzw. eine Art Opferrente als dauerhafte materielle Hilfe erwartet hätten bzw. auch darum gekämpft hatten.

Eine solche gemischte Bilanz findet sich ebenfalls in einem Befragungsergebnis repräsentiert. Hier wurde erfasst, ob „man eine Wiedergutmachung für das, was passiert ist empfinde“. Hier haben 53,8% dieser, bereits vorsichtig formulierten, Frage zur Wiedergutmachung zugestimmt, 33,3% sehen teilweise Wirkungen und 13,0% verneinen eine Wiedergutmachung.

## 9.4 LERNEN AUS DER VERGANGENHEIT

Ein sehr wichtiger Teil jeglicher Aufarbeitung ist, dass man aus den Fehlern und dem Unrecht der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft lernt. Es war einer Reihe der interviewten ehemaligen Heimkinder ein besonderes Anliegen, dass sie mit dem Interview dazu beitragen können, dass so etwas sich nicht wiederholt.

*„Für mich steht nicht im Vordergrund die Sensation oder das Furchtbare, nennen wir mal Boulevard, sondern die viele Kinder heute. Hoffentlich können wir denen mit unseren Berichten helfen. Und wenn jetzt durch den Bericht, den sie aufgrund der Interviews schreiben nur das Unrecht an zwei Kinder in einem ganzen Jahr verhindert wird, d.h. denen so etwas wie mir nicht passiert, dann hat sich das Ganze schon gelohnt für meine Begriffe.“ (Mann, 1940er Jahre)*

Auch die Expert\*innen sehen dies ähnlich. Zwei Beispiele:

*„Des Weiteren spielt die Vermeidung der Wiederholung dieses (gesellschaftlich verursachten) Leids in der gegenwärtigen und zukünftigen stationären Erziehungs- und Eingliederungshilfe sowie psychiatrischen Versorgung für Kinder und Jugendliche eine zentrale Rolle.“ (Schruth 2011, S. 10)*

*„Es ist heute vieles anders, wir haben auch schon gelernt, aber das hört nie auf. Und man kann immer noch was daraus lernen, und ich glaube, eines, was man daraus lernen muss, ist auch, die Strukturen, die wir heute haben, nicht hinzustellen und zu sagen: Das ist es jetzt, sondern immer wieder zu überprüfen, und zwar, in dem Fall jetzt ganz wichtig, mit Einbindung der dort lebenden Kinder und Jugendlichen.“ (Expert\*in)*

Dies gilt natürlich im Besonderen für das **Lernfeld stationäre Jugendhilfe und das Thema Prävention**. Hier wird in den Interviews festgestellt, dass sich in den letzten 30-50 Jahren viel geändert hat.<sup>110</sup>

*„Wir haben inzwischen funktionierende Heimaufsichten. Wir haben seit 1990 ein neues Sozialgesetzbuch mit diversen Anpassungen, gerade im Kinderschutz, und wir haben entwickelte Mitbestimmungs-, Partizipationsstrukturen. Wenn man aber genauer hinschaut, ist manches ja durchaus noch entwicklungsbedürftig.“ (Expert\*in)*

Dennoch ist die Vergangenheit als Lernfeld interessant, weil sie hilft, die Entwicklungen in Hinblick auf die fundamentalen Fehler, die nach 1945 gemacht wurden, zu bewerten. In den Interviews mit den Expert\*innen gibt es eine Reihe von Beispielen, an denen man das verdeutlichen kann.

---

<sup>110</sup> Es braucht vor allem auch in der stationären Kinder- und Jugendhilfe weitere Reflexionsprozesse. Das Pendant zur falschen Haltung „Die Taten waren der Zeit geschuldet“ ist ebenso eine falsche Einstellung wie „Heute ist alles anders, da kann man nichts übertragen.“

Marion Moos, die für das ISM auch die bundesdeutsche Evaluation des Heimkinderfonds durchgeführt hat, erinnert sich:

*"Wir hatten einen Workshop mit den Betroffenen hier im Rahmen der Evaluation zum Fonds Heimerziehung. Der war freitags und wir hatten dann samstags eine Beteiligungswerkstatt, wo für Rheinland-Pfalz einmal im Jahr Jugendliche zusammenkommen, die heute in der Heimerziehung betreut werden. Und es gab einen Moment am Samstag, da hab ich so eine Gänsehaut gespürt, weil am Freitag hatte ein betroffener Ehemaliger ausführlich über seine Übergangssituation nach dem Heim berichtet: Wie war seine Situation, als er aus dem Heim rauskam, wie ging's ihm da? Was ist ihm an die Hand gegeben worden? Das ist quasi von einem heutigen Jugendlichen einen Tag später zwar mit anderen Worten, aber vom Phänomen her, fast eins zu eins wieder benannt worden; wo ich dachte, ja, da liegen so viele Jahre dazwischen, und trotzdem sind wir fachlich an dem Punkt nicht so viel weiter."*

Sie nimmt Bezug zur Care Leaver Thematik, die erst seit wenigen Jahren eine fachpolitische Aufmerksamkeit gewonnen hat. Die Parallelen von heute zur Heimzeit zwischen 1949 und 1975 sind offensichtlich. Damals wie heute sind die Jugendlichen nach der Entlassung aus der stationären Unterbringung weitgehend auf sich gestellt, obwohl ihre Eltern als Ressource meist ausfallen.<sup>111</sup>

Im zweiten Beispiel erinnert sich ein/e Expert\*in an eine Tagung zu den Konsequenzen aus der Aufarbeitung der Heimerziehung 1949 bis 1975. Einerseits war es schwierig einen solchen zu organisieren.

*„Und also es hat lange gedauert, bis es jetzt gelungen ist, zumindest mal einen Fachtag auf Seiten der freien Träger zu organisieren. Ich schätz, so 70, 80 Teilnehmer werden da gewesen sein, und wo man aber dann auch das Gefühl hatte, also auch die Teilnehmer dafür zu gewinnen, war jetzt offenbar nicht ganz so einfach. Und ich glaub, also auch wenn es nicht so offen ausgesprochen wurde, ist doch der eine oder andere heimgegangen und hat sich gefragt, also ist das mit der Partizipation so toll bei uns geregelt? Haben wir vielleicht nicht nur ein formales Gremium Heimrat? Würde dieser in seiner jetzigen Form tatsächlich erreichen, dass ein solches Unrecht aufgedeckt wird?“ (Expert\*in)*

Andererseits hat er/sie als Folge der Vorträge und Workshops eine gewisse Verunsicherung verspürt, ob die heutigen Partizipationsstrukturen wirklich schon so weit sind, dass sie helfen, Unrecht und Missbrauch wirklich rechtzeitig aufdecken bzw. verhindern können. Auch die im SGB VIII §45(2),3 seit einigen Jahren vorgeschriebenen einrichtungsinternen Beschwerdemöglichkeiten sind ein Baustein, müssen aber, so die Erfahrungen, durch externe Ombudsstellen ergänzt werden.

*„Für die jetzt stationär untergebrachten Kinder und Jugendliche soll zur Sicherung ihrer Grundrechte, ihres Kindeswohls die Heimaufsicht qualitativ verbessert und für die untergebrachten jungen Menschen unabhängige Beschwerdestellen im Sinne von partizipativer Ombudschaft in der Jugendhilfe geschaffen werden.“ (Schruth 2011, S. 5)*

---

<sup>111</sup> Zur Erinnerung: Nur 7% der ehemaligen Heimkinder haben angegeben, dass sie nach der Entlassung von ihren Eltern unterstützt wurden.

Der Begründung, dass sich die Zeiten so geändert haben, dass auch die Jugendlichen nicht wirklich vergleichbar seien, widerspricht eine/r der Expert\*innen heftig:

*„Also die früheren schwer Erziehbaren gibt’s heute natürlich auch, sie heißen nur anders Systemsprenger. Also wenn so ein Begriff mal existiert, das ist höchst bedenklich. Also da merk ich, da krieg ich, ich sag’s auf Bayrisch, einen dicken Hals und hab immer das Gefühl, ich müsst mich sehr stark querlegen bei diesem Begriff, weil’s natürlich auch eine Türe ist. Ein Jugendlicher, mit dem ich nicht so einfach klarkomme, relativ schnell zu sagen, Systemsprenger, Tür auf und weg in eine andere Einrichtung. Wir haben (auch) heute eine Tendenz bei den Fachkräften schnell die Schuld außen zu suchen: entweder die Rahmenbedingungen, oder die Jugendlichen werden immer schwieriger.“ (Expert\*in)*

Vor allem die Einbindung der Kinder und Jugendlichen ist ein zentraler Punkt, der darauf verweist, dass manche der in den Jahren von 1949 bis 1975 verübten Gewalt- und Missbrauchsformen auch heute noch relevant sind.

*„Also ich finde, grade dieses Thema und (stöhnt) –ich bin immer noch auch nach den Jahren fassungslos, wie weit es hat kommen können, dass Schutzbefohlene derartig – ah! (stöhnt) behandelt werden, ich find, da kann man gar nicht genug drüber reden. Das ist sowas wie das Dritte Reich, da muss man immer – das ist ja ein Stück weit eine Folge davon – da muss man immer weiter drüber reden, zumal man ja heutzutage auch noch sieht, es gibt immer wieder Situationen, in denen Kinder in Fürsorgeerziehung in irgendeiner Form Gewalt oder Missbrauch oder was auch immer ausgeliefert sind. Und ich finde, da muss man immer weiter sensibilisieren, also sowohl in der Gesellschaft als auch in den Einrichtungen, überall. Also da kann man nicht genug drüber reden.“ (Expert\*in)*

*„Dann die ganzen Fragen: Was heißt das für die heutige Heimerziehung?, von der Beteiligung, Beschwerde, Machtmissbrauch, Ombudsstrukturen, kreative Übergangsplanung. Auch die Ebene für andere Fonds, ja, unbürokratischer, mehr Freiheit in der Mittelverwendung, dass nicht so viel in die Bürokratie geht, sondern mehr noch bei den Betroffenen ankommt. Solche Sachen. So, ja, ein recht breiter Strauß.“ (Expert\*in)*

Ein weiteres Lernfeld sind die ehemaligen Heimkinder und ihre Betreuung. Es wäre ein kolossaler Fehler zu glauben, die Schuld sei getilgt und mit dem Abschluss des Fonds zum 31.12.2018 die Arbeit beendet. Zum einen, weil

*„...die Gefahr natürlich sehr groß (ist), dass, wenn es jetzt diese Institution Fonds und diese Institution Anlauf- und Beratungsstelle nicht mehr gibt, das Thema auch in Vergessenheit gerät.“ (Expert\*in)*

Eine Aufgabe nachfolgender Strukturen ist somit, eine funktionierende Erinnerungskultur und eine Umsetzung in präventive Konzepte und Strategien im stationären Bereich zu organisieren. Ein erstes Beispiel wäre die unmittelbare Arbeit nach Veröffentlichung der Abschlussberichte des Fonds und der wissenschaftlichen Begleitung.

*„Also ich denke, dass es zumindest in Bayern – und das würde sich vielleicht auch für andere Bundesländer eignen –, **dass man zumindest so was wie den Abschlussbericht auch noch mal in die entsprechenden Ausschüsse des Landtags bringt**, in dem Fall dann auch noch mit in den Gesundheitsausschuss, und das Thema präsent bringt. Es ist auch nicht nur ein Thema von Heimkinder Es darf auf keinen Fall verlorengehen, dass es sich lohnt. Es ist manchmal mühevoll, und es ist auch nicht immer ein einfacher Prozess, aber er lohnt sich, und zwar für beide Seiten: für die Betroffenen, denen Unrecht geschehen ist, aber auch für die Institutionen; und auch für die Institutionen, die das Thema vielleicht geerbt haben: weil es eine Chance ist zurückzuschauen, weil es eine Chance ist, Fehler zu erkennen, und auch eine Chance ist, daraus zu lernen.“  
(Expert\*in)*

Zum zweiten, weil auch in der Betreuung ehemaliger Heimkinder nach wie vor Aufgaben offen sind:

- Unterstützung im Alter. Viele der Heimkinder haben, wie beschrieben, beispielsweise große Ängste wieder in ein (Alten-)Heim zu müssen.
- Unterstützung bei individuellen und materiellen Notlagen.
- Beratung von ehemaligen Heimkindern, die sich noch nicht gemeldet haben und erst inzwischen auf diese Möglichkeit aufmerksam wurden.<sup>112</sup> Gerade in den letzten Monaten schienen die Zahlen wieder zu steigen.

Es ist eine Illusion zu glauben, dass die Aufarbeitung eines jahrzehntelangen Unrechts in einem definierten Zeitraum (hier sieben Jahre) abgeschlossen werden kann. Es gehört zur Verantwortungsübernahme, dass die ehemaligen Heimkinder nach dem 31.12.2018 nicht wieder alleine gelassen werden. Unseres Erachtens begründet ein Unrecht, wie jenes, das an vielen Heimkindern zwischen 1949 und 1975 begangen wurde, eine Fürsorgepflicht, die weit über das Ende des geförderten Fondszeitraums hinaus gehen muss.

Erfreulicherweise hat der Bayerische Landtag bereits fraktionsübergreifend eine Weiterführung der Anlaufstelle befürwortet.

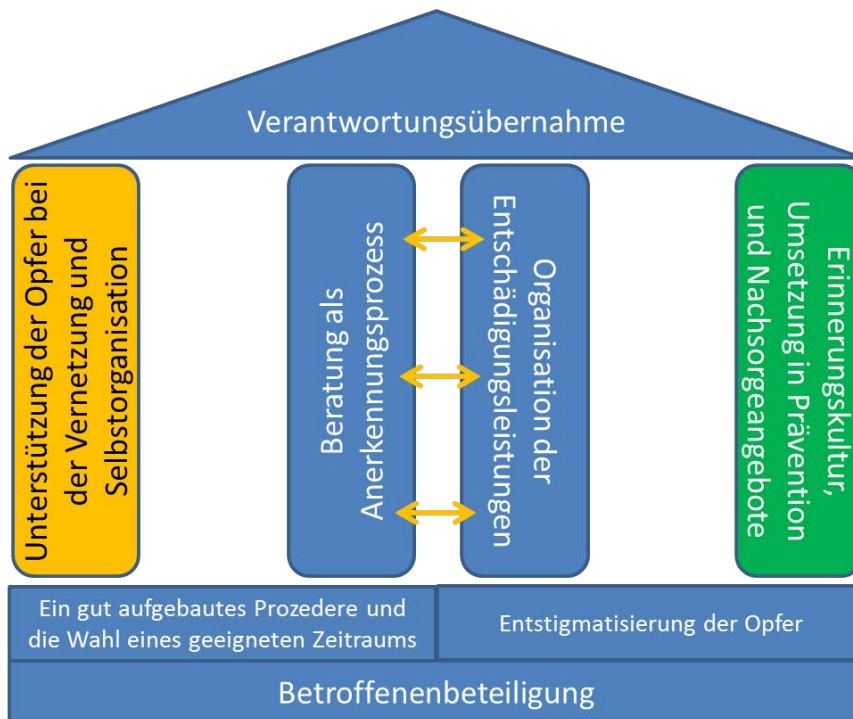
*„Wir haben im Bayerischen Landtag beschlossen, dass die Anlaufstelle auch weitergeführt werden soll, wenn der Fonds weitestgehend abgewickelt ist. Dies werden wir entsprechend begleiten.“ (Joachim Unterländer, CSU-MDL auf der Tagung „Aufarbeitung hält sich an kein Datum“ Nürnberg, 02.07.2018 – Erziehungsverbände arbeiten Heimerziehung in den Jahren von 1949 bis 1975 auf und ziehen Konsequenzen)*

---

<sup>112</sup> Die Abschlussveröffentlichung der Anlaufstellen und die Evaluationsberichte werden dazu beitragen.

## 9.5 EMPFEHLUNGEN ZUR AUFARBEITUNG UND ANERKENNUNGSKULTUR

Aus den Erfahrungen des Fonds Heimerziehung und der bayerischen Anlaufstelle lassen sich folgende Eckpunkte einer sinnvollen Aufarbeitungs- und Anerkennungskultur formulieren



**Abbildung 20:** Eckpunkte einer Anerkennungs- und Aufarbeitungskultur

Die wichtigste Grundlage einer gelingenden Anerkennungskultur ist eine möglichst weitgehende Betroffenenbeteiligung. Am Beispiel des RTH kann man die Probleme erkennen, wenn dies nicht gelingt. An der Entwicklung der (hier bayerischen) Anlaufstelle sieht man umgekehrt einen durchgehend positiven Verlauf. Betroffene wurden von den ersten Überlegungen im Bayerischen Staatsministerium und im Bayerischen Landtag an einbezogen und waren dann an fast allen wichtigen strukturellen Entscheidungen (Beispiel bei den Fragen zentrale oder dezentrale Stelle, pädagogisch-psychologischer oder verwaltungsorientierter Schwerpunkt) beteiligt. Ein Beirat hat die Arbeit der Anlaufstelle und danach die wissenschaftliche Evaluation kontinuierlich begleitet.

Weitere Grundlagen sind ein **geklärter, sinnvoller Verfahrensablauf und die Wahl des richtigen Zeitpunkts und Zeitraums**. Beides gelang beim Fonds Heimerziehung, wie in den bisherigen Kapiteln beschrieben, nur eingeschränkt.

Deutlich besser fällt die Bilanz aus, wenn es um die **Entstigmatisierung der Opfer** geht. Diese ist deswegen von zentraler Bedeutung, weil sich die Opfer von Gewalt nur dann trauen sich zu melden und Teil des Aufarbeitungsprozesses zu werden, wenn sie keine Angst vor weite-

ren Stigmatisierungen haben. Hier hat der Runde Tisch wichtige Klärungen vorgenommen, Haltungen und auch Sprachregelungen entwickelt, die in die Haltung der Berater\*innen und das Beratungssetting eingeflossen sind. Die sehr guten Bewertungen der Berater\*innen und ihrer Herangehensweisen im individuellen Fall bestätigen die sowohl niedrigschwellige wie auch respektvolle, entstigmatisierende Beratungsarbeit.

Die zwei tragenden Säulen einer Aufarbeitung und Anerkennungskultur sind die **Art der Beratung** und die **Organisation der Entschädigungsleistungen**. Wir haben in unseren empirischen Erhebungen ein positives Feedback der Nutzer\*innen, dass sich nicht nur auf den menschlichen und empathischen Umgang bezieht, sondern auch auf den fachlichen Umgang mit den biographischen Erzählungen und der Aushandlung der Entschädigungsleistungen. Hier muss man vor allem die Zeit zwischen 2012 und 2014 besonders herausheben, weil die Kunst damals darin bestand, die unglücklichen und umständlichen Verfahrensregeln mit den Bedürfnissen der Nutzer\*innen in ein Passungsverhältnis zu bringen, ohne dass Frust und Enttäuschung das ganze Prozedere torpediert hätten. Nahezu alle Kriterien einer sachkompetenten und empathischen Beratung wurden erfüllt (siehe auch Kapitel 4). Auch die enge und klientenorientierte Zusammenarbeit mit den Geschäftsstellenstrukturen, die die finanzielle Entschädigung regeln und verwalten ist u.E. gut gelungen. Dagegen hat es über zwei Jahre gedauert, bis auch die Logik der Entschädigungszahlungen soweit geklärt und vereinfacht wurde, dass diese die Arbeit und Kommunikation der Anlaufstellen mit den Klient\*innen nicht mehr negativ belastet hat.

Wichtige Rahmenbedingungen vor, während und nach dem Anerkennungsprozesses sind noch

- Die **Unterstützung der Betroffenen bei ihrer Vernetzung und Selbstorganisation**. Ein ehrlich gemeinter Aufarbeitungsprozess passt die Nachfrage nicht an die zur Verfügung stehenden Mittel an. Dazu ist es sehr förderlich, wenn die Betroffenen gut vernetzt sind und eine funktionierende Selbstorganisation besteht. Wo dies nicht bereits der Fall ist, muss diese deshalb in der Anfangsphase aktiv unterstützt werden. Am Beispiel des Fonds Heimerziehung kann man zum einen sehen, wie wichtig gute Vernetzungen sind, da ein großer Teil der Nutzer\*innen auf informellen netzförmigen Wegen gewonnen wurde. Aktive Nutzer\*innen wurden auch stets unterstützt. Der Aufbau einer tragfähigen Selbstorganisation aber gelang trotz intensiver Bemühungen nicht.
- Für die Umsetzung danach braucht es eine Umsetzung in präventive Konzepte, die Etablierung einer Erinnerungskultur und eine funktionierende Nachsorge.



**Umsetzung in präventive Konzepte.** In den meisten Aufarbeitungsprozessen geht es auch um die Frage, wie man das Geschehene und oft aus heutiger Sicht unfassbare Unrecht vermeiden kann. Für den Fonds Heimerziehung geht es damit um Überlegungen zur Prävention für den stationären Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, wie er vor allem im §34 des SGB VII geregelt wird. Eine geplante Reflexion der Praxis in der stationären Jugendhilfe auf der Basis der Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder 1949 bis 1975 steht noch aus. Dies dem Lauf der Dinge zu überlassen, ist riskant. Wir plädieren hier für ein gesteuertes Verfahren.

**Erinnerungskultur.** Ziel sollte eine Kultur des aktiven, dynamischen Erinnerns sein, die verhindert, dass zum einen das Unrecht erneut vergessen wird und die zum anderen auch für spätere Generationen ein Lernen aus der Vergangenheit ermöglicht. Dazu braucht es Akteure, Konzepte und auch Ressourcen. Am Beispiel des Fonds Heimerziehung in Bayern kann man sagen, dass erste Schritte gegangen wurden (Ausstellung, Portraitbuch,...), ein Konzept aber noch aussteht.

**Nachsorge.** Aufarbeitungsprozesse sind nicht einfach abgeschlossen, weil definierte Fristen abgelaufen sind. Ein Aufarbeitungsprozess, der ohne ein Nachsorgekonzept endet, lässt die Betroffenen oftmals erneut alleine. Es steht zu befürchten, dass der Fonds Heimerziehung ohne eine geklärte und geförderte Nachsorgestruktur endet. Bayern könnte hier erfolgreich vorangehen, wenn die im Grunde genommen schon beschlossene Fortführung mit einem entsprechenden Konzept tatsächlich realisiert wird.

Alle diese „Säulen der Aufarbeitungsarbeit“ erfordern - quasi als Dach - eine **transparente und geklärte Verantwortungsübernahme** durch die Verantwortlichen. Zu dieser gehört u. E.:

- Ein klares Bekenntnis zur Schuld und Verantwortung, auch durch glaubwürdige Entschuldigungen.
- Eine Klärung auftretender Gerechtigkeitsfragen (Klärung von Schuld und rechtlichen Folgen, alle haben den gleichen Zugang zu Beratung und Entschädigung, akzeptable Entschädigungssummen, etc.).
- Der klare Wille zur Erforschung der Ursachen und Folgen.

Die Bilanz des Fonds Heimerziehung fällt zu diesem Kriterium daher zunächst positiv aus. Positiv, weil sich Politik und Ministerien (in Bayern) dieser Verantwortung in den letzten Jahren gestellt haben. Die Relativierung „zunächst“ steht hier, weil die Arbeit mit dem Ende des Fonds zum 31.12.2018 nicht beendet ist und sich erst danach erweisen muss, ob die oben skizzierten Aufgaben nach Ende des Fonds auch tatsächlich ausreichend unterstützt werden. Wie alternativlos dies ist, zeigt das folgende Statement von Stefanie Krüger (Bayerischer Bezirkstag, bis 2014 Leiterin des Bayerischen Landesjugendamts):

*„Beim Fonds Heimerziehung stand die Vergangenheitsbewältigung im Vordergrund. Darüber hinaus geht's aber auch um ein Lernen für die Zukunft und um die Sensibilität für aktuelle Vorgänge, die auch gesellschaftlich diskutiert werden müssen. Und das bringt eine Gesellschaft nicht um, sondern das lässt sie wachsen.“*

## 10 FAZIT UND EMPFEHLUNGEN

Die vorliegende Studie beinhaltet eine Evaluation der Arbeit der Anlauf- und Beratungsstelle (ABS) für ehemalige Heimkinder in Bayern am Zentrum Bayern für Familie und Soziales (ZBFS BLJA). Darüber hinaus ermöglicht diese Untersuchung vielfältige und umfassende Einsichten in die Lebensbedingungen in bayerischen Kinder- und Jugendheimen in den Jahren 1949 – 1975. Außerdem wird gezeigt, welche Folgen die Sozialisation im Heim für die ehemaligen Heimkinder im weiteren Lebenslauf hat.

Im Rahmen einer quantitativen Fragebogenerhebung konnten Informationen von 430 ehemaligen Heimkindern ausgewertet werden. Darüber hinaus berichteten 42 ehemalige Heimkinder in 40 ausführlichen Interviews über ihre Erfahrungen im Heim und mit der ABS. Qualitative Interviews mit zehn Berater\*innen und der Leitung der ABS und mit 13 einschlägigen Expert\*innen ergänzten die Datenerhebung.

### 10.1 EVALUATION DER ANLAUF- UND BERATUNGSSTELLE

In Folge eines jahrelangen, kontroversen und gesellschaftspolitisch bedeutsamen Prozesses wurden in allen Bundesländern Anlaufstellen für ehemalige Heimkinder ins Leben gerufen. Ihre Ursprünge reichen auf Initiativen ehemaliger Heimkinder zu Beginn der 2000er Jahre zurück, als die unerträglichen Zustände in der Heimerziehung der 1950er und 1960er Jahre endlich auch zum Gegenstand medialer Berichterstattung wurden. In weiterer Folge reichten ehemalige Heimkinder beim Deutschen Bundestag Petitionen ein, um eine breite gesellschaftliche Anerkennung des erlittenen Leids und entsprechende Entschädigungszahlungen als Ausgleich für die lebenslangen Folgen der Heimsozialisation zu erwirken. Unter erheblichen politischen Kontroversen wurde 2009 schließlich der Runde Tisch Heimerziehung ins Leben gerufen, der im Jahre 2010 unter anderem die Bereitstellung eines Entschädigungsfonds und in diesem Zusammenhang die Einrichtung von Anlauf- und Beratungsstellen in den einzelnen Bundesländern beschloss. Die hier vorliegende Untersuchung bezieht sich allein auf die in München lokalisierte Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder mit Wohnsitz in Bayern<sup>113</sup>.

**Die überwiegende Anzahl der Befragten äußerte sich positiv über die Arbeit der Anlauf- und Beratungsstelle.** Insbesondere die Sensibilität und das Einfühlungsvermögen der Mitarbeiter\*innen werden immer wieder deutlich anerkannt. Indem die ABS entgegen den Erwartungen der ehemaligen Heimkinder nicht als abweisende und bevormundende Behörde agierte, ermöglichte sie wichtige korrigierende Erfahrungen. Menschlichkeit und ehrliches

---

<sup>113</sup> Die Zuständigkeit bezieht sich auch auf solche ehemaligen Heimkinder, die aktuell im Ausland leben und deren erstes zuständiges Jugendamt sich damals in Bayern befand.

Interesse auf Seiten der Mitarbeiter\*innen sorgten auf Seiten der ehemaligen Heimkinder oft für ein unerwartetes Gefühl des Anerkannt-Werdens.

Die **Erwartungen** der ehemaligen Heimkinder<sup>114</sup> in Bezug auf die ABS bezogen sich überwiegend auf die Inanspruchnahme von Leistungen aus dem Hilfsfonds. Vielen ging es auch um ein nachträgliches Verstehen ihrer eigenen Herkunft, ihrer Kindheit und ihrer Identität. Einige davon auch mit Unterstützung durch die Einsicht in Akten aus ihrer Heimzeit. Eine kleine Gruppe äußerte auch ein Interesse an Kontakten zu anderen ehemaligen Heimkindern. In der Gesamtschau lassen sich die Erwartungen als eher niedrig, heterogen, tendenziell diffus und komplex bezeichnen. Die oftmals niedrige Ausprägung der Erwartungshaltungen war assoziiert mit einem vorauseilenden, generalisierten Misstrauen gegenüber Behörden im Allgemeinen. Die Heterogenität zeigt sich in der Unterschiedlichkeit der Hoffnungen und Intentionen, die mit der Inanspruchnahme der ABS verbunden waren. Von einer gewissen Diffusion der Erwartungen kann man deshalb sprechen, weil sich konkrete finanzielle Erwartungen zuweilen mit dem Bedürfnis nach Anerkennung und Gehört-Werden verbanden und im Beratungsprozess oft verschiedene Intentionen in unterschiedlicher Ausprägung und Prägnanz zum Tragen kamen. In diesem Zusammenhang manifestiert sich auch der komplexe Charakter der Erwartungshaltungen, der mit einer hohen Komplexität von Befürchtungen korrespondierte. Für viele war die Kontaktaufnahme mit der ABS mit der Überwindung erheblicher Schwellenängste verbunden, da die gedankliche Konfrontation mit der Heimzeit häufig mit starken emotionalen Belastungen einhergeht. Viele ehemalige Heimkinder bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Auseinandersetzung und Vermeidung: Einerseits liegt ihnen daran, die skandalösen Bedingungen in den Heimen zur Sprache zu bringen, andererseits birgt dies das Risiko beängstigender, nicht kontrollierbarer emotionaler Reaktionen. Letzteres führte lange Zeit zu ausgeprägten Abwehrreaktionen im Sinne eines Vermeidens von Gesprächen und Gedanken über die Heimzeit. Dies erklärt – neben der von vielen kritisierten mangelnden Öffentlichkeitsarbeit – die eingeschränkte Inanspruchnahme der ABS.

Viele ehemalige Heimkinder kritisieren vor allem die Auszahlungsmodalitäten im Zusammenhang mit dem **Hilfsfonds**: Die Notwendigkeit der finanziellen Vorleistung, der Zeitdruck und das Beibringen von Einzelbelegen wurden zum Teil als nicht leistbar, anstrengend und schikanös erlebt. Erhebliche Kritik wird auch an der Vorgabe geübt, dass Hilfen nur in Form von Sachleistungen gewährt wurden. Darin erkennen nicht wenige das vertraute Muster der Bevormundung, der Stigmatisierung und des Misstrauens gegenüber ehemaligen Heimkindern. Die Höhe der Leistungen aus dem Hilfsfonds (max. € 10.000.-) wird von vielen zwar einerseits als unmittelbar hilfreich wahrgenommen, andererseits handele es sich dabei bestenfalls um eine symbolische Geste, wenn man bedenkt, dass die durch die Heimerziehung

---

<sup>114</sup> Bezogen auf die 48% die explizite Erwartungen formuliert hatten.

verursachten Schädigungen mit einem solchen Betrag nicht annähernd abgegolten werden können. Insgesamt kann man jedoch auch sagen, dass die Höhe der Leistungen für die meisten keine zentrale Bedeutung hatte. Im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme von Rentenersatzleistungen wird häufig der Vorwurf geäußert, dass sich diese auf Arbeit bezieht, die ab dem 14. Lebensjahr geleistet wurde, während die oft jahrelange Kinderarbeit unberücksichtigt bleibt. Außerdem wird kritisiert, dass solche Leistungen nicht in Form einer pauschalen Rentenerhöhung gewährt wurden.

Angesichts der beschriebenen Kritikpunkte erfährt der Fonds insgesamt eine überraschend positive Bewertung. Ausschlaggebend dafür ist, dass die Mitarbeiter\*innen der ABS von der überwiegenden Mehrheit der ehemaligen Heimkinder als menschlich, unbürokratisch, empathisch und lösungsorientiert wahrgenommen werden. Viele der befragten ehemaligen Heimkinder erfuhren durch die Arbeit der ABS und durch die Leistungen aus dem Hilfsfonds eine spürbare Entlastung sowohl materieller als auch psychischer Art. In diesem Zusammenhang ist aber anzumerken, dass sich nicht wenige in ökonomisch und sozial prekären Lebensverhältnissen befinden, deren Ursprung in der Verweigerung von Bildungs- und Entwicklungschancen während der Heimzeit gesehen wird. Diese Gruppe ist in ihrer Gesamtbeurteilung der ABS etwas weniger positiv. Auch wird die positive Aufmerksamkeit auf Seiten der Mitarbeiter\*innen der ABS in der Regel nicht als Ausdruck einer gesellschaftlichen Veränderung, sondern als individuelle Erfahrung erlebt.

Die ehemaligen Heimkinder wurden auch mit **Blick auf die Zeit nach dem Ende des Fonds** befragt. Als vordringlichste Aufgaben für die nahe Zukunft werden genannt: (1) Verlängerung der Laufzeit des Hilfsfonds (da viele ehemaligen Heimkinder noch keine Kenntnis vom Fonds haben oder noch nicht dazu bereit sind, sich mit ihrer Vergangenheit zu konfrontieren), (2) Schaffung von Strukturen und institutionellen Settings, die es ehemaligen Heimkindern ermöglicht, ohne Ängste und Retraumatisierungen im Alter versorgt zu werden.

Es kann bilanziert werden, dass sich die zentrale Struktur der ABS und deren Schwerpunktsetzung auf psychosoziale Beratung insgesamt bewährt haben. Weitere Faktoren, die zum positiven Gesamtbild der ABS und des Fonds beigetragen haben, waren die Beteiligung ehemaliger Heimkinder am Beirat, die fraktionsübergreifende Unterstützung der ABS durch die bayerische Landespolitik sowie das Selbstverständnis der an der Umsetzung beteiligten Akteure des Fonds und der Anlaufstelle als lernendes System.

## 10.2 LEBENSBEDINGUNGEN IN DEN HEIMEN

Ein überwiegender Teil der befragten ehemaligen Heimkinder war in den Heimen vielfältigen Formen von Gewalt ausgesetzt. 82,5% berichten von selbst erlittener oder beobachteter körperlicher Gewalt; mehr als ein Drittel (36,4%) hat in den Heimen sexuellen Missbrauch/sexuelle Übergriffe selbst erlebt oder beobachtet; knapp drei Viertel der ehemaligen Heimkinder (71,6%) mussten psychische Gewalt erleiden oder bei anderen beobachten. Mehr Männer als Frauen berichten, dass sie als Kind von sexualisierter Gewalt im Heim betroffen waren.

Die Befunde liefern einen überzeugenden empirischen Beleg für das Vorliegen institutioneller Gewaltkulturen: Die meisten Gewaltbetroffenen berichten, dass sie im Heim mehr als eine Gewaltform erlebt haben, d.h. zum Beispiel, dass diejenigen, die sexualisierte Gewalt erlitten, zusätzlich auch noch körperlicher und/oder psychischer Gewalt ausgesetzt waren.

Neben der Häufigkeit der Gewalthandlungen fällt insbesondere deren Intensität und Dauer auf. Die vorliegenden Befunde zeigen, dass Mädchen und Jungen wiederholte und lang andauernde schwerste Misshandlungen ertragen mussten: Prügel, Herumschleudern, Knien auf Holzscheiten, Stundenlanges Stehen, Einsperren, Essenszwang (z.B. Erbrochenes essen), schwerer sexueller Missbrauch, usw...

Vor allem jene, die bereits als Kleinkind in Heimen untergebracht wurden, waren besonders gefährdet. Sie sind in der Gruppe jener ehemaligen Heimkinder, die bis heute als besonders belastet gelten müssen, überdurchschnittlich häufig vertreten.

Der Alltag im Heim war von räumlicher Enge, jeglichem Fehlen von Privatsphäre, strikt durchorganisierten Tagesabläufen und zum Teil harter Arbeit geprägt. Psychische Gewalt zeigte sich u.a. in Form von Bedrohungen, Erniedrigungen und Stigmatisierungen: Heimkindern wurde von ihren Erzieher\*innen systematisch vermittelt, als Heimkinder nichts wert zu sein.

Der überwiegende Teil der bayerischen Heime befand sich in kirchlicher Trägerschaft. Bei vielen Betreuungspersonen handelte es sich um Geistliche ohne jegliche pädagogische Ausbildung. Die Erziehung war geprägt von einer „schwarzen Pädagogik“, deren ideologischer Bezugsrahmen sich auch aus dem bruchlosen Übergang der nationalsozialistischen in die bundesdeutsche Heimerziehung konstituierte.

Die Schicksale der ehemaligen Heimkinder verweisen auf ein weitreichendes Systemversagen. Nicht nur das Erziehungspersonal trägt die Verantwortung für die zum Teil unmenschlichen Bedingungen in den Heimen, in denen die von uns Befragten untergebracht waren, sondern auch die Träger der Einrichtungen sowie die Jugendämter und Aufsichtsbehörden.

Trotz immer wieder von fachwissenschaftlicher Seite geäußelter Kritik imponiert das Beharrungsvermögen dieses institutionellen Komplexes, der offensichtliche Rechtsbrüche bis weit in die 1970er Jahre flankierte und legitimierte. Das Argument, dass Erziehung „damals so war“ entbehrt jeglicher Grundlage, da auch damals geltende gesetzliche Vorschriften (u.a. das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland) systematisch verletzt und ignoriert wurden.

Die in den Heimen untergebrachten Mädchen und Jungen sahen sich zumeist einer Situation des vollkommenen Ausgeliefertseins gegenüber. Viele reagierten mit Flucht, manche mit Suizid.

### 10.3 FOLGEN DER HEIMERZIEHUNG UND VERSUCHE DER BEWÄLTIGUNG

Die negativen Folgen der Heimerziehung sind in den meisten Fällen gravierend und betreffen alle wichtigen Lebensbereiche: Berufliche Entwicklung, soziale und intime Beziehungen, körperliche und psychische Gesundheit: (1) In den meisten Fällen gab es in den Heimen keine systematische schulische Förderung. Die Kinder wurden häufig in „Hilfsschulen“ und später in perspektivlose Ausbildungssparten „abgeschoben“. Zu konstatieren ist hier eine Praxis der „Verunmöglichung“, die den meisten jungen Menschen schlechte Startbedingungen nach ihrer Zeit im Heim bescherte. Die Folge sind zum Teil lebenslange prekäre Existenzbedingungen. (2) Geringer Selbstwert, Misstrauen und Abhängigkeitsängste führen im weiteren Lebensverlauf häufig zu sozialen Problemen, Schwierigkeiten in Paarbeziehungen und Einsamkeit. (3) Bei den befragten Frauen und Männern findet sich eine deutliche Häufung u.a. von Traumafolgestörungen, Depressionen und Ängsten, die mit deutlichen Einschränkungen in der Lebensführung verbunden sind. Darüber hinaus zeigen sich unmittelbar oder mittelbar aus den Misshandlungen im Heim hervorgegangene körperliche Schädigungen. Berufliche, soziale und gesundheitliche Auswirkungen der Heimerziehung beeinträchtigen einander wechselseitig und führen in einer Art „Negativspirale“ zur Chronifizierung prekärer Lebensbedingungen. (4) Es fällt auf, dass die biografischen Belastungen bei jenen Personen, die bereits im Säuglings- bzw. Kleinkindalter in Heimen untergebracht wurden, noch stärker ausgeprägt sind als bei denjenigen, die erst später ins Heim kamen.

Die meisten der befragten ehemaligen Heimkinder befinden sich bereits im Rentenalter. Ihren Berichten zufolge kommt es in diesem Lebensabschnitt zu einer Verschärfung ihrer Probleme sowohl im gesundheitlichen als auch im sozialen und finanziellen Bereich. Viele von ihnen sind arm, leiden unter Einsamkeit, körperlichen Gebrechen und psychischen Belastungen (v.a. Depressionen). Als besonders problematisch wird die Perspektive erachtet, in absehbarer Zeit in einem Krankenhaus, Alters- oder Pflegeheim betreut zu werden. Die antizipierten Analogien zur Heimunterbringung in der Kindheit werden als unerträglich empfunden.

den, weil die Gefahr von Fremdbestimmung und Ausgeliefertsein als äußerst bedrohlich erlebt wird.

Deutlich zeigt sich das Phänomen der intergenerationalen Transmission von Problemlagen. Viele Heimkinder kamen aus Familien, die von den Schrecken des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs gezeichnet waren. Ihre Mütter und Väter waren häufig schwerst traumatisiert und ihrer Existenzgrundlagen beraubt – mit den entsprechenden Folgen für die Bedingungen des Aufwachsens für deren Kinder. Die Heime wurden ihrem Auftrag, die Belastungen für die ihnen anvertrauten Kinder abzumildern, in den meisten Fällen nicht gerecht, sondern verstärkten häufig noch das Leiden der Mädchen und Jungen. Selbst traumatisiert hatten diese Menschen später ihrerseits Schwierigkeiten, ihre Elternrolle zuverlässig wahrzunehmen.

Ehemalige Heimkinder haben zu jeder Zeit ihres Lebens versucht, die Erfahrungen im Heim konstruktiv zu bewältigen. Eine nicht geringe Anzahl hat sich trotz schlechter Startbedingungen beruflich „durchgekämpft“ und sich im Erwerbsleben etabliert. Manche entwickelten als „Überlebenskämpfer\*innen“ einen ausgeprägten Widerstandsgeist und erarbeiteten sich Schritt für Schritt jenen Platz in der Gesellschaft, der ihn qua Zuschreibung als „Heimkind“ zunächst verwehrt bleiben sollte. Die Bewältigung der Heimerfahrung gelang vor allem auch dann, wenn die ehemaligen Heimkinder in verschiedenen Phasen ihres Lebens auf Unterstützer\*innen (z.B. Lehrkräfte, Chefs,...) getroffen sind, die deren Potenziale erkannt und sie ermutigt haben, ihren Weg weiterzugehen. Auch gelingende Paarbeziehungen trugen in manchen Fällen zu einer erfolgreichen Bewältigung der im Heim gemachten Erfahrungen bei. Positive Bewältigungsbiografien sind sehr präzise mit dem Konzept der Handlungsbefähigung erfassbar. Trotz schwerwiegender Belastungen in Kindheit und Jugend schafft es ein relevanter Teil der ehemaligen Heimkinder, ihr Leben und ihre Umwelt als sinnhaft, verstehbar und beeinflussbar wahrzunehmen. Nicht wenige fühlen sich sozialen Gruppen zugehörig, haben vielfältige Interessen und sind in der Lage, sich selbst zu akzeptieren. Einschränkend ist aber zu sagen, dass eine mit diesen Kriterien operationalisierbare hohe Handlungsbefähigung vor allem bei jenen Frauen und Männern zu beobachten ist, die vergleichsweise weniger Gewalt erlebten und sich durch ihre Zeit im Heim insgesamt weniger belastet fühlen.



## 10.4 EMPFEHLUNGEN

- a. Es bedarf einer Verstärkung eines Beratungs- und Unterstützungsangebots für Frauen und Männer, die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1975 in Heimen untergebracht waren z.B. in Form einer weiterbestehenden Anlaufstelle. Dieses Angebot sollte allen Betroffenen offenstehen (nicht auf die Zeit 1949 bis 1975 begrenzt bleiben).
- b. Es müssen auch für die kommenden Jahre finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt werden, um die teils dramatischen gesundheitlichen und ökonomischen Folgen ehemaliger Heimkinder abzumildern.
- c. Die Auszahlung solcher Mittel muss niedrigschwellig, unbürokratisch und zeitnah erfolgen.
- d. Es sind Anstrengungen zu unternehmen, um auch einen größeren Teil jener ehemaligen Heimkinder zur Inanspruchnahme von Leistungen zu motivieren, die bisher nicht erreicht werden konnten. Heimträger und/oder Jugendämter sollten dazu verpflichtet werden, das Thema weiterhin in der Öffentlichkeit zu halten und ehemalige Heimkinder auf entsprechende Leistungen aufmerksam zu machen.
- e. Ehemaligen Heimkindern muss die Möglichkeit geboten werden, in einem für sie kontrollierbaren Rahmen ihre Geschichte erzählen zu können, gehört und anerkannt zu werden.
- f. Es bedarf eines klaren Bewusstseins für bestimmte Erfordernisse in der Altenpflege und Altenhilfe im Umgang mit ehemaligen Heimkindern. Es müssen Betreuungsformen geschaffen werden, die in deutlicher Abgrenzung zu den Strukturen und Atmosphären früherer Kinder- und Jugendheime konzipiert sind. Hier geht es zentral um die Vermeidung von Gefühlen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins und um die Verhinderung von Retraumatisierungen.
- g. Es bedarf einer deutlichen, glaubwürdigen und nachhaltigen gesamtgesellschaftlichen Anerkennung des von den ehemaligen Heimkindern erlittenen Leids, z.B. in Form von Mahnmalen, Museen, Veranstaltungen, etc... Diese Erinnerungskultur ist in einem größeren Kontext der gesellschaftlichen Entstigmatisierung von (ehemaligen) Heimkindern zu sehen. Die Tatsache der Unterbringung in einer stationären Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung darf nicht länger als biografischer Makel gelten.
- h. Erkenntnisse aus der Analyse der Heimerziehung aus den 1950er und 1960er Jahren müssen in sorgfältiger Weise in der Reflexion der Verhältnisse in der gegenwärtigen stationären Kinder- und Jugendhilfe Berücksichtigung finden. Grundlegende Aspekte wie Mitbestimmung, Beschwerdekultur und Transparenz müssen immer wieder „neu belebt“ werden, um – auch partielle – Rückfälle in frühere Zeiten der Heimerziehung

keinesfalls zuzulassen. Neue Konzepte wie jenes der Ombudschaft müssen flächendeckend umgesetzt werden. Für diese Reflexion unter der Perspektive der Prävention muss ein Konzept erarbeitet werden.

- i. Sowohl in der stationären Kinder- und Jugendhilfe als auch in den Jugendämtern und Heimaufsichten ist die Personalausstattung zu verbessern, um Überforderungen zu vermeiden und dem Auftrag, fremduntergebrachten Kindern und Jugendlichen bei der Verarbeitung ihrer biografischen Belastungen zu helfen und ihre Bildungschancen zu verbessern, tatsächlich gerecht zu werden. Auch bei der Beratung und Begleitung ehemaliger Heimkinder ist auf geeignete Arbeitsbedingungen zu achten, um Überlastungen auf Seiten der Berater\*innen entgegenzuwirken.
- j. Diese Evaluation entlastet nicht Träger und Einrichtungen von der Aufgabe, selbst wissenschaftliche Aufarbeitungsprojekte zu initiieren, um Taten und Täter\*innen zu benennen und Betroffenen die konkrete Anerkennung ihres Leids ermöglichen.

## 11 LITERATUR

- Achenbach, T. M. & Edelbrock, C. (1983). *Manual for the Child Behavior Checklist and Revised Child Behavior Profile*. Burlington, VT: University of Vermont.
- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit* (Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Band 36). Tübingen: dgvt Verlag.
- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ. (2010). *Geschäftsbericht 2009* (Vorstand der AGJ e.V., Hrsg.). Berlin. Zugriff am 31.07.2018. Verfügbar unter [https://www.agj.de/fileadmin/files/wir\\_ueber\\_uns/AGJ\\_Geschaeftsbericht\\_2009.pdf](https://www.agj.de/fileadmin/files/wir_ueber_uns/AGJ_Geschaeftsbericht_2009.pdf)
- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ. (2011). *Geschäftsbericht 2010* (Vorstand der AGJ e.V., Hrsg.). Berlin. Zugriff am 31.07.2018. Verfügbar unter [https://www.agj.de/fileadmin/files/wir\\_ueber\\_uns/AGJ\\_Geschaeftsbericht\\_2010.pdf](https://www.agj.de/fileadmin/files/wir_ueber_uns/AGJ_Geschaeftsbericht_2010.pdf)
- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ. (2012). *Geschäftsbericht 2011* (Vorstand der AGJ e.V., Hrsg.). Berlin. Zugriff am 31.07.2018. Verfügbar unter [https://www.agj.de/fileadmin/files/wir\\_ueber\\_uns/AGJ\\_Geschaeftsbericht\\_2011.pdf](https://www.agj.de/fileadmin/files/wir_ueber_uns/AGJ_Geschaeftsbericht_2011.pdf)
- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ. (2013). *Geschäftsbericht 2012* (Vorstand der AGJ e.V., Hrsg.). Berlin. Zugriff am 31.07.2018. Verfügbar unter [https://www.agj.de/fileadmin/files/wir\\_ueber\\_uns/AGJ\\_Geschaeftsbericht\\_2012.pdf](https://www.agj.de/fileadmin/files/wir_ueber_uns/AGJ_Geschaeftsbericht_2012.pdf)
- Arendt, H. (2001). *Vita activa oder Vom tätigen Leben* (Bd. 217, 12. Aufl.). München: Piper.
- Bab, B. (2014). Alleinerziehende Mütter von 1900 bis heute. *Informationen für Einelternfamilien* (4). Zugriff am 16.10.2018. Verfügbar unter [https://www.vamv.de/fileadmin/user\\_upload/bund/dokumente/Publikationen/Info\\_4\\_2014.pdf](https://www.vamv.de/fileadmin/user_upload/bund/dokumente/Publikationen/Info_4_2014.pdf)
- Badinter, E. (1988). *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jh. bis heute* (Dtv-Sachbuch, Bd. 10240, 4. Auflage). München: Dt. Taschenbuch-Verl.
- Bandura, A. (1977). Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. *Psychological Review*, 84 (2), S. 191.-215.
- Becker, H. S. (1973). *Außenseiter: Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Beck-Gernsheim, E. (1989). *Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind* (Die Frau in der Gesellschaft, Bd. 3754). Frankfurt am Main: Fischer.
- Behnisch, M. & Schäfer, D. (2018). Sexuelle Gewalt und der Umgang mit Sexualität in der Heimerziehung. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuidier (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 469–478). Weinheim: Beltz Juventa.
- Behringer, L., Gmür, W. & Hackenschmied, G. (2015). *Arbeit mit Vätern von Kindern mit Behinderung. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung*. Benediktbeuren. Zugriff am 17.08.2018. Verfügbar unter [http://www.ipp-muenchen.de/texte/2015\\_10\\_vaeter\\_bericht.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/2015_10_vaeter_bericht.pdf)

- Bellis, M. D. de & Zisk, A. (2014). The biological effects of childhood trauma. *Child and adolescent psychiatric clinics of North America*, 23 (2), 185-222.
- Blandow, J. & Ristau-Grzebelkow (2011) Pflegekinderhilfe in Deutschland. Entwicklungslinien. In Kindler, H. (Hrsg.). *Handbuch Pflegekinderhilfe* (2. Auflage). (S. 31 – 47). München: Deutsches Jugendinstitut.
- BMFSFJ. (2016). *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Ergebnisse des Vierten Deutschen Freiwilligensurveys*. Zugriff am 10.10.2018. Verfügbar unter <https://www.bmfsfj.de/blob/113702/53d7fdc57ed97e4124ffec0ef5562a1/vierter-freiwilligensurvey-monitor-data.pdf>
- Böhnisch, L. & Schröer, W. (2013). *Soziale Arbeit - eine problemorientierte Einführung* (UTB). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Breuer, F. (Hrsg.). (1996). *Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendung eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brisch, K. H. & Hellbrügge, T. (Hrsg.). (2015). *Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern* (5. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Butterwegge, C. (2015). *Hartz IV und die Folgen. Auf dem Weg in eine andere Republik?* (2. Auflage). Weinheim: Beltz Juventa.
- Clemens, I. *Dance and Struggle. Voraussetzungen, das Navigieren in sozialen Netzwerken zu lernen*. Vortrag im Rahmen der Veranstaltung "Alles Netzwerk oder was? Bilanzierung der Netzwerkforschung und -praxis aus unterschiedlichen Perspektiven" (23.06.2018), Freiburg im Breisgau.
- Colton, M., Roberts, S. & Vanstone, M. (2010). Sexual abuse by men who work with children. *Journal of child sexual abuse*, 19 (3), 345–364.
- Deegener, G. & Körner, W. (Hrsg.). (2005). *Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Ein Handbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Deleuze, G. & Guattari, F. (2016). *Anti-Ödipus* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 224, 15. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dill, H. & Gmür, W. (2014). *Abschlussbericht zum Modellprojekt "Präventive Hausbesuche für ältere Münchnerinnen und Münchner"*. München. Verfügbar unter <https://www.ris-muenchen.de/RII/RII/DOK/SITZUNGSVORLAGE/3441248.pdf>
- Dill, H., Straus, F. & Weinhandl, K. (2018). *Förderprogramm Jugendhilfe in der Schule Frankfurt am Main. Abschlussbericht der Evaluation*. München: Institut für Praxisforschung und Projektberatung.
- Dlugosch, S. (2010). *Mittendrin oder nur dabei? Miterleben häuslicher Gewalt in der Kindheit und seine Folgen für die Identitätsentwicklung*. Zugl.: München, Univ., Diss., 2009. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Donoghue, E. & Gontermann, A. (2012). *Raum*. München: Piper.
- Ehrenberg, A. (2015). *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart* (Campus Bibliothek, 2. Auflage). Frankfurt: Campus.

- Falkai, P. & Döpfner, M. (Hrsg.). (2015). *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen– DSM-5®*. Göttingen: Hogrefe.
- Fergusson, D. M., McLeod, G.F.H. & Horwood, L. J. (2013). Childhood sexual abuse and adult development outcomes: Findings from a 30-year longitudinal study in New Zealand. *Child Abuse & Neglect*, 37 (9), 664–674.
- Fernau, S. & Hellmann, D. F. (Hrsg.). (2014). *Sexueller Missbrauch Minderjähriger durch katholische Geistliche in Deutschland* (Interdisziplinäre Beiträge zur Kriminologischen Forschung, Bd. 45, 1. Auflage). Baden-Baden: Nomos.
- Finkelhor, D., Ormrod, R. K. & Turner, H. A. (2007). Poly-victimization. A neglected component in child victimization. *Child Abuse & Neglect*, 31 (1), 7–26.
- Fischer, G. & Riedesser, P. (2016). *Lehrbuch der Psychotraumatologie* (UTB Medizin, Psychologie, Bd. 8165, 4. Auflage). München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Foucault, M. (1994). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (Bd. 2271). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fritz, S. (2018). *Wie kommt der Krieg ins Kind*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Frölich, M. (2013). Heimerziehung in der Bundesrepublik 1949-1975. *Pädagogischer Rundbrief des LVKE*, 63 (1), 6–15. Zugriff am 02.07.2018. Verfügbar unter <file:///C:/Users/admin/Downloads/PR.4.2012.pdf>
- Galtung, J. (1984). *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung*. (Rororo, Bd. 1877). Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Gerlach, I. (2009). Familienpolitik. Geschichte und Leitbilder. *Informationen zur politischen Bildung*, 2008 (301). Zugriff am 30.08.2018. Verfügbar unter <http://www.bpb.de/izpb/8047/familienpolitik-geschichte-und-leitbilder?p=all>
- Goffman, E. (1973). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* (Edition Suhrkamp, Bd. 678). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goltermann, S. (2009). *Die Gesellschaft der Überlebenden. Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg* (2. Auflage). München: Deutsche Verlagsanstalt.
- Gries, R. & Satjukow, S. (2015). *"Bankerte!". Besatzungskinder in Deutschland nach 1945*. Frankfurt: Campus.
- Hackenschmied, G., Busch, B. & Straus, F. (2016). *Heimkinder zwischen 1945 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung). Eine Expertise zu einer geplanten Studie*. Zugriff am 20.08.2018. Verfügbar unter [https://zbf.bayern.de/imperia/md/content/blvf/vergabe/20170509\\_anlage7.pdf](https://zbf.bayern.de/imperia/md/content/blvf/vergabe/20170509_anlage7.pdf)
- Hackenschmied, G. & Mosser, P. (2017). *Gutachten - Untersuchung von Fällen sexualisierter Gewalt im Verantwortungsbereich des Bistums Hildesheim – Fallverläufe, Verantwortlichkeiten, Empfehlungen*, Institut für Praxisforschung und Projektberatung. Verfügbar unter [http://www.ipp-muenchen.de/texte/IPP\\_Muenchen\\_Gutachten\\_Bistum\\_Hildesheim.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/IPP_Muenchen_Gutachten_Bistum_Hildesheim.pdf)

- Hackenschmied, G. & Mosser, P. (2018a). Individuelle und kollektive Aufarbeitung sexualisierter Gewalt am Beispiel der Odenwaldschule – ein Werkstattbericht. In U. Haerendel (Hrsg.), „*Kindheitsverletzungen*“ – *Wie gehen wir heute mit sexueller Gewalt an Kindern um?* (epd-Dokumentation). Frankfurt a.M.: Evangelischer Pressedienst.
- Hackenschmied, G. & Mosser, P. (2018b). Kirchliche Einrichtungen als Orte sexualisierter Gewalt. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Hafeneger, B., Henkenborg, P. & Scherr, A. (Hrsg.). (2007). *Pädagogik der Anerkennung. Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder*. Schwalbach/Ts.: Debus Pädagogik Verlag.
- Halbwachs, M. (1985). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Harvey, A. G., Jones, C. & Schmidt, D. A. (2003). Sleep and posttraumatic stress disorder: A review. *Clinical Psychology Review*, 23, 377–407.
- Helfferich, C., Kavemann, B. & Kindler, H. (Hrsg.). (2016). *Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt*. Wiesbaden: Springer VS.
- Helfferich, C., Kavemann, B. & Nagel, B. (2018). Reviktimisierung nach sexuellem Missbrauch. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 858–868). Weinheim: Beltz Juventa.
- Helming, E., Kindler, H., Langmeyer, A., Mayer, M., Mosser, P., Entleitner, C. et al. (2011). *Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen in Institutionen. Abschlussbericht*. München: Deutsches Jugendinstitut. Zugriff am 24.02.2017. Verfügbar unter [http://www.dji.de/sgmj/Abschlussbericht\\_Sexuelle\\_Gewalt\\_02032012.pdf](http://www.dji.de/sgmj/Abschlussbericht_Sexuelle_Gewalt_02032012.pdf)
- Herman, J. L. (2010). *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (Konzepte der Psychotraumatologie, 3. Auflage). Paderborn: Junfermann.
- Hess, J. (2018). Narrative Zugänge in der Forschung zu sexualisierter Gewalt. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 926–934). Weinheim: Beltz Juventa.
- Heuft, G. (2004). Traumatisierung im Lebenslauf und Trauma-Reaktivierung im Alter. *Psychotherapie im Alter*, 1 (3), 23–35.
- Höfer, R., Sievi, Y., Straus, F. & Teuber, K. (2017). *Verwirklichungschance SOS-Kinderdorf. Handlungsbefähigung und Wege in die Selbstständigkeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Honneth, A. (1992). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte* (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, A. (2010). *Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1959, 1. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Hoops, S. & Holthusen, B. (2011). Delinquenz im Jugendalter – Ein Indikator für Gefährdung? *IZKK-Nachrichten* (1), 36–40. Zugriff am 24.08.2018. Verfügbar unter [https://www.dji.de/fileadmin/user\\_upload/jugendkriminalitaet/IZKK\\_gefaehrdung\\_HoHo.pdf](https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/jugendkriminalitaet/IZKK_gefaehrdung_HoHo.pdf)

- Huber, M. (2003). *Trauma und die Folgen* (Reihe Fachbuch Traumatherapie). Paderborn: Junfermann.
- Hubert, H. (2002). *Geschlossene Unterbringung als pädagogisches Konzept? Alter Wein in neuen Schläuchen*. Zugriff am 04.08.2018. Verfügbar unter [http://geschlossene-unterbringung.de/wp-content/uploads/2013/12/Hubert-Harry-GU\\_als\\_paed\\_konz.pdf](http://geschlossene-unterbringung.de/wp-content/uploads/2013/12/Hubert-Harry-GU_als_paed_konz.pdf)
- Kappeler, M. (2008a). Kein üblicher Vorgang. Bundesfamilienministerium missachtet Beschluss des Bundestages zur Einrichtung eines runden Tisches über die Aufarbeitung der Heimerziehung in der Nachkriegszeit. *neue praxis*, 38 (6), 665–675.
- Kappeler, M. (2008b). Von der Heimkampagne zur Initiative des Vereins ehemaliger Heimkinder. Über den Umgang mit Vergangenheitsschuld in der Kinder- und Jugendhilfe. *neue praxis*, 38 (4), 371–384.
- Kappeler, M. (2009a). *Der Kampf ehemaliger Heimkinder um die Anerkennung des an ihnen begangenen Unrechts*. Zugriff am 21.07.2018. Verfügbar unter [http://www.veh-ev.eu/Kappeler-Kampf\\_ehemaliger\\_Heimkinder\\_\\_um\\_Anerkennung\\_2.pdf](http://www.veh-ev.eu/Kappeler-Kampf_ehemaliger_Heimkinder__um_Anerkennung_2.pdf)
- Kappeler, M. (2009b). *Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Heimerziehung*. Vortrag in der 1. Arbeitssitzung des Runden Tisches zur Aufarbeitung der Heimerziehung der vierziger bis siebziger Jahre am 2./3. April 2009. Zugriff am 21.07.2018. Verfügbar unter [http://gewalt-im-jhh.de/VORTRAG-am-RUNDEN-TISCH-am-02-04-2009\\_-\\_Zur-zeitgeschichtlichen-Einordnung-der-Heimerziehung.pdf](http://gewalt-im-jhh.de/VORTRAG-am-RUNDEN-TISCH-am-02-04-2009_-_Zur-zeitgeschichtlichen-Einordnung-der-Heimerziehung.pdf)
- Kappeler, M. (2010a). Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der Heimerziehung. *Soziale Arbeit*, 59 (4/5), 132–144.
- Kappeler, M. (2010b). Zwischen den Zeilen gelesen - Kritik des Zwischenberichts des Runden Tisches Heimerziehung. *neue praxis*, 40 (2).
- Kappeler, M. (2011). Unrecht und Leid - Rehabilitation und Entschädigung? Der Abschlussbericht des Runden Tisches Heimerziehung. *neue praxis*, 41 (1), 3–19.
- Kappeler, M. (2012). Die Asymmetrie der Macht am Runden Tisch Heimerziehung. *Widersprüche*, 32 (123), 83–104. Zugriff am 05.08.2018.
- Kappeler, M. (2015). Betroffenenorganisationen und BetroffenenvertreterInnen im Spannungsfeld der Aushandlung an den Runden Tischen. In J. M. Fegert & M. Wolff (Hrsg.), *Kompendium "Sexueller Missbrauch in Institutionen". Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (S. 83–103). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kappeler, M. (2017a). *"Kindheit im Heim - Anvertraut und ausgeliefert". Vortrag auf der Eröffnungsveranstaltung der Ausstellung „Geschichte der Kindheit im Heim“ im „Großen Waisenhaus“ in Potsdam am 24.10.2017*. Verfügbar unter [https://www.stiftungwaisenhaus.de/wp-content/uploads/pdf/gdkih/2017-10-24\\_Kappeler\\_Eroeffnungsvortrag.pdf](https://www.stiftungwaisenhaus.de/wp-content/uploads/pdf/gdkih/2017-10-24_Kappeler_Eroeffnungsvortrag.pdf)
- Kappeler, M. (2017b). *"Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben" - Mädchen und Jungen in Jugendkonzentrationslagern*. Vortrag im Begleitprogramm der Ausstellung "Geschichte der Kindheit im Heim" am 23.11.2017 im ehemaligen Militärwaisenhaus in Potsdam. Zugriff am 21.07.2018. Verfügbar unter [https://www.stiftungwaisenhaus.de/wp-content/uploads/pdf/gdkih/2017-11-20\\_Kappeler\\_JugendKZ.pdf](https://www.stiftungwaisenhaus.de/wp-content/uploads/pdf/gdkih/2017-11-20_Kappeler_JugendKZ.pdf)

- Kavemann, B., Graf-van Kesteren, A., Rothkegel, S. & Nagel, B. (Hrsg.). (2015). *Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Keupp, H. (2013). Verwirklichungschancen für gelingendes Leben – Der Capability Approach und die Gesundheitsförderung Heranwachsender. *Jugendsozialarbeit Aktuell*, 119, 1–4.
- Keupp, H. (2015). Alter ist auch nicht mehr das, was es einmal war. *Forum Gemeindepsychologie*, 20 (2). Zugriff am 28.07.2018. Verfügbar unter <http://www.gemeindepsychologie.de/fg-2-20150.html>
- Keupp, H., Mosser, P., Hackenschmied, G., Busch, B. & Straus, F. (2019). *Die Odenwaldschule als Leuchtturm der Reformpädagogik und als Ort sexualisierter Gewalt. Eine sozialpsychologische Perspektive*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Keupp, H., Straus, F., Mosser, P., Gmür, W. & Hackenschmied, G. (2017a). *Schweigen - Aufdeckung - Aufarbeitung. Sexualisierte, psychische und physische Gewalt im Benediktinerstift Kremsmünster* (Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend). Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-14654-2>
- Keupp, H., Straus, F., Mosser, P., Gmür, W. & Hackenschmied, G. (2017b). *Sexueller Missbrauch und Misshandlungen in der Benediktinerabtei Ettal. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung* (Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend). Wiesbaden: Springer VS.
- Kindler, H. (2007). Partnergewalt und Beeinträchtigungen kindlicher Entwicklung: Ein Forschungsüberblick. In B. Kavemann (Hrsg.), *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt* (2. Auflage, S. 36–53). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kuhlmann, C. (1989). *Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe zwischen Zuwendung und Vernichtung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen 1933-1945*. Weinheim: Juventa-Verl.
- Kuhlmann, C. (2010). Erziehungsvorstellungen in der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. Maßstäbe für angemessenes Erziehungsverhalten und für Grenzen ausgeübter Erziehungs- und Anstaltsgewalt. In Runder Tisch "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren" RTH (Hrsg.), *Expertisen des Runden Tisches "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren"* (S. 39–75). Berlin.
- Kühner, A. (2007). *Kollektive Traumata. Konzepte, Argumente, Perspektiven* (Psyche und Gesellschaft). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Lenz, A. (2014). *Kinder psychisch kranker Eltern* (2. Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Lindgren, A., Wikland, I. & Kornitzky, A.-L. (2011). *Die Brüder Löwenherz*. Hamburg: Oetinger.
- Margalit, A. (1997). *Politik der Würde. Über Achtung und Verachtung* (Suhrkamp Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 2041, 1. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.
- Mosser, P. Auswirkungen sexualisierter Gewalt – Grundzüge einer sozialwissenschaftlichen Theorie unter einer bewältigungsorientierten Perspektive. In G. Stecklina & J. Wienforth (Hrsg.), *Lebensbewältigung. Perspektiven für die Praxis Sozialer Arbeit* (Übergangs- und Bewältigungsforschung). Weinheim: Beltz Juventa (im Erscheinen).



- Mosser, P. (2018). Folgen und Nachwirkungen sexualisierter Gewalt. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuidler (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 822–831). Weinheim: Beltz Juventa.
- Mosser, P., Gmür, W. & Hackenschmied, G. (2018). Sozialwissenschaftliche Studien als Instrument zur Aufarbeitung sexualisierter Gewalt in Institutionen. In A. Retkowski, A. Treibel & E. Tuidler (Hrsg.), *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis* (S. 814–821). Weinheim: Beltz Juventa.
- Mosser, P. & Schlingmann, T. (2013). Plastische Chirurgie an den Narben der Gewalt – Bemerkungen zur Medizinisierung des Traumbegriffs. *Forum Gemeindepsychologie*, 18 (1). Verfügbar unter: [http://www.gemeindepsychologie.de/fg-1-2013\\_04.html](http://www.gemeindepsychologie.de/fg-1-2013_04.html)
- MSD Manual. (2018). *Oppositionelle Verhaltensstörung. Ausgabe für medizinische Fachkreise*. Zugriff am 02.07.2018. Verfügbar unter <https://www.msmanuals.com/de-de/profi/p%C3%A4diatrie/psychiatrische-st%C3%B6rungen-im-kindes-und-jugendalter/impulskontrollst%C3%B6rungen>
- Mullen, P. E., Martin, J. L., Anderson, J. C., Romans, S. E. & Herbison, G. P. (1996). The long-term impact of the physical, emotional, and sexual abuse of children. A community study. *Child Abuse & Neglect*, 20 (1), 7–21.
- Müller-Schwefe, R. (2015). Der primäre Rückzug: Depression, Dissoziation und Resignation nach schweren Traumata. *Trauma – Zeitschrift für Psychotraumatologie und ihre Anwendungen*, 13 (2), 78–93.
- Müters, S., Hoebel, J. & Lange, C. (Robert Koch-Institut, Hrsg.). (2013). *Diagnose Depression: Unterschiede bei Frauen und Männern*. GBE kompakt: 4 (2). Zugriff am 17.08.2018. Verfügbar unter [http://www.gbe-bund.de/gbe10/abrechnung.prc\\_abr\\_test\\_logon?p\\_uid=gast&p\\_aid=0&p\\_knoten=FID&p\\_sprache=D&p\\_suchstring=15968](http://www.gbe-bund.de/gbe10/abrechnung.prc_abr_test_logon?p_uid=gast&p_aid=0&p_knoten=FID&p_sprache=D&p_suchstring=15968)
- Noll, J. G., Trickett, P. K., Harris, W. W. & Putnam, F. W. (2009). The cumulative burden borne by offspring whose mothers were sexually abused as children. *Journal of Interpersonal Violence*, 24 (3), 424–449.
- Nothdurft, W. (2007). Anerkennung. In J. Straub, A. Weidemann & D. Weidemann (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe - Theorien - Anwendungsfelder* (1. Aufl., S. 110–122). Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH.
- Notz, G. (2017). "Von sittenlosen Weibern" zu einer Familienform wie andere auch. Entwicklung der rechtlichen und sozialen Situation Alleinerziehender. In Verband alleinerziehender Mütter und Väter (VAMV) (Hrsg.), *Alleinerziehend früher, heute und morgen. Erfolge, Herausforderungen und Handlungsbedarfe* (S. 15–26). Dokumentation 2017. Berlin. Verfügbar unter [https://www.vamv.de/uploads/media/VAMV\\_Doku\\_2017\\_Web.pdf](https://www.vamv.de/uploads/media/VAMV_Doku_2017_Web.pdf)
- Papoušek, M., Schieche, M., Wurmser, H. & Barth, R. (Hrsg.). (2010). *Regulationsstörungen der frühen Kindheit. Frühe Risiken und Hilfen im Entwicklungskontext der Eltern-Kind-Beziehungen* (Psychologie-Forschung, 2. Nachdr.). Bern: Huber.
- Petermann, F. & Petermann, U. (2013). Störung des Sozialverhaltens. *Kindheit und Entwicklung*, 22 (3), 123–126.

- Preuss-Lausitz, U. (2010). *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg* (Reihe Pädagogik Beltz, 4. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Price-Robertson, R., Rush, P., Wall, L. & Higgins, D. (2013). *Rarely an isolated incident. Acknowledging the interrelatedness of child maltreatment, victimisation and trauma*, Australian Institute of Family Studies. Zugriff am 23.08.2018. Verfügbar unter <https://aifs.gov.au/cfca/sites/default/files/cfca/pubs/papers/a144788/cfca15.pdf>
- Rädlinger, C. (2014). *"Weihnachten war immer sehr schön". Die Kinderheime der Landeshauptstadt München von 1950 bis 1975; Aufarbeitung der Heimerziehung (Fürsorgeerziehung) in den Jahren 1950 bis ca. 1975 in Münchner Heimen in stadteigener Trägerschaft*. München: Franz Schiermeier.
- Rieske, T. V., Scambor, E., Witzenzellner, U., Könnecke, B. & Puchert, R. (Hrsg.). (2018). *Aufdeckungsprozesse männlicher Betroffener von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend. Verlaufsmuster und hilfreiche Bedingungen* (Sexuelle Gewalt und Pädagogik, Bd. 4). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Robert Koch-Institut. (2014a). *Depression. Faktenblatt zu GEDA 2012: Ergebnisse der Studie »Gesundheit in Deutschland aktuell 2012«* (Robert Koch-Institut, Hrsg.). Berlin. Verfügbar unter [www.rki.de/geda](http://www.rki.de/geda)
- Robert Koch-Institut. (2014b). *Koronare Herzkrankheit. Faktenblatt zu GEDA 2012: Ergebnisse der Studie »Gesundheit in Deutschland aktuell 2012«* (Robert Koch-Institut, Hrsg.). Berlin. Verfügbar unter [www.rki.de/geda](http://www.rki.de/geda)
- Robinaugh, D. J. & McNally, R. J. (2011). Trauma centrality and PTSD symptom severity in adult survivors of childhood sexual abuse. *Journal of traumatic stress, 24* (4), 483–486. <https://doi.org/10.1002/jts.20656>
- Rösler, S. (2012). *Regionale Anlauf- und Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder in Bayern* (Zentrum Bayern Familie und Soziales - Bayerisches Landesjugendamt (BLJA), Hrsg.) (Sonderdruck 2/2012). Verfügbar unter [http://www.blja.bayern.de/imperia/md/content/blvf/bayerlandesjugendamt/sonderdruck\\_raben\\_2\\_2012.pdf](http://www.blja.bayern.de/imperia/md/content/blvf/bayerlandesjugendamt/sonderdruck_raben_2_2012.pdf)
- Rösler, S. (2015). *Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland in den Jahren 1949 bis 1975: Der aktuelle Stand der Aufarbeitung*. Fachtagung Soziale Arbeit - (k)ein Ort der Menschenrechte? Stand der Aufarbeitung und Formen der Vermittlung, Benediktbeuern (nicht veröffentlichter Vortrag).
- Rösler, S. (2017). "Ich kann es nicht vergessen...". Über die Aufarbeitung stationärer Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in Einrichtungen der Jugendfürsorge, der Behindertenhilfe und der Psychiatrie. In Zentrum Bayern Familie und Soziales - Bayerisches Landesjugendamt (BLJA) (Hrsg.), *Mitteilungsblatt 03-2017* (S. 2–16). München.
- RTH. (2010a). *Abschlussbericht des Runden Tisches "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren* (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ, Hrsg.). Berlin.
- RTH. (2010b). *Zwischenbericht des Runden Tisches „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren* (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe - AGJ, Hrsg.). Berlin.
- Runder Tisch "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren" RTH (Hrsg.). (2010a). *Expertisen des Runden Tisches "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren"*. Berlin.

- Runder Tisch "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren" RTH (Hrsg.). (2010b). *Wenn ehemalige Heimkinder heute zu uns in die Beratung kommen. Was müssen oder sollten wir wissen?* Materialband. Berlin. Zugriff am 13.08.2018. Verfügbar unter [https://www.fonds-heimerziehung.de/fileadmin/de.fonds-heimerziehung/content.de/dokumente/RTH\\_Materialband.pdf](https://www.fonds-heimerziehung.de/fileadmin/de.fonds-heimerziehung/content.de/dokumente/RTH_Materialband.pdf)
- Schäfter, O. (2009). Die Theorie der Anerkennung - ihre Bedeutung für pädagogische Professionalität. In A. Mörchen & M. Tolksdorf (Hrsg.), *Lernort Gemeinde. Ein neues Format der Erwachsenenbildung* (EB-Buch, Bd. 29, S. 171–182). Bielefeld: Bertelsmann.
- Schleim, S. (2017). *30 Jahre Aufmerksamkeitsstörung ADHS*. Telepolis. Zugriff am 28.07.2018. Verfügbar unter <https://www.heise.de/tp/features/30-Jahre-Aufmerksamkeitsstoerung-ADHS-3790539.html>
- Schlingmann, T. (2009). Sexuelle Gewalt, Männlichkeit und Handlungsfähigkeit - Ein Modell zum besseren Verständnis von Männern, die als Junge sexuell missbraucht wurden. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin: Freie Universität.
- Schneider, M. & Süß, J. (2015). *Nebelkinder. Kriegsenkel treten aus dem Traumaschatten der Geschichte*. München: Europa Verlag.
- Schruth, P. (2011). *Grenzen der Aufarbeitung zugefügten erzieherischen Unrechts – am Beispiel des Runden Tisches Heimerziehung. Vortrag auf der Fachtagung „Gegen unsere Ohnmacht im Umgang mit Gewalt“ des Bundesverbandes evangelischer Behindertenhilfe in Kooperation mit der BAG der Berufsbildungswerke am 30.1. – 1.2.2011 in der Ev. Akademie Hofgeismar*. Zugriff am 05.08.2018. Verfügbar unter [https://dierkschaefer.files.wordpress.com/2011/09/vortrag\\_prof-20schruth.pdf](https://dierkschaefer.files.wordpress.com/2011/09/vortrag_prof-20schruth.pdf)
- Schurke, B. & Arnold, J. (2009). Kinder und Jugendliche mit problematischem sexuellen Verhalten in (teil-)stationären Hilfen zur Erziehung. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 58, 186–214.
- Seegers, L. (2015). Vaterlose Kriegswaisen in Polen und Deutschland nach 1945. Lernen aus der Geschichte. Zugriff am 17.8.2018. Verfügbar unter <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12664>
- Seligman, M. E. P. & Rockstroh, B. (1979). *Erlernte Hilflosigkeit*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Sen, A. (2000). *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München: Hanser.
- Statistisches Bundesamt. *Statistisches Jahrbuch 2017*. Zugriff am 10.10.2018. Verfügbar unter [https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2017.pdf;jsessionid=FE7A650E103C3588AFCC7E63422487A6.InternetLive?\\_\\_blob=publicationFile](https://www.destatis.de/DE/Publikationen/StatistischesJahrbuch/StatistischesJahrbuch2017.pdf;jsessionid=FE7A650E103C3588AFCC7E63422487A6.InternetLive?__blob=publicationFile)
- Straus, F. (2018). Das Konzept Handlungsbefähigung – Ein Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung in der Jugendsozialarbeit. *BAG EJSA* (Themenheft 1/2018 Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen), 26–37.
- Straus, Florian (2008): Soziale Netzwerke und Identität. In: *Forum Gemeindepsychologie* 13. Zugriff am 10.10.2018. Verfügbar unter [http://www.gemeindepsychologie.de/fg-1-2008\\_05.html](http://www.gemeindepsychologie.de/fg-1-2008_05.html).

- Straus, F. & Höfer, R. (2010). Identitätsentwicklung und soziale Netzwerke. In C. Stegbauer (Hrsg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften* (2. Aufl., S. 201–214). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Straus, F. & Höfer, R. (2017). *Handlungsbefähigung und Zugehörigkeit junger Menschen*. München: SOS-Kinderdorf, Sozialpädagogisches Institut.
- Straus, F., Höfer, R. & Gmür, W. (1988). *Familie und Beratung. Zur Integration professioneller Hilfe in den Familienalltag; Ergebnisse einer qualitativen Befragung von Klienten* (Reihe Wissenschaft Schwerpunkt Psychologie, Bd. 9). München: Profil.
- Struck, N. (2011). Der Runde Tisch Heimerziehung und seine Folgen - eine Zwischenbilanz. *Forum Erziehungshilfen*, 17 (5), 260–263.
- Struck, N. (2015). Zum Verhältnis Runder Tisch Heimerziehung und Runder Tisch sexueller Kindesmissbrauch. In J. M. Fegert & M. Wolff (Hrsg.), *Kompendium "Sexueller Missbrauch in Institutionen". Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (S. 71–82). Weinheim: Beltz Juventa.
- Tarren-Sweeney, M. (2008). Predictors of problematic sexual behaviour among children with complex maltreatment histories. *Child Maltreatment*, 13, 182–198.
- Taylor, C. (1993). *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wagner, S. (2016). Ein unterdrücktes und verdrängtes Kapitel der Heimgeschichte. Arzneimittelstudien an Heimkindern. *Sozial. Geschichte Online*, 19, 61–113. Zugriff am 02.07.2018. Verfügbar unter [https://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-42079/04\\_Wagner\\_Heime.pdf](https://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-42079/04_Wagner_Heime.pdf)
- Wahl, K. (2012). *Aggression und Gewalt. Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher Überblick*. Heidelberg, Neckar: Spektrum Akademischer Verlag.
- Wapler, F. (2010). Expertise zu Rechtsfragen der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre. In Runder Tisch "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren" RTH (Hrsg.), *Expertisen des Runden Tisches "Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren"* (S. 77–126). Berlin.
- Watzlawick, P. (2005). Self-fulfilling prophecies. In J. O'Brien & P. Kollock (Hrsg.), *The production of reality* (4. Aufl., S. 87–109). Thousand Oaks: SAGE.
- Wendelin, H. & Loerbroks, K. (2015). Zur Debatte der Entschädigungszahlungen an Opfer. In J. M. Fegert & M. Wolff (Hrsg.), *Kompendium "Sexueller Missbrauch in Institutionen". Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (S. 104–121). Weinheim: Beltz Juventa.
- Wensierski, P. (2003). Umbarmherzige Schwestern. Priester und Nonnen misshandelten in den fünfziger und sechziger Jahren Tausende Jugendliche, die ihnen in Heimen anvertraut waren. Die damals Betroffenen wollen den Skandal nun aufklären, stoßen aber auf eine Mauer des Schweigens. *Der Spiegel*, 21, S. 70–76. Zugriff am 04.08.2018. Verfügbar unter <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/27163301>
- Wensierski, P. (2006). *Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik*. München: Dt. Verl.-Anst.

- Werner, E. (1999). Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In Opp, G./Fingerle, M./Freytag, A. (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: Ernst Reinhardt, S. 25-36.
- Wilson, J. P., Drozdek, B. & Turkovic, S. (2006). Posttraumatic shame and guilt. *Trauma, violence & abuse*, 7 (2), 122–141.
- Winkler, U. (2011). "Jugendnot" und Fürsorgeerziehung in der frühen Bundesrepublik. In M. Benad, H.-W. Schmuhl & K. Stockhecke (Hrsg.), *Endstation Freistatt. Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel bis in die 1970er Jahre* (S. 37–53). Bethel-Verlag.
- Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz.